DIE KULTUR

VIERTEL-JAHRSCHRIFT F. WISSENSCHAFT · LITERATUR UND KUNST.

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN LEO GESELLSCHAFT

XIII. JAHRG.

* 1912. *

ARCHIT·A·W·03

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN

0 0 0 0 III/1, UNGARGASSE 20. 0 0 0 0

Die bildende Kunst der Spanier.

Von Msgr. Graf Peter Vay v. Vaja.

Die Architektur.

I. Ursprung.

Die iberische Halbinsel ist unstreitig einer der eigenartigsten, einer der interessantesten Teile des Erdkreises. Spanien und seine Bevölkerung bilden eine unerschöpfliche Quelle der Beobachtung. Das Land und seine Bewohner bereiten uns fortwährend Überraschungen. So anziehend die einzelnen Gegenden sind, ebenso originell ist ihre Bevölkerung. Wild und hochkultiviert in gleicher Weise. Bald kalt und verschlossen, bald wiederum von wohltuender Wärme; bald finster und melancholisch, bald wieder fröhlich und heiter. So ist auch ihre Kunst.

Wollen wir die bildende Kunst Spaniens verstehen, ist es unbedingt notwendig, Land und Leute kennen zu lernen. Es ist, als ob die spanischen Kunstschöpfungen jenseits der Grenzen des Volkes einen Teil ihres inneren Wertes einbüßen würden. In fremdem Lande, unter fernen Zonen, in anderer Beleuchtung erlischt ihr Zauber, verschwindet ihr Eindruck.

Ein Altarbild, es mag so großartig als nur möglich sein, erzielt doch nur durch das Gittergeflecht der spanischen Kathedralen gesehen den gewünschten Eindruck. Die Goldgrund-Plastik gelangt nur in den von mystischem Dämmerlicht erfüllten Gotteshäusern zu ihrer eigenartigen Wirkung. Suchen wir die Denkmäler der Architektur auf, etwa den Palast Escurial oder die Kirche von Compostella, so vervollständigt der unvergleichliche Hintergrund, die ganze Lage, den Gesamteindruck und erfüllt ihn mit Stimmung.

Spanien ist überhaupt die Heimat der Stimmungen. Diese These dürfen wir nicht aus den Augen verlieren. Indem wir uns mitten auf unseren Wanderungen daran erinnerten, ist uns manches verständlich geworden, was uns sonst unfaßbar erschienen wäre. Die auf Schritt und Tritt ins Auge fallenden Gegensätze gleichen sich nur auf diese Weise aus. Die ohne jedweden Übergang wechselnden Licht- und Schattenwirkungen mildern sich nur so zu einem harmonischen Ganzen.

So ist die Blutmischung des Volkes. Impulsiv, leicht erregbar. Bald ernst bis zur Melancholie, kennt ihre Ausgelassenheit wieder keine Grenzen. Manchmal die Liebenswürdigkeit selbst und sanft wie ein

Kind, ein anderesmal wieder kalt und grausam bis zum Blutvergießen. Und das gilt von den oberen wie von den unteren Gesellschaftsschichten in gleicher Weise, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart unverändert.

Die Rasse ist nicht unvermischt. Die Völkerschaften, welche die pyrenäische Halbinsel durchwandert haben, die Kelten, Phönizier, Römer, Goten, Vandalen und Mauren haben alle mehr oder weniger zahlreiche Spuren hinterlassen. An der südlichen Küste stoßen wir auf die Überreste mancher blühenden phönizischen Kolonie. Merida war lange Zeit hindurch die unter Augustus gegründete Hauptstadt Lusitaniens. Von der Herrschaft der Gotenkönige legt in der Gegend von Covadonga in erster Linie das Grab des Pelayo Zeugnis ab. Von der maurischen Kunst zeugt bis auf den heutigen Tag ganz Andalusien.

Jahrhunderte hindurch beherrschten diese Menschen die Halbinsel. Die Römer besaßen fast sieben Jahrhunderte lang Kolonien. Die Araber endlich verließen erst im Jahre 1492 endgültig die von ihren mächtigen Vorfahren bewohnte Halbinsel.

All diese Eroberer ließen sich nieder, gründeten eine Nation, faßten mit einem Worte Wurzel im Lande. Was wurde aus ihren Abkömmlingen? Was aus all den Tausenden und Abertausenden von Nachkommen? Wohin kamen die Kinder dieser Leute? Von den Mudejaren allein wissen wir, daß sie Söhne maurischer Eltern sind. Das Blut der Kelten, Phönizier, Goten, Lateiner aber ist untrennbar zusammengeflossen, und nur hie und da tritt uns in einem unerwarteten Augenblick plötzlich irgend ein atavistischer Zug entgegen.

Auf diese Weise erklären sich die zahlreichen Widersprüche, welche dieses Volk bis zum heutigen Tage dem Beobachter darbietet: der eine ist mager und knochig wie ein Skandinavier, während der andere untersetzt und geschmeidig ist wie ein Romane. Es gibt Leute, deren Haar rabenschwarz und deren Teint dunkel ist wie bei den Arabern, während andere flachsblondes Haar und weiße Gesichtsfarbe aufweisen wie die Teutonen. Denn wenn sie auch vieles von der Eigenart der südlichen Eroberer bewahrt haben, so weisen sie doch nicht weniger sichtbare Spuren der nördlichen Völker auf.

In noch vollerem Maße aber als in der äußeren Erscheinung haben sich Züge des inneren Wesens vererbt. Denn wenn der Spanier auch Südländer und daher heißblütig ist, wie es im Charakter des Orientalen liegt, so hat er doch nicht wenig von der Kraft und Ausdauer der Goten und Vandalen geerbt. Aber gerade jener starre und geradezu einschneidende Gegensatz verleiht ihnen besondere Anziehungskraft. Die ungewöhnliche, bald wilde, bald sanfte Mischung macht eben den Zauber des spanischen Temperaments aus.

Die Kunst des Volkes, seine künstlerische Empfänglichkeit wie sein künstlerisches Schaffen, weist diese eigenartigen individuellen und allgemeinen Charakterzüge auf. Die einzelnen Kunstschöpfungen sind der ergreifende Ausdruck ebensovieler verschiedener Seelenzustände. Unzählbare, fortwährend wechselnde Empfindungen bringen sie zur unmittelbaren Darstellung.

Der bildenden Kunst der Spanier hat man es wiederholt zum Vorwurf gemacht, daß ihr in erster Linie die großzügige Schaffenskraft fehle und daß ihre Auffassung nicht originell sei. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß, wenn sie auch der Führung fremder Meister bedurfte und außerhalb ihrer Grenzen die Ausdrucksmittel suchte, trotzdem in allem, was sie zustande gebracht hat, ein so eigener Hauch weht und so unmittelbar die innersten Empfindungen zum Ausdrucke kommen, daß eben dieser pathetische Ausdruck der Leidenschaften ihren Kunstwerken Selbständigkeit verleiht und unverkennbar die Empfindungen und Ideale dieses Volkes unserem Verständnis erschließt.

II. Stoff und Form.

Die Denkmäler der Baukunst machen eben infolge der oben erwähnten Umstände in ganz Europa nirgends einen unmittelbareren Eindruck auf den Beschauer wie in Spanien. Die mächtigen Kathedralen, die stolzen Burgen und die glänzenden Paläste reißen beim ersten Anblick hin, so treu entsprechen sie ihrer Bestimmung, so klar bringen sie den Grundgedanken zum Ausdruck, der in ihnen sozusagen zu Stein geworden ist.

Diese Ausdrucksart von geradezu erschütternder Gewalt, die unmittelbare dramatische Kraft, das ernste Pathos geben jedem spanischen Baudenkmal ausnahmslos seinen eigenartigen Charakter und seinen unerklärlichen Zauber.

Betrachten wir ihre allergroßzügigsten Schöpfungen, etwa die Kathedralen von Burgos, Toledo oder Sevilla oder aber die Bauten von Salamanca, Granada, Baeza mit ihrem intimeren Charakter, so ist der Eindruck hier wie dort ein unmittelbarer und innerlicher.

Das Baumateriale ist in den meisten Fällen so vorteilhaft als möglich gewählt: Naturstein oder Marmor, aber nur solcher, wie man ihn aus irgend einem Berge der nächsten Umgebung bricht. Auf diese Weise fügt er sich wunderbar in den Rahmen der Landschaft ein und fließt harmonisch mit dem Kolorit des landschaftlichen Hintergrundes zusammen.

Die Ausführung ist in der Regel eine ganz meisterhafte. Ihre Steinmetze sind erstklassige Arbeiter. Ihre Geschicklichkeit sowie die Entwicklungsstufe ihrer Technik ist nahezu unübertrefflich. Es ist, als ob sie sich direkt die Geduld der Mauren zu eigen gemacht hätten. Generationen hindurch vererbte sich die erworbene Geschicklichkeit vom Vater auf den Sohn. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß an manchem prächtigen Dome, dessen Grundstein einst im Mittelalter gelegt worden ist, ohne Unterbrechung heute noch fortgebaut wird.

Der nationale Charakter der Geschmacksrichtung kommt in erster Linie in der Ornamentik zum Ausdruck. Die feine Dekorierung der Flächen ist es, die der spanischen Architektur ihren eigenartigen Charakter verleiht. Kräftige Profile, reiche Schnitzereien, verschwenderisch angebrachte Wappenschilder, verschlungene Devisenbänder gelangen in gleicher Weise

zur Anwendung, möge der Stil romanisch, gotisch oder Renaissance sein. Man kann sogar getrost behaupten, daß es in erster Linie die malerische Wirkung, der pittoreske Eindruck ist, der den äußeren Charakter der spanischen Architektur bestimmt.

Wenn wir, all das vorausgeschickt, uns diese hervorstechenden Eigentümlichkeiten vor Augen halten, können wir auch die Fehler leicht nachsichtiger beurteilen, denn ihre unzweifelhaft glänzenden Eindrücke haben auch ihre dunklen Punkte. Die Kunstkritiker haben sogar nach dem Vorgange Fergussons den Mangel schöpferischer Kraft und das Fehlen einer selbständigen Auffassung in der spanischen Architektur geradezu als Dogma aufgestellt. So drücken sich auch alle aus, die in den Fußstapfen Fergussons wandeln. Aber die auf Grund dieses Dogmas geschaffenen aprioristischen, um nicht zu sagen naseweisen Urteile beweisen nur einen auffallenden Mangel an Verständnis für die unvergleichlichen künstlerischen Werte, die in dieser Architektur zum Ausdrucke kommen.

Die Meisten haben ihre kritischen Arbeiten leider außerhalb der Grenzen des Landes geschrieben. Viele Bauten hat derjenige, der sie beschrieben hat, niemals mit eigenen Augen gesehen. Noch viel schlimmer stehen die Dinge aber, wenn einer mit fertig erworbenen Kenntnissen in der Tasche an Ort und Stelle kommt und an der Hand der mitgebrachten Bücher durch die Brille fremder Schriftsteller die Denkmäler der Halbinsel der Reihe nach betrachtet.

Um die spanische Architektur wirklich würdigen zu können, um ihre Auffassung richtig verstehen und überdies ihren Reiz und Zauber zu empfinden, muß man sie nicht nur gesehen haben, man muß auch unter ihren Denkmälern gelebt haben. Haben wir uns in der einen oder anderen der alten Städte niedergelassen, Tag für Tag ihre Kirchen aufgesucht, sind wir durch die Gassen geschlendert und auf den Plätzen stehengeblieben, um die Paläste zu betrachten, dann entfalten die einzelnen Bauwerke erst recht ihre künstlerischen Qualitäten, ihre ganze Individualität kommt zur Geltung und kristallisiert sich förmlich.

Die künstlerische Individualität ist es, die in erster Linie fesselt. Es ist nahezu unglaublich, welche unvergleichliche Subjektivität auch in den anspruchslosesten Schöpfungen dieses Volkes zur Geltung kommt und Gestalt gewinnt. Und noch bewundernswerter ist die suggestive Kraft, die sie auf jeden Beschauer ausüben.

Wenn wir uns in dieser oder jener alten, verfallenden Stadt wie Oviedo, Segovia oder Valladolid länger aufhalten, beleben sich allmählich die bemosten Trümmer, und die von der Sonne durchglühten Steine singen und sagen wie ein ergreifendes Epos von der einstigen Größe der Nation.

III. Die ersten Denkmäler.

Die Wiege der spanischen Architektur stand in Asturien. Die Beherrscher der Westgoten residierten in den nördlichen Gebieten. Am Fuße der Pyrenäen wurde die spanische Nation geboren. In den

oberen Gegenden finden wir auch die ältesten Baudenkmäler. Die Kirche des heiligen Johannes zu Banos, die heute noch steht, ist möglicherweise öfter umgebaut worden. Im VII. Jahrhundert hat sie König Reccesvind erbaut zur Erinnerung daran, daß er hier von einer langwierigen Krankheit geheilt wurde. Ihre ursprüngliche Anlage ist schwer zu bestimmen, aber die hufeisenförmigen Bogen sprechen für den maurischen Stil.

Denkmäler dieses Zeitalters, die man gewöhnlich „Obras de los Godos" nennt und die zum größten Teil aus dem IX. und X. Jahrhundert stammen, findet man an mehreren Orten: Sancta Maria de Naranco hat eine Apsis mit gewölbtem Dach. Die Basilika San Miguel de Linó besteht aus einem Haupt- und zwei Seitenschiffen. Beide sind aller Wahrscheinlichkeit nach unter der Regierung Ramiros I. im IX. Jahrhundert erbaut worden. Santa Christina und San Michael de Lescalada in der Nähe von Villarente stammen gleichfalls aus dem X. Jahrhundert.

San Pablo del Campo erbaute Wilfred II. im Jahre 914 für die Benediktiner. Auch hier finden wir gewölbte Bedachung; wo sich die Schiffe aber kreuzen, erhebt sich eine achteckige turmartige Kuppel. Wie bei den ältesten Benediktinerklöstern läuft auch hier um den inneren Hof ein von schlanken Säulen getragener Kreuzgang. San Pablo sehr ähnlich ist die gleichfalls in Barcelona befindliche Kirche San Pedro de las Puellas, die gleichfalls ein Wohltäter, der Graf von Sunidrio, 945 erbaut hat.

Die stolzesten unter diesen ehrwürdigen Denkmälern Spaniens sind die Höhlen von Covadonga, in denen der Held Pelayo mit seinen treuen Gefährten sich verschanzte und die Rückeroberung des Landes begann, einen Kampf, der sieben Jahrhunderte dauerte. Das Grab Alfons' I. ist gleichfalls hier zu sehen. Alle diese Denkmäler haben jedoch vom künstlerischen Standpunkt geringe Bedeutung und sind in erster Linie für den Historiker von Interesse.

Nach Santiago de Compostella müssen wir pilgern, um die ersten großartigen architektonischen Schöpfungen der Nation zu bewundern. Die Fahrt dahin ist langwierig, die Verbindungen sind schlecht, dazu liegt es noch sehr abseits von den besuchtesten Zentralpunkten. Daher ist es erklärlich, daß so wenig Reisende den schwer zugänglichen Ort aufsuchen, und doch finden wir auf der ganzen Halbinsel kaum ein interessanteres, anziehenderes und reicheres Baudenkmal als die Kathedrale von Compostella.

Der romanische Stil, der das ganze XII. und einen Teil des XIII. Jahrhunderts hindurch die iberische Halbinsel in ihrer ganzen Ausdehnung beherrschte, erreicht hier seinen Zenith. Den Grundstein legte 1078 Diego Primeiro Pelaez, der damalige Bischof der Diözese. Die Arbeit ging rüstig vorwärts, aber trotz aller Anstrengung konnte die Kirche erst nach mehr als dreizehn Jahrzehnten, im Jahre 1211, eingeweiht werden.

Die Dimensionen des Baues sind mächtig. Seine Länge beträgt 307 Fuß, das Mittelschiff ist 79, der Giebel des Doms aber 108 Fuß hoch, das Dach bogenförmig gewölbt. Die gewölbte Decke der Seitenschiffe ist schön gegliedert und ruht auf zahlreichen schlanken Pfeilern. Das Sanctuarium umschließt die sogenannte Capilla Mayor und kleinere Kapellen. Über dem in der Krypta ruhenden Apostel steht der gewaltige, aus Feinsilber geschmiedete Altar. Hinter demselben ist ein hoher Retablo, aus Jaspis und Alabaster geschnitten und in ähnlicher Weise mit reicher Silberschmiedarbeit verziert. Aber das alles ist schon ein Werk späterer Jahrhunderte, ich will mich daher an dieser Stelle nicht weiter damit beschäftigen.

IV. Der romanische Stil.

Eines der prächtigsten Meisterwerke der romanischen Kunst ist der weltberühmte Portico de la Glória. Das 12. Jahrhundert hat der Vorderfront dieser in ihrer Art unvergleichlichen Schöpfung, die ihre ganze Breite einnimmt, seinen ernsten Charakter aufgedrückt. Drei bogenförmige Flügeltüren führen in das Mittelschiff und zwei Seitenschiffe. Über dem mittleren Eingange thront das ehrwürdige Bildnis des Apostels. Um ihn herum wimmelt es von hundert und aberhundert mit staunenswerter Geduld und seltener Innigkeit gearbeiteten Figürchen. Sie alle sind mit einer so aufrichtigen Empfindung, sozusagen mit tiefer künstlerischer Eingebung gemeißelt, wie sich eben nur die durchgeistigten Meister des Mittelalters in Stein auszudrücken vermochten.

Das letzte Gericht schwebte dem Meister vor, von dem wir nur wissen, daß er Matteo hieß. Dieser Grundgedanke kommt im engen Anschluß an die heilige Schrift zum Ausdruck. Oben im Tympanon beherrscht die Gestalt unseres Herrn Jesus Christus die ganze, reich verschlungene Komposition. Um ihn scharen sich die zwölf Apostel, etwas weiter die vierundzwanzig Hauptpersonen der Apokalypse mit zahllosen Nebenfiguren. Über der rechten und der linken Tür ist das Purgatorium und das Inferno nicht weniger geistvoll dargestellt. Aber wie könnte man all das deuten, wie wäre die Feder imstande, eine so blendende, verwirrende, eine ganze Welt in sich schließende Darstellung zu beschreiben, wie sie nur die durchgeistigten Meister des Mittelalters zu verwirklichen vermochten? Wie könnte man das aussprechen, was die viertelhundertjährige, ununterbrochene Arbeit eines auserwählten künstlerischen Genius und der tiefe, unerschütterliche Glaube seiner Seele zustande gebracht haben!

Der den Plan der Kathedrale entworfen hat, war — vielleicht hätten wir das früher schon erwähnen sollen — aller Wahrscheinlichkeit nach ein Meister aus Südfrankreich, denn ihr Grundriß stimmt völlig überein mit jenem der Kirche St. Sernin in Toulouse. Trotzdem geben die zahlreichen späteren Umgestaltungen und fortwährenden Zubauten dem heutigen Dome ein vollständig abweichendes und nahezu eigenartiges Aussehen.

Von der um jene Zeit in voller Blüte stehenden provençalischen Kunst finden wir zahlreiche Schößlinge unter den romanischen Bauten Spaniens. San Pedro zu Avila, die Kathedrale in Lugo, Sanct Isidoro in León, Sancta Maria in Coruna sind alle in diesem Geschmack gebaut und gleichen einander in jeder Beziehung.

Der romanische Baustil hat indessen auf der iberischen Halbinsel niemals tiefer Wurzel fassen können, was um so eher begreiflich ist, als er so spät als möglich und schon vollständig ausgebildet aus der Fremde in heimischen Boden verpflanzt wurde, überdies Spanien damals eben das bahnbrechende Werk der Neugestaltung der Nation zu Ende brachte.

V. Die Volkstümlichkeit des gotischen Geschmacks.

Die Gotik können wir in erster Linie als den treuesten Ausdruck der spanischen Nationalarchitektur betrachten. Es ist, als ob die in mächtigen Dimensionen in die Höhe strebenden Bogen, die in die Wolken hineinragenden Turmspitzen aufs innigste verwachsen wären mit dem Nationalcharakter. Die Richtung auf das Abstrakte, der spekulative Geist, die zum Mystizismus neigende Gemütsanlage fanden darin in gleicher Weise ihre Vertreter. Die düsteren Gewölbe, dämmerigen Kreuzgänge, ins Halbdunkel sich verlierenden Schiffe ließen ebenso ihre ganze Phantasiewelt vor der Einbildungskraft erstehen.

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß der gotische Stil im Laufe des XII. Jahrhunderts schon völlig ausgebildet aus Burgund herüberkam; trotzdem aber hat er sich, zum Teil infolge rein äußerlicher Beziehungen, zum Teil aber infolge einer anders gearteten inneren Auffassung, bald umgebildet. Justi hat ganz recht, wenn er sagt, daß wir in ganz Spanien nicht e i n Bauwerk finden, welches die Reinheit und Grazie der französischen Gotik bewahrt hätte. Anderseits aber liegt gerade darin der Keim jener wunderbaren Mannigfaltigkeit, welche die spanischen Bauten charakterisiert, und der fesselnden, überraschenden Lösungen.

Daß der Eindruck der gotischen Kathedralen Spaniens ein so entzückender ist, ist gerade dem Umstand zu verdanken, daß sie niemals so schwerfällig sind wie etwa der Kölner Dom infolge seiner übertriebenen Regelmäßigkeit, oder aber kühl wie Notre Dame in Paris, wo die Vollkommenheit dieses Stils ihren Gipfelpunkt erreicht.

Das spanische Volk hat sich wohl zu allen Zeiten wenig um den Unterschied der Stile gekümmert. Wie die östlichen und südlichen Völker überhaupt, haben die Spanier die Abweichungen der von Westen oder Norden kommenden Geschmacksrichtungen nur ganz oberflächlich unterschieden. Für sie ist der eine ebenso bizarr und unverständlich, wie der andere den höchsten Beifall gewinnt und ihren Augen Genuß verschafft, — ungefähr eben so, wie wir mit aufrichtigem Behagen die verworrenen Gestalten der indischen Pagoden oder die in Arabesken verlaufenden Inschriften der Mauren betrachten, ohne ihre Bedeutung zu verstehen.

Der spanische Baumeister glich noch in einer anderen Beziehung seinem indischen oder maurischen Kollegen, insofern er nämlich für den Gesamteindruck ebensowenig Sinn hatte wie dieser. Das überall auf den Gesamteindruck gerichtete Streben der lateinischen und der in ihren Spuren wandelnden kraftstrotzenden Künstler der Renaissance kommt hier nirgends zum Ausdruck. Wenn man aber das eine oder andere Mal etwas gleichsam auf einen Wurf und in erster Linie um des äußeren Eindruckes willen schaffen wollte, dann wurde nicht nur die Ausführung einem ausländischen Meister übertragen, es war auch der Grundgedanke dem Gehirn eines im Auslande erzogenen Herrschers entsprungen.

Karl V. oder Philipp II., jene beiden freigebigen Mäcene aus habsburgischem Stamme, hatten eine internationale Bildung erhalten. Ebenso war auch ihr künstlerischer Geschmack: ein nationaler Zug ist beim besten Willen nicht darin zu finden. Ersterer baute fast ausschließlich in italienischem Geschmack und beschäftigte italienische Meister. In ähnlicher Weise sandte Philipp II. den Schöpfer des größten Baudenkmals des Landes, des Escurial, ins Ausland auf Studienreisen, bevor die Planskizzen eingereicht wurden. Und doch hören wir so oft diesen ungeheuren Steinhaufen als den typischen Ausdruck des düsteren spanischen Nationalcharakters bezeichnen. Dieser Satz kann sich ausschließlich auf den Besitzer desselben, auf Philipp II. beziehen.

Und so verhält es sich auch mit den späteren Bauten. Was großartig und aus einem Guße unter dem Bourbonen gebaut worden ist, das kann man ebensowenig als national bezeichnen.

VI. Die Kunstschätze von Burgos.

Unter allen gotischen Domen Spaniens ist jener von Burgos unbedingt als der erste unter den ersten anerkannt. Es mag ja sein, daß er den ersten Rang verdient. Von außen wenigstens erscheinen die beiden spitzen, durchbrochenen, tropfsteinartigen Türme ungemein imposant und ausdrucksvoll. Aber nicht nur weil sein Erbauer aus Köln stammte, ist seine Ähnlichkeit mit dem Kolosse am Ufer des Rheins eine so ganz außerordentliche: dem einen wie dem andern gereicht gerade der Aufriß der Türme zum größten Nachteil, ihre übertriebene Symmetrie ist es, durch die sie ihre Großartigkeit einbüßen.

Den Stolz von Toledo hätte ich schon früher als Muster aufstellen sollen. Der gewaltige Bau steht an derselben Stelle, an der König Reccared noch im Jahre 587 das alte Gotteshaus erbaut hatte. Nach der Eroberung des Landes durch die Mauren war es in eine Moschee umgewandelt worden. Die heutige Kathedrale, der einzige Stolz der alten spanischen Baukunst, hat König Ferdinand der Heilige gegründet; 268 Jahre später wurde sie erst vollendet.

In diesem langen Zeitraume waren die ausgezeichnetsten Architekten des Landes mit der Leitung des Baues betraut. Pedro Periz, der hervorragende Meister des XIII. Jahrhunderts, hat den größten Teil

seines Lebens dem Bau der Kathedrale von Toledo geweiht, später die nicht minder talentvolle Familie Gomez, von der mehrere Mitglieder Architekten waren. In gleicher Weise war Egasok und Armequin und der ausgezeichnete Enrique, deren Namen unter allen spanischen Architekten bis heute die populärsten sind, beim Baue beschäftigt.

Die Kathedrale von Leòn, deren Bau gleichfalls ins XII. und XIII. Jahrhundert zurückreicht und unter der Leitung von Pedro Crebriàn, Guillende Rohen und Juan de Badayoz vollendet wurde, ist vielleicht der vollkommenste, reinste Ausdruck des gotischen Stils jener Epoche und ein vollkommenes Ebenbild der französischen Kathedralen, so daß die meisten Kunsthistoriker sie mit Recht für ein Werk fremden Ursprungs und fremder Auffassung halten.

Die berühmte Kathedrale „La Cleo" zu Saragossa ist die großartigste Schöpfung des gotischen Geschmacks aus dem XIII. Jahrhundert. Ihr Innenraum ist unter allen spanischen Kirchen einer der anziehendsten. Der Dom zu Avila ist in nicht geringem Maße ein ernster Repräsentant der ahnungsvollen gotischen Kunstempfindung, obwohl der Bau ursprünglich im romanischen Stile angelegt war.

Es würde zu weit führen, all diese Kunstschöpfungen aufzuzählen. Die bedeutenderen spanischen Städte verfügen zum mindesten über eine schöne, Jahrhunderte alte Kirche. Gerade dieses ehrwürdige Alter macht die Kathedralen der iberischen Halbinsel so überaus anziehend. Gar oft können wir beobachten, daß es eigentlich ein römischer Bau war, der die Grundfesten abgegeben hat. Auf diesen Trümmern haben die Westgoten ihre Kirchen errichtet, welche die Spanier erst vollendet und zu ihrer gewaltigen Wirkung ausgebaut haben.

Die ganze Vergangenheit des Volkes spiegelt sich in den mehrhundertjährigen Bauten, die Geschichte der Nation kommt darin zum Ausdruck. Will man daher den inneren Wert der spanischen Baukunst beurteilen, sozusagen ihre Seele erfassen, muß man, wie ich schon oben erwähnt habe, unbedingt eine Weile in ihrer Nähe sich aufhalten und unter ihrem unmittelbaren Eindruck leben. Nur auf diese Weise werden wir die zahllosen scheinbaren Widersprüche verstehen, die auf den ersten Blick so verwirrend auf uns wirken: die ganz ungewöhnliche Stellung des Chores in der Mitte des Schiffes, das dichte Gitterwerk der Reja, welche den Hauptaltar völlig isoliert, die zahllosen Äußerungen eines selbständigen künstlerischen Geschmacks, endlich die verwirrende Mischung verschiedener Stilgattungen nebeneinander und ineinander.

Bei einer großartigen Musikkomposition macht gerade die Dissonanz der einzelnen Griffe die Harmonie des ganzen Werkes, so daß, was beim ersten Anhören ohrenbeleidigend klingt, den wahren Wert der Musik ausmacht.

Die bedeutenste architektonische Symphonie dieser Art ist der Dom von Sevilla.

Unter allen Kathedralen Spaniens ist er die größte, die höchste und die reichste. Um von seinen Dimensionen einigermaßen eine

Vorstellung zu geben, will ich nur anführen, daß er 380 Fuß lang, 250 Fuß breit, 132 Fuß hoch ist und einen Flächenraum von 124.000 Quadratfuß bedeckt. Alles ist an ihm ungewöhnlich, alles großartig.

Die Kathedrale von Sevilla bildet eigentlich eine Stadt in der Stadt. Sagen wir lieber das Herz, die Akropolis der Stadt. Sie hat ihren eigentlichen Hauptplatz, die patio de las naranjas, den Orangenhain. Ein anmutigeres Wäldchen kann man sich nicht vorstellen als die Giralda, das goldschimmernde Obstgärtlein am Fuße des großen Turmes; hineingekeilt zwischen die wuchtigen Mauern der Schiffe und Kapellen, scheint es wie eine Oase an einer Felswand sich hinzuziehen. Nirgends stimmt die Vegetation besser zur Architektur, nirgends, ist die Verbindung von Natur und Kunst inniger als hier.

VII. Maurische Einflüsse.

Der Grundgedanke ist gewiß orientalischen Ursprungs. Den Orangenhain haben noch die Araber gepflanzt. Die patio de las naranjas war der Hof der ehemaligen Moschee. Die Söhne des steinigen Arabien, die für Gartenanlagen schwärmten, hatten die Absicht, die Höfe ihrer Gotteshäuser in Gärten zu verwandeln. Von dem Geschmacke dieser Menschen ist zugleich mit der Blutmischung viel nach Andalusien übergegangen.

In der patio de las naranjas öffnen sich die ersten Orangenblüten. Hier, in der Kathedrale, beginnt also der Frühling. Und mit ihren Festen beginnt die Jahresrechnung, mit Ostersonntag die Reihe der Nationalfeiertage. Der erste Stierkampf findet statt, es beginnt die Feria, der große Markt.

Der Dom ist bis heute der Mittelpunkt des Lebens. Wie einst auf dem Gipfelpunkt der Glanzzeit Sevillas, als die Eroberer, auf ihren mit den Schätzen der neuen Welt beladenen Galeeren heimkehrend, ihr erster Weg in die Kathedrale führte, so ist es bis auf den heutigen Tag. Die meisten Bürger der Stadt verknüpfen die engsten Bande mit dem Dom: hier werden sie getauft, hier getraut und von hier werden sie wieder zur letzten Ruhestätte geleitet.

Und dieser wunderbare Bau ist noch heute nicht vollendet. Bald wird an der Sakristei, bald an der Bibliothek, bald an den Lokalitäten der zahlreichen Kongregationen gearbeitet. Augenblicklich wird das nördliche Tor gebaut, dann kommen die übrigen unausgebauten Teile einer nach dem andern an die Reihe. Wann der Bau fertig sein wird? Wer könnte das sagen. Aber gerade die ununterbrochene Arbeit mehrerer Jahrhunderte, diese organische Entwicklung, stellt den wunderbaren Zusammenhang zwischen den verschiedenen Epochen her und schmiedet die Glieder der Kette, welche die Bevölkerung mit der Kathedrale verbindet. Das fortwährende Bauen, die Entwicklung und das Wachstum machen sie zu einem lebenden Wesen.

Die Namen des Architekten und des Baumeisters der Kirche ist nicht überliefert. Möglicherweise waren sie Ausländer. Der Bau wurde am Anfang des XV. Jahrhunderts in Angriff genommen und ist heute noch nicht vollendet. Es ist, als ob nicht Menschen, sondern Cyklopen diesen Steinberg aufgetürmt, als ob Giganten die wuchtigen Felsquadern aufeinander geschleudert hätten.

Ist es da ein Wunder, wenn die Kathedrale von Ferne sich aus dem flutenden Häusermeer erhebt wie ein abenteuerlich gestalteter vulkanischer Fels, auf dem die schlanke canterna der Giralda als Leuchtturm steht?

Die äußere Gestalt des Domes von Sevilla zu erklären oder zu beschreiben, ist vollkommen unmöglich, so abwechslungsreich, so fremdartig sind die einzelnen Details und so zahlreich sind die Zubauten, die Kapellen und das übrige drum und dran. Keine Stilart und keine Geschmacksrichtung, die nicht vertreten wäre. An die Seitenwände der gotischen Schiffe schmiegen sich die Renaissance-Kapellen, den Eingang bildet ein Portal im maurischen Stile. Weil aber alles vollkommen ist in seiner Art, verzeihen wir leicht das Durcheinander. In demselben Maße, wie das alles der reine künstlerische Ausdruck seines Zeitalters und seiner Menschen ist, ist es uns noch mehr ans Herz gewachsen, als wenn es streng aus einem Gusse wäre.

Die Giralda, jenen unvergleichlichen Turm, haben noch die Araber im XII. Jahrhundert erbaut. Er war das Minaret der großen Moschee viele Jahre lang. Der weite, hufeisenförmige Torbogen der Puerta del Perdon, die an Damaskus erinnernde bronzene Pflasterung, spiegeln treu die künstlerische Auffassung und den ästhetischen Sinn der einstigen Herren von Sevilla wieder. Das alles ist unverändert geblieben. Neue Herrscher und neue Generationen haben es ausgebaut mit Künstlern, die aus dem Norden kamen. Und wenn wir kaum ein stolzeres Denkmal der maurischen Baukunst kennen als die Giralda, so gehört die Kathedrale unter die großartigsten Schöpfungen der Gotik.

Aber so gewaltig wurde der Bau, so ins Ungeheure wuchsen die Maße, daß Generationen auf Generationen die Arbeit fortsetzten. Unterdessen änderte sich gewaltig der Lauf der Welt. Die Menschen begannen anders zu empfinden, anders wurde ihre Auffassung, anders ihre Weltanschauung, und auf einmal kamen sie überein, statt der Spitzbogen Rundbogen zu bauen, die horizontale Gliederung verdrängte die vertikalen Linien, an Stelle der Gotik wurde die Renaissance tonangebend.

Die prächtige Capilla Real ist so im Geschmack des üppigsten Cinquecento erbaut. In ähnlicher Weise ist die kuppelgekrönte Sacristia mayor, Rianó und Gainza eine Schöpfung dieser Meister. Aber nicht nur an verschiedenen Lokalitäten, sondern an einem und demselben Sanktuarium oder Altar sehen wir in unmittelbarer Nachbarschaft die verschiedenartigsten Stilgattungen zu einem erstaunlichen Ganzen sich verschmelzen.

Erstaunen — dieses Wort allein ist imstande, den Gesamteindruck wiederzugeben. Bogen und Gewölbe, Pfeiler und Säulen, schimmernde Bronzen, bis zur Feinheit der Spitze geschmiedetes Gitterwerk und durch farbenschimmernde Fenster hereinbrechende Sonnenstrahlen übersteigen unsere Aufnahmsfähigkeit und betäuben uns geradezu.

Sehr oft bin ich in Sevilla gewesen, wochenlang habe ich mich dort aufgehalten, meine Tage habe ich ausnahmslos in der Kathedrale begonnen und in der Regel auch dort beschlossen, aber was mich täglich immer von neuem überraschte, vom ersten bis zum letzten Augenblick, war das Erstaunen.

Wer vermöchte Einzelnes zu unterscheiden? Wenn aber auch das Auge nicht im Stande ist, so viele Meisterwerke eigens zu betrachten, so fühlen wir deshalb um so überzeugender, daß all das, was uns umgibt, unendlich reizvoll und das unbedeutendste Detail ein vollendetes Kunstwerk ist.

Das ist ein eigentlich spanischer Zug. Wie die Araber, so sind auch die Andalusier ausgezeichnete Ornamentiker. Mit wahrem Genuß arbeiten sie an den Details. Sie bohren und schnitzen von früh bis abends, Jahre hindurch, bis der Stein, das Eisen so fein ist wie eine Spitze und wellig-weich wie ein Seidenband.

Man darf ja nicht glauben, daß ihre Mühe verloren geht. Wenn auch unser Gesichtssinn nicht genug geübt ist, die in die Wolken hineinragenden gemeißelten und geschmiedeten Lilien, Blattornamente und die Details der einzelnen Zieraten zu unterscheiden, so geben doch erst diese meisterhaften Einzelheiten dem Ganzen seinen Charakter, bevor noch der Kunstfreund aus der Nähe die Hauptsache von dem Beiwerk zu unterscheiden vermag, oder die Arbeit des Pfuschers vor dem Kunstwerk.

Die Gegenstände wie die Personen haben ihren eigenen Charakter, oder besser gesagt, ihre eigene Atmosphäre. Eine hervorragende Persönlichkeit nimmt bei ihrem Auftreten unsere Aufmerksamkeit gefangen, und bevor wir noch ihre nähere Bekanntschaft gemacht haben, haben wir die Empfindung, daß der Betreffende eine Persönlichkeit ist, ein Mensch, der inneren Wert besitzt. So geht es uns auch mit Werken der wahren Kunst: bevor wir sie noch in allen ihren Einzelheiten erfaßt haben können, durchdringt uns das Gefühl ihres gediegenen Wertes.

Dieser Fall trifft auch bei den zahllosen, mit zarter Sorgfalt verfertigten, spinnwebartigen ornamentalen Schöpfungen der spanischen Kunst zu. Wenn ich das auch nicht detailliert darlegen möchte, oder möglicherweise die Einzelheiten nicht genug interessant sind, so ist doch die Mühe des Künstlers nicht verloren, denn gerade durch diese Einzelheiten erreicht das Werk seine hohe Vollendung.

Halten wir uns diese allgemeinen Grundsätze gut vor Augen, sie sind wichtiger für das Erfassen des Grundgedankens der spanischen Architektur als irgend eine weitschweifige Abhandlung. Und da die spanische Nation, wie wir gesehen haben, über eine eigentlich schöpferische

Kraft nicht verfügte und die verschiedenen Stilarten als Erbe von den benachbarten Völkern übernommen hat, ist ihre Eigenart insgesamt in der Ausführung der Einzelheiten und in erster Linie auf dekorativem Gebiete zur Geltung gekommen. In dieser Hinsicht sind sie selbständig und eigenartig. In diesen Einzelheiten besteht, wenn auch nicht der nationale Stil, so doch tatsächlich der nationale Geschmack.

VIII. Die Ausbildung der spanischen Geschmacksrichtung.

Die spitzbogigen Bauten Spaniens haben ihren eigenen, vollkommen abweichenden Charakter. Ein spanischer Dom hat seine unverkennbaren nationalen Züge genau so wie die englische Gotik, wie die Kathedralen York, Durham, Winchester oder die Bauten von Oxford und Cambridge zeigen.

Da von der englischen Richtung der Gotik die Rede ist, kann ich nicht unerwähnt lassen, daß nicht eine einzige Eigentümlichkeit derselben mit der spanischen Auffassung übereinstimmt. So charakterisiert beide in erster Linie der Umstand, daß die vielen Spitzbogen fortwährend je eine horizontale Gliederung unterbricht. Die unentwegt himmelwärts aufstrebende Richtung der deutschen Münster oder die unvergleichliche Vollendung der französischen Kirchen macht unaufhörlich die eine oder andere überaus liebliche und überraschende Unsymmetrie so reizvoll.

Dasselbe sehen wir auch an den weltlichen Bauten. Manche alte Burg, mancher Palast erzielt gerade durch die malerische Häufung gänzlich abweichender und einander nahezu diametral entgegenstehender Baugedanken seinen anziehendsten Eindruck. Das Pittoreske ist eben, um meine obige These zu wiederholen, das Gebiet, auf dem sich die spanische Baukunst hauptsächlich und so vorteilhaft auszeichnet.

Die malerische Wirkung zieht sich wie ein roter Faden auch durch die Schöpfungen der spanischen Renaissance. Die Wandflächen der Bauten sind mit ungemein reichem Schmucke bedeckt: klassische Säulenreihen, schattige Gesimse, medaillenförmige Reliefs, üppige Festons bilden eine ununterbrochene Reihenfolge. Gar manche Fassade ist so reich, daß sie an irgend eine wertvolle Goldschmiedearbeit erinnert; daher stammt auch die spanische Bezeichnung „Plateresque" für diese Richtung.

Dieser neue Stil verbreitete sich rasch. Die Großen des Hofes und des Reiches, welche damals in fortwährender Fühlung mit Italien waren, bürgerten diese Richtung schon gegen Ende des XV. Jahrhunderts ein. Sogar viele Grabdenkmäler, Standbilder, Porträte und einzelne Plastiken wurden in Toscana oder an den Ligurischen Küsten hergestellt. So sind die Gräber von Medina celi ein Werk des Genuesen Gazini, des Florentiners Aprile, das kunstvolle Portal von Santa Paula hat Francesco de Pisa entworfen.

Egas, Siloe und Riano sind die Namen der drei Baumeister, denen der Reisende am häufigsten begegnet. Enrique de Egas stammte zwar aus den Niederlanden, verbrachte jedoch den größten Teil seines Lebens in Spanien, und als Hofarchitekt von Ferdinand und Isabella war er mit der Verfassung aller bedeutenden Baupläne betraut. Das Collegium Santa Cruz in Valladolid, die Casa de Dementos in Santiago und besonders jene in Granada hat er erbaut.

Das Lebenswerk des Diego de Siloe ist die Kathedrale von Granada, der bedeutendste Renaissancebau der Halbinsel. Außerdem hat er die Pläne zahlreicher anderer Kirchen in dem neuen „à la Romano"-Geschmack entworfen. Darunter gehört auch jene von Malaga.

Diego Rianos drei Meisterwerke schmücken insgesamt die Stadt Sevilla. Das schönste unter ihnen ist das leider bis auf den heutigen Tag nicht vollendete Rathaus.

Juan de Herrera ist schon der Mann der Reaktion. Er bekämpft das Überwuchern der Ornamentik, er ist der Verkünder der strengsten Einfachheit; Er ist der Mann des sogenannten Estiló Desornamendadó.

Diese Richtung wollte die ernsten, klassischen Proportionen in erster Linie durch großen Maßstab und vollkommen glatte Flächen erreichen.

Der sogenannte Grotesque-Geschmack hat auch zahllose Denkmäler hinterlassen. Kirchen, Klöster und Hospize sehen wir in besonders großer Anzahl in diesem Geschmack erbaut. Das Spital Juan de Dios in Granada ist eines der interessantesten Beispiele darunter. Unter den Architekten können wir Alonso Berequete als den Bahnbrecher dieser Richtung betrachten.

Churiguerra müssen wir indessen den Bernini Spaniens nennen. Wenn seine einstige Popularität in seinem Vaterlande nicht geringer war als jene des Erbauers der Scala regia, so war das Urteil der Nachwelt über ihn nicht weniger vernichtend. In beiden Fällen hat es über das Ziel geschossen. Bernini war ein ungemein begabter Architekt, und seine Schöpfungen sind unvergleichlich in ihrer Art. Der viel verurteilte Churiguerra war auch ein außerordentlich genialer Künstler, der seine Kunst so zum Ausdruck brachte, wie die gepuderte Welt des 18. Jahrhunderts empfand.

Den Höhepunkt des barocken Geschmacks scheint Luis de Arevalo zu erreichen, der in der Sacristia mayor der Cartuja zu Granada aus den kostbarsten und buntesten Marmoren der Sierra Nevada die unglaublichsten schraubenförmigen Säulen gedreht, wellenförmige Muschelgewölbe, verschlungene Bänder, schneckenförmige verschnörkelte Zierate gemeißelt hat, gerade so wie Montecassino oder San Martino a Cartuja in Neapel, die, mag uns dieser Geschmack sympathisch sein oder nicht in ihrer Art gleichfalls unübertreffliche Repräsentanten der Weltanschauung eines ganzen Zeitalters sind.

Heute ist diese Richtung verschwunden wie so manche, die ihr voranging. Aber doch noch nicht lange genug, um unbedingter Bewun-

derung zu bedürfen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß die spanischen Architekten, obwohl sie eigentlich Großes nicht geschaffen haben, sich gerade dadurch einen unsterblichen Namen errungen haben, daß sie jeden eingebürgerten Stil, den romanischen, den gotischen, die Renaissance, das Barock wenn auch nicht immer bis zum Zenith, doch unleugbar bis zur äußersten Grenze des Möglichen ausgebildet haben.

IX. Die maurischen Denkmäler.

Wenn von den Denkmälern der spanischen Baukunst die Rede ist, hätten vielleicht in erster Reihe — obwohl die Moschee von Cordova und die Granada überragende Alhambra nicht ein Werk des spanischen Volkes sind — diese beiden architektonischen Weltwunder erwähnt werden müssen.

Die Phantasie der Orientalen hat sich niemals und nirgends in vollkommenerer und vollendeterer Gestalt geoffenbart als in diesen staunenswerten Denkmälern. In der großen Moschee von Cordova ist ganz eigentlich zum ersten Male der architektonische Geist des Islam zum reinsten Ausdruck gelangt, so zwar, daß selbst die berühmten arabischen Dichter einstimmig anerkannt haben, daß der Prophet kein vollkommeneres und prächtigeres Gotteshaus habe als jenes zu Cordova.

Der Gründer der einst so mächtigen Omajjadendynastie Abderrachman hat noch zu Beginn des 8. Jahrhunderts den Bau angeordnet. Der Grundriß ist eigentlich jenem der antiken Basiliken sehr ähnlich und das Dach ruht auf parallelen Säulenreihen. Die Säulenreihen bilden auf diese Weise ebensoviele Schiffe und verleihen dem Innenraum des Gotteshauses einen labyrinthartigen, verwirrenden Eindruck. Die Zahl dieser Säulen näherte sich ursprünglich den Tausend und heute stehen trotz so mancher überflüssiger Umbauten, ja Zerstörungen, noch immer 860 von ihnen.

Wie ein Urwald, so wirken auf den Eintretenden die in jeder Richtung sich erhebenden schlanken Steinsäulen. Sie sind aus den verschiedenartigsten Steingattungen gearbeitet, aus Marmor, aus Alabaster, wir können sie in jeder Gestalt und in jedem Geschmack sehen: die Mauren schleppten aus der ganzen Halbinsel alle brauchbaren Überreste römischer und gotischer Bauten zusammen; allem Anscheine nach haben sie sogar aus Karthago wie aus Italien manche schlanke Säule herbeigeschafft.

Die neunzehn nebeneinander herlaufenden Schiffe breiten vor unseren Augen die wunderbarste Mischung von architektonischen Fragmenten aus. Da gibt es klassische Säulenkapitäle, byzantinische Mosaiken, Postamente aus der Zeit der Westgoten, und all das fließt wunderbar zusammen in dem ungeheuren Bau.

Der Bezirk der Moschee von Cordova ist ungefähr so groß wie der von St. Peter, der größten Kirche der Welt, mit dem Unterschiede, daß er ein fast regelmäßiges Viereck bildet, dessen Länge 570, dessen Breite 425 Fuß beträgt.

Hinter dem eisernen Tore der Alhambra verliefen die Tage des letzten maurischen Hofes. Die letzten Kapitel von tausend und einer Nacht spielten sich in Granada ab. Aus den Fenstern von Torre de Comoras stürzte sich Abul Hasans heldenmütige Gattin Aisha in die Tiefe, um das Leben des Sohnes zu retten. In dem Myrthenhofe wuchs die Isabella de Solis der Legende auf, und in das Wasserbecken des Löwenhofes floß das Blut der berühmten Abenceragen.

Wie ein Märchen, so klingt die Geschichte Granadas, und die prächtigsten Illustrationen zu den Feenmärchen stehen noch da. Dort oben auf der Berglehne steht noch der große hufeisenförmige Torbogen Bab-el-Sheria, und der Wanderer gelangt nur wie ehedem durch die altersgrauen, bemosten, mit Schießscharten versehenen Mauern in den königlichen Palast. Stehengeblieben ist auch noch nach so vielen Jahrhunderten die unvergleichliche Patio di los arrayanes, der von immergrünen Myrthensträuchern umsäumte erste Hof, in dessen krystallhellem Wasserbecken der wundervolle Bau sich hundertfältig wiederspiegelt.

Aufrecht steht noch in ihrer einzigartigen Schönheit die Sala de embajadores da, bei deren Ausschmückung alles aufgeboten wurde, worüber die Kunst dieses Volkes verfügte, damit der Eindruck um so größer sei, den man auf die fremden Gesandten machen wollte. Den Fußboden deckt der feinste Marmor, die Wände sind mit unvergleichlichen Fayence-Kacheln bekleidet bis zu der aus Zedernholz gezimmerten und mit Perlmutter eingelegten Kuppel hinauf. Alles ist kostbar. Den unendlichen Reichtum des Baues übertrifft nur seine ganz außerordentliche Vollendung.

X. Die Alhambra.

Der weltberühmte Löwenhof, nicht nur der Stolz Granadas, sondern eines der unvergleichlichsten Baudenkmale der ganzen Welt, war der Mittelpunkt des höfischen Lebens der maurischen Könige. In diesen märchenhaft schönen, von 124 Marmorsäulen umgebenen, von vergoldeten Kiosken begrenzten Hof, in dem plätschernde Springbrunnen eine angenehme Kühle verbreiteten, führten auch die übrigen Wohnräume hinaus.

In der Mitte erhebt sich der Saal für die Justizpflege, aus zwei schön gegliederten Räumlichkeiten bestehend. An der rechten Seite befindet sich die oft erwähnte Nische der Abenceragen, wo das Gemetzel traurigen Andenkens stattfand. Der Boden des weißen Marmorbeckens in der Mitte hat die Blutspuren bewahrt zur Erinnerung an die schrecklichen Stunden. Hier endete das stolze Geschlecht der Abenceragen.

Weiter fällt der nicht weniger berühmte, „Saal der beiden Schwestern" genannte Wohnraum ins Auge. Woher diese Benennung stammt, wird nicht leicht zu ergründen sein. Ein jeder erklärt sie anders — und gerade diese Rätselhaftigkeit macht sie interessant. Ein ähnlich dichter Schleier ist über die Geschichte des kleinen Gartens

gebreitet. Das Lindaraxa-Wäldchen hieß er seit Menschengedenken. Wer indessen Lindaraxa war, wird wohl niemals aufgeklärt werden. Vielleicht hat es eine Person dieses Namens gar nicht gegeben, vielleicht hat sie nur in der Einbildung der Menschen gelebt. Sie bleibt ein Rätsel unter den übrigen Rätseln der Alhambra.

Ein anderer, außerordentlich interessanter Flügel ist die auf steil in die Tiefe abstürzenden, über den Darro emporragenden Basteien erbaute Alcazaba, ein Adlernest in des Wortes eigentlichster Bedeutung. Zwischen den wuchtigen Felsmauern ziehen sich hie und dort kleine hängende Gärten hin. Sie sind kaum größer als ein mäßiger Hof, und die Blumen treiben darin so üppig, daß sie gar keinen Platz finden und wie die Schwarzwurzel mit langen Trieben in die Tiefe hinabhängen, in ihrer bunten Farbenpracht gleichsam natürliche Girlanden bildend.

Der unendlich anmutige, auf filigranartigen schlanken Säulen ruhende Bogen der Torre del Peindor krönt gleichsam in gesuchtem Kontrast die auf steilen Felsen erbauten Bastionen. Der Kiosk von klassischer Schönheit, der möglicherweise das Ankleidezimmer des Sultans gewesen ist, gewinnt nur noch in seinem künstlerischen Werte, denn die Mauren waren bekanntlich seit jeher Meister der impressionistischen Wirkung.

Und so könnten wir Stunde auf Stunde umherschlendern unter fortwährenden Überraschungen, immer von bedeutenden künstlerischen Eindrücken umgeben. Wir können zur Torre de la Infanta pilgern und zur Torre de la Cautiva, von denen jedes sich als ein glänzender Repräsentant der arabischen Kunst darstellt.

Auf der gegenüberliegenden Anhöhe erhebt sich ein nicht weniger vollendetes Retiro. Die berühmte Generaliffe war aller Wahrscheinlichkeit nach die Wohnung der Künstler, welche die Alhambra errichtet und ausgeschmückt haben. Ist es da ein Wunder, wenn man sich ein künstlerischeres Heim kaum vorstellen kann? Was nur der verfeinerte Geschmack dieses Volkes und eine der schönsten, kultiviertesten Gegenden des Erdenrundes darzubieten vermochte, das ist alles geradezu meisterhaft ausgenützt. Als Hintergrund dieses einzigartigen Bildes dient die mit ewigem Schnee bedeckte Sierra Nevada, den Ramen bildet das dunkle Azur des Himmelsgewölbes.

Aber wer vermöchte zu beschreiben, was unbeschreiblich ist, oder wer möchte es wagen, Lineal und Richtschnur an eines der reizendsten Bilder des Erdenrundes anzulegen? Unbeschreiblich ist sogar die Architektonik der Alhambra, ihr Schmuck und ihr Eindruck in gleicher Weise. Zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit ich zum erstenmale als junger Student hier gewesen bin. Seither bin ich zu wiederholtenmalen hieher zurückgekehrt, und jedesmal glaubte ich die Alhambra zum erstenmale zu sehen.

Alles überraschte mich, als ob ich es noch niemals gesehen hätte. Und es überrascht mich noch alles von einem Tag auf den andern. Ich mag die einzelnen Punkte noch so sorgfältig zergliedern, ich mag

die Regel ihrer Kunst noch so eingehend studieren, ich komme nur noch mehr zur Einsicht, daß man die Schöpfungen dieses Volkes nicht durchdringen kann.

Die Illusion ist das Ergreifende, und das erklären zu wollen ist eine Absurdität, gerade so wie es auch unmöglich wäre, die Fata Morgana zu beschreiben. Und diese fortwährend sich verändernden Eindrücke der unaufhörlich sich erneuernden, fatamorganaartigen Erscheinungen bilden den einzigen und wahren Zauber der Alhambra.

Diese Meister waren Künstler des Zauberns. Sie gingen darauf aus zu betäuben, und haben mit dieser ihrer Absicht einen vollen Erfolg erzielt. Der Islam, der seine Anhänger in Betäubung einwiegte, hat eine seiner Weltanschauung entsprechende Kunst geschaffen. Die Alhambra wurde so erbaut als das blendende Eldorado der Muslims.

Lied der Sehnsucht.

Gedicht von Johannes Kraml.

Es war im Mai. Um Busch und Baum
Wob Abendsonnenschimmer
Und leuchtend wie ein lichter Traum
Lag rings der Blütenflimmer.

Ich saß und sann am Bachesrand,
Die Wellen raunten leise
Vom waldesgrünen Heimatland,
Die weiche Wanderweise.

Da kam sie wieder stumm heran
Aus weiter, blauer Ferne,
Die Sehnsucht, schimmernd angetan,
Das Kind der stillen Sterne.

Und sanft ins Wellenflüstern scholl
Ihr Lispeln und ihr Locken,
Bezaubernd und verheißungsvoll
Wie Klang von Heimatglocken:

„Ich weiß ein Land, so wunderschön,
Mit dämmerdunklen Hainen,
Mit freien, stolzen Sonnenhöh'n
Und rosenroten Rainen.

Ich weiß ein Land mit blauen Seen,
Ein Märchenland im Süden,
Wo Palmen auf dem Friedhof steh'n
Von Göttern, schicksalsmüden."

So sang sie schmeichelnd wie im See
Die weißen, keuschen Schwäne.
In meinem Aug' glomm Wunsch und Weh
Und eine scheue Träne.

Und traumhaft griff ich in die Luft
Da hob die Sehnsucht wieder
Zum Weiterflug im Abendduft
Ihr schillerndes Gefieder.

Die Verhandlungen bei den Regierungsbehörden über die Umänderungen der Salzburger Universität am Anfang des 19. Jahrhunderts.[1])

Von Universitätsdozent **Dr. Hubert Baltgen.**

II. Verhandlungen nach der zweiten österreichischen Besitznahme von Salzburg.

Infolge der Bestimmungen des Wiener Kongresses kam Salzburg wieder an Oesterreich. Am 25. Juli 1818[2]) wurde die Frage, was mit der höheren Lehranstalt daselbst zu geschehen habe, in einem Vortrag von der Studienhofkommission vor den Staatsrat gebracht. Anlaß dazu hatte wohl weniger ein Gesuch der Salzburger Bürgerschaft,[3]) als vielmehr das Kreisamt in Salzburg gegeben, das angetragen hatte, „daß die ehemals dort bestandene Universität durch die allerhöchste Gnade E. M. wiederhergestellt oder doch wenigstens ein Lyzeum mit philosophischen, juridischen und theologischen Studien bewilligt werde". Während eine Minderheit der ob der ennsischen Regierungsräte, nämlich der Referent dieser Angelegenheit Regierungsrat Zobel

---

[1]) Vgl. „Die Kultur", XII, Heft 4, S. 403—412.

[2]) Staatsratsakt 5723 v. J. 1818. Die Verhandlungen „über die Übernahme, Einteilung und Verwaltung Salzburgs und des Inn- und Hausruckviertels" enthält der Präsidialvortrag des obersten Kanzlers Grafen von Ugarte vom 28. März 1816, P. 2022. Durch Kabinettsschreiben an Stadion vom 24. März 1816 war aber bereits „Salzburg samt den zurückgefallenen Gebietsteilen" der ob der ennsischen Regierung in Linz untergeordnet worden. — Das Gesuch der Salzburger (Akt 3983 v. J. 1816), ihre Stadt zur Residenz eines kaiserlichen Prinzen zu erheben, war damit ebenso abgewiesen wie ihr Verlangen nach eigener Regierung. Letzteres wurde mit der Begründung abgefertigt, der fruchtbarste Teil sei an Bayern gekommen und das Ziller- und Brixener Tal sei mit Tirol vereinigt, so sei Salzburg zu klein.

[3]) Akt 5599 vom 13. Juli 1817 enthält einen Vortrag der Vereinigten Hofkanzlei über ein Gesuch der Bürgerschaft von Salzburg um Abhilfe ihrer traurigen Lage. Das Gesuch datiert vom November 1816. Darin hatten die Bürger auch um Errichtung einer Universität gebeten. Die Kanzlei wies energisch auf die „ungeziemende Schreibart" des Gesuches hin und tadelte die Landesstelle von Salzburg, die es hatte durchgehen lassen, ebenso wie den Referenten Fellner und den Regierungsrat Pichler. Die Mahnung, die deshalb Staatsrat Lorenz für diese in den Resolutionsentwurf schrieb, um ihnen das allerhöchste Mißfallen zu eröffnen, wurde wieder gestrichen, da Sektionschef Wallis die Stellen doch nicht so unschicklich fand.

und der Regierungsrat Huber, die Erledigung nur der höheren Entscheidung anheimstellen zu müssen glaubten, erachtete die Stimmenmehrheit, daß der Kaiser sich „bewogen finden dürfte, die Bewilligung zur Errichtung einer Universität zu ertheilen, wofür nach der Bemerkung des Regierungs-Präsidenten Freiherrn v. Hingenau insbesondere das Vorhandenseyn eines hinreichenden Fondes, der erforderlichen Gebäude und sonstigen Zugehörungen, dann der sehnlichste Wunsch der Einwohner dieser so sehr herabgesunkenen Stadt, die Celebrität der seit den ältesten Zeiten dort wirklich bestandenen Universität und das unverkennbare Bedürfnis des Erzherzogthums ober der Enns sowie der benachbarten Provinzen sprechen, weßwegen bey einer zweifelhaften Wahl zwischen Salzburg und Innsbruck erstere Provinzstadt den Vorzug verdiene, wobey selbst die Staatsfinanzen mehr geschont werden dürften".

Die Studienhofkommission unterstützte den Regierungsantrag nicht: ihr schien „die Vermehrung der höheren Lehranstalten überhaupt, insbesondere der Universitäten da, wo nicht wichtige Gründe dafür sprechen, keineswegs räthlich. Denn je mehr solche Anstalten vervielfältigt werden, desto schwieriger wird es, sie mit ganz entsprechenden Professoren zu besetzen; diese Schwierigkeit äußerte sich schon bey den jetzt bestehenden Anstalten, für die öfters Konkurse ohne den gehofften Erfolg ausgeschrieben werden. Überdies aber kommt der Studienfonds in Betrachtung, der in keiner Provinz zur Bestreitung der zu treffenden Auslagen hinreicht und daher den allgemeinen, doch nach aller Möglichkeit zu schonenden Staatsschatz in Anspruch nehmen muß".

Für die Errichtung einer Universität in Salzburg könnten als Gründe von einiger Wichtigkeit nur folgende angeführt werden: daß

1. einst daselbst eine Universität, und zwar mit Ruhm bestanden habe,

2. die Stadt Salzburg dadurch mittelbar einen ihr zu gönnenden Geldzufluß gewänne,

3. es für die Söhne der Insassen des Herzogthums Salzburg zu lästig sei, sich wegen Erlangung der Doctorwürde an eine der bestehenden österreichischen Universitäten zu begeben.

Dazu aber bemerkte nun die Hofkommission:

1. „daß der Grund: es wäre das, was einst bestand, herzustellen, an und für sich keine Rücksicht verdiene. Auch zu Grätz, Olmütz und Innsbruck bestanden Universitäten, und doch wurden sie zur Zeit der vorigen Hofkommission unter weiland Sr. Majestät Kaiser Josef II. in Lycäen umgestaltet. Wenn alles, was einst war, wiederhergestellt werden sollte, so würden alle Verbesserungen wegfallen. Auch könne Salzburg als ein neu organisiertes Land auf das, was in vorigen Zeiten dort eingeführt war, selbst einen indirekten Anspruch nicht und um so weniger machen, als die Verhältnisse, welche einst bei dieser einer eigenen Landeshoheit unterstandenen Primatialstadt obwalteten, erloschen sind."

2. „Dies könne nur als Nebengrund Gewicht haben, sey aber keineswegs zur bejahenden Entscheidung der Frage, um die es sich

handelt, überwiegend; wobey noch zu erwägen komme, daß auf Ausländer, seyt Bayern seinen Unterthanen ausser dem Vaterland zu studieren nicht erlaubt, nicht, oder doch nur sehr sparsam gerechnet werden könne."

3. „Es sey allerdings etwas hart, zur Erlangung des Doctorats sich in eine vom Wohnorte des Candidaten entfernte Universität begeben zu müssen. Allein bloß wegen der einigen Doctorats-Candidaten, die im Herzogthum Salzburg von Zeit zu Zeit sich zeigen, könne man für den großen Aufwand, den eine Universität fordert, nicht wohl einrathen, besonders wenn, wie es dort die Erfahrung schon unter der vorigen österreichischen Regierung lehrte, der Studienfonds die nötigen Auslagen ganz zu decken nicht vermag. Schon damals mußte nähmlich, ungeachtet an der zu jener Zeit bestandenen Universität zu Salzburg das medizinisch-chirurgische nur als Lycäal-Studium behandelt ward, das Comunal-Aerarium Vorschüsse leisten, deren Ersatz nie erfolgte. Überdieß seyen die Salzburger noch immer in einer besseren Lage, als die Studierenden zu Innsbruck oder Laybach, wo bisher wenigstens ebenfalls keine Universität besteht und von wo aus die Doctorats-Candidaten einen noch weiteren Weg als die Salzburger an eine Universität der deutschen Provinzen zu machen haben. Die Galizier müssen wegen des Doctorats der Arzney oder Wundarzneykunde sogar 100 Meilen weit reisen, sie mögen nun Wien oder Prag wählen, und geniessen zur Erleichterung der Reise die Wohlthat des Wassertransportes nicht, die den Salzburgern zu Gutem kommt."

Zum Schlusse bemerkte die Studienhofkommission, viel eher als Salzburg verdiene I n n s b r u c k den Vorzug einer Universität, das von einer deutschen Universität beträchtlich weiter als Salzburg entfernt sei und „das auch auf Ausländer aus der Schweiz und auf Italiäner, die sich die Kenntnis der deutschen Sprache eigen zu machen wünschen, mit einiger Sicherheit rechnen kann". Es seien bereits Verhandlungen über den Fonds im Gange.

Da aber keine Notwendigkeit für die Errichtung einer Universität in Salzburg spricht — so beschließt die Hofkommission den ersten Teil dieses Vortrages — so erachte sie, „daß das ihr in Folge a. h. Cabinettsschreibens vom 10. Juny 1816 zur Vergutachtung zugekommene Ansuchen der Deputirten von Salzburg, insoweit dasselbe bestimmt auf die Wiederherstellung der Universität gerichtet ist, auf sich zu beruhen hätte und ihnen bloß zu bedeuten wäre: es werde der höheren Lehranstalt in Salzburg eine solche ausgedehnte Verfassung gegeben werden, welche die dermahligen Umstände zulassen".

Im zweiten Teile ihres Vortrages trat die Studienkommission für die Organisierung eines „ordentlichen Lyzeums" ein.

Über die Frage, welche Ausdehnung demselben zu geben wäre, äußerte sie sich so:

„Das p h i l o s o p h i s c h e und t h e o l o g i s c h e Studium scheine außer Frage zu liegen, da ohne diese zwey Studien kein Lycäum bestehen kann und das daselbst wieder errichtete Erzbisthum die Bei-

behaltung dieser Studien nach sich zieht. Für das medizinisch-chirurgische Studium spreche die dermahlige Existenz der landärztlichen Schule und die Nothwendigkeit, zur Bildung geschickter Landärzte für Österreich ob der Enns als thunliche Erleichterung zu veranlassen. Das medizinisch-chirurgische Studium am Lycäum zu Linz sey unter der vorigen österr. Regierung des Herzogthums Salzburg bloß deßwegen aufgehoben worden, weil in Salzburg ein vollkommenes derley Studium eingeführt worden ist. Die Einführung des juridisch-politischen Studiums aber dürfte einstweilen wenigstens auf sich beruhen, indem eben die Gründe, welche im J. 1810 die Aufhebung des juridischen Studiums in Linz herbeiführten, nähmlich die geringe Zahl der Schüler und die nicht allzuweite Entfernung von Wien, auch bei Salzburg eintreten, dessen Bewohner zwar nicht von Wien, aber von Innsbruck 25 Meilen entfernt sind, da doch die Entfernung von Linz nach Wien 26 Meilen beträgt. Salzburg zählte im J. 1809 nur 31 juridische Schüler, worunter 13 Ausländer, auf die jetzt kaum gerechnet werden kann. Für das Lycäum von Laybach wurde die Herstellung des juridischen Studiums, worauf das Gubernium und die bestandene Centralorganisirungscommission angetragen hatten, von Euerer Mayestät ebenfalls nicht bewilligt, ungeachtet Laybach von der nächsten deutsch-erbländischen Provinz-Universität 55 Meilen entfernt ist. Ein allfälliges Bedenken gegen die Nicht-Einführung des Rechtsstudiums in Salzburg dürfte darin gefunden werden, daß bei dem Universitätsfonds ein eigenes für dieses Studium gestiftetes Capital 50.850 fl. vorhanden ist. Allein auch jetzt besteht ungeachtet dieses Stiftungskapitals kein Rechtsstudium zu Salzburg, die Zinsen dieses Kapitals pr. 2.031 fl. 30 reichen zur Bedeckung der Gehalte der nöthigen Zahl von juridischen Professoren nicht zu und es ist noch die Einsicht des Stiftungsbriefes nöthig, um sich zu überzeugen, ob nicht bey dem dieser Verwendung etwa entgegenstehenden Willen des Stifters könnte aus diesen Zinsen dem Professor des Kirchenrechtes, der wegen der theologischen Schüler aufgestellt werden muß, der Gehalt verabreicht, der übrigbleibende Betrag aber zum Kapitale geschlagen und das sich vergrößernde Kapital für das seiner Zeit etwa doch zu errichtende juridische Studium vorbehalten werden.

Für den Fall, daß der Antrag, das juridische Studium in Salzburg nicht einzuführen, die a. h. Genehmigung erhielte, würde an dem dortigen Lycäum nur das philosophische, medizinisch-chirurgische und theologische Studium zu organisiren seyn." — Im einzelnen trug die Studienkommission dann an: „Für das philosophische Studium 3jährigen, für das theologische 4jährigen Curs, ferner allergnädigste Bewilligung des Grades des Doctorates aus diesen Studien, so wie es den ehemaligen Universitäten, nunmehrigen Lycäen zu Grätz und Olmütz gestattet ist, gegen Beobachtung der bestehenden Vorschriften." Endlich „Einrichtung des medizinisch-chirurgischen Studiums mit Auflassung der landärtzlichen Schulen nach Art anderer österr. Lycäen."

Es blieb der Hofstudienkommission noch übrig, sich über den **Kostenpunkt** ihrer Vorschläge zu äußern. Freilich konnte sie das nur sehr summarisch. Der Salzburger Universitätsfonds bestand aus zehn zum Teil heterogenen Bestandteilen und war noch nicht geschieden und liquidiert. Auch lag keine Rechnung der in Salzburg bestehenden sogenannten Administration der Erziehungs- und Unterrichtsstiftungen, die allein der Universitätsfonds verwaltete, vor. Die summarischen Rechnungsausweise aber bezogen sich auf das Jahr 1814. Nach diesen Ausweisen eines Regierungsberichtes vom 19. August 1817 betrugen die sicheren Einkünfte des eigentlichen Studienfonds jährlich 19.455 fl. $25^3/_4$ kr. R.-W. Die gleiche Summe berechnete die Stiftungshofbuchhaltung. Davon gingen ab 4394, ein Verlust, den die im Jahre 1811 erfolgte Herabsetzung der Interessen der österreichischen Staatspapiere verursacht hatte. Diese Rente reichte natürlich nicht aus, besonders wo die Auslagen für das medizinisch-chirurgische Lehrfach künftig der Studienfonds wieder bestreiten mußte. So teilt der Studienfonds in Salzburg „das Schicksal der übrigen Studienfonds, welche die Bedeckung der in ihrer Ausgabe abgängigen Summen beim Kammeralfonds ansuchen müssen".

Um wenigstens eine kleine finanzielle Hilfsquelle zu erschließen, hatte die Stimmenmehrheit der Regierungsräte angetragen, das **Unterrichtsgeld** auch bei dem Lyzeum in Salzburg einzuführen. Dafür war auch die Studienkommission, „da, wenngleich der Wohlstand der Salzburger Insassen durch die letzten politischen Ereignisse sehr herabgesunken ist, die Entrichtung der Unterrichtsgelder nur die Söhne bemittelter Eltern trifft". Es sei zwar nicht zu erwarten, daß, nachdem die Schüler der Chirurgie und Theologie von Entrichtung der Unterrichtsgelder ausgenommen sind, von den Schülern der Philosophie, deren Zahl von zwei Jahrgängen im Schuljahre 1816 nur 17 betrug, viel eingehen werde. Aber das sei kein hinlänglicher Grund, um von der in Österreich allgemein eingeführten Verfassung abzugehen, und es sei zu hoffen, daß nach Einführung der drei philosophischen Jahrgänge die Zahl der Schüler sich mehren werde.

Die Immatrikulationstaxen wären gegen Aufhebung der unter Bayern eingeführten Inskriptionsgelder einzuführen, wovon ein Drittel dem Rektor, zwei Drittel dem Studienfonds zuzufallen hätten.

Wegen der Emolumente des Pedells endlich wäre ein eigener Bericht abzufordern.

Nach herabgelangter a. h. Entscheidung über gegenwärtigen Vortrag, sagt die Hofkommission, „wolle sie sich beeilen, dieser gemäß die Zahl der Lehrstellen, die damit zu verbindenden Gehalte, die Besetzung der Lehrämter und überhaupt alles, was zur künftigen Verfassung der höheren Lehranstalt in Salzburg erforderlich ist, in Vorschlag zu bringen, unter Einem aber die Auseinandersetzung und Liquidierung des Universitätsfonds einzuleiten, um nach Erhebung des wahren Standes des zur Verwendung für höhere Lehranstalten bestimmten, nämlich des eigentlichen Studienfonds, und nach tunlicher

Benützung der von der Regierung zur Erhöhung dieses Fonds vorgeschlagenen Mittel die etwa nötige Unterstützung aus dem Kammerale präliminieren zu können.

Mit diesen Anträgen des Referenten der Studienhofkommission, Hofrats Debrois, hatte dieser die überwiegende Stimmenmehrheit vereinigt.

Nur fügte der Oberste Kanzler Graf Saurau bei, daß für den Fall, als die Kandidaten des Rechtsstudiums in Salzburg sich etwa bedeutend vermehrten, auch dieses Studium daselbst herzustellen sein würde, für welchen Beisatz auch Regierungsrat Gruber sich erklärte.

Hofrat v. Fölsch glaubte aber, es solle entweder in Linz, da dies auch zum Vorteile des an Österreich ob der Enns angrenzenden Böhmen gereichen würde, oder aber in Salzburg gleich jetzt ein juridisches Studium errichtet werden.

Hofrat Frh. v. Türkheim äußerte, daß, um in Österreich ob der Enns nicht zwei Lyzeen zu haben, deren keines vollständig wäre, in Salzburg auch das juridische Studium hergestellt und überhaupt die Frage, ob zu Innsbruck oder Salzburg eine Universität zu errichten wäre, jetzt, und zwar ohne Rücksicht auf die Unzulänglichkeit des Studienfonds, entschieden werden sollte.

Der Hofkanzler Graf v. Mellerio endlich war „in thesi geneigt, für die Herstellung einer Universität in Salzburg, welche gleichsam den Mittelpunkt zwischen Linz und Innsbruck bilde, und auch in der Erwägung, daß die Aufsicht über die Studierenden in einer Kreisstadt leichter als in einer Hauptstadt ist, anzutragen; ist aber bei den von dem Referenten angeführten Umständen des Erachtens, daß wenigstens ein vollständiges Lyzeum, folglich auch das juristische Studium herzustellen wäre".

Auch der Staatsrat entschied sich für ein Lyzeum. Der erste Votant war Staatsrat Stift, der folgendes bemerkte:

„Salzburg ist eine absolute Grenzstadt, bestimmt zu einer Grenzfestung, die Hauptstadt eines Ländchens, von dem die fettesten Partikeln, vorzüglich auch jener Strich, aus dem es sein Getreide bezog, abgerissen wurden. Dies allein ist nach meinem ehrfurchtsvollen Erachten schon hinreichend, dort keine Universität zu errichten. Hierzu kommt, daß es selbst zu einem hinreichenden Grunde zu einem Lyzeum fehlt, 1. da es an zu einer Universität erforderlichen Gebäuden mangelt, wie daß zu den medizinischen Studien alles neu hergerichtet werden müßte, wozu 100.000 Gulden nicht hinreichen würden, wo es denn auch an den erforderlichen Kranken fehlen würde, 2. daß so wenige juristische Schüler vorhanden sind, daß die meisten Stimmen der Studienkommission es mißraten, ein juristisches Lyzealstudium zu errichten, endlich daß jenes, was für Salzburg erforderlich ist, auch bei einem Lyzeum bestehen wird, nämlich ein dreijähriges philosophisches und ein vierjähriges theologisches Studium. Sollte es nötig sein, in den Vorlanden eine Universität zu gründen, so sprechen unzählig mehr Gründe für Innsbruck, wo auch die erforderlichen Gebäude hierzu vorhanden sind und

der Staatsschatz überhaupt weit weniger wird in Anspruch genommen werden.

Es dürfte hiernach von Eurer Majestät für ein Lyzeum entschieden werden. Welche Ausdehnung soll dieses erhalten?

In Hinsicht der philosophischen und theologischen Studien kann kein Zweifel sein. Bei dem großen Bedarf an Landwundärzten muß entweder zu Linz oder Innsbruck ein chirurgisches Studium bestehen. Linz hat keines und es mangelt ihm auch an den hierzu erforderlichen Vorlesesälen. In Innsbruck besteht schon ein solches Studium, und wenn alle hierzu erforderlichen Anstalten nicht ganz zweckmäßig eingerichtet sind, so kostet die Umstaltung doch nicht soviel als die ganz neue Erbauung.

In Hinsicht des juristischen Studiums haben die mehreren Stimmen der Hofkommission bewiesen, daß es wenigstens nicht nötig sei, dasselbe sogleich herzustellen. Da nun hierdurch dem Staatsschatz eine bedeutende Ersparnis zugeht, da dieses Studium zu jeder Zeit, wenn es nötig erachtet wird, sogleich hergestellt werden kann, so dürfte es jetzt um so eher auf sich zu beruhen haben, als ohnehin schon von mehreren Seiten Anzeigen gemacht wurden, daß eine Überzahl der Schüler sich zu dem juristischen Studium wende, und als hiernach eine größere Anzahl theologischer Schüler zu erwarten ist."

Dementsprechend hatte Hofrat Stift die resolutio augustissima entworfen:

„Es ist Mein Wille, daß in Salzburg ein Lyzeum mit einem dreijährigen philosophischen und vierjährigen theologischen Studium und mit einer medizinisch-chirurgischen Lehranstalt ganz nach den für Meine Staaten bestehenden Vorschriften hergestellt werde und sind Mir die dahin Bezug habenden weitern Vorträge fördersamst zu erstatten. Sollte die Erfahrung in Hinkunft zeigen, daß es rätlich sei, auch das juristische Studium daselbst einzurichten, so ist Mir hierzu sogleich ein Vorschlag zu erstatten.

Den übrigen Inhalt der Vorträge nehme Ich zur Wissenschaft."

Die anderen Staatsräte hatten nichts dagegen zu „erinnern" und so wurde der Entwurf dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt. Dieser fügte aber noch hinzu:

„Die Stiftungen und Zuflüsse, von welchen die gegenwärtigen Lehranstalten in Salzburg unterhalten werden, sind genau auseinanderzusetzen, daher auch jene, welche zum Unterhalt des juristischen Studiums bestimmt sein sollen, und ist mir über das Erhobene Bericht zu erstatten und darin von jeder Stiftung anzuzeigen, was der Wille der Stifter sei und in was selbe bestehe und wie hoch sich diese Einkünfte belaufen, sowie was hierwege zu verfügen wäre, damit Ich in dieser Sache mit voller Sachkenntnis Meine Entscheidung erteilen könne." Der Kaiser unterzeichnete dann am 1. September 1818.

Damit hatte sich der Kaiser für ein Lyzeum in Salzburg entschieden. Der genannten Kommission verblieb nun noch die Aufgabe, über die Organisation der Anstalt sich zu äußern und ihre Vorschläge

an höchster Stelle zu unterbreiten. Das tat sie schon im Vortrage vom 10. September desselben Jahres.[1]) Eigentlich hatte dieselbe nur die Organisierung der ersten Jahrgänge des philosophischen, medizinisch-chirurgischen und theologischen Studiums zum Gegenstande, weil, wenn man mit dem Anfange des nächsten Schuljahres zugleich alle Jahrgänge einführen wollte, hieraus manche Inkonvenienzen unvermeidlich entstehen müßten. So werde von Jahr zu Jahr stufenweise in der Organisierung zwar etwas langsamer, aber mit desto mehr Festigkeit vorgerückt werden. Auf diese Weise werde auch erzielt, daß die Bedeckung der Auslagen aus dem eigenen Fonds Anfangs keiner Schwierigkeit unterliegt und inzwischen, bis die Organisierung weiter vorrückt, der Fonds in Evidenz gesetzt sein werde und man mit Verläßlichkeit werde angeben können, ob und welche fremde Unterstützung die höheren Lehranstalten in Salzburg nach der ganzen Ausdehnung ihrer Organisation bedürfen.

Die Vorschläge der Studienhofkommission waren für die Besetzung der einzelnen Fakultäten folgende:

I. Das philosophische dreijährige Studium erfordere im ersten Jahrgange fünf Professoren, und zwar je einen der theoretischen Philosophie, der Religionswissenschaft, der reinen Mathematik, der allgemeinen Geschichte, der griechischen Philologie.

Professor der theoretischen Philosophie war bisher Ignaz Thanner, Kanonikus des Kollegiatstiftes Matsee; er lehrte zugleich die Dogmatik und war Vorsteher des Lyzeums. Den Lehrstuhl der Mathematik versah der weltliche Gymnasiallehrer Josef Schuster. Das Lehramt der allgemeinen Geschichte besorgte provisorisch der Gymnasialpräfekt und Benediktiner des Stiftes Michaelbayern Michael Filz. Die Religionswissenschaft lehrte provisorisch Sebastian Braunhuber, Benediktiner desselben Stiftes. In der griechischen Philologie unterrichtete ebenfalls provisorisch der „verehelichte" Professor Peter Hölzl.

Da nun Ignaz Thanner nicht angestellt war, als Salzburg von 1805—1809 unter österreichischer Regierung stand,[2]) und die übrigen nur Supplenten waren, so trug die Studienkommission an, zur Besetzung der genannten Lehrstühle den Konkurs auszuschreiben. „Hievon wäre auszunehmen das Lehramt der Philosophie, weil praktische Philosophie von dem wirklichen Professor dieses Faches Maurus Berndtl, Priester des Stiftes Michaelbeuern, gelehrt wird und derselbe schon unter der vorigen österreichischen Regierung die theoretische und praktische Philosophie gelehrt hat." Darum brachte die Studienhofkommission ihn, wie auch das Kreisamt und die Regierung vorgeschlagen hatte, zur definitiven Anstellung als Professor der theoretischen und praktischen Philosophie in Vorschlag; allerdings müsse auch er sich vorläufig einer „konkursartigen Prüfung" mit gutem Erfolge

[1]) Staatsratsakt 6644 v. J. 1818.

[2]) Vgl. „Die Kultur", 1911, S. 412, Anm. 1.

unterziehen. Für die Lehrkanzel der Religionswissenschaft war ein Konkurs bereits abgehalten worden. Darüber sollte ein abgesonderter Vortrag erstattet werden.

Die Kommission war dafür, daß die schon bestehende Lehrkanzel der italienischen Sprache, obschon ohne Zwangsstudium, beizubehalten wäre mit einem Gehalt von 500 fl. und mit der Besetzungsweise mittelst des Konkurses.

Nach dem Antrage der Regierung sollte das Studiumdirectorat, bis sich ein hiezu tauglicher Kanonikus bei dem Stifte zu Salzburg finde, dem Doctor der Philosophie und Theologie und bisherigen Lyzeumsvorsteher Thanner anvertraut werden. „Hierüber wäre der Regierung zu bedeuten, daß den Kapitularen kein ausschließender Anspruch auf das philosophische oder theologische Studiendirektorat zustehe und daher dieselbe in Rücksicht der vorteilhaften Schilderung, welche das Kreisamt von Thanner machte, sich zu äußern habe, ob nicht demselben nach dem Antrage des Kreisamtes das Direktorat des philosophischen Studium definitiv zu verleihen wäre."

„Mit diesem Directorate, wenn sich anders Thanner nicht für eine theologische Lehrkanzel in Kompetenz setzt, wäre die Bibliothekarstelle, welche Stelle Thanner bereits provisorisch versieht, zu verbinden, wodurch ein Gehalt von 800 fl. an den Emolumenten und 1317 fl. 30 kr., welche Thanner gegenwärtig aus dem Studienfonds bezieht, welche ihm in jedem Falle als einem von Bayern übernommenen Beamten abzureichen seyn werden, erspart wird."

Die Lehrstunden wären wie an dem Lyzeum von Linz einzuteilen, auch wäre in Salzburg die Philosophie und Mathematik in lateinischer Sprache vorzutragen.

II. Das medizinisch-chirurgische Studium solle: 1. ganz nach den Studienplänen von den Jahren 1804 und 1810 eingerichtet werden, und

2. ein zweijähriges Studium für Zivilwundärzte gegründet werden.

3. Die feststehenden Lehrämter wären:

a) Einleitung in das chirurgische Studium, welche einer aus den Professoren nebst seinem Lehrfache vorzutragen hätte;
b) Anatomie;
c) theoretische Chirurgie, Instrumenten- und Bandagenlehre;
d) medizinisch-theoretischer Unterricht;
e) Geburtshilfe, sowohl für Chirurgen als Hebammen samt den zweimonatlichen praktischen Übungen in der Gebäranstalt;
f) praktische Chirurgie samt Klinik;
g) medizinische Klinik;
h) gerichtliche Arzneikunde, welche ebenfalls ein Professor der übrigen Lehrzweige gegen eine jährliche Remuneration zu übernehmen hätte;
i) Thierarzneikunde.

4. Die Studienfolge, die Einteilung der Vorlesungen nach Lehrgängen, Semestern, Tagen und Stunden wären so, wie die Semestralprüfungen und Rigorosen nach den an allen anderen Lyzeen in Österreich bestehenden Vorschriften zu systemisieren.

5. Die Zahl der Professoren wäre als Regel auf fünf zu bestimmen, und zwar für Anatomie, theoretische und praktische Chirurgie (Geburtshilfe), theoretische und praktische Medizin und Tierarzneikunde.

„Diese Zahl wäre darum als Regel zu systemisieren, weil gegenwärtig sieben Professoren vorhanden sind, die wohl nicht entfernt werden können, da sie ihrem Dienste gewachsen und anerkannt würdige Männer sind, da ihnen als von Bayern übernommenen Beamten auf jeden Fall der Genuß ihrer Gehalte belassen werden müßte. Solange diese Professoren nicht anderwärts untergebracht sind, wären die Lehrfächer, wie sie weiter unten angetragen sind, unter dieselben zu verteilen, welches selbst gegen das System nicht verstoßen würde, da an mehreren österreichischen Lyzeen die theoretische Medizin und Chirurgie von der praktischen getrennt sind."

6. Die an der Lehranstalt zu Salzburg schon vorhandenen Professoren sollten definitiv bestätigt werden, weil vier derselben, nämlich Weißenbach, Ehrhardt, Holzschuh und Am-Pach zu Grünfelden schon unter der früheren österreichischen Regierung als solche ernannt waren; die übrigen zwei, nämlich Aberle und Mayer, waren bereits unter Bayern wegen ihrer Brauchbarkeit und Geschicklichkeit definitiv ernannte Professoren. Die Hofkommission trug deren definitive Anstellung an. Ebenso für „den einzigen, bloß provisorisch verwendeten Doktor Joh. Hörwarter — dessen Bitte um definitive Anstellung die Regierung unterstützt — für den die rücksichtswürdigen Gründe sprechen: daß er ein geborener Tiroler ist, daß er bei der Übernahme von Salzburg von seiten Österreichs bereits Landgerichtsarzt im Salzakreise zu Werfen war, und daß ihm von dem Direktor Weißenbach das Zeugnis seiner vollkommenen Tauglichkeit zu dem in der Frage stehenden Lehramte sowohl in wissenschaftlicher als auch in sittlicher Beziehung gegeben wird. Höchstens dürfte er einer konkursartigen Prüfung unterzogen werden".

7. Die Lehrgegenstände wären unter die vorhandenen Professoren in der Art zu verteilen, daß Matthäus Aberle die Anatomie, Anton Holzschuh die theoretische, Aloys Weißenbach die praktische Chirurgie, Johann Hörwarter die Geburtshilfe, Johann Am-Pach zu Grünfelden die Tierarztneikunde, Josef Mayer den mediziniſch-theoretischen Unterricht, endlich Johann Ehrhard die spezielle Therapie zu übernehmen hätte.

„Sollte in dem Umstande ein Bedenken gefunden werden, daß Mayer gegenwärtig den Unterricht nicht über die theoretische Medizin, sondern bloß über die Physik, Chemie und Pharmazie ertheilt, so könnte Ehrhard sowohl die theoretische als praktische Medizin übernehmen,

Mayer aber die philosophischen und physischen Vorbereitungskenntnisse den Wundärzten bis zu einer anderweitigen Verwendung vortragen."

In Betreff der gerichtlichen Arzneikunde und der Einleitung in das chirurgische Studium werde es die Sache des Direktors sein, diese Gegenstände unter zwei der vorhandenen Professoren zu verteilen."

8. Für die zwei klinischen Lehrkanzeln der Medizin und Chirurgie, wären Assistenten zu ernennen mit einem Gehalt von 300 Gulden für einen jeden derselben; davon hätte der Spitalfonds einen auszumittelnden Teil zu übernehmen, weil diese Assistenten auch als Sekundarien verwendet werden müssen. Zu diesen auf zwei, höchstens auf vier Jahre zu bestätigenden Assistenten könnten übrigens nur graduierte Ärzte, Wundärzte oder solche Individuen gewählt werden, welche bereits eine strenge Prüfung bestanden haben.

9. Dem Direktor wären die Vorschriften über die Erhaltung und Erweiterung der Sammlungen und Museen bekannt zu machen.

10. Zum Direktor wäre nach dem Beispiele von Klagenfurt der jeweilige Kreisarzt von Salzburg zu ernennen. Professor Weißenbach hätte das Direktorat aus dem Grunde abzugeben, weil die Verbindung desselben mit einem Lehramte den bestehenden Vorschriften zuwiderläuft.

11. Ein eigener Pedell für die chirurgische Lehranstalt sowie auch ein Sekretär sei überflüssig; doch dürfte es keinem Anstande unterliegen, diese Individuen anderswo unterzubringen. Auch bestehe an den Lyzeen kein eigener Prosektor und das Ansuchen um Beigebung eines solchen für den Professor der Anatomie sei erst vor kurzem in Innsbruck zurückgewiesen worden. Der Anatomiedienre sei aber notwendig und dürfte mit dem Lohne von jährlichen 250 Gulden bestätigt werden.

III. Das Studium der Theologie. Im ersten Jahrgange wurden nur zwei Professoren, a) für Kirchengeschichte b) für das „Bibelstudium", erfordert. Für das „Bibelstudium des alten Bundes" war bisher kein Professor angestellt, sondern dasselbe wurde von dem „Professor des Bibelstudiums des neuen Bundes" Alois Sandbichler, Subprior des Augustinerklosters zu Salzburg, „nebenher" vorgetragen. Auch die Kanzel der Kirchengeschichte suppliere derselbe Lehrer und werde die Kirchengeschichte von dem Subregens des Priesterhauses, Georg Markreiter, in „häuslichen Privat-Repetitionen" gelehrt. Für beide Lehrfächer soll ein Konkurs, und zwar für das erstere in Verbindung mit dem Lehrfache des im zweiten Jahrgange den Schülern der Theologie vorzutragenden Kirchenrechtes ausgeschrieben werden.

Im zweiten Jahrgange sollte nebst dem Kirchenrechte das „Bibelstudium des neuen Bundes" vorgetragen werden. Dieses Fach wurde von „dem im In- und Auslande rühmlich bekannten, aus Tirol gebürtigen Subprior" Sandbichler doziert. Die Kommission trug darum auf dessen definitive Bestätigung an. „Damit wäre auch schon für den im Schuljahre 1819/20 einzuführenden zweiten Jahrgang soweit vorgearbeitet,

daß nur noch das einem philosophischen oder theologischen Professor gegen eine Remuneration von 200 Gulden nach vorläufiger concursartiger Prüfung zuzuteilende Lehrfach der Erziehungskunde zu besetzen sein werde.

In Ansehung des Studiendirektorats wäre die Regierung anzuweisen, sich zu äußern, ob ein Umstand obwalte, dem Doktor der Philosophie und Theologie und emeritierten Professor der Dogmatik, Josef Lindauer, der schon unter der vorigen österreichischen Regierung als solcher angestellt war, dieses Direktorat definitiv zu verleihen.

Ein Bedenken könnte allenfalls sein, daß dieser Mann, als ein Glied des aufgehobenen bayerischen Stiftes Ettal, seine Pension aus Bayern bezieht und daher von der dortigen Staatsverwaltung abhängte, wie lange ihm die Pension in Oesterreich zu beziehen erlaubt werde."

Alle Vorlesungen sollten in lateinischer Sprache abgehalten werden; nur die Pastoraltheologie in der Landessprache.

Zu Vorlesebüchern sollten diejenigen gewählt werden, die für die österreichischen Lehranstalten vorgeschrieben waren, und „nur bei jenen Fächern, für welche kein Lehrbuch vorgeschrieben ist, könnte der Professor entweder über ein von ihm gewähltes aber vorläufig der Genehmigung der Studienhofkommission zu unterziehendes Buch vorlesen oder sich bloß seiner Schriften bedienen, ohne jedoch diese etwa den Schülern in die Feder zu dictieren".

Bezüglich der Gehälter machte man folgende Vorschläge: die der philosophischen Disziplin sollten „nach den für Lyzeen der deutschen Provinzen allgemein bestehenden Normen mit 1000—900—800 Gulden" systemiert werden; ebenso die der theologischen nach der Norm 800—700—600. Diejenigen des medizinisch-chirurgischen Studiums auf folgende Weise:

Für Anatomie wurden	600	fl
„ theoretische und praktische Chirurgie	800	„
„ „ „ „ Medizin	800	„
„ Geburtshilfe	800	„
„ Tierarzneikunde	500	„
bestimmt; die Remuneration für jenen Professor, welcher den Unterricht über gerichtliche Arzneikunde erteilt, wurde auf	300	„

festgesetzt.

Der Professor für theoretische und praktische Chirurgie und der für theoretische und praktische Medizin sollten zugleich „Spitalswundärzte" sein und dafür besonderen Gehalt beziehen; ebenso sollte der Professor der Geburtshilfe als Geburtshelfer vom Spitalfonds besonders besoldet werden.

Die Gehalte, welche von den Professoren bereits bezogen wurden, sollten für dieselben fortlaufen, da dieses auf Verträgen mit Bayern beruhte. Sobald aber eine Professorenstelle erledigt wird, hätte der

neuernannte Professor in den oben für sein Lehramt als System angetragenen Gehalt einzurücken.

Der Professor der Kirchengeschichte erhielt eine Zulage von 300 Gulden für den Unterricht im Kirchenrecht, der der alttestamentlichen Sagen 150 Gulden „für die Abhaltung der außerordentlichen Vorlesungen der orientalischen Dialekte".

Schließlich erneuerte die Studienhofkommission den in ihrem vom 25. Juli 1818 gemachten Antrag, „daß die Lehranstalt in Salzburg den Grad des Doctorates der philosophischen und theologischen Studien, wie es den ehemaligen Universitäten und nunmehrigen Lyzeen zu Grätz und Olmütz gestattet ist, gegen Beobachtung der bestehenden Vorschriften erteilen könne".

Auch sprach sie ihre Erwartung auf den Allerhöchsten Beschluß aus, ob in Salzburg das Unterrichtsgeld einzuführen sei oder nicht.

Staatsrat Stift war mit diesen Anträgen der Studienhofkommission einverstanden und hielt nur hinsichtlich zweier Personen Bemerkungen nötig: „Mayer, der bisher wirklicher Professor der Physik, Chemie und Pharmazie war, könnte nur dann nach dem Antrage das Lehramt der theoretischen Medizin erhalten, wenn er wirklicher Doktor der Medizin ist, woran ich zweifle; denn wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, ist er nur Apotheker. Und der Hörwarter, der bisher nur provisorisch angestellt war, kann nicht definitiv als Professor erklärt werden, sondern es ist, wie bei allen Supplenten der philosophischen Lehrämter angetragen wurde, für die Kanzel der theoretischen und praktischen Geburtshilfe ein Konkurs auszuschreiben, bei dem Hörwarter seine Kenntnisse nachweisen und sich in die Kompetenz setzen kann." Er war auch für die Erteilung des philosophischen und theologischen Doktorgrades. Jedoch „das Unterrichtsgeld dürfte zu Salzburg, da im Lande kein besonderer Wohlstand und vielmehr das Gegenteil besteht, nicht eingeführt werden".

Dementsprechend entwarf er die resolutio Augustissima:

„Dem Professor Mayer kann das Lehramt der theoretischen Medizin nur in dem Falle übergeben werden, wenn er wirklicher Doktor der Medizin (nicht mit einem Ehrendiplom) ist. Ist er nicht wirklicher Doktor, so ist diese Kanzel sogleich dem Professor der praktischen Medizin zuzuteilen. Für das Lehramt der theoretischen und praktischen Geburtshilfe ist ein Confurs auszuschreiben. Das Unterrichtsgeld ist zu Salzburg nicht einzuführen.

In allem übrigen erhalten die Anträge der Studienkommission Meine Genehmigung."

Ehe der Kaiser unterschrieb, richtete er folgenden Brief an Erzherzog Ludwig:

Lieber Herr Bruder Erzherzog Ludwig!

Das hier nebenliegende Zirkulandum Nr. $\frac{6644}{4976}$ über die Organisierung des Lyzeums in Salzburg werden Euer Liebden vorerst Meinem

geheimen Kabinettssekretär Young zum gewöhnlichen Nachschlagen mitteilen und dann im Falle wider die darin vorgeschlagenen Individuen kein Anstand obwalten sollte, selbes dem von Mir bereits genehmigten Resolutions-Entwurfe gemäß selbst erledigen, widrigenfalls aber, wenn nämlich in Ansehung des einen oder anderen sich ein Bedenken äußern sollte, in Ansehung der Stellen, zu welchen die betreffenden Individuen, gegen welche die Bedenken obwalten, vorgeschlagen sind, in die Erledigung setzen: ‚daß die Entschließung nachfolgen wird', Mir aber den staatsrätlichen Votantenbogen mit Beirückung der Bedenken und Euerer Liebden Gutachtens wieder vorlegen."

Eine Äußerung auf diesen Brief liegt den Akten nicht bei. Die kaiserliche Unterschrift zu der oben angeführten Resolution ist datiert in Wien, den 14. November 1818, aber wieder durchgestrichen.

III. Verhandlungen über die Wiedereinführung des Studiums der Rechts- und politischen Wissenschaften in Salzburg und letzter Versuch, das Lyzeum zur Universität zu erheben.

Aus einem Vortrage der Studienhofkommission vom 24. März 1822 ist zu ersehen, daß 1. die Bürgerschaft von Salzburg „um die Wiederöffnung des juridischen Studiums und Erhebung des Lyzeums zu Salzburg zu einer Universität" beim Kaiser eingekommen war; 2. der Erzbischof Gruber von Salzburg diese Bitte unterstützte und bat, „daß die dortige Lehranstalt, wenn sie nicht zur Universität erhoben werden würde, wenigstens zu einem Lyzeum 1. Klasse erhoben werden möchte, indem an dieser Lehranstalt jetzt als Lyzeum 2. Klasse die Schüler der philosophischen Studien keinen Unterricht in der griechischen Sprache erhielten, mithin die Kandidaten der Theologie das Griechische, das sie am Gymnasium erlernt hätten, bis zu ihrem Eintritt in den zweiten Jahrgang der theologischen Studien ganz vergessen, und dieser Mangel ihnen empfindlich sei.

Der Kaiser befahl durch einen Kabinettsbefehl vom 23. Januar 1825 der Studienhofkommission, ihr Gutachten über die Bitte der Salzburger mit der Anzeige abzugeben, „ob und welche Stiftungskapitalien, die ausdrücklich für eine Universität zu Salzburg gestiftet wurden, vorhanden seien, und im letzten Falle, wie der Wille der Stifter in selben laute, wo dieselben angelegt seien, wieviel sie an Interessen abwerfen, und wozu sie gegenwärtig verwendet werden".

Ein zweiter Befehl vom 24. desselben Monats verlangte von der Kommission, den von dem Erzbischof erwähnten Umstand „gehörig in Überlegung zu nehmen" und mit der oben verlangten Anzeige zu „vergutachten".

„Nach gepflogenen vielen Erhebungen und Einvernehmungen" — es waren zwei Jahre vergangen — berichtete die Kommission:

„1. Die für eine Universität zu Salzburg und insbesondere für ein juridisches Studium bestimmten Fonde bestehen:

An öffentlichen Fondsobligationen in	166.799 fl. 10 kr.
an bei Privaten liegenden Kapitalien	41.881 fl. 58 kr.
	208.680 fl. 68 kr.

Kapitalien, die jährlich 5422 fl. und 13 kr. an Interessen abwerfen.

Die ausschließlich zur Errichtung eines juridischen Studiums betreffenden, bloß in öffentlichen Funden anliegenden Kapitalien betragen 42.775 fl. und geben jährlich 1696 fl. 55 kr. Interessen. Diese Kapitalien liegen an teils im Wiener Banco, teils bei der Salzburger Landschaft.

Das Erträgnis ist bisher samt den übrigen Einflüssen für die höheren Studienanstalten von Salzburg in der Art verwendet worden, daß bei der Unzulänglichkeit der Erträgnisse zur Bestreitung der dermaligen Auslagen bedeutende Zuschüsse, und zwar im Jahre 1825, wo der Fonds noch die jährlich in 1723 fl. 25 kr. bestehenden Einkünfte eines Kapitals von 45.126 fl. und 23½ kr. bezogen hat, seitdem aber dem Stifte St. Peter zugewendet worden ist, bis zu dem namhaften Betrage von 21.178 fl. 14 kr. C. M. gemacht worden sind."

Über die Frage, ob diese Kapitalien ausdrücklich für eine Universität gestiftet worden, hatte das Lyzealrektorat folgende Aufklärung gegeben:

Die Universität Salzburg ist 1619 von dem Erzbischof Sittikus von Hohenems und im Jahre 1620 von dessen Nachfolger Graf Paris mit allerhöchster Bestätigung Kaiser Ferdinands als eine solche gestiftet und mit einem Stiftungskapital von 72.000 fl. versehen worden, dessen jährliche Zinsen von 3600 fl. zur Unterhaltung der Professoren verwendet wurden.

Das Vermögen der Universität wuchs in der Folge durch Hinzuschlagung mehrerer Beträge, als der daselbst unter der Benennung des Ökonomiefondes, des Universitätskirchenfondes, der großen und kleinen Kongregation, des Schwarzacher Missionsfondes, der Sekretariatskasse bis zum Betrage von 280.681 fl. 8 kr.

Der letzte Erzbischof Hieronymus endlich hat diesem aus der Landschaft fließenden Stiftungsbetrage ein Kapital von 100.000 fl. substituiert, welches sich aus den Zinsen eines von ihm der Domkustodie geschenkten Kapitals von 60.000 fl. und systemisierten jährlichen Zuschüssen der Landschaft in zehn Jahren bildete; dagegen jedoch die früheren in der Landschaft vorliegenden Kapitalien erlöschen würden, so daß an und für sich in der ursprünglichen Natur dieser Fonde nichts geändert wurde.

Mit dem Kapital des sogenannten Juristenfondes aber verhalte sich die Sache anders; über denselben liege keine Stiftungsurkunde vor und nur aus den beigebrachten Kopien ist zu entnehmen, daß zur besseren Dotierung des juridischen Studiums und zur Besoldung einiger Professoren der Rechte, welche in erster Zeit sowie die übrigen aus dem Stifte St. Peter gestellt wurden, im Jahre 1653 der Erzbischof Paris unter Beitritt

des Kapitels 40.000 fl. und später noch 4000 fl. zum Behuf der Dozierung des juris publici bei der Landschaft erlegte; daß der Erzbischof Johann Ernst aber im Jahre 1701 6000 fl. bei der Landschaft anlegte, um dem Professor juris zur Abstattung des alljährlichen Hauszinses einen Fonds zu verschaffen; daß dann die weiteren 600 fl. von dem Professor, 250 fl. aus den Ersparnissen der Kassa juridica, 480 fl. aber aus dem Kassareste von 1792 im Stadt Wiener Banko angelegt worden seien, ohne daß allen diesen Beträgen hinsichtlich ihrer Bestimmung eine Stiftung zugrunde liege, welche von der in der Obligation enthaltenen Widmung wohl zu unterscheiden sei.

„Diese 42.375 fl. in salzburgischen und 480 fl. in Banko-Obligationen bilden daher den von dem gestifteten Universitätsfonds unterschiedenen sogenannten Juristenfonds, dessen Erträgnis im Ausweise auf die oben angegebene Summe berechnet ist.

Dieser Juristenfonds wurde nun in dem Berichte des Lyzeumsrektors auf 50.850 fl. angegeben und wirklich stellen die ersterwähnten Obligationsbeträge von 40.000, 4000, 6000, 600 und 250 fl. diese Summe dar."

Regierungsrat Povondra äußerte daher die Meinung, daß sich dieser Fonds dermalen noch nicht als vollständig ausgemittelt darstelle und das Lyzealrektorat erst noch über diese sich zeigende Verschiedenheit zu vernehmen wäre; denn das Lyzeum gebe diesen Fonds auf 52.000 fl., die Buchhaltung aber auf 42.775 fl. an, und letztere erkläre selbst, daß ihre Ausweise noch nicht hinlänglich verläßlich seien.

Diesen Vorschlag des Regierungsrates wies die Studienhofkommission ab mit dem Bemerken: Die Stiftungshofbuchhaltung habe in ihrem Berichte vom 13. Dezember 1826 die angegebene Ziffer des Juristenfondes mit Bestimmtheit angegeben, ohne sich in die von der Provinzial-Staatsbuchhaltung berührten Zweifel einzulassen. Nebstdem, daß das Rektorat in seinem Berichte die Unmöglichkeit, nähere und andere als die von ihm bereits angeführten Daten an die Hand zu geben, selbst bekenne, wiesen ja die speziell angeführten Urkunden schlechterdings auf keine anderen als eben diese genannten Kapitalien hin und es sei da nicht abzusehen, wie man sich veranlaßt sehen könnte, einen Zweifel aufzuwerfen, von dem man nirgends die geringste Grundlage nachweisen könne. Die Differenz stelle sich von selbst als unbegründet dar durch die Betrachtung, daß der Regierungsrat den Betrag in einem anderen Geldfuß berechnete wie das Rektorat. Auf derselben mangelhaften Sachkenntnis beruhe auch der Irrtum, wenn in dem Regierungsberichte angeführt werde, der Fonds sei von 42.750 fl. auf 52.000 fl. angewachsen. Vielmehr sei die erstere Summe richtig. Regierungsrat Povondra habe zwar in Hinsicht auf die Fonde im allgemeinen sich geäußert, daß man nach den Berichten aller Buchhaltungen mit dem Salzburger Studienfonde noch immer nicht in Ordnung sei und daß man auf dem bisher eingeschlagenen Wege zu keinem baldigen und auch zu keinem richtigen Resultate gelangen werde.

Es würde sich, wenn dieser Fall einmal eingetreten wäre, klar zeigen, daß dasjenige, was man zu Salzburg den Studienfonds nennt, nicht ganz dasselbe sei, was die Studienfonde anderer Provinzen, sondern stiftungsgemäß besondere Bestimmungen habe und daß der Beitrag, den der Staatsschatz für diejenigen Zwecke, die mit diesen stiftungsmäßigen Bestimmungen im Einklang seien, jährlich beischieße, bei richtiger Gebarung und vorschriftsmäßiger Wirtschaft, nicht wie die Behörden angaben, 10 bis 12.000, sondern höchstens 3000 fl. betrage.

„Allein da Povondra seine Meinung mit Daten nicht nachweise und ebensowenig die Belege hiezu aus den Akten hervorgehen, da im Gegenteil die Stiftungshofbuchhaltung als sachverständige Behörde sich mit Bestimmtheit auf eine entgegengesetzte Weise ausgesprochen hat", so glaubte die Studienhofkommission, diese Äußerung zwar berühren, zugleich jedoch bemerken zu müssen, daß bei mangelnder gehöriger Begründung eine weitere Beleuchtung dieser Äußerung nicht nötig und auch nicht tunlich sei; sie halte dafür, durch ihre bisherige Darstellung dem allerhöchsten Auftrage, soviel es die Ausmittlung der verschiedenen Fonde betrifft, vollkommen entsprochen zu haben. Was aber

2. die Natur derselben betreffe — ob sie nämlich lediglich als Dotation oder als wirkliche Stiftungen ganz oder zum Teil anzusehen seien — darüber werde nach Vorausschickung dessen, was zur Aufklärung der faktischen Verhältnisse erforderlich sei, das Gutachten folgen.

Sodann ging die Kommission auf „die von dem Erzbischof gegen die dermalige Eigenschaft des Lyzeums von Salzburg als eines Lyzeums II. Klasse, bei welchem der Unterricht im Griechischen mangelt, gemachte Bemerkung" ein. Sie versicherte, daß die Benennung von Lyzeum I. und II. Klasse nirgends vorkomme und daß der philosophische Lehrplan zwischen den Lyzeen nur insofern einen Unterschied mache, als sich an denselben ein juridisches Studium befindet oder nicht; weil nur an den ersteren ein oder zwei Professoren mehr und namentlich ein Professor der klassischen Literatur und der Ästhetik bewilligt sei; der letztere insbesondere habe jedes zweite Jahr einen zweistündigen Unterricht in der griechischen Philologie zu geben. So lange daher kein juridisches Studium in Salzburg bestehe, erscheine auch dieser Lehrvortrag daselbst dem System entgegen; aber auch ohne dasselbe Studium einzuführen, scheine nicht rätlich, weil sich kaum so viele Schüler finden würden, als der Professor an Gehalt hunderte von Gulden beziehe.

In der allerhöchsten Entschließung über die Revision des philosophischen Lehrplanes vom 28. September 1824 habe Se. Maj. gegen den Antrag der Stimmenmehrheit der Studienkommission ausdrücklich befohlen, daß es für das Lyzeum von Salzburg mit der Einführung aller freien Lehrfächer auf sich zu beruhen habe. Der Abgang dieses Studiums wird sich aber für das theologische Studium nicht empfindlich zeigen, indem die Theologiekandidaten das am Gymnasium erlernte Griechische um so weniger vergessen können, weil schon, wie allerhöchst befohlen, ausge-

führt worden sei, daß bei dem Unterrichte in der lateinischen Philologie auch die auf jenen Zweck berechnete Uebung im Griechischen angebracht werde.

Um den Wünschen des Erzbischofs entgegenzukommen, schlug die Kommission vor, es könne, wie es auch früher schon war, ein Professor des Gymnasiums oder Lyzeums gegen eine Remuneration von etwa 100 fl. jährlich wöchentlich zwei Stunden in der griechischen Philologie Unterricht geben. Damit aber dieser „Lehrvortrag nicht unbesucht" bleibe, wäre der Erzbischof aufzufordern, wenigstens von mehreren Kandidaten seiner Diözese bei der Aufnahme den Ausweis über dieses Fach zu fordern. Übrigens werde die Frage, ob das Studium der griechischen Sprache wiederum obligatorisch werde, bei der Superrevision ohnehin in Verhandlung kommen.

Was dann die vom Erzbischof unterstützte Bitte der Salzburger anging, das Lyzeum zur Universität zu erheben, so hatten sowohl das Kreisamt als auch die Regierung ob der Enns weitläufige Gutachten eingeschickt.

Das Kreisamt hatte sich durchaus verneinend und dahin erklärt, daß bei dem zu Innsbruck bestehenden juridischen Studium ein in Salzburg neu entstehendes ohne den gehofften Nutzen sein müsse; daß bei den jetzigen Renten der für die Lehranstalt gestifteten Fonde an keine Vergrößerung der Anstalt zu denken sei, ohne den Staatsschatz, der jetzt schon 8—10.000 fl. jährlich beträgt, noch mehr in Anspruch zu nehmen, daß andere, wie zum Beispiel Stipendienfonde hierzu nicht angewendet werden können, daß es also dermalen durchaus nicht an der Zeit sei, eine Veränderung anzutragen, vielmehr darüber zu denken, wie der Staatsschatz in Beziehung auf diese Anstalt zu erleichtern wäre.

Die ob der Ennsische Regierung hatte die Ansicht des Kreisamtes vollkommen geteilt und so sehr sie wünschte, solche Maßregeln kräftig zu unterstützen, wodurch der in ihrem Wohlstande so tief herabgekommenen Stadt Salzburg aufgeholfen würde, so sei doch der Gegenstand der vorliegenden Bitte derart, daß die Regierung aus Überzeugung nicht für die Gewährung eintreten könne, weil die gehofften Vorteile zu problematisch und die Mittel dazu nicht vorhanden seien, die Vermögenskräfte der Untertanen aber eine größere Belastung für diesen Zweck nicht zuließen.

Sollte endlich der Provinz Österreich ob der Enns die Wohltat eines juridischen Studiums zugedacht werden, so würde sich hierzu das Lyzeum zu Linz, der Provinzialhauptstadt, weit zweckmäßiger eignen.

Um den Gegenstand ganz zu erschöpfen, hatte die Studienhofkommission für nötig gefunden, die Hofkammerprokuratur darüber zu vernehmen, „ob nach den vorliegenden Stiftungsurkunden über einen Fonds zur Errichtung eines juridischen Studiums in Salzburg es dem Willen der Stifter nicht entgegenlaufe, die dazu gewidmeten Stiftungsfonde für andere höhere Studien zu benützen oder aus deren Zinsen Stipendien für Salzburgs Landeskinder, die an einer

andern Lehranstalt die Rechte studieren, zu errichten, oder aber die Interessen zur Vergrößerung des Kapitals solange zu verwenden, bis dieses die Kosten eines juridischen Studiums vollständig decke, endlich aber jene Kapitalien, die ausdrücklich für eine Universität in Salzburg gestiftet wurden, unbedenklich zur Erhaltung des dermaligen Lyzeums verwendet werden können?"

Darüber äußerte sich der Hofkammerprokurator:

Es sei nach den vorliegenden Urkunden kein Zweifel, daß die Dotation der in Frage stehenden Fonde **nicht für ein Lyzeum**, sondern **ausdrücklich für eine Universität** gestiftet worden seien und daß insbesondere die Summe von 52.000 fl. zur Unterhaltung der Professoren juris bei der Universität direkt von dem Stifter bestimmt seien. Es widerstreite daher dem Willen des Stifters, wenn diese Fonde für andere höhere Studien verwendet würden, „zumal die Erfüllung des Willens des Stifters nicht absolut unmöglich ist, da sich Euere Majestät noch nicht ausdrücklich dagegen ausgesprochen, die Fonde und der Wille des Stifters vorliegen und Gründe der Gerechtigkeit sich aufdringen, der Wiederauflebung desselben entgegenzusehen".

Das juridische Studium habe eine zu eigentümliche Natur, als daß man durch Substituierung eines anderen höheren Studiums den Zweck und Willen des Stifters erfüllt halten dürfte. Ebensowenig wäre die Verwendung des Fundes für juridische Stipendien diesem Zwecke und Willen gemäß. Die Hofkammerprokuratur war der Meinung, daß die 52.000 fl., wenn sie für die Wiedererrichtung eines solchen Studiums nicht zulänglich wären, am zuverlässigsten durch die Aufsparung der Kapitalien bis zur Zulänglichkeit verwendet werden sollten. Auch die Frage, ob die ausdrücklich für eine Universität gestifteten Kapitalien unbedenklich für ein Lyzeum verwendet werden könnten, verneinte er insbesondere aus dem Grunde, „weil es die Absicht des Stifters war, daß zu Salzburg alles erlernt werden könne, was an einer Universität gelehrt zu werden pflegt, und schon in den ältesten Zeiten unter einer Universität nur eine mit allen vier Fakultäten versehene Lehranstalt verstanden wurde".

Bei dem Umstande, daß die für die höhere Lehranstalt zu Salzburg im allgemeinen gestifteten Kapitalien ausdrücklich auf eine Universität lauten, glaube auch die Studienhofkommission, „daß das Lyzeum zu Salzburg zur Universität, wenn auch nur mit zwei vollständigen Fakultätsstudien, erhoben werden dürfte, wodurch jene Lehranstalt den gleichfalls zu Universitäten erhobenen Lyzeen in Innsbruck, Grätz und Olmütz gleichgestellt und die Bitte der Bürgerschaft in Salzburg sowohl, als auch das Verlangen des Erzbischofs hinsichtlich des Griechischen erfüllt würde". Eine Veränderung aber hätte gleichfalls nur in der Art zu geschehen, daß das medizinisch-chirurgische Studium bei seinem gegenwärtigen Umfang belassen und den Professoren des philosophischen und theologischen Studiums als Universitätsprofessoren kein Anspruch auf Gehaltserhöhung gestattet werde.

Die Frage, ob an der Lehranstalt zu Salzburg das juridisch-politische Studium einzuführen sei, glaubte die Studienhofkommission von mehren Seiten beleuchten zu müssen.

1. Von Seite des Rechts: Aus den Akten offenbare sich die Tatsache, „daß für das juridische Studium ein eigener Fonds besteht und noch vorhanden ist, der 42.775 fl. C. M. W. W. an Kapital beträgt und einen jährlichen Ertrag von 1696 fl. 55 kr. abwirft.

Geht man in den Ursprung des bestehenden Fondes ein, so findet man, daß einerseits damit lediglich ein juridisches Studium dotiert wurde, wie es in damaliger Zeit überhaupt bestand, welches sich nämlich auf das römische Zivil-, das kanonische und deutsche Staatsrecht beschränkte, andererseits, daß zwar von einer Dotation des Rechtsstudiums, aber keineswegs von einer Stiftung die Rede ist.“ Ein solches beschränktes Rechtsstudium aber würde heutzutage den Anforderungen des juridisch-politischen Studiums nicht entsprechen und keinem Studierenden jene Bildung gewähren, die sich ein zum Staatsdienste angehender Jurist erwerben und ausweisen müsse. Es ist also nicht möglich, „mit dem vorhandenen Fonde ein Rechtsstudium zu errichten, das dem bestehenden Studienplan gemäß wäre.“ Der Zweck jenes Instituts der alten Zeit hätte wohl kein anderer gewesen sein können, als entweder die Universität zu Salzburg von fremden, aus dem römischen deutschen Reiche herbeikommenden Studierenden besucht zu machen, oder um dem Lande seine eigenen Beamten zu erziehen. Das erstere liege nicht nur nicht in der Bestimmung der Universitäten der österreichischen Monarchie, sondern es stehe derselben sogar entgegen. Für den zweiten Zweck aber bestehen hinreichende Lehranstalten für die Monarchie, und Salzburg, als ein Teil derselben, sehe dieser seiner Forderung nunmehr durch jene Institute entsprochen.

Demzufolge könne auf Grund des bestünden Fondes umsoweniger ein Recht gebaut werden, als die Erträgnisse des Gesamtfonds der Universität nicht einmal genügten, ohne Ärarealzuschuß den Bedarf zu sichern, der für die übrigen unteren und die philosophischen Studien erforderlich sei.

Wenn man die Urkunden lese, welche über den sogenannten Juristenfonds vorliegen, so könne gar kein Zweifel entstehen, daß derselbe zwar eine Dotation, aber kein Stiftungskapital sei. Hinsichtlich dieses Fondes liege weder ein Stiftbrief noch selbst in den Urkunden ein Ausdruck vor, der auf eine Stiftung hinweise.

„Diese Urkunden bestehen insgesamt bloß in Schuldbriefen, worin die Einlage des Kapitals zur Landschaft als causa debendi und die Überlassung desselben an die Universität zur Besoldung der juridischen Professoren, zur Errichtung einer Kanzel des öffentlichen Rechtes, zur Bezahlung des Hauszinses der Professoren als titulus devolutionis angegeben wird.

In keiner Urkunde sei zu lesen, daß für Salzburg zu ewigen Zeiten ein juridisches Studium bestehen und

daß dieses Kapital nur zu diesem Zweck verwendet werden soll.

Die Herstellung eines Kapitals zur Sicherung einer bestimmten Anstalt ist aber keine Stiftung. Sie folgt dem Zwecke selbst und fällt mit seiner Unerreichbarkeit ebenso zusammen, wie der Zweck selbst aufgehört hat."

Nach staatsrechtlichen Grundsätzen unterliege es keinem Zweifel, daß die weitere Verwendung eines solchen Fondes dem Landesherrn und sonach jetzt Seiner Majestät zustehe. Es sei auch nicht in der Sache begründet, zu behaupten, daß der Juristenfonds aus dem Privateigentume der Erzbischöfe Paris und Johann Ernst gegründet wurde. „Die Obligationen selbst zeigen das Gegenteil. Sie sind von diesen Erzbischöfen und dem Kapitel, somit von der Landesherrschaft ausgestellt und eine derselben enthält sogar die Quelle, woher das Geld genommen ist, nämlich die Kupfer-, Eisen- und Messinghandlungskasse, welche kein Privat-, sondern Staatseigentum war; es sind dafür die Gefälle und Einkünfte, also Staatseigentum verpfändet; kurz alles deutet dahin, daß dieser Fonds aus dem Staatseigentum von dem damaligen Landesherrn geschaffen, auf das Staatseigentum angewiesen war und folglich noch jetzt Staatseigentum und als solches der Disposition des Landesherrn nach den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes unterworfen ist."

Ob der höchste Landesherr bei veränderter Lage und insbesondere bei der eingetretenen Unmöglichkeit, die Bestimmung des Fondes in der der Zeit angemessenen Ausdehnung zu erreichen, für gut finde, die Erträgnisse dieses Fondes auch für juridische Stipendien oder, wie es bisher geschehen ist und noch geschieht, zur Alimentierung jener Studien, welche die auch dem Juristen nötige Vorbildung gewähren, zu verwenden, müsse und könne daher nur seiner Weisheit und seinem Willen überlassen bleiben; eine Beschränkung des letzteren sei weder in privat- noch in staatsrechtlichen Verhältnissen nachgewiesen und eben deshalb könne auch von Zurückvergütung der in dieser Art bereits verwendeten sowie von Asservierung und Kapitalisierung der künftigen Erträgnisse bis zur Ergänzung einer dem ursprünglich ausgesprochenen Zwecke erklecklichen Summe keine Rede sein.

2. Von Seite der Landes-, Zeit- und Ortsverhältnisse zu der Zweckmäßigkeit der gewünschten Einführung des juridischen Studiums: Es sei, wie schon das Kreisamt und die Landesregierung bemerken, klar, daß weder das Bedürfnis des Landes noch selbst die Individualität des Ortes diese Errichtung erfordere noch als nützlich darstelle. „Salzburg für sich ist als Herzogtum und als Stadt zu klein, als daß es für seine eigene Jugend einer juridischen Bildungsanstalt zum Behufe seiner Administration bedürfe.

Ein Kreisamt — 22 landesfürstliche und einige Patrimonial-Pflegegerichte, das Stadt- und Landrecht, bestehend aus einem Präsidium von sechs Räten, einem Sekretär, einem Ratsprotokollisten und

zwei Kriminalaktuaren, das Filialfiskalamt und sechs Advokaten — weisen die Summe seiner Bedürfnisse in dieser Beziehung nach. Diese Stellen und Ämter, auch angenommen, daß sie notwendig und zweckmäßig aus dem Lande besetzt werden müßten, begründen dieses Erfordernis nicht.

Das benachbarte Tirol sowie Oesterreich hat jedes eine Universität mit juridischen Studien.

Das juridische Studium in Innsbruck ist in dieser Stadt in ihrem Verhältnisse zu dem südlichen Teile Tirols höchst nötig, in jedem Falle ein wünschenswertes Bindungsmittel des nördlichen und südlichen Teiles dieser Provinz, welche beide Teile durch die Administration der Justizbehörden im fortwährenden Verkehr stehen.

Daß für Österreich ob der Enns die Unterrichtsanstalt in Wien, wenn nicht bequem, doch auch nicht unbequem, wegen des Lebens in Papiergeld wohlfeiler, wegen des leichteren Fortkommens armer Studierender und durch die Hilfsquellen der Hauptstadt vorteilhafter und wegen Vielseitigkeit der Bildung für den Staatszweck selbst wünschenswerter ist, bedarf keines Beweises.

Salzburg dagegen scheint bei seiner Lage an der äußersten Grenze in mancher Hinsicht bedenklich; auch darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß diese Stadt so wenig als Linz bei dem geringen Umfange ihrer administrativen Behörden weder dem im Studium vorgerückten Juristen, noch selbst den Professoren für wissenschaftliche Geschäftsbildung die nötigen und insbesondere nicht jene Hilfsmittel darbietet, wie zum Beispiel Innsbruck, das beide Landesbehörden und alle Nebenzweige der Administration in sich begreift und daher gleichsam einen Zentralpunkt des Geschäftslebens bildet."

Endlich könne der einseitige Vorteil der Bürger kein Grund für eine so kostspielige und in sich so wenig begründete Einrichtung sein, angenommen selbst, daß dieser Vorteil weniger problematisch wäre, als er es unter den angezeigten Verhältnissen, insbesondere zweier und nach ihrer Lage zum Besuche vorzugsweise geeigneter Universitäten wirklich ist.

Was die Kosten der Errichtung des juridischen Studiums in Salzburg angehe, so sei es offenbar, daß mit einem ganz unverhältnismäßigen und daher großen Aufwande und Opfer der Finanzen entweder kein oder doch nur ein sehr geringer Vorteil erkauft werden müßte.

Wenn das Erträgnis des Juristenfondes von 1696 fl. und 55 kr., welches bisher zur Bestreitung der übrigen Studien verwendet wurde, künftig einen Teil des Unterhaltungsfondes eines juridischen Studiums aus sich selbst nachweisen würde, so liege es doch vor Augen, daß eben diese Summe der Dotation für andere Studien entzogen, der Staatsbeitrag für diese daher um ebensoviel vermehrt werden müsse. Eben dieses gelte auch von jenen Beiträgen, durch welche nach dem Antrag des Lyzealrektorats der Juristenfonds vermehrt werden könnte und wohin die Einkünfte der Schwarzacher Mission, der größeren

und kleineren Kongregation, des Virgilianum ganz oder zum Teil gehören, deren willkürliche Umgestaltung aber eben, weil hier wirkliche Stiftungen unterwalten, nicht stattfinden dürfe. Einige dieser Aushilfsquellen würden endlich sogar auf Zurückvergütungsansprüche jener Beträge gegründet, die aus dem Erträgnisse des Juristenfondes bisher in einer berechneten Summe von 16.000 fl. für die übrigen Studien verwendet wurden, eine Rückvergütung, die einerseits nach den früheren Darstellungen in der Gerechtigkeit nicht begründet erscheine, anderseits aber den Finanzen eine ganz neue Last aufbürden solle.

Doch selbst alle diese Hilfsquellen, welche nach der liberalsten Berechnung höchstens eine Vermehrung von 1500 fl. jährlich nachweisen und daher die Einkünfte des Juristenfondes von 1696 fl. auf c. 3200 fl. stellten, würden nicht genügen, die Ausgaben des juridisch-politischen Studiums nur einigermaßen zu decken, da diese an Besoldungen der fünf Professoren nach dem dermaligen Umfange dieses Studiums und des geringsten Besoldungsstandes 6800 fl. betragen, die Ausgaben auf Lokalitäten, Regiekosten usw. nicht zu bedenken.

Regierungsrat Povondra hatte auch in Hinsicht auf diesen Punkt seine besondere Meinung geäußert: daß er zwar gegen die verneinende Ansicht der Studienkommission in Hinsicht auf die Errichtung des juridischen Studiums nichts einzuwenden habe, doch daß er hinsichtlich des Juristenfondes vollkommen der Ansicht des Kreisamtes und der Hofkammerprokuratur beitrete, daß dieser Fonds abgesondert zu verwalten, das frühere, zu anderen Zwecken verwendete Erträgnis desselben jedoch erst vom Zeitpunkte der österreichischen Wiedererlangung des Landes, den Fonds zu ersetzen und der so vermehrte Fonds einstweilen durch den Zuschlag der jährlichen Erträgnisse zu vergrößern wäre, denn dieser Fonds sei:

a) nach den Akten eine wahre Stiftung und nicht daraus entstanden, daß die ehemaligen Landesherren einen Teil der Staatseinnahmen diesem besonderen Zwecke widmeten, sondern sie hätten einen Teil ihres Privateinkommens für diesen Zweck gestiftet. Es ließe sich auch gegenwärtig noch nicht absprechen,

b) daß zu Salzburg in keiner Zukunft ein juridisches Studium bestehen könne und erst, wenn dieses gewiß sein werde, dürfte, um den Willen des Stifters zu entsprechen,

c) dazu geschritten werden, aus diesem Fonds Stipendien für Salzburger zu schaffen, die sich dem juridischen Studium widmeten. Diesen Fonds aber auch weiter für andere Studienzweige zu verwenden, sei den in a) ausgesprochenen Grundsätzen nicht gemäß.

Dagegen bemerkte die Studienkommission: die Gründe, welche es klar an den Tag legten, daß diese Meinung juridisch nicht richtig sei, seien oben bei Beleuchtung der Frage von Seite des Rechts ausführlich entwickelt und es sei genug, hier noch beizufügen, daß die von Regierungsrat Povondra gemachte Angabe einer stattgefundenen ausdrücklichen Stiftung durch Widmung des Privateinkommens der Erzbischöfe zu dem Zweck, dem Inhalte der vorliegenden Urkunde

geradezu widerspreche; daß, wenn jemals die Staatsverwaltung ein juridisches Studium in Salzburg nötig oder vorteilhaft finden sollte, dasselbe mit Zuhilfenahme des fortan ohnehin bestehenden gegenwärtigen Fondes durch die Unterstützung des Staatsschatzes wie bisher die übrigen Studien hergestellt werden könne, ohne durch Zurückzahlung bereits rechtmäßig verwendeter Beiträge und Asservierung laufender Erträgnisse den Staatsschatz schon dermalen zu belasten, um einer bloß gedachten möglichen Zukunft willen; daß aber die Verwendung des Fondes zu Stipendien für Juristen nach dem aufgestellten zweiten Grund des Regierungsrates Povondra niemals würde stattfinden können, weil es immer eine Zukunft geben wird, von deren hypothetischen Verhältnissen die Verwendung des Fonds abhängig bleiben müsse.

Nach diesen umständlichen Auseinandersetzungen faßte die Hofkommission die Antwort auf die mit dem im Eingang angeführten allerhöchsten Kabinettschreiben gestellten Fragen zusammen:

„Es bestehen wirklich die ausgewiesenen und namhaft gemachten Fonde, und zwar für eine Universität zu Salzburg mittelst solcher Kapitalien, die ausdrücklich zu diesem Zwecke gestiftet sind; für ein juridisches Studium dagegen mittelst Kapitalien, die nicht gestiftet, aber zum Unterhalt der juridischen Professoren auf die Landschaft assigniert worden sind.

Das bestehende Lyzealstudium zu Salzburg, insbesondere wenn solches durch den Auftrag an einen Gymnasial- oder Lyzealprofessor mit zwei wöchentlichen Stunden zum Behufe der griechischen Sprache gegen Remuneration eine zur Übung künftiger Theologen geeignete Ausdehnung erhält, wie dieses die Studienhofkommission anträgt, entspricht dem Zwecke der Anstalt vollkommen; dieses Lyzeum wäre nach dem Willen der Stifter zu einer Universität jedoch dergestalt zu erheben, daß zwar die Philosophie und Theologie daselbst zu lehren, jedoch keineswegs das juridisch-politische Studium allda wieder einzuführen; das medizinisch-chirurgische Studium aber bei seiner gegenwärtigen Verfassung zu belassen und den Professoren des philosophischen und theologischen Studiums als Universitätsprofessoren kein etwaiger Anspruch auf Erhöhung ihrer Gehälter zu gestatten sei. Die Einkünfte des sogenannten Juristenfondes endlich wären, wie bisher, für die zu Salzburg bestehenden Studien, welche zur Vorbereitung für das juridische Studium dienen, zu verwenden."

(Schluß folgt.)

Zur Quellenkritik der synoptischen Evangelien.

Studie von **Richard v. Kralik.**

Ich habe in einer vorhergehenden Studie[1]) den Typus des vierten Evangeliums zuerst behandelt, weil mit Hilfe der so gewonnenen Ergebnisse der Typus der synoptischen Evangelien leichter verstanden werden kann. Ich beginne hier wieder mit der Betrachtung der Stellen, die sich auf den offiziellen Kreis des Synedriums, der Schriftgelehrten, Pharisäer, Priester beziehen. Nachdem wir bei Johannes gefunden haben, daß Nikodemus ausdrücklich oder stillschweigend für diese Partien als Hauptquelle gekennzeichnet ist, wird es von vornherein wahrscheinlich, daß sein Genosse Joseph von Arimathäa auch eine größere Rolle spiele als nur die, bei der er ausdrücklich genannt wird. Es liegt ja im Stil dieser alten Dokumente, Nebenpersonen nur sparsam mit Namen auszuzeichnen. Ja, gerade der Hauptgewährsmann pflegt sich nur indirekt einzuführen. Allerdings sind die Indizien für Joseph nicht so augenfällig wie die für Nikodemus, aber, wenn ich mich nicht täusche, noch reicher und charakteristischer.

Pharisäer und Sadduzäer sind schon beim Täufer Johannes (Matth. 3, 7) und werden hart angefahren. Lukas (3, 7—11) ergänzt den Bericht und wir können daraus einen Dialog wiederherstellen. Die Pharisäer hatten offenbar mit ihrer Abstammung von Abraham geprahlt. Auf die Zurechtweisung des Täufers und auf seine Weigerung, sie zu taufen, wenn sie nicht eine innerliche Umkehr vollzögen, fragen sie demütiger um seine Bedingungen, und er verlangt vor allem reichlichste Wohltätigkeit. Es werden also hier offenbar einige reiche Männer des höchsten Standes gewonnen, sei es auch vorläufig nur als vorsichtig Zuwartende. Es ist der erste Akt einer Entwicklung, die mit der Grablegung durch Joseph von Arimathäa endet. Man darf sich nicht wundern, daß kein Name genannt wird; wird doch auch beim Auftreten der Zöllner (Luk. 3, 12) nicht Matthäus-Levi ausdrücklich genannt, obwohl er notwendigerweise dabei gewesen sein muß nach alledem, was wir über das mündliche Urevangelium ausgeführt haben. Er mußte, wie jeder Apostel, Zeuge der Taufe gewesen sein. Auch bei den Männern aus dem Kriegerstande, die damals die Johannestaufe begehrten, wird man vielleicht an die bestimmten Persönlichkeiten zu denken haben, die dann in die evangelische Geschichte eingreifen, Römer oder Herodianer.

---

[1]) Vgl. „Die Kultur" 1911, XII, 4. Heft, S. 385—402.

Manche der gutgesinnten Männer aus Judäa und Jerusalem folgten auch dem Herrn in Galiläa (Matth. 4, 25; Luk. 6, 17), ließen sich heilen (Luk. 6, 18) und hörten die Bergpredigt (Matth. 5, 1 ff.; Luk. 6, 20 ff.). Gerade auf diese Gelehrteren ist manches in der Predigt berechnet. Die Gerechtigkeit des Himmelreiches soll besser sein als die der Schriftgelehrten und Pharisäer (Matth. 5, 20) und als die der Zöllner (Matth. 5, 46 f.) und der Heuchler (Matth. 6, 2; 6, 5; 6, 16; 7, 5) und der Reichen, die zweien Herren dienen wollen (6, 24), und der Heiden (Matth. 6, 32), der falschen Propheten in Schafskleidern (7, 15). Ueberhaupt erstaunt man, wenn man die ganze Bergpredigt in diesem Sinne durchgeht, wie sehr sie einer Kontroverse mit gutgesinnten Schriftgelehrten gleicht. Damit stimmt es, wenn zum Schluß erklärt wird, Jesus habe gewaltiger gesprochen als die Schriftgelehrten (Matth. 7, 29).

Es ist bedeutsam, daß Jesus den geheilten Aussätzigen zum ordentlichen Priester schickt (Matth. 8, 4; Mark. 1, 44; Luk. 5, 14).

Ein Schriftgelehrter und ein zweiter tritt an Jesus heran, als er eben über den See fahren will; dieser wird aufgefordert, gleich zu folgen, ohne erst seinen Vater zu begraben (Matth. 8, 19 f.). Bei Lukas (9, 51—62) haben sie noch einen Genossen, der zuerst sein Haus bestellen will. Dem zweiten wird der Auftrag, das Reich Gottes zu verkündigen, also am Evangelium teilzunehmen, der dritte wird noch als unreif zum Reiche Gottes getadelt. Man pflegt in ersterem nach einer alten Tradition einen Apostel zu sehen, ich möchte hier auch Joseph von Arimathäa und Nikodemus erkennen, die damals in verschiedenem Zustand der Reife waren, aber bestimmt, ein großes Amt auszuüben. Lukas scheint den Vorgang in einem späteren Zeitpunkt zu erzählen.

Die Heilung des Gichtbrüchigen gibt Anlaß zu einer Kontroverse mit den anwesenden Pharisäern und Schriftgelehrten (Matth. 9, 3; Mark. 2, 6; besonders Luk. 5, 17 ff.). Ebenso das Mahl bei Matthäus und den Zöllnern (Matth. 9, 11; Mark. 2, 16; Luk. 5, 30). Ebenso das Nichtfasten der Jesusjünger (Matth. 9, 14; Mark. 2, 18; Luk. 5, 33).

In den Kreis dieser Pharisäer gehört auch der Synagogenvorsteher Jairus. Jesus verbietet die Weitererzählung (Matth. 9, 18 f.; Mark. 5, 22 f.; Luk. 8, 41 f.). Aber man ersieht doch aus allem, daß Jesus den Priestern und Pharisäern näher stand, als man gewöhnlich allzu einseitig annimmt.

Über die Heilung des besessenen Stummen machen die Pharisäer ihre Bemerkungen (Matth. 9, 34). Es wird als ein bedeutsamer Wendepunkt ausgezeichnet, daß Jesus die Weisen und Gelehrten aufgab und die Unmündigen lobte (Matth. 11, 20 und 25; Luk, 10, 21). Dahin gehört auch die Bemerkung bei Lukas (7, 29) nach der Botschaft des gefangenen Johannes an Jesus, daß sich wohl die Zöllner mit der Taufe Johannis taufen ließen, nicht aber die zaudernden Pharisäer und Schriftgelehrten. Darauf wird Jesus wohl von dem Pharisäer Simon zu Tische geladen, aber mit wenig Ehren empfangen. Dieser

wird darüber zur Rede gestellt, ebenso wie über die heuchlerischen Bemerkungen inbetreff der salbenden Sünderin (Luk. 7, 36 ff.). Ein Pharisäer, der Jesum zu Tische lud, wundert sich, daß er sich nicht wasche, worauf Jesus ein dreifaches Wehe über die heuchlerischen Pharisäer ausspricht und, als ein Schriftgelehrter ihm in die Rede fällt, auch über diesen Stand. Als Prophetenmörder gescholten, stellen ihm nun die Pharisäer mit verfänglichen Reden nach (Luk. 11, 37—54). Er aber warnt seine Jünger vor dem Sauerteig der Pharisäer und tröstet sie bei den zu erwartenden Verfolgungen. Eine neue Kontroverse entsteht mit den Pharisäern wegen des Ährenausraufens am Sabbat (Matth. 12, 2; Mark. 2, 24; Luk. 6, 2) und wegen der Heilung einer verdorrten Hand am Sabbat (Matth. 12, 14; Mark. 3, 2 f.; Luk. 6, 7). Hier kommt es zum erstenmal zum Ratschlag, Jesum peinlich anzuklagen, so daß er sich entfernt und den Seinen Verschwiegenheit empfiehlt (Matth. 12, 16).

Auch die Heilung des besessenen Blinden und Stummen ist die Einleitung zu einer Kontroverse mit den Pharisäern (Matth. 12, 24; Mark. 3, 22 ff.; Luk. 11, 14 ff.). Diese leugnen, daß er Davids Sohn, der Messias, sein könne, er treibe die Teufel durch Beelzebub aus. Auf die Strafrede des Herrn von der Sünde wider den Geist verlangen sie ein Wunder.

Es scheint, daß Jesus auch wegen der Zweifelsucht dieser Pharisäer nur den Jüngern die Deutung der Gleichnisse geben will (Matth. 13, 11 ff. vergl. 13, 34) und eine eigene Schriftgelehrsamkeit des Himmelreiches verlangt (Matth. 13, 52).

Darauf scheint denn eine förmliche Unternehmungskommission von Schriftgelehrten und Pharisäern aus Jerusalem abgeschickt zu werden, die den Herrn zur Rede stellt, daß seine Jünger die Zeremonialgebräuche nicht beobachten; er verweist sie vor allem auf das Sittengesetz und ruft das Volk herbei (Matth. 15, 1 ff., Mark. 7, 1 ff.).

Nach Jesu Rückkehr aus Sidon treten die Pharisäer und Sadduzäer neuerlich an ihn heran und verlangen, daß er seine Messianität durch ein Zeichen beweise (Matth. 16, 1 ff., Mark. 8, 11 ff.). Er warnt vor ihrem Sauerteig, ihrer Lehre. Damit hängt seine Offenbarung in Cäsarea und die Weissagung seiner Tötung zusammen (Matth. 16, 21).

Ein Synagogenvorsteher tadelt Jesum, daß er das 18 Jahre lang gekrümmte Weib am Sabbat heilt, wird aber beschämt durch Jesu Reden (Luk. 13, 14 f.). Auf dem Weg nach Jerusalem, nachdem Jesus eine Predigt über die Ersten und Letzten hielt, warnen ihn einige gutgesinnte Pharisäer vor den Nachstellungen des Herodes (Luk. 13, 31). Wieder als Gast im Hause eines Obersten der Pharisäer heilt er am Sabbat einen Wassersüchtigen und belehrt die anwesenden Schriftgelehrten und Pharisäer mit bedeutsamen Tischgesprächen über den Ehrensitz, auch mit dem Gleichnis vom großen Abendmahl (Luk. 14, 1—24). Die Anwesenden schweigen bescheiden, nur einer

ruft aus: „Selig ist, wer das Brot im Reiche Gottes ißt!“ Ich vermute auch in diesem unseren Joseph, der nach demselben Evangelisten (Luk. 23, 51) „das Reich Gottes erwartete“. Es schließt sich daran wieder die Mahnung, alles zu verlassen, wenn man Jesu Jünger sein wolle, mit Gleichnissen vom Bau und vom Krieg (Luk. 14, 25—33). Da die Pharisäer und Schriftgelehrten über das andrängende Volk murren, erzählt Jesus die Gleichnisse vom verlorenen Schaf, verlorenen Groschen und verlorenen Sohn (Luk. 15). Auch das Gleichnis vom klugen Hausverwalter ist auf die geizigen Pharisäer gemünzt (Luk. 16, 14), ebenso wie das vom Prasser und Lazarus. Es ist eine große Gastmahlszene, an die sich im 17. Kapitel Nachtragsgespräche mit den Jüngern schließen, aber auch diese beziehen sich noch auf das Mahl (17, 7).

Es scheint, daß Jesus noch weiter von den Bessergesinnten unter den Pharisäern begleitet wird, die sich ihm vom Gastmahl an angeschlossen haben. Denn auf dem weiteren Wege fragen sie ihn, wann denn „das Reich Gottes“ komme (Luk. 17, 20). Auch das stimmt ganz und gar zu Joseph, der „das Reich erwartete“. Weiters wird das Gleichnis vom betenden Pharisäer und Zöllner erzählt (Luk. 18, 9), ausdrücklich mit Beziehung auf einige, die mit Verachtung anderer sich ihrer Frömmigkeit rühmten. Man denkt da an die beiden Gruppen in der Begleitung Jesu, die Apostel mit dem Evangelisten und früheren Zöllner Matthäus und die Pharisäer mit Joseph und Nikodemus. Man kann sagen, daß die synoptischen Evangelien im ganzen genommen den Gegensatz und den endlichen Ausgleich dieser beiden Richtungen darstellen.

Wieder scheinen den Meister die Pharisäer durch die Forderung des Zinsgroschens versuchen zu wollen (Matth. 17, 24).

Neue Versuchung erfolgt im Ostjordanland durch die Frage nach der Ehescheidung (Matth. 19, 3 ff., Mark. 10, 2). Aber ein Bessergesinnter aus diesem Kreise bittet kniend um Jesu Rat (Matth. 19, 16 f., Mark. 10, 17 f., Luk. 18, 18 f.); der dritte Evangelist weiß, daß er ein „Archon“ war, also entweder ein Synagogenvorsteher oder Mitglied des Synedriums; er war reich, jung und wie Nikodemus oder Joseph von Arimathäa noch unreif; denn er konnte sich nicht entschließen, den Rat zu befolgen. Wenn darauf Jesus mit Bedeutung sagt, daß ein Reicher nur schwer ins Himmelreich kommen könne, aber bei Gott sei alles möglich, so legt das die Vermutung nahe, daß dem ganzen Jüngerkreis das Schicksal dieses Mannes sehr nahe ging, ja daß darin eine Voraussagung lag, die sich auch erfüllte. Ich vermute daher, daß es Joseph selber war, den ich bei all diesen Pharisäerszenen als mitbeteiligt ansehe. Ob nicht auch das sich bei Matthäus (20, 1 f.) anschließende Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge eine Anspielung auf diesen spät gewonnenen, aber des vollen Lohnes werten Anhänger ist? Zu beachten ist auch die Analogie dieses Gespräches mit dem Archon zum Nikodemus-Gespräch bei Johannes.

Meiner Vermutung scheint nur der Umstand entgegenzustehen, daß der Evangelist den Archon einen Jüngling nennt, während man gewohnt ist, sich den Joseph von Arimathäa ebenso wie Nikodemus fast greisenhaft vorzustellen. Aber dies ist nur eine Willkür unserer Maler. Als Archon konnte übrigens der fragliche Mann unmöglich sehr jung sein; der Evangelist wollte nur eben durch jene Bezeichnung sagen, daß er keiner der ältesten Archonten war, sondern ein verhältnismäßig jüngerer Ratsherr. Das Hauptgewicht ist auf sein Ratsherrntum, nicht auf seine Jugend zu legen. Er selber bezeichnet sich ja als nicht mehr sehr jung, da er von sich sagt, er habe alle Gebote von seiner Jugend an festgehalten.

Hier möchte ich noch eine Hypothese, wenn auch mit größter Vorsicht, andeuten, die sich auch auf unsern Joseph von Arimathäa bezieht. Jesus kommt (nach meiner Chronologie „Jesu Leben und Werk", 2. Aufl., S. 325 ff.), nachdem er das Laubhüttenfest und das Tempelweihefest in Jerusalem gegen Ende des Jahres 29 mitgemacht hat, nach Peräa und da wird ihm gleich von den Pharisäern die Frage vorgelegt, ob sich der Mann von seinem Eheweib scheiden darf. Christus antwortet: nein, außer um des Ehebruches willen (Matth. 19, Mark. 10). Nun erinnere man sich, daß unmittelbar vorher während des Festes in Jerusalem die Pharisäer mit einer ebenso verfänglichen Frage die Ehebrecherin vor Jesus gebracht hatten (Joh. 8). Ob da nicht ein Zusammenhang besteht? Ob es sich da nicht um eine Eheirrung im engeren Kreise der Jünger handelte? Denn die Jünger murren ein wenig über Jesu Entscheidung (Matth. 19, 10; Mark. 10, 10). Und ob sich nicht auch die nun herbeigeführten Kinder auf dieselbe Sache beziehen? Sollten nicht auch die Kinder in dieser bestimmten Ehesache als Argument dienen? Und unmittelbar darauf kommt nun der reiche, vornehme „Jemand", dem nur noch eins fehlt zur Vollkommenheit, und den wir bereits als Joseph von Arimathäa vermutet haben. Ist nicht all das in mehr als bloß örtlichem Zusammenhang? Ist Joseph nicht vielleicht der, um dessen Ehe es sich handelt? Der unglückliche Gatte der begnadigten Ehebrecherin? Der Vater der Kinder, die gesegnet werden? Er will alle Gerechtigkeit erfüllen. Er will ganz nach Jesu Vorschrift handeln. Er will ja nur das ewige Leben erlangen. Aber die letzte Forderung macht ihm noch Schwierigkeiten. Noch kann er sich nicht ganz von seinem Vermögen, von seiner angesehenen Stellung trennen. Noch kann er nicht ganz und gar Jesu wirklich nachfolgen. Aber Jesus prophezeit ganz deutlich, daß er es wird. Denn, wenn es auch bei Menschen fast unmöglich scheint, Gott wird es möglich machen. Und er hat es möglich gemacht, wie wir wissen. — Diese Hypothese macht auch für diesen individuellen Fall die so dringende Weise des evangelischen Rates viel einleuchtender. Hier lag wirklich ein bestimmter Beruf vor und drängte zur Entscheidung.

Beim Einzug in Jerusalem erfolgt ein neues Streitgespräch mit den Hohenpriestern und Schriftgelehrten (Matth. 21, 15; Luk. 19, 39)

Darauf Versammlung des Synedriums und Beschluß der Anklage (Mark. 11, 18; Luk. 19, 47). Sie stellen ihn im Tempel zur Rede (Matth. 21, 23; Mark. 11, 27; Luk. 20, 1 f.). Er antwortet mit einer Gegenfrage über Johannes, mit dem Gleichnis von den zwei Söhnen, vom Weinberg mit den mörderischen Weinberghütern. Darüber neuer Grimm des Synedriums und neue Beschlüsse (Matth. 21, 45; Mark. 12, 12; Luk. 20, 19), das Gleichnis vom Hochzeitskleid (Matth. 22, 1 f.), die Falle mit dem Tribut an die Römer (Matth. 21, 15; Mark. 12, 14; Luk. 20, 20), wobei sich die Herodianer anschließen (Matth. 21, 16); die Frage der Sadduzäer über die Ehe (Matth. 22, 23 f.; Mark. 12, 18 f.; Luk. 20, 27 f.).

Nun aber folgt eine besonders bemerkenswerte Szene. Ein schriftgelehrter Pharisäer tritt aus dem Chor der anderen hervor; er ist befriedigt über die Zurückweisung der Sadduzäer, lobt den Herrn, aber versucht ihn halb zweifelnd, halb gläubig mit der Frage nach dem obersten Gebot im Gesetz. Der Schriftgelehrte lobt ganz begeistert die Antwort, und Jesus setzt wohlwollend hinzu: Du bist bei solchem rechten Wissen in der Tat nicht mehr weit vom Reiche Gottes (Mark. 12, 28—34; Matth. 22, 34 ff.; Luk. 10, 25 f.). Ich glaube, daß man auch diese Worte in ihrer ganzen Bedeutsamkeit festhalten muß. Wenn der Schriftgelehrte sich dem Reiche Gottes näherte, so mußte er hinkommen, wie Joseph von Arimathäa hingelangte, von dem es wenige Tage darauf wirklich heißt, daß er „auch auf das Reich Gottes wartete" (Mark. 15, 43; Luk. 23, 51), mit einem Ausdruck, der sich geradezu auf unsere Stelle zu beziehen scheint. Ich halte denn auch dies Gespräch für das entscheidende in Josephs Entwicklung, die mit der des Nikodemus wohl ganz gleich verlief. Markus deutet auch an, daß von da an das Fragen ein Ende nahm. Lukas erwähnt das Gespräch in etwas früherem Zusammenhang (10, 25 ff.). Der Schriftgelehrte fragt, was er tun solle, und auf Jesu Antwort von den zwei Hauptgesetzen fragt er etwas verlegen weiter, wer sein Nächster sei, worauf ihm die Parabel vom barmherzigen Samariter gesagt wird.

Jesus zitiert noch gegen die Schriftgelehrten den Psalmisten (Matth. 22, 41 f.; Mark. 12, 35; Luk. 20, 41 f.) und hält eine große Strafrede an die verstummten Pharisäer (Matth. 23; Mark. 12, 38; Luk. 20, 45), die wohl besonders Joseph und Nikodemus zu Gemüte gesprochen war, von ihnen vor allem beherzigt wurde und sie noch hinreißender zur großen Entscheidung drängte, sich von den Prophetenmördern zu sondern.

Wenn sogleich darauf berichtet wird, daß mit den Hellern der Witwe auch manche Reiche ansehnliche Opfer in den Tempelkasten legten, so mag sich das eben auf Joseph und Nikodemus beziehen (Mark. 12, 41; Luk. 21, 1).

Beide kommenden Jünger nahmen aber wohl noch an der Sitzung des Synedriums teil, wo über die Verhaftung Jesu beratschlagt wurde, Judas sein Verratsangebot machte (Luk. 22, 2—6; Matth. 26,

3 f. und 14 f.; Mark. 14, 1 f. und 10 f.) und wo auch das Erkennungszeichen mit dem Kuß verabredet wurde (Matth. 26, 48; Mark. 14, 44).

Die Art, wie Jesus den Abendmahlssaal bestimmt, läßt zwei Erklärungen zu: entweder wies er seine Abgesandten an, dem erstbesten zu folgen, oder es war diese heimliche Art mit einem heimlichen Anhänger verabredet, und da kann auch auf keinen andern mit so viel Recht geraten werden wie auf Joseph von Arimathäa (Matth. 26, 18; Mark. 14, 13; Luk. 22, 10), auf den auch die Tradition hinweist.

Bei der Gefangennahme fliehen alle Jünger; nur ein Jüngling schwankt, ob er nicht doch dem Herrn nachfolgen soll, flieht aber schließlich mit Zurücklassung seines Mantels (Mark. 14, 51, f.). In den Evangelien wird außer dem Jüngling von Nain nur noch jener Archon „Jüngling' genannt, den ich mit Joseph von Arimathäa identifiziere. Es wäre auch ganz verständlich, daß dieser, zumal wenn er der Hausherr des Abendmahlsaales war, hier erschiene. Matthäus nennt ihn einen Jünger Jesu (27, 57). Die Überlieferung vermutet in ihm Johannes.

Aber ganz sicher werden wir Joseph von Arimathäa wieder bei Kaiphas treffen müssen, wo er an den beiden Sitzungen des Synedriums nachts und morgens teilnimmt und gewiß das Verhör mit Jesus in sein Gedächtnis unauslöschlich einprägte. Er war auch sicher Zeuge der verzweifelten Reue des Judas. Das Synedrium blieb nach der Wegführung Jesu noch beisammen, um mit Judas zu verhandeln. Joseph war auch anwesend, als Pilatus das Synedrium berief, um über seine Untersuchung zu berichten (Luk. 23, 13). Mit dem Synedrium wird er auch zum Kreuzigungsort hinausgegangen sein (Matth. 27, 41; Mark. 15, 31; Luk. 23, 35) und dann zu Pilatus, als man über die Schrift am Kreuz verhandelte (Joh. 19, 21).

Nun aber vollendet Joseph sein großes evangelisches Amt, indem er darauf nochmals zu Pilatus geht, allein oder mit Nikodemus, und um den Leichnam bittet. Es wird ihm nach einem Gespräche und einer Einvernehmung des Hauptmanns von der Wache gewährt. Er gilt, wie gesagt, bereits als erklärter Jünger Jesu (Matth. 27, 57), als Ratsherr (buleutès) von Adel, der auch das Reich Gottes erwartete (Mark. 15, 43), als vornehmes Mitglied des Synedriums (buleutès hypárchon), als guter und gerechter Mann (Luk. 23, 50), der nicht mit der Majorität gestimmt und gewirkt hatte. Auch Johannes nennt ihn einen Jünger Jesu, aber einen heimlichen, aus Furcht vor den Juden (19, 38). Joseph stellte sein eigenes Grab zur Verfügung und die nötige Leinwand zur Einwickelung. Nikodemus, der sich ihm anschloß, steuerte 100 Pfund Spezereien zur Einbalsamierung bei. Aber dies letztere erwähnt nur Johannes.

Gewiß hatte Joseph noch mit dem Synedrium eine Auseinandersetzung, die durch Pilatus geschlichtet wurde (Matth. 27, 62 f.).

Auch die drei frommen Frauen werden sich behufs vollständigerer Einbalsamierung mit Joseph und seinem Gärtner in Verbindung gesetzt haben müssen.

Bei der Sitzung des Synedriums nach der Auferstehung mag auch Joseph nicht gefehlt haben. Er hat den Bericht der Wache vernommen und die weiteren Verabredungen, Vorwürfe, Beschuldigungen (Matth. 28, 11—15).

Er war ganz gewiß auch unter jenen 120, die mit den Aposteln den heiligen Geist erwarteten und beitrugen, das mündliche Evangelium festzustellen (Apg. 1, 15).

Ich fasse meine Vermutungen über diesen Gegenstand kurz zusammen. Unsere Evangelien enthalten Nachrichten, die nur durch Mitglieder des Synedriums, durch Angehörige des Kreises um den Hohenpriester bekannt werden konnten. Wir finden nun in der Tat Jesus immerfort von Pharisäern und Schriftgelehrten umgeben, die eine große Rolle spielen, indem sie fast noch häufiger als die Apostel durch ihre Reden Anregungen zu Gegenreden geben. Nun finden wir auch zwei von diesen mit Namen genannt, im entscheidendsten Augenblicke an leitender Stelle, und wir können sicher schließen, daß jene beiden auch noch weiter in der wichtigen Zeit, da das Evangelium im Kreise der Apostel und Jünger festgestellt wurde, unter jenen 120 waren, die bis zum Pfingstfest die eigentliche Gemeinde bildeten. Wir erhalten, eine Bestätigung für unsere Vermutung dadurch, daß Johannes wirklich den Nikodemus wenigstens an zwei Stellen noch ausdrücklich nennt, an der zweiten wohl entschieden als Quelle. Wir erhalten also im Johannesevangelium die Grundlinien einer seelischen Entwicklung des Nikodemus. Es steckt ein Stück von Nikodemus in diesem Evangelium. Wenn wir aber, durch diese klareren Quellenspuren des vierten Evangeliums aufmerksam gemacht, die synoptischen Evangelien genau durchgehen, so finden wir da fast noch deutlichere Spuren ähnlicher Art, die wir auf Joseph von Arimathäa beziehen müssen, obwohl sein Name nur einmal genannt ist. Aber er wird wohl noch lebendiger charakterisiert. Es tritt aus allen Pharisäern einer mit besonders klarem und einheitlichem Typus hervor. Und das kann wohl kaum ein anderer sein als der Pharisäer, der gerade nur bei der entscheidenden Handlung ausdrücklich genannt wird. Mein ganzes Gebäude ist allerdings nur eine Hypothese, und sie soll auch nur als Hypothese versuchen, manches sonst Unzusammenhängende zu verbinden. Sie beruht auf der Methode der alten Historik, wohl die Quellen durchscheinen zu lassen, sie aber nicht, oder nur gelegentlich zu nennen. Johannes nennt nach dieser Methode Nikodemus als Quelle der diesem besonders vertrauten Vorkommnisse. Die Synoptiker deuten in gleicher Weise den Joseph an. Wir können aus dem Vorhandensein der beiden Typen des Evangeliums schließen, daß schon von Anfang an zwei Quellengruppen vorlagen. Die Apostel waren überall dabei, wenigstens Johannes muß bei den meisten der auch von ihm nicht erwähnten synoptischen Szenen gewesen sein. Er wird ja auch dort öfters erwähnt. Auch Matthäus, Petrus und wer sonst noch an der Zusammenstellung der synoptischen Evangelien Anteil hatte, kannte die von Johannes erzählten Ereignisse. Aber sie benützten offenbar neben ihren eigenen Erinnerungen

einen anderen schriftgewandten Kenner dieser Geschichten. Das wird, wenn wir alle Spuren richtig deuten, Joseph gewesen sein.

Er und Nikodemus griffen im entscheidenden Augenblicke leitend ein. Es hat auch nichts Bedenkliches an sich, wenn sich die Apostel noch in den folgenden Tagen ihrer Hilfe bedienten, wenn Johannes sein Evangelium feststellte mit Beihilfe des schriftgewandten, spekulativ im Sinne Philons angelegten Nikodemus, Matthäus das Seinige mit Beihilfe des in anderer Richtung schriftgelehrten Joseph, wenn beide Evangelisten die Erinnerungen dieser Männer, ja vielleicht ihre Aufzeichnungen, Tagebücher, Protokollauszüge als erwünschten Anhalt gebrauchten, unbeschadet ihrer eigenen Kritik und Inspiration. Man kann einer Sache ganz voll sein und doch um so lebhafter solche äußere Hilfe begrüßen. Ja, mir scheint, daß es gerade den Charakter der Evangelien und ihren unvergleichlichen Wert als historische Dokumente ausmacht, daß sie, ganz und gar ohne besondere Rücksicht auf Komposition, Originalquellen mit einer sonst unerhörten Selbstlosigkeit aneinanderreihen. Dadurch erklären sich manche Eigentümlichkeiten, zum Beispiel die Hebraismen des Hellenisten Lukas — vor allem auch der Verzicht der Synoptiker auf streng chronologische Anordnung. Die Darstellung des Johannes freilich scheint mir streng chronologisch zu sein.

* * *

Ich habe Nikodemus und Joseph nicht deshalb zuerst behandelt, weil ich ihren Anteil für den wichtigsten hielt, sondern weil sich diese Quellengruppen vorerst leicht absondern ließen. Gerade so wie Johannes doch der eigentliche Evangelist bleibt, so bleibt es für die synoptische Gruppe Matthäus. Denn es gibt eigentlich nur ein synoptisches Evangelium, das sich teils durch Kürzung, teils durch Erweiterung in drei Texte gespalten hat. Wir müssen die Überlieferung festhalten, daß außer Johannes nur noch ein zweiter Apostel ein Evangelium verfaßt hat, Matthäus, der schriftgewohnte Zöllner. Suchen wir zuerst die Spuren seiner Persönlichkeit auf.

Sein nach ihm benanntes Evangelium schildert, wie Jesus einen Menschen namens Matthäus am Straßenzoll sitzen sah, wie er ihn aufforderte, ihm zu folgen, und wie er in seinem Hause mit den Jüngern speiste zum Ärgernis der Pharisäer. Aber Jesus sagt, er sei den Kranken, den Sündern als Arzt gekommen. Ihm gelte Barmherzigkeit mehr als Opfer (Matth. 9, 9 ff). Bald darauf (Matth. 10, 3) erscheint Matthäus der Zöllner als Genosse des Thomas im Apostelkatalog, und zwar als achter; und er bekommt mit den andern den Auftrag, die Botschaft vom Reich zu predigen. Auch bei Markus (3, 18) erscheint er mit Thomas, aber vor ihm, daher als siebenter. Ebenso bei Lukas (6, 15). In der Apostelgeschichte (1, 13) erscheint er als achter neben Bartholomäus; Thomas geht mit Philippus voraus. Aber Markus (2, 14) kennt ihn unter dem (früheren) Namen Levi, als welcher er berufen und durch den Besuch geehrt wird; ebenso Lukas (5, 27). Johannes erwähnt ihn gar nicht, auch keinen Zöllner.

Aber wir beruhigen uns nach den bisherigen Erfahrungen durchaus nicht bei diesen ausdrücklichen Anführungen, sondern wollen die synoptischen Evangelien ganz auf Spuren ihres ersten apostolischen Urhebers durchforschen.

Die beiden ersten Kapitel bei Matthäus geben sich schon durch den Sondertitel als ein eigenes „Büchlein von der Geburt Jesu Christi", das der Redaktor dieses Evangeliums zu irgend einer unbekannten Zeit aus bester Quelle, nämlich aus Josephs des Nährvaters Händen selber oder aus seinem Nachlaß dem Evangelium beifügte. Darüber ist schon gehandelt worden (s. „Die Kultur" II, 1901, S. 20 ff.).

Das eigentliche Evangelium beginnt mit dem 3. Kapitel und hatte wohl ursprünglich denselben Titel wie er nun bei Markus steht, nämlich: „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohne Gottes." Auch das Evangelium nach Lukas beginnt eigentlich erst mit dem 3. Kapitel, mit der feierlichen Datierung. Die ersten zwei Kapitel sind nach Marias Bericht als Ergänzung vorangesetzt und auf diese bezieht sich vor allem die Vorrede.

Matthäus muß wie jeder der zwölf Apostel schon als Zeuge bei der Taufe des Johannes gewesen sein (Apg. 1, 21 und 22). Johannes bezeugt, daß er mit Andreas, Petrus, Philippus und Nathanael (Bartholomäus) dabei war. Zu dieser Gruppe wird noch Jakobus, der Bruder des Johannes, gehört haben, vielleicht auch Thomas, den Johannes bevorzugt. Sie hatte Beziehungen zu den abgeordneten Priestern und Leviten aus Jerusalem (Joh. 1, 19), zu denen vielleicht Nikodemus gehörte. Matthäus aber kam mit einer Gruppe von Zöllnern, seinen Geschäftsfreunden, und von Pharisäern und Sadduzäern (Matth. 3, 7 ff.; Luk. 3, 7 ff.). Daß sich unter diesen letzteren auch wohlgesinnte befanden, vielleicht Nikodemus und Joseph von Arimathäa, wurde bereits besprochen (Luk. 3, 10). Aber auch die übel angeschriebenen Zöllner nahmen des Täufers Rat an, vor allem Matthäus (Luk. 3, 12). Endlich auch Soldaten (Luk. 3, 14). Matthäus und alle anderen Apostel waren Zeugen der Taufe Christi, der Stimme vom Himmel und der Worte des Täufers, der sie an den wahren Messias wies. Ja, es ist wahrscheinlich, daß man damals sogleich nach dem Vater und den Ahnen Jesu forschte, um sicher zu sein, daß er von David stamme (Luk. 3, 23). Die Apostel scheinen auch gewartet zu haben, bis Jesus aus der Wüste wieder zum Täufer zurückkam.

Darnach wird Matthäus mit seiner Gruppe wieder an die gewohnte Beschäftigung zurückgegangen sein. Er war wohl nicht in Kana, nicht in Jerusalem, nicht bei den folgenden Taufen (Joh. 4, 2), nicht in Samaria. Er hörte erst wieder von Jesus, als dieser nach Galiläa zurückkehrte nach der Verhaftung des Täufers und dort seine Predigt begann (Matth. 9, 12; Matth. 1, 14; Luk. 4, 14). Viele Galiläer waren freilich auch in Jerusalem gewesen (Joh. 4, 45). Auch das andere Wunder in Kana kennt Matthäus nicht (Joh. 4. 46 ff.).

Ich muß hier eine Zwischenbemerkung machen. Bevor man die charakteristischen Unterschiede der synoptischen Evangelien hervorheben

kann, muß man sie als Einheit behandeln gegenüber dem vierten Evangelium. Die Übereinstimmungen im Ausdruck, in der Anordnung und Auswahl des Stoffes sind in der Tat so große, daß man sie nicht als selbständige literarische Werke betrachten darf, sondern als Varianten oder als verschiedene Redaktionen desselben Quellenmaterials. Dieses gemeinschaftliche Quellenmaterial zu würdigen, ist für die historische Kritik viel wichtiger, dankbarer und ergiebiger als das Geheimnis der drei Redaktionen zu ergründen. Ersteres ist jedenfalls die Aufgabe des Biographen Jesu; letzteres mehr die Aufgabe des Kirchenhistorikers. Diese ganze Masse als Einheit zu behandeln, empfiehlt sich schon aus dem Umstand, daß für alle drei Evangelien nur ein Apostel als Zeuge vorhanden ist. Denn mag auch Markus das Evangelium des Petrus, Lukas das des Paulus wiedergeben, so ergibt sich doch aus allem, daß Petrus sich an das Evangelium des Matthäus angeschlossen hat; Paulus ebenfalls. Woher aber konnte Paulus die nicht im ersten Evangelium erzählten Umstände haben? Doch auch nur von einem Apostel. Aber wir kennen außer Johannes nur noch einen schriftstellernden apostolischen Evangelisten. Wir werden uns also das Quellenverhältnis so vorzustellen haben, daß neben dem von Johannes gesammelten Material es ein von Matthäus gesammeltes gab. Bei beiden Gruppen werden wohl auch andere Apostel mitgewirkt haben. Es mag sich sodann jeder Apostel nach eigenen Gesichtspunkten und Zwecken das Material zurecht gelegt haben. Matthäus selbst mag nur eine Auswahl aus dem ihm zur Verfügung Stehenden vorgenommen, mag auch das einzelne gekürzt haben. Petrus hat sich mit einer kleineren Auswahl begnügt, diese aber im Einzelnen ausführlicher wiedergegeben. Paulus hat aus dem noch Vorhandenen eine neue zum Teil vollständigere Redaktion gemacht oder durch Lukas machen lassen. Die einzelnen Aufzeichnungen waren auf losen Täfelchen oder Papyrusstreifen geschrieben und wurden von den verschiedenen Redaktoren verschieden gruppiert. Daher die Schwierigkeit einer chronologischen Rekonstruktion aus diesen „Perikopen". Die fehlerlose und unfehlbare Korrektheit dieser Aufzeichnungen, ihre Inspiration, wurde durch das Zeugnis aller Apostel und ihrer Nachfolger, durch die Autorität der gesamten Kirche erkannt und anerkannt.

Was die Chronologie betrifft, so scheint es, daß Lukas 4, 16 ff. die richtige Ordnung hat, wenn er sogleich von Jesu Heimkehr nach Nazareth spricht. Die Taten in Kapernaum, auf die sich 4, 23 bezieht, sind wohl die Heilung des Sohnes des Hauptmannes. Matthäus war offenbar nicht in Nazareth, er und nach ihm Markus bringen den Bericht erst später und viel kürzer (Matth. 13, 54 f.; Mark. 6, 1 f.). Von wem stammt der Bericht? Nur Markus erwähnt schon nebenbei, daß auch die Jünger dem Herrn folgten. Viel bedeutsamer treten der Zimmermann Joseph als sein Vater, seine vier Brüder (Vettern) Jakob, Joseph, Simon und Judas und seine Schwestern hervor. Jesus selber gilt als Zimmermann. Das Ganze gibt sich als eine Familientradition, und da wir bereits Maria als eine der Quellen des dritten Evan-

geliums kennen, werden wir sie auch hier als Hauptzeugin vermuten dürfen. Und zwar ist es eine und dieselbe Fassung, die den drei verschiedenen Auszügen zu Grunde lag, wobei wir wieder den näheren Vorgang dahingestellt sein lassen wollen. Doch scheint es am wahrscheinlichsten, daß die Weiterentwicklung nicht so sehr durch Zusätze als vielmehr durch Abkürzung vor sich ging. Woher sollten Paulus und Lukas die nicht in unseren ersten Evangelien vorfindlichen Berichte nehmen, wenn nicht aus dem Quellenmaterial, das auch dem Matthäus und seinem Kreis zur Verfügung stand, das er aber nur mit Auswahl und Abkürzung benutzte, so wie er es für seine Zwecke für gut fand? Ich sehe einen Beweis dafür im Bericht über den Täufer Johannes. Auch Lukas erwähnt da die Zöllner, also damit auch den Matthäus, das konnte nur auf dem Bericht des Matthäus selber beruhen; aber in dem nach ihm genannten Evangelium ist es der Abkürzung oder Bescheidenheit wegen unterdrückt.

Nun erzählt Matthäus (4, 13), daß Jesus von Nazareth aus nach dem galiläischen See kam, und damit wird er wieder Augenzeuge. Die ausführliche Erzählung über die Berufung der Jonassöhne muß freilich auf Petrus' Erzählung zurückgehen. Lukas hat sie am ausführlichsten mit allen Andeutungen dieser Quelle (L. 5 1 ff., besonders 5, 8; vgl. Matth. 4, 18; Mark. 1, 16). Auch die unmittelbar sich anschließende Erzählung, wie Jesus mit den vier Jüngern in der Synagoge zu Kapernaum lehrt und heilt, dann in Simons Haus bewirtet wird und die Schwiegermutter heilt, ist gewiß auf des Petrus Erzählung begründet. Matthäus hat dies nur kurz und an späterer Stelle (8, 14). Markus und Lukas haben es an zeitlich richtiger Stelle und ausführlich, jeder aber mit selbständigem Detail, das nur von einem Augenzeugen stammen kann, so daß wir den ursprünglichen Bericht aus beiden Texten zusammensetzen müssen, und nur statt Simon „ich" zu setzen brauchen. (Mark. 1, 21 ff., bes. 29 und 30, 36; Luk. 4, 31 ff., bes. 39).

Bei Matthäus ist gleich nach der Berufung der vier Hauptapostel die Bergpredigt eingeschoben (Kap. 5 f.), aber auch hier scheinen Markus und Lukas die zeitlich richtigere Reihenfolge zu haben, wenn sie vorher die Berufung des Matthäus und das damit Zusammenhängende erzählen, also zuerst die Geschichte vom Gichtbrüchigen (Matth. 9, 1 ff.; Mark. 2, 1 f.; Luk. 5, 17 ff.). Auch hier haben Markus und Lukas die ausführlichere Fassung. Besonders Lukas bringt gleich zu Anfang die anwesenden Pharisäer und Schriftgelehrten; daß einem von diesen, also wahrscheinlich dem Joseph von Arimathäa, die Erzählung verdankt wird, ergibt sich daraus, daß die Gedanken derselben zitiert werden. Nur sie selber konnten bestätigen, daß Jesus richtig gesehen hatte. Auch hier ist der Bericht des Matthäus dürftiger. So hat Lukas die Bemerkung, daß Levi wirklich alles sogleich verließ, Markus, daß schon in Jesu Gefolge viele Zöllner und Sünder waren. Matthäus hat nur hier wie an anderen früheren Stellen das Zitat aus dem alten Testament. Auch das ist auffallend, daß die Erzählung nicht

aus der Seele des Matthäus heraus geschieht, sondern daß sich die Schriftgelehrten und Pharisäer heimlich bei den anderen Jüngern darüber beschweren. Im weiteren (Matth. 9, 14; Mark. 2, 18; Luk. 5, 33) scheinen sich die anwesenden ehemaligen Johannesjünger mit den Pharisäern über das Nichtfasten bei dieser Gelegenheit gemeinsam aufzuhalten. All dies deutet wieder eher auf unseren Pharisäer als auf Matthäus als denjenigen, dem die Fassung dieses Berichts zu verdanken ist, mag es auch Matthäus ebenso gut gewußt und redigiert haben.

Die Bergpredigt bei Matthäus setzt die Wahl der Apostel voraus. In der Tat wird sowohl von Markus (3, 13 f.) wie von Lukas (6, 12 f.) die Wahl der Apostel unmittelbar an den Aufenthalt auf dem Berg angeknüpft. Sie schildern viel anschaulicher. Lukas scheint den vollständigsten Tatbestand zu geben: nach dem Gebet auf dem Berg die Wahl der Zwölf, dann Abstieg zur Ebene, wo die Predigt an eine sehr mannigfaltige Menge zugleich mit Heilungen erfolgt. Auch der Text der Predigt ist bei Lukas zwar kürzer, aber persönlicher, gelegenheitlicher, mit manchen Zügen der Ursprünglichkeit und der momentanen Veranlassung, so gleich im Anfang. Es werden die seligen Jünger den unglückseligen Reichen, Satten, Geehrten gegenübergestellt. Aber das geschieht im weiteren Verlauf auch in der kostbaren ausführlicheren Fassung des ersten Evangeliums. Auf das Gesetz (5, 18), auf die Schriftgelehrten und Pharisäer (5, 20), ferner auf die Heuchler (6, 2 f.) wird besonders Rücksicht genommen, gewiß mit Beziehung auf die Anwesenden. Der Text bei Matthäus ist wahrscheinlich auch gelegentlich in verschiedenen Teilreden vorgetragen worden; das ersieht man aus dem Abschnitt über das Gebet, wo Lukas (11, 1 f.) selbstständiges Material unredigiert wiedergibt. Ebenso Lukas 12, 22 ff. im Vergleich mit Matthäus 6, 25 ff. Auch der Schluß der Predigt bei Matthäus (7, 24 ff.) und Lukas (6, 47 ff.) unterscheidet die vollkommenen Jünger von denen, die nur hören, ohne zu folgen, und stellt die Gewalt der Predigt mit der der Schriftgelehrten und Pharisäer in Widerspruch. Darüber habe ich schon meine Vermutung geäußert.

Die Heilung des Aussätzigen wird bei Matthäus (8, 1 f.) unmittelbar daran geschlossen; damit stimmt, daß nach Lukas zum Schluß (5, 16) sich Jesus wieder in die Einsamkeit zurückzieht. Markus (1, 40) scheint das Ursprünglichste mit dem Ausführlichsten zu geben.

Auch die Heilung des Knechts des Hauptmannes zu Kapernaum (Matth. 8, 5 f.; Luk. 7, 1 f.), zeigt in beiden Berichten Eigentümliches. Matthäus gibt Jesu Reden genauer, aber Lukas hat die sehr intime Nachricht, daß der Hauptmann durch jüdische Vornehme dem Herrn empfohlen wurde; der Hauptmann habe ihnen sogar eine Synagoge gebaut. Es ist also wieder der Kreis des Joseph von Arimathäa, der hier lebendig wird.

Bei der Erweckung des Jünglings von Nain wird die Anwesenheit der Jünger nicht erwähnt, wohl aber wird das ehrfurchtsvolle Staunen

und das ausdrückliche Zeugnis anderer Anwesender besonders hervorgehoben (Luk. 7, 11).

Vor der Abfahrt nach Gerasa schließt sich nach Matthäus (8, 19) dem Herrn ein Schriftgelehrter an mit noch einem zweiten. Es geht aus dem Zusammenhang hervor, daß sie wirklich berufen wurden, mitzugehen. Ich vermute, daß es Joseph und Nikodemus waren. Die Erzählung bei Markus (4, 35 f.) hat andere ursprüngliche Züge: den Kopfpolster im Schiff, die genauere Beschreibung des Besessenen, die er mit Lukas (8, 26 ff.) teilt. Matthäus betont das Staunen der „Menschen" über das Seewunder, Markus und Lukas, daß ihn die Volksmenge am Ufer erwartete, also nicht mit in Gerasa war. Das scheint also aus dem Gesichtspunkt jener beiden erzählt zu werden, die wohl auch mit zu Schiffe waren.

Es gehört zu der bereits geschilderten Eigentümlichkeit des ersten Evangeliums, daß es den Namen des Jairus verschweigt (Matth. 9, 18 f.), auch sich ganz allgemein auf das Gerücht beruft. Markus (5, 22 ff.) und Lukas (8, 41 ff.) geben viel mehr realistisches Detail, und aus ihnen geht auch hervor, daß wir die Erzählung einem der drei gegenwärtigen Apostel verdanken, also wohl dem Petrus.

Bei dem Gespräch mit den Pharisäern über die ährenausraufenden Jünger zeichnet sich wieder Lukas (6, 1) durch die größte Genauigkeit der Datierung aus (allerdings auf eine uns nicht mehr verständliche Weise); auch daß er nur einige aus den Pharisäern sprechen läßt, ist genauer. Matthäus hat nach seiner Sitte das alttestamentliche Zitat (12, 7). Auch Markus (2, 23 f.) hat manches genauer.

Nach der Heilung der verdorrten Hand hat Markus (3, 1 ff.) den genauen Bericht von der Beratung der Pharisäer mit den Herodianern und von Jesu weiterem Verweilen. Matthäus (12, 9 ff.) hat das alttestamentliche Zitat.

Die Heilung der gekrümmten Frau hat nur Lukas (13, 10 f.). Die Pharisäer stehen im Vordergrund; ebenso bei der Heilung der beiden Blinden, die nur von Matthäus (9, 27 f.) berichtet wird: ein Vorspiel der wichtigen Szene mit dem blinden und stummen Besessenen, die von allen drei Synoptikern erzählt wird (Matth. 12, 22 f.; Mark. 3, 20 f.; Luk. 11, 14 f.), das heißt, Markus gibt nur das sich anschließende Streitgespräch mit den Pharisäern, aber er weiß genauer, daß sie aus Jerusalem kamen, er weiß vor allem, daß man seiner Familie einblies, Jesus sei von Sinnen gekommen. Das weist auf einen Bericht der Familie selber hin, etwa M a r i a s. Anderes, daß die Gedanken der Pharisäer mitgeteilt werden (Matth. 12, 25), daß Jesus die Schriftgelehrten ausdrücklich zu sich ruft und zu ihnen spricht (Mark. 3, 23), daß die verschiedenen Parteien des Volkes geschildert werden (Luk. 11, 16; Matth. 12, 38), weist auf unsere schon hervorgehobene Quelle. Die Familienszene wird im weiteren noch eingehender ausgeführt (Matth. 12, 46 f.; Luk. 11, 27 f.; vergleiche Luk. 8, 19 f.; Mark. 3, 31 f.); die herb klingende Rede Jesu hat ihre Analogie in den Stellen, die ich schon früher auf die charakteristische Erzählung M a r i a s zurückgeführt

habe. Hier wird also auch Maria als Quelle anzusehen sein. Ihre Bescheidenheit und Demut als Erzählerin tritt hier ebenso hervor wie in der Szene mit dem Zwölfjährigen und in der Szene bei der Hochzeit in Kana. Auch hier stellt sich Maria in rührender Selbstentäußerung zurück. Als man sie, die Mutter, selig preist, hebt sie Jesu Wort hervor, wonach alle, die das Wort Gottes hören und bewahren, Jesu Verwandte sein sollen.

Für die Überlieferung der Gleichnisreden wird der engere Kreis der Jünger, der Zwölfe angeführt (Matth. 13, 10; Mark. 4, 10; Luk. 8, 9; Matth. 13, 36; Mark. 4, 34). Wenigstens wird nur ihnen die Deutung gegeben, obwohl Jesus die Gleichnisse allem Volk vorträgt; vergleiche Luk. 12, 13 f. Petrus fragt bei Lukas (12, 41), ob ein Gleichnis die Zwölf oder alle angehe. Wieder ein Fingerzeig für die Quelle. Darauf spricht er wieder ein Gleichnis zum „Volk" (Luk. 12, 54).

Zu bemerken sind auch die fremderen Unterredner, die die Kunde von der Bluttat des Pilatus wie vom Fall des Turms aus Jerusalem bringen (Luk. 13, 1 f.). Ihnen erzählt Jesus sofort ein Gleichnis.

Wenn Lukas (15, 1) wieder von Zöllnern und Sündern redet die als Jünger und Tischgenossen Jesu den Pharisäern und Schriftgelehrten befremdlich erscheinen, so wird man wieder an Matthäus einerseits mit seiner Gruppe, an Joseph und Nikodemus anderseits gemahnt. Es schließen sich daran die Gleichnisse vom verlornen Schaf, von der verlornen Drachme, vom verlornen Sohn. Dieser und der ältere Sohn entspricht auch wieder ganz jenem scharfen Gegensatz unter den Zuhörern.

Das Gleichnis vom ungerechten Haushalter ist ausdrücklich nur an die Jünger gerichtet (Luk. 16, 1), die daranschließende Belehrung an die spottenden, geldgierigen Pharisäer (Luk. 16, 14); ebenso das Verbot der Ehescheidung (16, 18), das Gleichnis vom Prasser und Lazarus.

Wieder finden wir den Zöllner und den Pharisäer von Lukas als Beter einander entgegengesetzt (18, 9), mit ausdrücklicher Beziehung auf Anwesende, also auf die Zöllnergruppe des Matthäus, die Pharisäergruppe des Arimathäers.

Die Botschaft der beiden Johannesjünger an Jesus wird von Lukas (7, 18 ff.) zum Teil genauer erzählt als von Matthäus (11, 2 ff.). Es liegt aber offenbar derselbe Bericht beiden Fassungen zugrunde. Wesentlich ist die Gegenüberstellung der Zöllner und der Pharisäer und Schriftgelehrten (Luk. 7, 29 f. und 7, 34; Matth. 11, 19) oder die dasselbe besagende Gegenüberstellung der Weisen und Klugen, anderseits der Kleinen (Matth. 11, 25). Es ist immer an Matthäus und an Joseph und Nikodemus zu denken.

Der Tod des Johannes wird von Markus (6, 17 f.) ausführlicher erzählt als von Matthäus (14, 3 ff.) Doch hat dieser die wichtige Notiz, daß die Gemeinde jene Nachrichten dem Bericht der Johannesjünger verdanke (Matth. 14, 12).

Einer der wichtigsten Berichte, die Aussendung der zwölf Apostel, wird von Matthäus am vollständigsten gegeben (10, 1 ff.; Mark. 6,

7 f.; Luk. 9, 1 f.). Bedeutsam ist es, daß die andern Evangelisten die Stelle auslassen, wo die Evangelisation der Heiden und Samariter vorläufig noch verboten wird. Sie besorgen ein Mißverständnis. Wir ersehen daraus, daß die ausführlichere Fassung sicher die ältere ist. Markus aber und Lukas geben in besserem chronologischen Anschluß daran die Vermutung des Herodes, daß Jesus der wiedererstandene Täufer sei, während Matthäus nun erst die Gesandtschaft usw. erzählt.

Auch bei der Speisung der Fünftausend haben wohl Markus (6, 30 f.) und Lukas (9, 10 f.) den chronologisch richtigen Zusammenhang. Matthäus (14, 13 ff.) läßt besonders Petrus hervortreten (14, 28).

Wichtig ist die Nachricht, daß Pharisäer und Schriftgelehrte eigens von Jerusalem kamen, um die Gleichgültigkeit Jesu gegen die Gebräuche zu untersuchen (Matth. 15, 1 f.; Mark. 7, 1 f.), wie wir schon von Lukas (5, 17) wissen. Matthäus unterscheidet die Reden Jesu an die Pharisäer, an das Volk, an die Jünger und endlich an den fragenden Petrus sehr genau.

Die Fahrt nach Tyrus und Sidon (Matth. 15, 21 f.; Mark. 7, 24 f.) wird von den Jüngern begleitet und bezeugt, wie Matthäus bemerkt.

Die Heilung des Taubstummen, die auf der Rückreise stattfand, beschreibt allein Markus (7, 32 f.), und zwar sehr anschaulich. Bemerkenswert ist das Verbot Jesu, die Sache zu erzählen.

Für die Speisung der 4000 ergänzen sich Matthäus (15, 29 f.) und Markus (8, 1 f.).

In der Warnung vor dem Sauerteige der Pharisäer (Matth. 16, 1 f.; Mark. 8, 10 f.; Luk. 12, 1 f.) sind wieder die Jünger den Pharisäern scharf gegenübergestellt, und man wird hier wieder an die beiden Gruppen unter den Jüngern denken müssen. Lukas fügt hier zerstreute Bruchstücke aus anderen Reden an.

Die stufenweise Heilung des Blinden von Bethsaida hat nur Markus (8, 22 f.), und zwar mit besonders realistischer unmittelbarer Erzählung eines offenbaren Augenzeugen.

Nach dem großen Bekenntnisse des Petrus in Cäsarea Philippi gibt nur Matthäus (16, 13 f.) die Worte Jesu von den Schlüsseln des Himmelreiches. Markus (8, 27 f.) läßt diese Ehrenstelle aus, wie sie sein Meister Petrus aus Bescheidenheit ausgelassen hat. Da sie auch Lukas (9, 18) ausläßt, kann man schließen, daß er, beziehungsweise Paulus, das Evangelium durch Vermittlung des Petrus erhielt. Aber Lukas läßt aus Rücksicht für Petrus die tadelnden Worte aus, die weder Matthäus (16, 23) noch Markus unterdrücken (8, 33). Markus hat dazu noch den stärkeren Zusatz, daß Jesus dabei auf seine übrigen Jünger geblickt habe. Alle die Synoptiker schließen mit der Versicherung Jesu, daß trotz aller Todesgefahren einige von den Umstehenden doch noch das Gericht über Jerusalem erleben werden. Man wird diese Reden durch das 21. Kapitel des Johannesevangeliums erläutern müssen, wo auch auf die Einsetzung des Petrus in den Primat die Weissagung folgt, daß Petrus nicht, wohl aber Johannes jenes Ereignis erleben werde.

Sehr aufklärend und bestätigend für all diese Quellenverhältnisse ist die Erzählung von der Verklärung (Matth. 17, 1 f.; Mark. 9, 1 f.; Luk. 9, 28 f.). Sie konnte nur auf den Bericht eines der drei Jünger zurückgehen. In der Tat tritt bei Markus besonders Petrus als der Erzählende hervor (9, 1), indem er genau seinen seelischen Zustand beschreibt. Zudem bestätigen die beiden ersten Evangelisten ausdrücklich, daß dieser Bericht der Gemeinde erst nach der Auferstehung erstattet wurde, also genau in dem Zeitpunkt, in welchem gewiß die Hauptarbeit der Feststellung des mündlichen Evangeliums geleistet wurde.

Die Geschichte des mondsüchtigen Knaben gibt Markus am genauesten (Mark. 9, 13 f.; vergl. Matth. 17, 14 f.; Luk. 9, 37 f.). Er allein führt an, daß es Schriftgelehrte waren, die zu den Jüngern kamen; wahrscheinlich war denn auch der Vater des Knaben ein solcher. Sein Seelenzustand ist dem des Nikodemus und Joseph gleich. Er möchte gerne glauben und bittet um Hilfe für seinen Unglauben (Mark. 9, 23). Das ganze spielt sich in einem Dialog des Vaters mit Jesus ab, und ich möchte auch hier außer einem Bericht der Jünger auch einen ergänzenden des Vaters annehmen, der wohl auch Mitglied der Gemeinde wurde, wer es auch immer gewesen sein mag. Vielleicht war es auch Joseph von Arimathäa?

Die Geschichte von der Doppeldrachme wird nur von Matthäus (17, 23 f.), aber, wie es scheint, aus dem Munde des Petrus erzählt.

Auch bei dem sich nun anschließenden Rangstreite der Jünger und den damit zusammenhängenden Reden tritt einerseits bei Matthäus (17, 21) Petrus, anderseits bei Markus (9, 37) und Lukas (9, 49) Johannes hervor. Wir haben hier wohl Fragmente einer ursprünglich sehr großartigen Szene.

Lukas hat ausgezeichnete Nachrichten über die Reise nach Jerusalem, die aber, wie es scheint, nicht in vollkommen chronologischer Ordnung sind. Es treten sogleich Jakobus und Johannes hervor (Luk. 9, 54), sie bekommen aber einen Verweis. Nach allen Analogien scheint also ihnen die Erzählung zu verdanken zu sein. Ebenso werden drei weitere Jünger ob ihrer Halbheit getadelt (Luk. 9, 57 ff.). Ich habe darüber schon meine Vermutung geäußert. In der Aussendung der 70 Jünger ist die Verfluchung von Chorazin, Bethsaida und Kapernaum ebenso bemerkenswert wie die Gegenüberstellung der Kleinen zu den Weisen und Klugen (Luk. 10, 13 f. und 21), wozu sogleich der Schriftgelehrte (10, 25) gehört.

Das 17. Kapitel des Lukas (11 f.) enthält eine Fortsetzung dieses Berichtes. Oder betrifft es eine andere Reise? Ich glaube kaum (vergl. 9, 51). Der barmherzige Samariter (10, 33) wird vom dankbaren geheilten Samariter (17, 16) abgelöst. Auch mittendrin (Luk. 13, 22) wieder Erwähnung derselben Reise nach Jerusalem; Gespräch mit einem „quidam“; Gespräch mit einigen Pharisäern, die ihn vor Herodes warnen und ihm raten, diese Gegend zu verlassen (13, 31). Auf dieser Reise sind wohl auch die Reden 14, 25—35 gesprochen worden. In diese Reihe gehört auch die Aufnahme bei Martha und Maria

(14, 38 f.). Hier wäre als Quelle die Erzählung Magdalenas wahrscheinlich, die ja als eine Hauptzeugin der Auferstehung in hohem Ansehen stand, wenn der Bericht nicht etwas zu lobend klänge. Gewiß aber wird man voraussetzen müssen, daß auch diese heiligen Frauen eine gute Quelle für manche Tatsachen gewesen sind. Davon habe ich bereits an anderem Ort gehandelt.

Matthäus (19, 1) und Markus (10, 1) erwähnen nur ganz kurz diese Reise und finden Jesus erst in Peräa im Gespräch mit Pharisäern über die Ehescheidung. Markus unterscheidet hier noch genauer als Matthäus ein zweites Gespräch Jesu mit seinen Jüngern über denselben Gegenstand, so daß man fast auf eine Vereinigung zweier Quellen raten möchte.

Den Jüngern gilt die folgende Rede über die Kinder, die allen Synoptikern gemeinsam ist (Matth. 19, 13; Mark. 10, 13; Luk. 18, 15). Dann kommt der von Lukas als vornehmer Mann, von Matthäus als reicher Jüngling Gekennzeichnete (Matth. 19, 16; Mark. 10, 17; Luk. 18, 18), darauf eine Erörterung mit den Jüngern, schließlich mit Petrus. Nur bei Matthäus schließt sich die Parabel von den Arbeitern, und zwar sehr passend an.

Interessant ist das Verhältnis der drei Synoptiker bei der Bitte der Zebedäussöhne. Alle drei setzen mächtig ein mit der gleichen Prophezeiung Jesu von seinem Tod, die er während der Reise nach Jerusalem den Zwölfen gab (Matth. 20, 17 f.; Mark. 10, 32 f.; Luk. 18, 31). Matthäus erzählt, daß die Mutter der Brüder die erste Bitte gestellt habe. Markus läßt nur die Brüder reden, Lukas verschweigt die Sache offenbar aus Rücksicht. Markus belastet die Brüder am meisten, Matthäus entschuldigt sie durch die Mutter. Lukas kannte sicher die ganze Stelle, aber er läßt sie aus. Auch Johannes.

Der Oberzöllner Zachäus zu Jericho (Luk. 19, 2) schließt sich den vielen Zöllnern an, die im dritten Evangelium erwähnt werden. Er wird zum Bekanntenkreis des Matthäus gehört haben, es wird aber nicht erwähnt, daß er früher oder später in Beziehung zur Gemeinde war.

Markus weiß (10, 46), daß Jesus beim Verlassen der Stadt Jericho den blinden Bartimäus geheilt und als Jünger angenommen hat. Lukas (18, 35) kennt einen Blinden, dem vor dem Einzug in Jericho dasselbe Heil ward. Matthäus (20, 30) scheint beide Blinde abkürzend zusammenzufassen.

Die Salbung zu Bethanien wird von Matthäus (26, 6 f.) und Markus (14, 3 f.) so erzählt, daß die Frau nicht genannt wird und das Haus das Simons des Aussätzigen heißt. Bei Lukas (7, 36), wo doch wohl nicht dasselbe Gastmahl gemeint wird, ist Simon ein Pharisäer, die Frau heißt eine Sünderin. Bei Johannes (12, 1 f.) scheint das Mahl im Haus des Lazarus stattzufinden und Maria wird genannt. Hier hört man Johannes reden im Unmut über Judas. Bei Matthäus und Markus hört man Marias Bericht, bei Lukas vielleicht den eines Tischgenossen, etwa Josephs von Arimathäa. Lukas

hat noch mehrere solcher Tischgespräche mit Pharisäern (11, 37 f.; 14, 1 — 24).

Ich will hier eine Vermutung äußern. Nach der Bergpredigt tritt unmittelbar ein Aussätziger zu Jesus mit einem festen Glauben, der wohl nur von der Anhörung der Predigt kommen kann, und wird geheilt (Matth. 8, 1 f.). Aber es wird geheim gehalten, nur den Priestern soll er sich zeigen (vgl. Mark. 1, 40 auch nach der Predigt; Luk. 5, 12). Das ist wohl der Simon der Aussätzige (Matth. 26, 6) von Bethania (Mark. 14, 3). Bei Johannes offenbar ein Verwandter des Lazarus, der Martha und Maria Magdalena (12, 1 f.). Bei Lukas vielleicht der Pharisäer Simon (7, 36), der damals noch der unbekehrten Verwandten feindselig gegenübersteht. Denn Lukas meint wohl dieselbe Sünderin und denselben Simon wie die andern Synoptiker, aber ein früheres Gastmahl und eine frühere Salbung, die der Anlaß zur Bekehrung wurde. Daß die Sünderin bei Lukas wirklich Maria Magdalena ist, beweist der Zusammenhang mit dem Folgenden (Luk. 8, 2). Bei der ersten Salbung, die Lukas erzählt, ist Magdalena noch von den sieben Dämonen besessen, bei der Salbung in Bethanien ist sie bekehrt und geheilt.

Der Einzug in Jerusalem wird bei den drei Synoptikern nach dem Bericht der Jünger selbst erzählt (Matth. 21, 1; Mark. 11, 1; Luk. 19, 29).

Was die Austreibung der Händler aus dem Tempel betrifft, so scheint Markus die allgemeinere Nachricht des Matthäus genauer zu präzisieren.

Es sind hier und im Folgenden die Berichte der Jünger durch solche unserer wohlgesinnten Pharisäer ergänzt worden. Matthäus erwähnt noch einmal die Zöllner und Sünder als gläubige Johannesjünger (21, 31 f.). Er betont am stärksten den Übergang des Reiches auf ein anderes Volk (21, 43) im Gleichnis vom Weinberg und im folgenden nur von ihm erzählten Gleichnis vom Hochzeitsmahl (22, 1 ff.). Dann wird das frühere Verbot, die Heiden zu evangelisieren, aufgehoben. Das zweite und dritte Evangelium vermeidet aus Rücksichten das eine wie das andere. Matthäus weiß, daß sich die Pharisäer mit den Herodianern verbanden (21, 16). Ihm ist der große Fluch über die Pharisäer eigen (23). Dagegen fehlt ihm das Opfer der Witwe (Mark. 12, 41; Luk. 21, 1).

Das Gespräch über den Prachtbau des Tempels wird nach dem genaueren Bericht bei Markus (13, 1) auf die Anregung eines bestimmten Jüngers zurückgeführt (vgl. Matth. 24, 1; Luk. 21, 5). Markus erwähnt auch bei der Rede über die Zerstörung insbesondere Petrus, Jakobus, Johannes und Andreas (Mark. 13, 3; vgl. Matth. 24, 3; Luk. 21, 8). Matthäus (24, 14) und Markus (13, 10) betonen, daß vorher das Evangelium verbreitet werden müsse und daß es nie vergehen werde (Matth. 24, 35; Mark. 13, 31; Luk. 21, 33). Matthäus allein hat die Gleichnisse von den zehn Jungfrauen, von den Talenten, vom letzten Gericht (25).

Nur Lukas erwähnt (22, 8), daß Petrus und Johannes es waren, die das letzte Abendmahl vorzubereiten hatten (vgl. Matth. 26, 17 f.; Mark. 14, 12 f.). Nur Lukas hat den erneuten Rangstreit (22, 24), in dessen Verlauf Simon Petrus gewarnt wird.

Nur Lukas hat die Rede von den beiden Schwestern (22, 38). Beides weist auf Petrus als Erzähler.

Die Verleugnung des Petrus wird bei Matthäus (26, 33) und Markus (14, 29) etwas später geweissagt. Wahrscheinlich ist wiederholt auf sie hingewiesen worden.

Die Absonderung des Petrus und der Zebedäussöhne im Garten erwähnt Matthäus (26, 37) und Markus (14, 33). Dieser beschreibt nach der Erzählung des Petrus den Zustand am intimsten (Mark. 14, 40). Kein Synoptiker erwähnt den Namen des Petrus beim Schwerthieb; das tut nur Johannes, der auch allein den Namen des Malchus nennt.

Die Synoptiker sagen nichts davon, daß Johannes es war, der den Petrus in den Vorhof führte. Weder Petrus noch Johannes werden aber das Verhör genau vernommen haben, sondern es muß aus einem Bericht des Joseph oder Nikodemus in die Evangelien übernommen worden sein.

Die zweite Morgensitzung des Synedriums ist bei Lukas (22, 66 f.) genauer geschildert als bei Matthäus (27, 1 f.). Dagegen hat Matthäus, der Finanzmann, allein die weitere Geschichte vom Blutgeld des Judas (27, 3 ff.).

Ich habe bereits die Vermutung ausgesprochen, daß der Bericht über das Verhör vor Pilatus sich auf die Erzählung gründet, die Pilatus selber dem Joseph von Arimathäa mitteilte. Das wird bestätigt durch die ganz persönliche und intime Wendung bei Matthäus (27, 14) wie bei Markus (15, 5), daß sich der Statthalter sehr gewundert habe über die Person und das Wesen Jesu.

Der Bericht bei Johannes geht offenbar auf einen anderen Erzähler zurück; hier treten die Priester mehr hervor, das Synedrium; ich vermute Nikodemus als Quelle. Th. Mommsen hat es in seinem römischen Strafrecht für unmöglich gehalten, daß Pilatus die Sache an die Juden hätte abwälzen wollen (Joh. 18, 31), da er doch selber wissen mußte, daß ihnen die Todesstrafe auszuführen nicht erlaubt sei. Gewiß, aber er meint, sie sollten sich mit einer Ordnungsstrafe begnügen, die ihnen gesetzlich erlaubt sei. Das steht doch ausdrücklich da, und es ist unglaublich, wie Voreingenommenheit verblenden kann.

Der Bericht bei Lukas ist wieder selbständig und ausgezeichnet. Die Spannung zwischen Pilatus und Herodes kann nur von einem Augenzeugen beobachtet worden sein, der sogleich auch die gute Wirkung des Höflichkeitsaustausches beobachten konnte. Wer dieser Augenzeuge gewesen sein mag, sagt uns vielleicht Lukas an einer anderen Stelle, wo er unter den frommen Frauen, die dem Herrn folgten und für seinen Unterhalt sorgten, Johanna, die Gattin des Chuza, des Prokurators des Herodes, aufführt. Johanna, die es von hrem Gatten erfahren haben mochte, gehörte gewiß zu den 120 vor Pfingsten Ver-

einigten. Daher die Bezeichnung des Hofes des Herodes (23, 11), der „strateumata". Auch die Warnung, daß Herodes Jesum töten wolle (Lukas 13, 31), mag von daher gekommen sein. Man erinnere sich hier auch an den „Königlichen" bei Johannes (4, 46).

Wie mannigfaltig sind auch bei den folgenden Szenen die Quellenzeugnisse! Johannes (18, 33; 19, 9) berichtet ausdrücklich über Gespräche des Pilatus im Palast, wohin die Juden nicht kamen (vgl. Joh. 18, 28). Lukas berichtet über ein öffentliches Verhör vor dem Synedrium und dem Volk (23, 14). Matthäus gibt offenbar auch nach der Erzählung des Pilatus an Joseph selber den intimen Zug von der Bitte der träumenden Frau des Pilatus (27, 19). Pilatus saß wohl öffentlich auf dem Tribunal, als er die Botschaft empfing, sie wurde aber gewiß nur von ihm gehört oder gelesen. Mommsen (Strafrecht 240) hält auch die Handwäsche des Pilatus für unmöglich; ich glaube allerdings, daß der Symbolismus der Handlung ihm nicht sogleich einfiel. Es muß wohl üblich gewesen sein, die Gerichtssitzung so abzuschließen; der Richter stand erst auf, nachdem man ihm Handwasser gereicht hatte, um die Hände einzutauchen, die durch den Staub der Gasse, das Berühren der Akten, des Schreibgeräts usw. nicht rein geblieben waren. In diesem Fall mag eine ingrimmige Geste des Richters und die damit verbundenen Worte erst die symbolische Bedeutung nahegelegt haben.

Alle Synoptiker erwähnen den kreuztragenden Simon von Kyrene. Markus nennt ihn den Vater des Alexander und Rufus (Matth. 27, 32; Mark. 15, 21; Luk. 23, 26). Offenbar waren diese beiden Mitglieder der Gemeinde, während Simon selber sich entweder von ihr ferngehalten hatte oder schon gestorben war, als Markus schrieb.

Der folgende Bericht bei Lukas (23, 27 f.) über die weinenden Frauen geht offenbar auf die Erzählung derselben ebenso zurück wie noch anderes in diesem Evangelium.

Für die Ereignisse auf Golgatha wird ausdrücklich auf die Zeugenschaft dieser Frauen verwiesen; Lukas (23, 49): Es standen aber alle seine Bekannten in der Ferne und die Frauen, die ihm von Galiläa gefolgt waren, um das zu sehen. Markus (15, 40) und Matthäus (27, 55) erwähnen als unter anderen anwesend und Zeuginnen aus der Ferne Maria Magdalena, Maria, die Mutter des jüngeren Jakobus und Joseph, die Mutter der Söhne des Zebedäus, Salome, und zwar ohne Männer. Johannes (19, 25) erwähnt außer der Mutter Jesu, deren Schwester, Maria, des Kleopas Frau, und Maria Magdalena. Die Verschiedenheiten in der Aufzählung sind wohl eine Folge des Quellenverhältnisses.

Das Zeugnis des Hauptmanns ist auch noch sicher zu unterscheiden (Matth. 27, 54; Mark. 15, 39; Luk. 23, 47; Joh. 19, 34 und 35). Zweifellos waren schon auf Golgatha beim Tode Jesu Joseph und Nikodemus gegenwärtig, die nun bei der Bestattung und für den Zusammenhalt der Gemeinde ebenso wichtig hervortreten wie als Zeugen mancher den Aposteln verborgener Tatsachen.

Nun kommt der wichtige Moment, wo Joseph und Nikodemus eingreifen. Wie wichtig beide für einen Teil der Ereignisse als Quellen sind, wie damals auch Pilatus durch eigenen Bericht wie durch Erkundigung vom Hauptmann zur Klarlegung mancher Punkte beitrug, ist schon ausgeführt worden.

Für die Auferstehung treten die drei Frauen als Zeugen besonders hervor, bei Johannes nur Magdalena, bei Matthäus noch die „andere Maria", bei Markus auch noch Salome, bei Lukas im allgemeinen die Frauen aus Galiläa, wovon später noch Magdalena, Johanna, Maria, die Mutter des Jakobus, und die übrigen erwähnt werden (Luk. 24, 10).

Die Quellenverhältnisse der folgenden Tatsachen sind bereits besprochen worden.

Man wird gegen die Wahrscheinlichkeit meiner Hypothesen über manche evangelische Persönlichkeiten einwenden, daß sie durch keine Tradition bestätigt werden. Aber das ist ja eben das Merkwürdige, daß mit Ausnahme der kanonischen Schriften fast jede andere Tradition über die in ihnen erwähnten Personen so ganz verschwunden ist oder doch nur durch apokryphe Legendenbildung ersetzt ist. An diesem Verlust waren wohl die Christenverfolgungen schuld. Die alten Christen mußten mit größten Opfern die Hauptsache, die Evangelien und kanonischen Briefe, die Dogmen, die Hierarchie, die Sakramente retten und alles übrige preisgeben, was wir heute nur durch Vermutungen ersetzen können.

Solche Vermutungen drängen sich uns aber auf, sobald wir nur einmal das lebendig pulsierende Leben in den knappen evangelischen Berichten erkennen. Die einzelnen Perikopen aller vier Evangelien sind wie unmittelbar nach der Natur genommene Momentphotographien aus dem Leben einer und derselben Gesellschaft. Alles ist voll lebendiger, persönlicher Beziehungen. Diese Beziehungen müssen vorhanden sein und man wird ihnen nachgehen müssen, wenn wir auch manchmal falsch raten mögen und nicht immer das Richtige treffen. Nicht die Richtigkeit aller einzelnen Hypothesen, die ich hier vorgebracht habe, will ich beanspruchen, wohl aber die Richtigkeit der allgemeinen Auffassung, daß die Evangelien mit beispielloser Unmittelbarkeit autoptische Bilder voll Leben, unerschöpflich in Perspektiven und Beziehungen mit dem wunderbaren Zauber der Vergegenwärtigung bieten. Sie sind nicht so sehr Dokumente, als vielmehr das Leben und die Wirklichkeit selber.

Harrachs Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien in den Jahren 1673—1676.

Mitgeteilt von Regierungsrat **Ferd. Menčik.**

II.[1])

Marseille, 27. September. — Seind in der Nacht bei Tolon vorbei gefahren, 3 Stund darnach hat sich der Wind geändert und so zuwider worden, daß man die Segel abnehmen und mit denen Ruedern gegen Wind fahren müessen. Seind gleichwohl umb 10 Uhr hier ankommen. Bei Einfahrung in den Port haben unsere Galeren die Cittadella jede mit 4 Stuck Schüssen gegrüßt, ist ihnen aber nur mit 3 Schüssen geantwordt worden. Bei Ersehung der französischen Galeren und Capitana[2]) haben sie abermal die 4 Stuck jede gelöst, weilen aber der Zeit diese Galeren nit armiret seind, ist ihnen gar nit geantwort worden. In dem Porto nach der Ordnung seind die französische 24 Galeren gestellet. Der älteste Capitan, der sie commandiret, hat unsern Commendator durch einen Officier empfangen und das Ort andeuten lassen, wo er seine Galeren hinstellen solle. Ich habe alsbald einen Edlmann zu dem hiesigen Governator mit meinem königlichen Paßbrief geschickt und sagen lassen, daß ich, ehe ich zu Land gehe, ihne begrüßen und seines Königs Erlaubnus, durch das Königreich zu reisen, andeuten wollen. Auf welches er ohne Aufmachung des Paß denselben zurückgegeben und sagen lassen: er wisse seines Königs Befehl besser nachzukommen, als mir alles anzubieten, was er hier vermag. Als ich zu Land gangen, haben alle unsere Galeren ihre Stück gelöst, und haben wir al Hôtel de Malte, ein schönes von Stein neuerbautes Wirtshaus, eingekehrt. Der Gouverneur hat wieder einen Edlmann zu mir geschickt, mich zu complimentiren.

Marseille, 28. September. — Der gestrige Nachmittag und heuntige Vormittag ist zuegebracht worden mit Tractirung und Findung der Senften, Pferd und Esel. Haben mit ihnen bis Barcellona geschlossen und sie uns versprochen, in 11 Tagen zu liefern. Vormittag hat mich der Chevalier Balbel, so vor diesem ein Compagnie unter des Markgraf Leopold von Baadischen Regiment gehabt, mich zu besuechen kommen. Nachmittag hat er mich in das Arsenal, so sie Parque nennen, geführt, alwo der König 6 neue Galeren, auf daß er

[1]) Vgl. „Die Kultur" 1911, XII, 4. Heft, S. 413—437.

[2]) Hauptschiff.

30 habe, machen last. Unter diesen machen sie eine, welche die Reale sein wird, so überaus schön mit Bildhauerarbeit geziert ist. Wird das meiste alles verguld, alle die tende und der Sclauen Röck von carmesin damasc mit guldenen Porten. Sie haben schon unterschiedliche kleine Model fertig, wie sie sein solle. Die Sclaven kaufen sie zu Maltha, weillen sie mit den Türken und Moren außer denen von Tripoli Fried haben. Aus allen Parlamenten schicken sie forzaten,[1]) und haben dieses Jahr über 600 in die Galeren commandirt. Dieser Chevalier Balbel commandirt auch eine von diesen französischen Galeren. Der Gouverneur hat mich durch die Kaufleut um Verzeihung bitten lassen, daß er mich nit besueche, wisse nit, wie es sein König aufnehmen würde, indeme verlaute, daß der Fried mit J. M. dem Kaiser und König aus Spanien schon wirklich gebrochen sei. Hier bauen sie ein neue Statt und seind diejenigen, so bauen wollen, schuldig, die facciata auf einerlei Weis und von Quaderstücken zu machen.

Saint Chamas, 29. September. — St. Michaelistag feiert man nit in diesem Land. Zu Cabane haben wir zu Mittag gessen und ziemblich schlecht tractirt worden. Zu Nacht, 3 Meil, haben wir wieder gar ein schlechtes Wirtshaus angetroffen. Unterwegs haben uns viel Zigeunerinen begegnet, und bei keiner Truppen keinen Mann gehabt. Man sagt, der König habe sie alle in die Galeren als Vagabonds genommen.

Arles, 30. September. — Zu Mittag zu Saint Martin gessen, alwo wir fast keine Fisch gefunden. Auf die Nacht sein wir auf Arles. Ist ein große Stadt und ziemblich volkreich, aber von Kaufmannswaaren wenig zu finden. Mein Beichtvater ist in das Collegium gangen.

Pont de Lune, 1. Oktober. — Heunt frühe seind wir so zeitlich auf gewest, daß wir zu Saint Giles Meß gehört. Die Kirchen ist voller Leut angeloffen, uns zu sehen. Sie haben auch in das Wirtshaus kommen wollen, wir haben aber das Thor zumachen und sie ausschaffen laßen.

Gigean, 2. Oktober. — Zu Mittag seind wir auf Montpellier kommen. Die Stadt ist groß, aber hat meistens schlechte Häuser und enge Gassel. Der Wirt, so seines Handwerks ein Koch, hat uns stattlich tractirt und sehr wohl gekochet. Mein Beichtvater ist in das Collegium. Nach dem Essen ist der P. Rector mit ihme kommen, mich zu besuechen.

Beziers, 3. Oktober. — Vor 11 Uhr auf Saint Tiberi kommen. Dieses Ort gehört dem Prince de Conti zue, ist aber sehr schlecht und ruinirt. Auf die Nacht seind wir nach Beziers, ein ziemlich große, aber von Gebäu schlechte Stadt.

Narbonne, 4. Oktober. — Den h. Francisco zu Ehren hätten wir heunt gern Meß gehört, es hat sich aber zu Beziers nit schicken wollen. In dem Wirtshaus haben wir eine spanische dame angetroffen, so mit der Duquesa de Ossuña nacher Mailand und jetzt zurück gehet.

[1]) Sträfling.

Salces, 5. Oktober. — Wir seind um halbe 7 auf gewest und um 10 Uhr nach Ville Farsi kommen. Ein Wirtshaus, so ganz allein im Feld stehet, haben nichts zu essen gefunden, als was wir von Narbonne mitgebracht. Nachmittag seind wir vor 1 Uhr fort und die 4 Meil nacher Salves kaum in 7 Stunden gemacht. Hier haben wir ein gar schlechtes Wirtshaus angetroffen und zu mehrerem unsern Unglück ist ein Capitan hier mit 100 Mann in Quartier, so das beste Zimmer im Haus uns weggenommen und nit weichen wollen. Also haben wir sambt allen Kindern in einer stinkenden unsauberen und engen Kammer essen und schlafen müessen. Die Festung ist oed und ganz ruinirt. Das Dorf hat 8 oder 9 Häuser.

Venta de la barca, nahet bei Volo, 6. Oktober. — Als wir heunt frühe von Salces weg wollen, hat es noch Ungelegenheit mit dem Mautner wegen der Douane abgeben, dann er durchaus die Trugen aufmachen wollen. Als man ihm aber mit seinen Oberen gedrohet und sich auf den Passeport beruefen, hat er besser Wort ausgeben und uns fortgehen lassen. Die 3 Meil nacher Perpignan haben wir in 4 Stunden gemacht. Diese Stadt ist groß, aber inwendig schmutzig und unsauber. Hat ein guetes Cittadel und 1500 Soldaten zu der guarnison, unter denen sehr viel Teutsche sein. Es ist auch ein Parlament und Universitet alda. Die von Land und der Stadt seind alle spanisch gekleidet und reden auch die Sprach, seind auch mehr selber nation als der französischen geneigt. Auf das Nachtlager haben wir 3 Meil, so vier Stunden sein, gehabt. Ist ein einschichtiges schlechtes Haus und so klein, daß wir die meisten Bedienten in das Dorf Volo, die Bagage aber à San Martin geschickt. Wir seind gar schlecht accommodirt gewesen, dann neben andern Ungelegenheiten die Zimmer also von Stall gestunken, daß wir fast nit darinnen bleiben künnen. Außer etlichen kleinen Fischl und Eier haben wir nichts gefunden, und gibt auch hier weder Butter noch Milch.

Figueras, 7. Oktober. — Wir seindt heundt nachts unter den Pireneischen Gebirg gelegen und zu Morgens gleich angefangen, über den Berg Bertus zu steigen, so nit so absonderlich hoch und gach, aber ganz übler Weg ist. So sich die zwei Königreich oder Roussillon mit Catalogne scheidet, haben die Franzosen eine Festung auf einem hohen Berg gelegen und Bellegarde genannt. Nach diesem ist das Land wieder weiter und guet, aber schlecht gebauet. Auf Mittag seind wir Junquera geblieben, und zu Nacht auf Figueras kommen. Dieses ist ein zimblich großes Ort mit einer Mauer umbgeben. Der Virey von Cataluña (so der Zeit Don Francesco Tuttavilla Duque de San Herman, ein Neapolitaner ist) visitirt jetzt die Proviant und hat die vorige Nacht hier geschlafen.

Girone, 8. Oktober. — Seind gleichwohl so frühe in ein Wirtshaus vor Basquera kommen, daß wir in einem nit weit entlegenen Kapellel die Meß gehört. Auf das Nachtlager rechnet man zwar nur 3 Meil, so aber mehr als 5 Stund gewährt. Ein halbe Meil vor Girone hat uns der Governator von der Stadt Don Guilermo de

Lascar, ein Schottländer, so auch in kais. Diensten 12 Jahr gewest und wohl teutsch redet, 7 Reiter uns zu convoyren entgegen geschickt. Nahet bei der Stadt ist sein Adjutant kommen und in seinem des Marquez de Leganez, grande de España, (so ein terzio de Espagnoles hat und dort in Quartier liegt, neben den Don . . ., des Vice-Kanzler von Arragon Brueder, so auch ein terzio de Espagnol hat, und Don . . . Palavicin, so ein terzio de Italianos hat) Namen empfangen. Ein halbe Stund vor der Stadt seind sie alle zu Pferd sambt vielen andern Offizieren gestanden, aber abgestiegen, wie ich in die Nähet kommen, so ich auch aus der Senften gethan. Sie seind alsdann vor der Senften her alle mit uns geritten und bis in das Wirtshaus begleitet, und also dann ein jeder nach Haus gangen. Als wir zu dem Thor kamen, haben sie 4 Stück losgeschossen und bei dem Thor und auf dem Platz ein Theil von denen Tertzen in Gewehr gestanden und neben Rührung der Trummel selbes praesentirt.

San Salone, 9. Oktober. — Seindt heunt mit Fleiß früher aufgewest, die Cumplimenten der gestrigen Höflichkeiten zu entfliehen. Doch gleichwohl ist der Gouvernador zu uns kommen und ein halbe Stund vor die Stadt hinaus begleitet. Vor denen Thören haben sie wieder 5 Stück losgeschossen, sonsten aber von niemand weiter begleitet worden. Den Marquis de Leganez habe ich cumplementiren lassen, der aber noch schlafte. Zu Mittag haben wir zu Maliorquine in einem einschichtigen Wirtshaus gessen. Nach dem Essen haben wir uns unter etliche Paum in Schatten gesetzt, da seind spanische Zigeunerinen zu uns kommen, ein Weil getanzet und gesungen. Wir seind auf San Salone auf die Nacht und zimblich spat hinkommen. Treffen in diesem Land überaus sehr schlimme Wirtshäuser.

San Colgar, 10. Oktober. — An Mittag haben wir 3 Meil à la Rocca gehabt, und seind uns noch 4 auf Nachtlager abgangen. Weilen wir aber einen Tag zu gewinnen und Cumplementen zu fliehen nit auf Barcellona begehrt, als haben wir Poten genommen, so uns den geraten Weg nacher Martorel führen sollen. Seind in der Nacht auf San Colgar kommen. Haben ein schlechtes Wirtshaus und fast nichts zu essen gefunden. Und weilen dieses Ort ein Kloster St. Benedicti-Ordens zugehört und gleich an dem Markt anliegt, haben wir den Praelaten bitten lassen, ob er uns beherbergen oder wenigstens was zum Essen schicken wolte. Deß ersten hat er sich entschuldiget mit deme, daß das Convent ganz kein Gelegenheit habe, und zu Essen hat er uns 6 Huener verehrt, welche wir gestundt seiner verzehret.

Piera, 11. Oktober. — Seind vormittag auf Martorel, so schon auf dem Madriter Weg (liegt). Haben aldorten vor uns 2 Senften, einen Kobelwagen mit 6 Eseln, einen Güeterwagen, so sie galera nennen, mit 8 Eseln, und 18 mulas zum Reiten, welche ich mit Voranschickung eines Eignen von Barcellona bringen lassen, gefunden. Ein Regen hat uns den ganzen Nachmittag begleitet, daß alle unsere Leut wohl naß worden. Es ist auf den Abend ein genuesischer Curier

per posta durch nacher Madrid, mit welchem ich dem Grafen von Pötting geschrieben, daß ich bis her kommen, und den 25. oder 26. zu Madrid zu sein verhoffe.

Santa Maria, 12. Oktober. — Ich habe zwar vermeint gestern von Martorel aus auf den Montserrat[1]) zu gehen, so hat mich aber der Regen abgehalten. Wir haben ihme aber alleweil bis nacher Ygualada gesehen, wo wir zu Mittag gessen. Auf die Nacht haben wir 2 Meil gemacht und doch erst in der Nacht kommen.

Belbuiche, 13. Oktober. — Auf Mittag seind wir auf Cervera, ein Stattl, so dem König zugehört, kommen. Auf die Nacht seind wir auf Belbuiche. Ein hübscher Ort, so dem Duqua de Sessar zuegehört. In der Nacht seind auf den Platz, wo wir gewohnt haben, 2 junge Jesuiter mit einem Crucifix, 2 Windlichtern und einer Glocken kommen, und haben ein kurze exhortacion gemacht. Die gehen also herumb, sich im Predigen zu ueben.

Al-Coras, 14. Oktober. — Zu Mittag haben wir zu Lerida gessen. Von hier habe ich meinen Secretario voran nacher Madrid auf der Post geschickt, uns ein Haus zu bestellen, bis uns der Graf Pötting sein Haus ausräumet. Wir seind hieher auf Coras, alwo wir ein gar schlechtes Wirtshaus gefunden.

Cantasmos, 15. Oktober. — Weilen heunt J. K. M. ihren Hochzeitstag haben[2]) und wir denselben nit anderst celebriren künnen, haben wir unser Andacht darvor aufgeopfert. Auf Mittag seind wir auf Fraga kommen. Ein starker kalter Wind hat uns bis in das Wirtshaus begleitet. In diesem Land findet man kein anders Fleisch zu essen, als schöpsens, und dasselbe so theuer, daß Königl und Rephuener wohlfeiler sind.

Bossera, 16. Oktober. — Auf Mittag seind wir auf die Venta Santa Lucia kommen. Man sieht keinen Baum oder angebautes Feld, viel weniger Häuser in diesem Land. Auf die Nacht seind wir auf Vossera kommen, gehört einem Marques.

Saragoza, 17. Oktober. — Wir seind umb halbe 11 à la Puebla kommen, geschwind zu Mittag gessen in der Meinung, heunt weiter als Saragoza zu kommen und voraus geschickt, unsern Paßport zu reconosciren. Es hat aber der arrendador[3]) oder vielmehr seine officiales difficulteten gemacht und gar einen 200 Schritt vor die Stadt geschickt, mit mir zu tractiren, was ich geben wolle überhaupt, mein bagage zu befreien. Ich habe mich aber auf der Königin Brief an den D. Juan de Austria[4]) remitirt und betrohet, daß ich des H. Arrendador Höflichkeit zu Madrid referiren werde. Unangesehen

---

[1]) Eines der berühmtesten Klöster Spaniens, mit einem wundertätigen Marienbilde.

[2]) Erzherzogin Klaudia Felicitas wurde in Graz, wohin der Kaiser entgegen gekommen war, getraut.

[3]) Pachteinnehmer, Pächter des Zollgefälles.

[4]) Don Juan d'Austria, illegitimer Sohn König Philipps IV., Generalvikar Arragoniens.

dessen haben sie die bagage in die Douane geführt. Ein Stund hernach ist der arrendador selbsten kommen und gar höflich vorgebracht, daß diese Douane nit dem König, sondern dem Königreich gehöre. Weilen ich nit gewust und mir auch an unserm Hof niemand zu sagen gewust, wie die Potschafter von dem Don Juan d'Austria, so hier Vi-Rey ist, getractirt werden, habe ich ihme nit besuechen wollen und deswegen das Mittel genommen, gleich durchzureisen. Weilen wir aber hier bleiben muessen, habe ich einen Aufwarter mit einem Cumpliment geschickt und mich entschuldigen lassen, daß ich ihne nit besueche, weilen ich erst diesen Augenblick meine Sachen von der Douane bekommen. Als es finster worden, bin ich in einem grauen Mantel zu Fues in die Kirchen, wo Unser Frau del Pilar [1]) ist, gegangen und ein wenig gebetet.

Moel, 18. Oktober. — Die Gräfin und ich seind umb 6 zu Fues zu Unser Frau gangen. Als wir weg wollen, seind die Trompeter von der Stadt und des Don Juan Lagey, Gutschi und Trompeter kommen, den man was schenken müessen. Wir seind umb 1 Uhr weg, und haben die galera mit der bagage ein Stund vorangehen lassen. Als wir vor die Stadt kommen, haben wir gesehen, daß die guardas, ein Trinkgeld zu haben, sie aufgehalten. Weilen wir aber schon ihren Camaraten in der Stadt gegeben, haben wir sie mit üblen Worten abgefertigt. 2 Meil von der Stadt haben wir das Kloster Santa fè angetroffen, so den Mönchen von San Geronymo gehörig und gar reich und vornehm ist. Moel gehört dem Marques Cumaraza zue.

Maynar, 19. Oktober. — Zu Mittag haben wir zu Carinena, ein königl. Stadt, gessen. Auf die Nacht haben wir 3 Meil bis hieher gehabt, aber wegen des Gebirg und steinigen Weg erst gegen 7 kommen. Im Wirtshaus hat uns wieder das beste Zimmer einer weggenommen, so mit einem Esel gefallen, den Schenkel gebrochen und nit weichen können. Wir seind also sehr schlecht losiert gewest.

Vcè, 20. Oktober. — Wir seind heunt noch alleweil im Gebirg gewesen, doch zimblich gueten Weg gehabt, und umb halbe 10 zu Baroca ankommen. Dieses ist gar ein feine Stadt, ligt umb und umb in Felsen und steinigen Hügeln. Hier haben wir zwar kein Fisch, doch Eir, Kreitl und Obst genueg gefunden. Nachmittag haben wir nur 2 Meil gemacht und umb halbe 5 schon hieher kommen.

Tortuera, 21. Oktober. — Seind wir den Vormittag hier geblieben, Meß gehört, um 10 gessen und umb 12 weggereist. Hier ist das Wirtshaus so schlecht, das wir nit darinnen wohnen künnen. Ein Edlmann namens Don Andres Lopez de Vega hat uns in sein Haus genommen und 2 guete Zimmer eingegeben. Zue Vcè bauet ein gemeiner junger Mensch von 20 Jahren in selben Dorf ein stattliches schönes Haus von lauter gearbeiten Quatterstucken durch und durch,

---

[1]) Virgen de Pilar, die zweite Kathedrale von Zaragoza, mit einer von Pilgern besuchten Kapelle und Säule (pilar), auf welcher die Heilige Jungfrau am 12. Oktober dem heiligen Apostel Jakob erschienen war.

haltet einen Maurmeister mit 40 Arbeitern, denen er täglich 50 R. Thaler Paargeld gibt und hoffet, innerhalb 2 Jahren fertig zu werden. Hat vor 2 Monat angefangen und ist schon über 2 Klafter hoch aus der Erde. Ich habe begehrt die planta auf dem Papier zu sehen, welche er mir selbst gebracht und gezeigt. Wird den Anfang und delineation nach gewiß ein fürstlicher Palast, und ist schad, daß er an einem so oeden Ort stehet. Dieser Mensch nennt sich Pedro Ignatio Huerta und sagen, er habe bei 6000 Thaler Einkommen. Weilen wir heint schon in Castillen, haben wir uns auf den Abend des Privilegio gebraucht, welches erlaubet, daß man an Sambstag grosuras[1]) und pepitorias[2]), so die vordere Theil des Schöpsens, und Füßel, Nagl, Leberl und Flügel, Painl von Hienel seind, isset. Hat uns gleichwohl besser als die bloßen Eir geschmecket.

Maranchon, 22. Oktober. — Haben wider Verhoffen unsere 4 Meil auf Anchuela in 4 Stunden verrichtet, und weilen da kein Gelegenheit in Wirtshaus war, hat uns ein labrador[3]) in sein Haus genommen. Auf die Nacht haben wir die übrigen 3 Meil in vierthalb Stunden gemacht und ein sehr schlechtes Ort angetroffen.

Algora, 23. Oktober. — Wir seind an 4 Meilen bis nacher Alcorea gereist, und wie alzeit in ein sehr schlechtes Wirtshaus kommen, daher desto geschwinder weggereist, doch erst in der Nacht her kommen.

Toriso, 24. Oktober. — Auf Mittagmal haben wir 4 Meil bis nacher Gaconejos gehabt, alwo uns der Pfarrer in das Haus genommen. Dieses Ort gehört der Condessa de Oropesa Wittib zue und ist ein Erbtochter des Conde de Alcaudete. Nahet bei dem Ort, wo wir das Mittagmal eingenommen, hat mich ein Pott angetroffen, so mir von Madrid geschickt war, mit Bericht, daß J. M. die Königin gar gefährlich erkrankt sei und man vermuthe, sie werde ein Testament machen. Auf die Nacht haben wir 3 Meil nacher Toriso gehabt.

Alcala, 25. Oktober. — Weilen kein Zeit zu verliehren, habe ich mich auf ein mula gesetzt, in der Meinung, allein diesen Abend noch Madrid zu erreichen. Bin durch Carazena, durch Guadalajara und auf Alcala kommen. Alda haben mich mein Secretari und des Grafen von Pötting Stallmeister angetroffen und berichtet, daß J. M. die Königin aus aller Gefahr seind. Daher habe ich auch mein Meinung geändert und hier geblieben. Die Gräfin von Pötting und er haben in Willens morgen meiner Gemahlin und mir entgegen zu fahren, ich habe sie aber gebeten, ihnen kein Ungelegenheit zu machen, auf daß auch wir desto mehrers incognito und in der Still zu Madrid bleiben künnen. Habe doch mit dem Stallmeister alles so apuntirt, daß er morgen mit seines Herren Wagen kommen solle und

[1]) Köpfe, Füße und Eingeweide des Schlachtviehes.
[2]) Ragout von Geflügeleingeweiden.
[3]) Bauer.

wir mit vorgezogenen Fürhangel einfahren können. Der P. Joseph Carmeliter ist uns auch entgegen kommen, aber neben seinem hohen Alter von etlich und achtzig Jahren so elend, daß er an Händen ganz contract und wenig höret.

Madrid, 26. Oktober. — Bis die Gräfin sich angelegt hat und alles fertig gewest, bin ich mit meinem Beichtvater zu dem heiligen Diego gangen und etwas zu seinen Ehren in sein Kapellen gebetet. Wir seind mit den Senften bis auf Alameda gangen, alda haben wir des Grafen Pötting Stallmeister und Wagen angetroffen, in welchen wir uns gesetzt und zimlich stark herein gefahren. Seind gleich abgestiegen in dem Haus, so mein Secretari in Assistenz und Rat des Grafen von Pöting genommen und mobiliren lassen, so zimblich guet ist, doch nit wie dasjenige, wo alle kais. Potschafter gewohnt haben. Dieses hat der Graf Pötting in Bestand und will erst in 6 Monaten abreisen. Er ist noch vor dem Essen selbst zu mir kommen und große Erzeigung und expressionen gethan. Nachmittag ist auch sie zu meiner Gemahlin kommen.

Madrid, 27. Oktober. — Den Vormittag habe ich mit Unterschiedlichen redend zuegebracht. Auf den Abend bin ich incognito zu dem Grafen von Pötting gefahren und über 2 Stund mich bei ihme aufgehalten.

Madrid, 28. Oktober. — Die Gewohnheit des frühe Aufstehen, Bellen der Hund und Beißen der Gelsen lassen mich nit schlafen. Den Morgen habe ich zugebracht mit Anordnung eines und andern in Haus. Zu Mittag haben wir allein mit unsern Kindern gessen, auf den Abend habe ich vermeint, die Frau Gräfin von Pötling zu visitiren, so ist sie aber zu Hof gewest, als bin ich den ganzen Tag zu Hause geblieben. Unser Koch hat uns heunt sowohl mit denen grossuras und pepitorias tractirt, daß wir nie gemerkt, daß heunt Samstag ist. Das Essen finden wir alle hier sehr guet, aber das Trinken nit also, denn der hiesige Wein wenigen schmeckt.

Madrid, 29. Oktober. — Wegen des gestrigen Fest haben wir im Haus Meß zu hören, zu H. Nuncio Marescotti[1]) umb Verlaubnuß geschickt, welcher uns gar auf mehrer Messen gegeben, allein erindert, daß wir auch den Cardinal de Arragon als Erzbischof von Toledo[2]), weil es in seiner Dioces ist, begrüßen sollen. Haben heunt nur ein Meß gehört und seind darnach zu Grafen von Pötting zum Essen, der uns gestert einladen lassen. Hat uns sehr wol tractirt. Nach dem seind beede Frauen und wir beede bis nach 8 in der conversacion gesessen.

Madrid, 30. Oktober. — Die Gräfin hat sich heindt schon auf spanisch angelegt und auf den Abend incognito bei der Königin[3])

---

[1]) Galeazzo Marescotti, Erzbischof von Korinth, seit 1675 Kardinal.

[2]) Don Pascual de Arragon (geboren 1625), Sohn des Herzogs von Segorbe und Cardona, seit 1660 Kardinal und seit 1665 Erzbischof von Toledo († 1677).

[3]) Maria Anna, Schwester Kaiser Leopolds I., geboren 1634, seit 1649 Gemahlin König Philipps IV., seit 1664 Witwe.

gewest. J. M. haben sie gar gern gesehen, und ihr große Gnaden expressiones gezeigt. Bei mir ist der Conde de Charny (ein bâtard des verstorbenen Herzog von Orleans, so aber von dem König aus Frankreich nit will darvor erkennet werden) gewesen.

Madrid, 31. Oktober. — Ich habe mich heunt auch auf spanisch angelegt und zimblich beängstiget darinnen befunden.

Madrid, 1. November. — Ist der Don Christoval de Crazenbach[1]) zu mir kommen und ein guete Weil geblieben. Die Gräfin ist heunt wieder nach Hof zu der Königin, bei mir ist der pabstliche Nuntius Monsignor Marescotti gewest. Wir haben einander in Polen gekannt, alwo er nuntius war, als ich dem König den Tuson gegeben.[2])

Madrid, 2. November. — Nach dem Essen ist der Cavr. Castiglione zu mir kommen, mich zu besuechen, in gleichem der alte Prince de Barbançon und der Graf von Pötting. Jetzt werde ich schon alle visiten annehmen müssen, denn diese Cavaglieri [sind] so höflich, daß sie nit warten wollen, bis ich in Publico erscheinen werde.

Madrid, 3. November. — Heunt hat mich nachmittag der Maltesische Potschafter besuecht, deme wir Potschafter nur V. S. Illma geben. Ist ein alter gar feiner Herr, Don Martin de Villa Alba genannt, ein Spaniger, redet aber gar wol welsch und dahier gar wohl gesehen. J. M. die Königin fangen schon an, nachmittag etwas aufzustehen, seind aber noch sehr schwach.

Madrid, 4. November. — Heunt begehet man hier des Königs Namenstag mit einer halben Gala, das ist nur ein Kleinod auf die Ordenskleidung.

Madrid, 5. November. — Weilen J. M. die Königin und König unsere Kinder zu sehen begehrt haben, hat mein Gemahlin die zwei ältern mit sich genommen, so beede Kön. Mt. gar wohl gefallen und ihnen gleich die Gnad gethan, sie zu Meninos[3]) anzunehmen. Der König hat dem Carl einen Degen mit Diamant in Gold gefaßt und geschmelzt geschenkt, dem Franz Antoni ein Stizl gleichmäßig mit Diamant in geschmelzten Gold gefaßt. Die Königin dem Älteren ein Gschir von Rinoceros in guldene filigrana gearbeiten Taz, dem Jüngern ein Schreibtruechel mit allem Zuegehör. Ich bin nachmittag mit dem Conte de Charny spazieren gefahren, alwo wir einen großen Theil des Adels angetroffen, so dem schönen Wetter zu gefallen in das Feld fahren, Luft zu nehmen.

Madrid, 6. November. — Heunt ist des Königs Geburtstag und tritt in das dreizehnte Jahr ein, dahero ein große Gala gewesen und viel Cavaglieri neue Livrée anlegen lassen. Zu Hof ist ein Comedi gehalten worden, aber so gar in der Still und geheim, daß man gar die Meninos nit darzue gelassen.

---

[1]) Kaiserlicher Agent bei dem Madrider Hof.

[2]) Im Jahre 1669 überbrachte er dem König Michael von Polen die Abzeichen des goldenen Vließordens.

[3]) Edelknaben.

Weilen der französische Pottschafter vernommen, daß der Krieg in Frankreich wider Spanien publicirt worden und der Conde Molina[1]) schon von selben Hof abgereist, hat er auch hier sein Abschied begehrt, der ihme auch bewilliget worden. Unterdessen hat man auch hier den Krieg mit etlichen armseeligen französischen Kaufleuten angefangen und ihre Waaren weggenommen, theils aber haben sich unter des Nuntii, französischen und engeländischen Potschafters barrios[2]) reterirt und darmit salvirt.

Madrid, 7. November. — Den heutigen Tag habe ich mit Vorschreiben auf die Post zuegebracht.

Madrid, 8. November. — Die Gräfin ist wieder zu Hof gewest und erst gegen 11 Uhr heim kommen.

Madrid, 9. November. — Vormittag ist der P. Passarelli, ein Barnabiter, des Cardenale von Hessen agent, bei mir gewest und im Namen seines Principals empfangen.

Madrid, 10. November. — Weilen ich gestert des franz. Potschafters mobilien nit sehen künnen, bin ich heunt hin und was mir gefallen und vonnöthen ist, genommen, allein brauchte noch viel, bis er völlig abreist, und dies wird nit ehe sein, bis nit die Königin im Stand, daß sie ihme Audienz geben kann.

Madrid, 11. November. — Hier feiert man nit den h. Martini, und ißt auch kein Gans, wie in Teutschland. Wir haben mit grossuras verlieb nehmen müssen, und weilen die Gräfin jezt alle Sambstag zu beichten pfleget, unsern Beichtvater bei dem Essen behalten. Auf den Abend habe ich den H. Nuntio besuechet.

Madrid, 12. November. — Ich habe heunt fruhe den Grafen von Pötting besuechen wollen, so hat er sich aber entschuldiget, daß er bei dem französischen Potschafter Urlaub nehmen werde, und hat mich darvor selbsten nachmittag besuecht. Es ist auch ein Pater Dominicaner zu mir kommen, welcher mir des Duque de Simay aus Niderland negocien recommendirt und vermeinet hat, ich werde schon von Wien aus befehlicht sein worden, solche zu portiren, welche zweifelsohne nechste Post kommen werden.

Der hiesige Adel hat zu einer Freuderzeigung J. M. der Königin glücklichen Genesung heunt ein Masquera gehalten und paresa[3]) gerennt, welches in diesem bestehet, daß jeder Cavaglier mit 2 Laggeien, so in Leinwat oder schlechte Zeug mit Dok bekleidet und ein Windlicht in der Hand, einziehen, die Cavaglieri haben ihre schwarze Kleider, den Mantel roth gefüetert, große rottaffete Ermel und ein Windlicht in der Hand, die Roß mit Pantl und Dok so sehr behänket, daß man kein Kopf noch Hals sehen kann. Also ziehen sie 2 und 2 auf, voran die Padrinos[4]), welche waren die Marquesen de Aquilar

[1]) Antonio Francisco Mesia de Tobar y Paz, conde Molina, Gesandter in London und 1672—1673 in Paris.

[2]) Stadtviertel.

[3]) Spreizbäume, Barriere.

[4]) Paten.

und Guevarra, darnach der Corregidor[1]) mit dem ältesten Regidor[2]), denen folgten 6 Regidores von der Villa und die übrigen Cavaglieri, alle paarweis. Also seind sie mit Paucken und Trompeten auf den Platz kommen, einmal im Schritt durch die aufgemachte barrière eingeritten, und wieder auf der andern Seiten der barrière zurückkommen. Alsdann hat der Corregidor mit Regidor angefangen ein carriere zu rennen, deme also alleweil alle 2 und 2 gefolget und das Fest geendet worden. Die Potschafter seind diesmal nit darzue eingeladen worden. Ich habe den Obersthofmeister bitten lassen, er wolle mir in der Armerie[3]) ein Ort anbefehlen, wo ich incognito zusehen möge, so er auch gethan.

Madrid, 13. November. — Durch die wälsche Post habe ich heunt viel Brief bekommen. Etliche sehr alte von Wien und also wenig neues.

Madrid, 14. November. — Es hat mich heunt frühe des Don Isidro Angulo[4]), der verstorbenen Kaiserin gewester spanischer Secretari Brueder, besuecht, so zu Zeiten der Kaiserin Maria in Teutschland gewest und noch zimblich die Sprach redet. Er hat etlich und zwanzig Jahr in Krieg gedienet und jezt erst Priester worden. Ist Cavaglier von habito de San Jago.

Madrid, 15. November. — Heunt ist zwar ein Feiertag hier, aber nit des heil. Leopoldi, sondern des h. Eugenii, Erzbischofen von Toledo.

Madrid, 16. November. — Bei mir ist gewest der Don Manuel de Castro, des P. Fray Joseph Carmeliters in Teutschland Vetter, der hat mir ein recommendacion-Schreiben von Principe Avellino aus Neapoli gebracht.

Madrid, 17. November. — Heunt frühe ist der verstorbenen Azafate[5]) von Wien Sohn bei mir gewest, ist hier cavallerizo de la Reyna. Hat mir viel Sachen von Teutschland glauben wollen machen, wie er daraus geehrt worden, die ich doch viel besser gewust. Nach dem Essen hat mich auch des verstorbenen Dr. Sancta Cruz,[6]) so Leibmedicus der verstorbenen Kaiserin war, besuecht.

Madrid, 18. November. — Heunt ist der verwibten Kaiserin[7]) Geburtstag, so aber alhier mit keiner gala celebrirt wird. Gegen den Abend ist die teutsche Post kommen, welche uns die Nachricht des Kaiserlichen, den 15. Oktober glücklich vollbrachten Beilagers gebracht. Herr Graf von Pötting und ich haben gleich luminarios[8]) vor unser

---

[1]) Stadtrichter. [2]) Sadtrat.

[3]) Rüstkammer, Zeughaus.

[4]) Isidro Angulo y Velasco, Sekretär der Kaiserin Margaretha Maria Theresia († 12. März 1673).

[5]) Eine Edelfrau, die mit der Obersthofmeisterin die Königin weckt, ihr die Kleider und den Schmuck bringt. Hoffriseurin der Kaiserin Margaretha Catilina de Bustos.

[6]) Christoval de Santa Cruz.

[7]) Kaiserin Eleonora, Gemahlin Kaiser Ferdinand III. († 1686.)

[8]) Pechpfannen zum Beleuchten.

Haus ausgesteckt, und er J. M. der Königin darvon parte gegeben, welche auch gleich befohlen, daß man morgen durch die ganze Stadt luminarios stelle. H. Oberstkämmerer hat mir geschrieben, daß J. M. dem Graf Ferrari die Gnad gethan und zu ihrem wirkl. geheimen Rat erklärt, mir aber vor seiner die Stell vorbehalten. Und obwollen J. Kais. M. diese mir gethane Gnad nit publicirt, so laufe mir doch die ancianitet in dem geheimen Rat.

Madrid, 19. November. — Heunt frühe hat man durch einen gewöhnlichen pregon ausrufen lassen, daß J. M. der Kaiser sein Beilager den 15. Oktober glücklich vollbracht, und anbefohlen, daß man zu Freudenzeichen Lichter in allen Häusern ausstelle. Die Potschafter, Cavaglieri und damas haben der Königlichen Herrschaft die norabuena[1]) gegeben und selbe gleich zu empfangen, haben sich J. M. die Königin zum erstenmal wieder öffentlich sehen lassen, und ihre schwere tocas angelegt.

Madrid, 20. November. — Weilen J. M. die Königin wiederumb auf und Audienz gibt, als habe mich auch umb ein geheime angemeldt,[2]) doch zuvor und auch darnach die Stund ihme wissen lassen, welche auf Morgen abends um 7 Uhr von Ihnen mir gegeben worden. Er hat sich bedankt und verlangt, ich solte mich durch seinen Wagen und Laggeien nacher Hof bedienen lassen, welches ich auch angenommen. Nachmittag ist der P. Rector aus dem Collegio Imperial bei mir gewest.

Madrid, 21. November. — Heunt frühe ist der D. Domingo Tamisa bei mir gewest und mich von der renta, so der Kaiser hier hat, wegen des verstorbenen Erzherzog Leopold Wilhelm[3]) hinterlassenen creditoren informieren wollen; weilen ich aber die Potschaft noch nit angetreten, habe ich ihme nit anhören wollen. Auf den Abend bin ich zu der Secretaudienz, und anfangs J. M. dem König und alsdann der Königin, welche bei einander gestanden, mein Cumpliment abgelegt, und J. M. der Königin die eigenhändige credenzialien übergeben. Sie haben mich aufsetzen heißen und in den Thurn, wie man es nennt, die Audienz gegeben. In Herausgehen habe ich die Sra Donna Francesca Manriquez gegrüßt. Die luminarios bei Hof seind auf dem ganzen Platz, ein Reihe Pechpfannen und ein andere unter denen Fenstern, in selben aber zwei Windlichter durch und durch gestellt gewest. Auf dem Platz haben alleweil die chirimias[4]) und Trompeten einander abwechselnd geblasen. Und das pflegt man allemal zue thuen.

Madrid, 22. November. — Ich habe heunt den ganzen Tag mit Schreiben zuegebracht, weilen die Post in Teutschland gehet.

Madrid, 23. November. — Heunt frühe hat mich der P. Praeposito aus dem Profeßhaus der Societet besuecht, auch ein königlicher

---

[1]) Glückwunsch, enhorabuena.

[2]) Wahrscheinlich bei dem königl. Obersthofmeister.

[3]) Erzherzog Leopold Wilhelm (1614—1662), Statthalter der spanischen Niederlande.

[4]) Flügelhorn.

Ingenieur D. Andres de Avila genannt, welcher mir 2 Buechel praesentirt, so er gemacht hat. Auf den Abend ist der Don Christoval de Crazenbach zu mir kommen. Die Gräfin ist zu Hof gewest.

Madrid, 24. November. — Umb Mittag bin ich aufgestanden und mich angelegt, den übrigen Theil des Tags zu Haus zuegebracht.

Madrid, 25. November. — Heunt frühe ist ein Irrlandischer Oberst D. Roberto Ubrin zu mir kommen und proponirt, daß er unterfangen wollet bei jetzigen Kriegsläufen eine rebellion in Irrland wider den König in Engeland aufzuwecken, wann man ihme nur von hier aus an die Hand gehen wolte. Ich habe ihne auf hiesige ministros gewisen. Er hat aber darmit nit genueg haben wollen. Seiner los zu werden, habe ich ihme gesagt, wieder zu kommen, wann ich öffentlich sein werde, denn ich sehe jetzt Niemand.

Madrid, 26. November. — Das schöne Wetter hat gemacht, daß ich heunt mit dem Conde de Charny in das Feld spaziren gefahren. Mein Gemahlin hat heunt unsere Tochter, die Josepha, nacher Hof geführt, deren J. M. die Königin die Gnad getan und sie zu einer Menina[1]) und Hofdame angenommen, ihr auch ein vierecketes Uhrl mit Diamanten geschenkt.

Madrid, 27. November. — Ich habe heunt frühe eingenommen und hab die Medicin nach des Billotte[2]) mitgegebenen Recept machen lassen.

— 28. November. — Vormittag ist der P. Provincial von Jesuitern mich zu besuechen kommen. Ich habe auf den Abend den Florentinischen Residenten besuecht und bis gegen 9 Uhr bei ihme geblieben.

— 29. November. — Weilen ich gewust, daß mein Gemahlin ohnedies spät von Hof kommen werde, sie hat J. M. der Königin das Contrefait der klein Erzherzogin[3]) und das Presendt von der verwibten Kaiserin hineingebracht, welches alles gar angenehm gewest.

— 30. November. — Die Presendt, so der Kaiser dem König und der Königin schicket, habe ich heunt zurichten lassen, und gehet nichts ab, als die Uhr, so verdorben worden, aber des P. Soutermans Frater wieder zuerichten wird. Alles bestehet in einem Harnisch von Silber verguldt, mit Cranaten, böhmischen Diamanten und Türkes versetzt und geschmelzt, einem gleichförmigen Tisch mit seinen Fues, 2 dergleichen neue Krueg und ein Uhr von solcher Arbeit, alles gleich.

Madrid, 1. December. — Ich habe heindt frühe des verstorbenen D. Franceso Pan y Agua almoneda[4]) sehen wollen, hat mir aber nichts wohlfeils noch hübsch gedunket, dahero ich nichts gekauft. Auf den Abend ist der Don Christoval zu mir kommen, haben ein Weil mit einander geschwätzt.

— 2. December. — Heunt haben wir wieder Brief aus Teutschland gehabt, so aber fast nichts neues gebracht.

---

[1]) Hoffräulein.

[2]) Ein Hofarzt in Wien.

[3]) Wahrscheinlich der Erzherzogin Maria Antonia, Tochter der Kaiserin Margaretha.

[4]) Öffentliche Feilbietung.

— 3. December. — Wegen des Fest des h. Francisci Xaverii habe ich heunt vermeint, in das Collegio zu gehen und in einer Tribuna der devotion beizuwohnen. Auf den Abend hat mich H. Nuntio besuecht und wegen meiner Indisposition mir gerathen, den Dr. Chaveri neben dem Dr. Aleman zu brauchen. Mein Gemahlin hat heunt die Josepha und den Luis nacher Hof geführt. Sie hat der Königin die Hand geküßt, daß sie vor ein Menina angenommen worden und hat ihr der König zwei Ringl mit Türkes und Diamant geschenkt, dem Luis ein silbernes Wagele mit Uhrwerk, so allein gehet, die Königin ein ebenholzenes Apodekl mit silberen Flaschl und Zuegehör.

— 4. December. — Auf den Abend hat mich Graf von Poetting besuecht und seind wir gegen drei Stund über die ankommendte Zeitungen discurirend bei einander gesessen.

— 5. December. — Ich habe heunt diejenigen Present, so J. M. der Kaiser mir aufgegeben, nacher Hof geschickt, so gar wohl gefallen, und die Königin alles in das Zimmer des Thurn stellen lassen.

— 6. December. — Mein Gemahlin ist gestert zu Hof gewest und die Austheilung der Nicolas zugesehen. Sagt, daß es in Teutschland viel höher und gnediger gegeben werden als hier.

— 7. December. — Bin zu dem Thor Santa Barbara hinaus und durch den Prado nuevo wieder heraufgefahren. Habe meinen Carl mit gehabt. Ich habe vermeint, den Florentinischen Residenten zu besuechen, so ist er aber nit zue Haus gewesen.

— 8. December. — Die Mayordomos de Nuestra Señora de Gracia haben mich zu der heutigen Predig und Ambt eingeladen. Bin umb 11 Uhr hin, und hat ein Pater von der Merced gar wohl gepredigt und ein zimblich guete Music gewest. Zu Mittag hat der P. Souterman mit uns gessen.

— 9. December. — Bin den ganzen Tag im Bett liegen blieben. Auf den Abend hat mich der Doctor besuecht; habe mit ihme über drei Stunden von allerlei mathematischen experienten discurirt und gewisse dergleichen Curiositeten gezeigt, so man mir von Paris samt dergleichen Bücher geschickt.

— 10. December. — Vormittag ist der D. Thobias Koch,[1]) des Grafen von Pötting Secretari, zu mir kommen, und die Schriften der Embajada[2]) gebracht, ingleichen in seines Herrn Namen gesagt, daß wann ich ihme in Einritt die rechte Hand als noch Pottschafter lassen, wolte er mich nacher Hof begleiten, dann also pflegen es die Venediger zu thuen, die Nuntii aber nit, dann weilen sie in einem Haus beisammen bleiben, seie der ankommende Gast und nehme die Oberhand. Ich habe ihm geantwort, daß wir nit die Venediger, als die weniger als wir, sondern der Nuntii als mehreren Brauch nachfolgen solten, weilen aber kein Exempel hier, daß zwen Potschafter mit einander eingeritten wären, als vermeinte ich, daß wir eines machen,

[1]) Sekretär und Administrator der Dotalgefälle.
[2]) Gesandtschaft.

sondern also halten sollen, daß wir dahier nit materi zu reden geben und was wir thuen, daraus verantworten künnen.

— 11. December. — Nachmittag hat mich der Marques de Montejar[1]) besuecht, verlangt geheimer Rat zu werden und gibt vor, der König habe ihms mündlich versprochen, als er mit dem Don Luis de Haro von denen Pireneischen Friedens-tractaten zurück kommen.

— 12. December. — Nachmittag ist der D. Phelipe de Aguirre, des Marques de los Balbazes[2]) Agent, bei mir gewest und einen Brief von dem Marques überantwort, in welchem er mich bittet, daß ich ihme verhilflich sein wolle, die geheime Ratsstelle bei der Königin zu erlangen. Auf den Abend ist der D.—,[3]) Theorbist,[4]) so mit dem Marques de Florencia von Mailand kommen, hat ein Weil auf dem Archilinto[5]) geschlagen.

— 13. December. — Nach der Messen ist die Gräfin zu der von Pötting und nacher Hof, ich bin auf den Abend auch zu dem Grafen von Pötting und erst umb 9 Uhr heim kommen.

— 14. December. — Vormittag ist der Don Antonio de la Cerda zu mir kommen, und mich besuecht. Er ist gentilhombre de la bocca del Rey, und hat ein geweste Hofdama D— zum Weib. Nachmittag habe ich den Maltesischen Potschafter Don Martin de (Villa Alba) besuecht und sein Visita incognito restituirt. Habe von dort aus zu dem Cav. Castiglione, Florentinischen Residenten, gehen wollen, ihne aber nit zu Haus gefunden.

— 15. December. — Nachmitag hat der florentinische Resident zu mir kommen wollen, weilen er aber vernommen, daß ich den Graf von Pötting erwarte, hat er sich entschuldigt. Dieser ist gegen den Abend kommen, und ein paar Stund da geblieben.

— 16. December. — Des Marques de Pouar[6]) Gemahlin hat zu mir geschickt und verlangt, zu wissen, ob ich nichts neues von ihrem Herren wisse, deren ich zu wissen gethan, daß er nit allein wol ankommen, sondern in Willens gehabt, zu End des vergangenen Monat neben seinem Sohn wieder abzuraisen. Heint habe ich dem D. Ferdinando de Valenzuela[7]) geschrieben und ihm erinnert, daß ich die secreta entrada in des Königs Wagen excusiren wolte, dann weilen ich mich meiner gehabten Unpäßlichkeit halber nit gern so viel in Luft wolte begeben, auf daß ich nit etwan wieder erkrankte, als vermeinte ich es zu unterlassen. In gleichen habe ich ihme erindert, daß ich nun mehr

[1]) Diego Antonio de Croy, Marques de Mondejar, voraussichtlicher Gesandter in Wien.

[2]) Gesandter in Wien.

[3]) Lücke.

[4]) Theorbe. Ein Saiteninstrument.

[5]) Eine Art Flöte.

[6]) Pedro Antonio de Aragon, Marques de Povar, Vizekönig in Neapel. Er wurde damals nach Wien gesendet, um die Gratulation der Königin zu übermitteln.

[7]) Günstling der Königin Maria Anna.

fertig wäre, mein erste öffentliche intrada[1]) und Audienz zu haben, bittete ihne also, er wolle innen werden, was vor ein Tag und Stund Sie dazue benennen wollen. Auf welches er geantwort, daß er Ihnen's vortragen wolle.

— 17. December. — Nachmittag ist der Duque de Alba[2]) zu mir kommen und gleich nach dem ersten Compliment über hiesige governo geschimpft und über den Graf von Pötting. Ist einer von denen malcontenten, so auf des D. Juan de Austria Seiten gewest. Nach seiner habe ich ein Weil mit dem Don Christoval de Crazenbach geredet. Ich habe auch den H. Nunzio incognito besuecht und ein paar Stund bei ihme geblieben.

— 18. Dezember. — Heunt frühe hat mich der Cav. Castiglione und Conde de Charny visitirt, so mir den ganzen Morgen benommen und Meß zu hören verhindert haben. D. Ferd. de Valenzuela hat mich durch ein Zetl erindert, daß J. K. M. den 20. dits, als Mitwoch 12 Uhr, zu meinem öffentlichen Einritt und erster Audienz benennen. Ich habe gleich zu allen hiesigen Ministren de Junta[3]) und geheimen geschickt und ihnen meine Ankunft wissen lassen, die Potschafter empfangen und zu selber function einladen, die Residenten aber allein einladen lassen, die alsdann zu der Cavalcada ihre Edlleute schicken. Umb 2 Uhr ist der D. Ferdinando de Sotto, gentilhombre de la bocca del Rey, von dem Duque de l'Infantado[4]) zu mir geschickt worden mit Erinderung, daß J. Kön. M. ihme des conductors-Stell zu vertreten anbefohlen hätten, erkundigt sich also, wie viel Pferde ich zum Einritt vonnöthen und was etwan zu erindern hätte. Auf welches ich ihme geantwortet, daß er 15 Pferd vor meine Edlleut und eines vor mich bringen lassen wolle. Auf den Abend bin ich zu einer heimlichen Audienz bei Ihr Mt. der Königin gewest und Ihnen die Materi *der Einrichtung des kön. Hauses*[5]) dem kais. Befehl gemäß vorgebracht, und weilen ich von *Pötting* vernommen, daß hiesige ministri sehr an mich setzen werden, zu wissen, ob der *Kaiser* sie der *Königin* recommendieren wollen, als bitte ich mich zu informieren, was zu antworten seie. Auf welches Sie gesagt, *ich solte in generalibus bleiben, bis Sie weiters mit mir daraus reden werden.* Ich habe Ihnen auch auf kais. Befehl des Marques de los Balbaces, kön. Potschafters an kais. Hof, pretension der geheimen Ratstell recommendiert. Ich habe mit dieser Gelegenheit J. Mt. die Königin befragt, wie Sie es zu halten befehlen wegen meiner Gemahlin erster Audienz und der Camerera Major, in deme diese die Oberhand zu haben vermeinet, dieses

---

[1]) Zutritt.

[2]) Antonio Alvarez de Toledo, Herzog Alba de Tormes. S. Pribram, Privatbriefe Kaiser Leopold I. II, S. 15.

[3]) Der Rat, Ausschuß.

[4]) Herzog von Infantado, Herzog von Pastrana, seit 1670 Obersthofmeister der Königin († 1675).

[5]) Der kursivgedruckte Absatz ist chiffriert.

aber zu verhueten sie sich krank zu stellen und zu absentieren pflegen. J. Mt. haben mich deshalben auf der D. Pedro Fernandez del Campo[1]) gewisen, ich solte mit ihme es abreden, und haben Sie anfangs gleich gesagt, die Camerera Mayor[2]) mueßte sich absentieren, allein hat der Graf von Poetting ein negocio daraus machen wollen und der Königin zu verstehen geben, der verstorbene König hätte es seiner Gemahlin zu einer absonderlichen Gnad getan, der Camerera befohlen, sie solle sich krank fingieren, die Potschafterin aber gleich von der Königin zu Ihr gehen und sie besuchen.[3]) Dieses solle er aber nit allein nit offenbaren, sondern versprechen, daß er es auch seinen Successoren schriftlich nicht hinterlassen will, auf daß es vor kein Exempl künne allegirt werden, dann der Königin in Spanien Camereras weicheten keinem Menschen die Oberhand. Weilen ich aber Befehl, mich in diesem meinen Vorfahren gleich zu verhalten, als habe J. M. gebeten, meiner Gemahlin auf eben solche Weis die Gnad zu thuen.

19. Dezember. — Heunt frühe hat mich der Marchese de Florencia, des verstorbenen Marq. de la Fuente Eiden, besuecht. Ist ein Mailänder und hier Regente en el Consejo de Italia. Der Cardinal de Toledo, H. Nunzio und alle anwesenden Potschafter haben mich durch ihre gentiles hombres empfangen lassen, welches auch die meisten von diesen hiesigen Ministris gethan. Der Conde de Mendelin[4]) hat heunt mit des verstorbenen Marques de Caracena[5]) hinterlassenen Wittib Hochzeit gehabt.

20. Dezember. — Umb 10 Uhr ist der D. Ferdinando de Sotto, als der des Conductorsstell vertreten, kommen, mit diesem bin ich unterdessen auf und ab im Zimmer gangen, weilen aller deren Herren als Cardinal de Toledo, Nuncio, alle Potschafter und Residenten Diener kommen und sich bei mir angemeldet, welche man nit sitzen lassen. Diese alle hat man derweil in die unteren Zimmer geführt und sie unterdessen mit einem Glasl Wein erfrischet. Umb halb 12 ist der Conde de Lenzes, Mayor domo de semana de la Reyna, sambt dem Conde de Per, ältesten Truchses und des Königshaus, und die gentiles hombres de la bocca kommen. Diese habe ich an der Stiege empfangen und die zwei in meine Zimmer geführt, die Hand, señor und zu sitzen gegeben, den D. Ferdo de Sotto aber nur V. M.[6]) und die linke Hand. Bald darauf haben wir uns zu Pferd gesetzt und sein erst der Residenten als Fiorenza, Mantua und Modena, dann Potschafter, als Lucca, Malta, Holland, Dennemark, Engeland und

---

1) Pedro Fernandez del Campo y Angulo, Sekretär del despacho universel.

2) Gräfin Baldecesa.

3) Schon die Gemahlin Pöttings, Marie Sophie geb. von Dietrichstein, hatte einen Praezedensstreit mit der Oberstkämmererin der Königin. Pribram, l. c. II. 304.

4) Petro Portocarrero, Fernandez de Cordoba, Graf von Medelin, Obersthofmeister König Philipps IV. und Oberstkämmerer bei Königin Regentin Maria Anna.

5) Luis de Benavides, Carillo y Toledo, Marques de Fromista y de Caracena.

6) Vuestra Merced.

des Grafen von Pötting, H. Nuncii und H. Card. de Aragon oder Toledo Leut geritten, auf die die Königlichen Truchses gefolgt, und dann ich, auf meiner Seiten obgemeldter Hofmeister. Vor meinem Pferd seind 18 meiner Laggai, neben den Pferd aber meine 10 Pages gangen. Uns ist der königl. Wagen gefolgt, alsdann mein Leibwagen, des H. Cardinal, Nuntii und übrige der Ordnung nach. Wir sein von Haus aus über die plaçuela de çebada[1]), calle[2]) de Toledo, plaça mayor, calle Mayor, nuestra Señora de Almudena und über den ganzen Purgplatz also eingeritten. An dem Palast ist ein Compagnia von dem Leibregiment in Gewehr und der Obrist-Wachtmeister von selbsten zu Pferd gestanden, so alleweil das Gespiel gerührt, so lang ich über bis in das Thor geritten.

Bei der Stiege hat mich der Teutschen guardi Leutenant empfangen und mich hierauf begleitet und seind 2 von selber Wacht gleich vor seiner und er vor meiner gangen. Oben auf der Stiege hat mich wieder der Hartschier-guardia Leutenant gleichfals empfangen und begleitet. Als wir in die Zimmer kommen, hat man mich gleich vor den König in sein quarto geführt. Er stünde in der Mitte unter einem Baldachin, auf seiner rechten Seiten obenan die Aya Marquesa de los Veles, auf der linken gleichfalls der Duque del Infantado, und auf selber Seiten 6 oder 7 grandes nacheinander. Als ich die erste Reverentz neben dem Hofmeister gemacht, hat der König den Huet abgezogen. Als ich nachet bei ihne gewest, hat er mich heißen aufsetzen, sagend: cubrios.[3]) Ich habe ihne alsdann auf spanisch angeredt. Auf dieses hat der König etwas geantwort, so ich aber nit verstehen künnen, weilen er gar heimlich geredet. Ich habe meine drei reverenzen gemacht und zu der dritten der König wieder den Huet abgezogen. In der Ante Camera haben wir warten mueßen, bis die grandes alle zu der Königin gegangen. Diese haben mich alle gegrüßt, obwohlen ich über vier von ihnen nit gekennt. Von dannen hat man mich in der Königin quarto geführt und stunden J. M. in der Galeria der Contrefait an einem Eck des Fensters beinand. Ich habe neben dem Hofmeister wieder die 3 Reverenzen gemacht und als näheter kommen, die Königin auf spanisch gesagt, cubrios, auf welches ich aufgesetzt und sie auf teutsch angeredt fast eben des Inhalts, wie den König auf spanisch. Auf welches mir die Königin wieder auf teutsch geantwort. Nachdeme ich Ihr meine credentialien übergeben gehabt, alsdann habe ich ein reverenz gemacht und hat mich der Hofmeister zu der Camerera Mayor condesa de Baldecesa geführt, welche vor Schritt abwärts an der Mauer von der Königin stunde. Deren habe ich kein cumpliment gemacht, weilen mich der Hofmeister gar weit von ihr geführet, also allein ein reverentz gemacht. Nach ihr stunden drei

---

[1]) Soviel wie Getreidemarkt.

[2]) Straße.

[3]) Die Kopfbedeckung auffetzen. Das „Cubriren" ist das Recht, vor dem König das Haupt zu bedecken, als Zeichen der Grandeza.

señoras de honor, und nach ihnen die Hofdamas, vor diesen die Meninas, denen ich allen nach der Ordnung reverentz gemacht und alsdann in die Mitte der Galeria gangen und 2 der Königin gemacht. Mit diesem hat mich des Königs äußere Hofstaat und der ausländischen Ministri Diener wieder nach Haus begleitet und haben wir uns in den königlichen Wagen gesetzt und nach Hause gefahren, deme die andern Wagen ihrer Ordnung gemäß gefolget. Im Haus haben sie mich bis in meine Zimmer begleitet, alwo die familias der repraesentirenden Ministren sich beurlaubet. Diese hat man in die unteren Zimmer geführt, und ihnen ein colation von 24 Schüsseln Süßes und kalte Pasteten, wie auch Wein und Wässer gegeben, welches alles in einem Augenblick weggenommen und neben diesem über 6 Tuczet allerlei venedische Gläser weggetragen worden. Der Hofmeister und obgemelte Truchseß haben sich in meinen Zimmern niedergesetzt aber bald gar weggegangen, habe ich sie bis zu der Thür des letzten Zimmer begleitet. Des Königs bufon[1]) oder Lichtbuzer, Alvarado genandt, hat vermeint, bei dem Essen zu bleiben. Ich habe ihm 6 doblen[2]) geben und sagen lassen, daß die Gräfin unangelegt und nit wolauf sei. Mit diesem ist er auch weg gangen. Um 7 Uhr abends ist der Duque del Infantado kommen und mich besuecht. Hat mich zu dem Ensayo[3]) der Comedi, welche man übermorgen zu Hof representiren wird, geladen und gesagt, daß ich neben dem Graf von Pötting ein eignes Ort darzue morgen haben werde. Er hat mir auch gesagt, daß der Graf von Pötting diesen Abend bei der Königin gewesen, nit aber seinen caracter, wie Sie verhoft und er vorgeben, sondern allein den Maneggio[4]) der negocien abgelegt habe. Mein Gemahlin ist heunt abends auch bei gewest zu hören, was Sie von meiner function sagen. Hat gehört, daß Ihnen alles gar wohl gefallen, absonderlich der Wagen und die Livrée, haben allein reparirt, daß ich den Hofmeister, ältesten Truchses und der so des Conductorsstell vertreten, nit zu Gast geladen habe, auf welches aber geantwort worden, daß die Kais. Potschafter keiner zu thuen pflegen. Herr Graf von Pötting hat diesen Abend seinen Secretario zu mir geschickt und congratuliren lassen, daß die function so glücklich vorbei sei, beinebens sich beschwert, daß mein coche de camera seinen einfahren wollen, so bitte er doch, ich wolle informiren lassen, aus wessen Anstiftung dieses geschehen und ihme billige Satisfaction wiederfahren lassen. Auf welches ich geantwort, es seie mir herzlichen leid, daß S. Ex. einigen disgusto gehabt habe, sie können aber wohl denken, daß ich nichts davon wissen künnen.

21. Dezember. — Frühe hat sich Herr Nunzio auf nachmittag, wie auch Graf von Pötting ansagen lassen. Es hat auch der Conde de Penaranda[5]) und condestable de Castilla geschickt, wie ich aber

---

[1]) Buffone, Hanswurst.
[2]) Dublone, ungefähr 11 Kronen.
[3]) Essais, Probe.
[4]) Leitung, Führung.
[5]) Gaspar de Bracamonte y Guzman, conde de Penarada, königlicher Minister.

ihren Edlleuten gesagt, daß ich in die Comedi werde und diese zwei visiten erwarten, haben sie gemeldet, ihre Herren werden ein anders mal kommen. Zu mir ist der von Lucca kommen, so zwar den Caracter als Potschafter hat, aber nit mit Eccellenza von uns Potschaftern de la Capilla getractirt wird. Ich bin in die Comedi nacher Hof gangen und den Obersthofmeister bei der Saalthür gefunden, so Leut hinein gelassen. Ein Mayor domo de semana Don Pedro de Pardo hat mich an unser destinirtes Ort geführt, alwo ich schon den Grafen von Pötting angetrofen. Dieser hat mir die Oberstell angetragen, welche ich auch angenommen. Man hat uns auf des Königs gelosia linke Hand an ein spanische Wand gesetzt, daß wir das Theatrum, aber nit von dem König haben gesehen künnen werden. Die Comedi ist halb gesungen, und halb recitirt gewest, gar guet, und war die Fabel von dem Paris und Emone, mit gar lächerlichen gueten entremeses. J. M. die Königin haben dem Don Inigo de Toledo[1]) die Gnad gethan, daß er das governo zu Oran bedienen und antreten möge, bis die Freille Leonor de Velasco[2]) sich wegen seiner resolvirt.

— 22. December. — Heunt ist J. M. der Königin Geburtstag, und tritt Sie in das 39. Jahr ihres Alter.[3]) Ich habe zwei diamantene Pazl zum Tuson und mein Hutschnur von Rautendiamant zur Gala genommen. Umb halb 12 bin ich nach Hof gefahren, und in des Königs Ante-Camera gangen, alwo ich viel grandes und titulos angetroffen, so ich nit gekennt habe. Etliche seind gleich zu mir gangen, und haben mich gegrüßt, andere mich empfangen und sagen lassen, wer sie seind. Bald hernach ist der nuncio kommen und seind wir beede mit einander introducirt worden, dem König die norabuena zu der Königin Geburtstag zu geben. H. Nuncio hat allein und auf wälsch geredet, im übrigen aber alles gehalten worden, wie bei meiner ersten Audienz. Von dannen hat man uns auch zu der Königin geführt, und hat der Nuntius gleichförmig geredet, und ich neben seiner die Reverenzen gemacht. Nach unser sind alle grandes und andere hineingangen und der Königin die Hände geküßt. Nachmittag habe ich H. Nuncio und dem Grafen von Pötting ihre visitas restituirt. Graf von Pötting hat allein umb 3 Uhr sein Glückwünschung-Audienz bei der Königin gehabt. Seine Bedienten sagen, die Königin habe ihme die Gnad gethan und erlaubet, daß er mit dem Caracter und praerogativen eines Potschafters bis zu seiner Abreis verbleiben möge. Also hat er mir auch heünt leuten lassen und das kaiserliche Wappen auf dem Thor behalten. Ich habe ihme aber gestert die Glocken, wie man allen andern Potschaftern thuet, nit leuten lassen.

— 23. December. — Heunt frühe bin ich in meinem kleinen Wagen und mit 4 Eseln nacher Atocha zu Unser Frau gefahren[4]) und alda

[1]) Inigo de Toledo wurde als Gesandter in Wien in Aussicht gestellt.
[2]) Leonore, Schwester des Juan de Velasco y de la Cueva, Graf Sirvuela.
[3]) Königin Maria Anna wurde am 22. Dezember 1634 geboren, † 1696.
[4]) Die Kirche Atocha mit einem Marienbilde, welches der heil. Evangelist Lukas gemalt haben soll.

Meß gehört. Nachmittag seind der Engeländische und Holländische Potschafter nach einander bei mir gewest. Zwischen ihnen ist der Don Pedro Fernandez del Campo, Marques de Mejorada zu mir kommen, aber nit lang geblieben. Auf den Abend hat mich der Residente de Modena und der von Savoya besuecht.

— 24. December. — Heunt frühe ist der Cavalier Vierda Castiglione, florentinischer Resident, bei mir gewest und die glückseeligen Feiertag gewünscht. Mittag hat mich der Dennemarkische Potschafter besuecht, umb halbe 4 Uhr bin ich nacher Hof, die Aya, Marquesa de los Veles, zu besuechen. Zu mir hat der Conde de Peñeranda kommen wollen. D. Balthasar Molineti, der Grota und Ariazaga seind auf den Abend kommen, mir die Feiertag zu wünschen. Dahero mein Gemahlin ohne das nacher Hof gangen, (habe) ihr gesagt, die Königin zu fragen, wie sich die Sache mit Pötting verhalte, und daß J. M. des Kaisers Meinung nit seie, daß er hier offentlich und also zwei Potschafter residiren sollen. Auf welches Sie geantwort, er habe Ihr gesagt, des Kaisers Befehl seie, daß er mir die negocien übergebe, welches er auch gethan, sobald ich meine erste function verricht habe. Er verhoffe aber, Sie werde ihme erlauben, gleichwohl zu Ihren Füssen zu kommen, als welches Sie geantwort haben, er thue gar recht, daß er des Kaisers Befehl nachkomme, Sie aber werde ihne allzeit gern sehen, wann er zu Ihr kommen werde, und weiter nichts. H. Patriarcha hat mir auf den Abend die Villancicos,[1]) so sie diese Nacht singen werden, getruckter geschickt. Dieses hat mir einen Vorwitz verursacht, daß ich gern die Music auch angehört hätte. Habe mich also umb halbe Zehne auf den Chor, wo sonst die Music zu stehen pfleget, in ein Winkel gestellt und selbe gehört. Nachmittag hat mich der Marques de Mondejar[2]) besucht.

— 25. December. — Bin nach der Messe nacher Hof gefahren, alwo H. Nuntio und ich beeden J. K. Mten. die Feiertag gewünschet. Sie seind jeder in seinem quarto gewest, H. Nunzio allein geredet und alles vorbei gangen wie bei der Norabuena zum Geburtstag. Als wir zu der Ante Camera hinaus gangen, hat in der einen der Marques de Monroy als Mayordomo de semana das Speisen credenzirt, der Türhüeter die Tuer zugesperrt und wir darinnen warten müssen, bis diese Ceremonie vorbei gewesen.

— 26. December. — Vormittag hat mich der P. Augustiner descalço[3]) besuecht und in ihr Kirchen und Kloster, so sie auf dem Prado haben, eingeladen. Nachmittag, weilen Niemand zu mir kommen, habe ich die Gräfin von Pötting besuecht und den übrigen Abend zu Haus zugebracht.

— 27. December. — Umb 3 Uhr haben wir von der wälschen Post die Brief gehabt, und hat der Graf Ferrari der Kaiserin Contrafè in einem diamantenen Kastel aus Befehl J. M. geschickt.

---

[1]) Weihnachtslieder.

[2]) Diego Antonio de Croy y Peralta, marques de Mondejar. Seine Gemahlin Maria de Mendoza.

[3]) Barfüßlerorden.

— 28. December. — Ich bin auf den Abend zu dem Don Pedro Fernandez del Campo, dene ich in der Cavechuela angetroffen, neben Compliment, daß ich ihne wieder besuechen und die visita restituieren wollen, habe ich auch mit ihme wegen der Gräfin Audienz geredt. Wie ich hoffe, J. M. werden die Sach also einrichten lassen, daß die Camerera sich wie alzeit absentirt und mein Gemahlin auf diese Weis zu dero Fueßen kommen möge. Discursweis hat er mir auch zu verstehen geben, daß man gar übel zufrieden ist mit unserer Generalität und absonderlichen dem Grafen Montecuculi,[1] als der von der Kais. Armée weg seie, ohne daß er ein 3 oder vier Tag warten wollen, dieselbe in die Quartier zu legen, daß sie solche über den Rhein genommen und ihre Aliirten in der Gefahr lassen, von denen Feinden attaquirt zu werden. Der Conte de Monterey, Princes d' Oranges und Marquis d' Assentar waren alle disgustirt. Von Graf Montecuculi wußte ich durch sein Schreiben so viel, daß er wegen seiner Unpäßlichkeit halber nacher Wien gehe. Es hat auch Graf Montecuculi ein so höfliche und guete Manier mit jederman zu tractiren, daß ich mir nicht einbilden künne, wie er diese etwan mueß disgustirt und übel contentirt haben. Wie ich von dem D. Pedro Fernandez weggangen, ist gleich die Königin von denen Descalços kommen. Voran ist ein Leibwagen de respetto mit 6 Rossen mit weißen encerrado[2]) und schwarzen Schlingen in der Fünster gangen, nach selbem ist ein anderer Wagen mit 4 Rossen auch in der Fünster, und in selben der Obersthofmeister, Oberststallmeister und Mayor domo de semana gefahren. Nach selben ist der Leibwagen kommen mit sechs Rappen mit weiß gewixter Leinwat überzogen und inwendig schwarz sameter Wagen. Der König sizte obenan auf der rechten Hand, auf seiner linken die Königin, gegen den König über zurück die Aya und anstatt der Camerera ein Señora de honor im Schlag. Sechs Pagen leuchteten neben dem Wagen, hinter selben reiteten drei oder vier zu Pferd, und sagten, es wäre der Aya Leüt, die Hofdamas folgten nach. Es war aber so finster, daß man faßt nichts sahe. Nach 9 Uhr schickte mir D. Pedro Fernandez del Campo ein billite und berichtete mich, daß die Königin ihme befohlen, mich zu erindern, daß Sie es mit meiner Gemahlin wie mit ihren Vorfahrerinnen halten will, und weil die Camerera Mayor ohne das übel auf ist, als solle sie morgen nur kommen.

— 29. December. — Weilen heunt der Gräfin Geburtstag[3]) und sie nun in das 35. Jahr tritt, hat sie heünt gebeicht und ihre Andacht verricht. Nachmittag ist der Conde de Peñaranda bei mir gewest. Die Gräfin hat umb 5 Uhr die Stund zu ihrer öffentlichen Audienz gehabt, zu welcher sie auch mit allen Aufwartern und Pagen gangen.

— 30. December. — Meiner Gemahlin gestrige Audienz ist in diesem bestanden, daß sie der Hofmeister de semana in der Ante-

[1]) Raimund Graf Montecuccoli, kaiserl. General.
[2]) Verschlossen, mit verhängtem Vorhang.
[3]) Geboren im Jahre 1639.

camera empfangen und sie zu der Königin, die in den heraussigen finsteren Zimmer unter dem Baldachin sizend, mit 3 Reverenzen geführt, und hat ihr gleich der Repostero de Camas[1]) die Almohada[2]) gebracht. Also sitzend ist sie ein Weil geblieben und alsdann auf gleiche Weiß sich reterirt und die Camerera in ihrem quarto visitirt. Wie sie heimgangen, hat sie ihr lassen mit vier Windlichtern leuchten, und weilen die page in der Trabantenstuben angezunden, haben es die Guardien confisciren wollen, dahero selbe mit ein doblon müessen gelöst werden.

— 31. December. — Heunt frühe habe ich den Grafen von Poetting besuecht und ihme die despachos[3]) communicirt, so mir aus Teutschland gekommen. Nach selben bin ich zu dem Duque de Alba und erst um halbe 2 in die Meß nach Haus kommen.

---

[1]) Eine Hofwürde, so viel wie der Silberkämmerer.
[2]) Polster.
[3]) Depesche.

Nächtliche Tränen.

Von Ella Graf.

Ein Regenschauer fiel bei Nacht
Zur Erde, leis' und bang;
Kein Sonnenstrahl verklärte sacht
Der Wolke Niedergang.

Viel Tränen fielen in der Nacht
In Qualen, scheu und stumm,
Von keinem Freundesblick bewacht,
Und niemand wußte drum.

Doch süßer quoll am andern Tag
Der Blumen Duft zum Licht,
Ein Lächeln der Entsagung lag
Auf blassem Angesicht.

Der kleine Kredit.

Von E. Schwiedland.

Auch die „kleinen" Leute, deren Einkommen und Vermögen gering ist, machen vom Kredit Gebrauch. Häufig kommen sie aus Not Verpflichtungen nicht nach, bleiben dem Kaufmann die bezogenen Waren, dem Hausherrn die Miete schuldig, nehmen Vorschuß auf ihren Gehalt oder Lohn, verpfänden Habseligkeiten oder entlehnen bares Geld. So begründen sie Schulden zu Zwecken des Verbrauches; der beanspruchte Kredit ist „Verbrauchs"= und häufig (durch keinerlei Pfand gesicherter) bloßer Personalkredit, der demgemäß nur gegen hohes Entgelt gewährt wird; seine „Organisation" bedeutet die Schaffung von Grundlagen zu einer zweckmäßigen und daher wohlfeileren Gestaltung des Kredites der kleinen Leute. Gegenwärtig benutzen sie als Schuldigbleibende den oft wucherischen Kredit von Hausherren, Lebensmittelhändlern, sonstigen Lieferanten von Verbrauchsgütern, Rohstoffen oder Produktionsmitteln; als Leihende wenden sie sich aber an berufsmäßige Wucherer und an Versatzämter.

Hier begegnet der leichtfertige Schuldenmacher dem mit dem Elend kämpfenden Proletarier. In England, wo der größte Reichtum besteht und die Staatspapiere sich zu Zeiten kaum mit zweieinhalb Prozent verzinsen, weil soviel Geld im Lande verfügbar ist, fordern private Pfandleiher 20 und 25 Prozent Zinsen, in Nordamerika 24 bis 36 Prozent. Mögen auch die Kosten dieser Institute für Lagerräume usw. ziemlich hoch sein, immerhin muß der Klient seinen Kredit äußerst teuer bezahlen; und hiezu kommt der Verlust des Pfandes, wenn er das Schuld= und Pfandverhältnis nicht verlängern lassen kann. — Mit Pfandzetteln treiben Andere Geschäfte: borgen darauf und nehmen hiebei bis zu 120 Prozent Zinsen im Jahr. Im Falle der Versteigerung aber werden die verfallenen Pfänder um jeden Preis losgeschlagen; man ersieht daraus die sozialpolitische Bedeutung öffentlicher Versteigerungshallen und gemeinnütziger Pfandleihanstalten. Während in der nordamerikanischen Union sogar eine derartige Anstalt 12 Prozent einhebt, bestehen in Frankreich aus wohltätigen Stiftungen erhaltene Pfandhäuser, die zu eineinhalb Prozent leihen.

Dauernd angestellte Beamte vermögen vom Dienstgeber auch erhebliche Vorschüsse auf ihren erst künftig fälligen Gehalt oder sonst Darlehen gegen Verpfändung ihrer Gehaltsansprüche zu erhalten. In solchen Fällen kann die Hinterlegung einer Lebensversicherungspolizze

gefordert werden, auf Grund deren im Falle ihres Ablebens vor der Tilgung der Schuld der Gläubiger Anspruch auf eine entsprechende Summe erlangt. —

Sofern anderseits kleine Sparer verfügbare Mittel anlegen können, benutzen sie Sparkassen, Vorschußvereine, die Postsparkasse, kaufen Staatspapiere oder Aktien, ferner Lose. —

Anders gestaltet sich der Kredit kleiner Unternehmer.

Der Kredit, dessen der Handwerker, Kleinkaufmann oder Bauer bedarf, ist normalerweise ein Produktivkredit, der zur Führung ihrer Unternehmungen verwendet und aus dem Ertrage dieser wieder getilgt wird. Handwerker bedürfen seiner zur Beschaffung von Roh- und Hilfsstoffen oder von Maschinen, Handwerker wie Kleinhändler zur Fortführung ihres Betriebes, zumal beide unter der Gewohnheit der Käufer leiden, bezogene Waren erst nach geraumer Zeit zu bezahlen, wodurch die Kunden einen den Lieferanten schwer belastenden Kredit beanspruchen. Der Landwirt bedarf mehr und mehr landwirtschaftlicher Maschinen, eines entsprechenden Viehstapels, des Kunstdüngers, der Futtermittel; größere Reparaturen an Bauwerken, die Herstellung von Nebengebäuden, Bewässerungs- und Entwässerungsarbeiten erfordern von Zeit zu Zeit besondere Aufwendungen, und Mißwachs, Viehsterben im Stall oder auf dem Hühnerhof, Hagelschlag oder ein Frühjahrsfrost können ihn überdies um die erwarteten Erträge bringen und seinen Geldbedarf steigern.

Die Bauern erhielten früher aus den Getreideböden Vorräte zur Aussaat. Gegenwärtig dienen ihren Zwecken genossenschaftliche Kreditkassen, die vor allem in Frankreich mit glänzendem Erfolg organisiert sind — dort bestehen katholische Kassen und ein Verband derselben, sowie neutrale Kassen und Verbände solcher — und auch in Deutschland und in Österreich eine sehr erfreuliche Entwicklung nehmen.

Auch in den Städten entstanden Kreditkassen für die mittleren Gewerbetreibenden wie Händler, die ihren besonderen Bedürfnissen angepaßte Organisationen schufen — so eine auf Gegenseitigkeit beruhende Brüsseler „Kreditunion" und eine ähnliche französische Kasse in Cognac schon im Jahre 1848 — oder bestehende Krediteinrichtungen teilweise zu ihren Gunsten umgestaltet haben.

Anderseits vermögen Bauern, kleine Handwerker und Händler, bare Mittel ihren Kreditgenossenschaften zinstragend zu überlassen.

Städtische (Schulze-Delitzsch-) und ländliche (Raiffeisen-) Kassen sind Genossenschaften von Schuldnern, die ein gemeinsames Kapital durch Einzahlung aufbringen, sowie (auf Erlagbüchel oder im Kontokorrentverkehr) Einlagen annehmen, für welche sie mit ihrem Kapital und der Haftung ihrer Mitglieder Garantie leisten. Aus diesen Mitteln helfen sie ihren Genossen aus. Überschüssige Mittel trachten sie durch ihre Verbände nutzbringend anzulegen, wie sie durch diese im Bedarfsfalle auch kreditwerbend auftreten.

In allen Ländern scheiden sich die städtischen und die ländlichen Kreditkassen und deren Verbände.

Eine Grundlage des Gedeihens kleiner städtischer Unternehmer bleibt die Einschränkung ihrer Verkäufe auf Kredit, ohne umgehende Bezahlung. Abgesehen von der Gefahr, um die Bezahlung überhaupt zu kommen, liegt für sie ein Nachteil dieser Übung darin, daß sie infolge solcher Außenstände selbst außerstande sind, ihre Rohstoffe, Hilfsstoffe, Maschinen, Einrichtungsgegenstände oder Vorräte binnen 30 Tagen zu bezahlen, wodurch ihre Lieferanten zu einem Risikozuschlag in den Preisen veranlaßt und sie selbst um den (häufig 3 Prozent betragenden) Skontoabzug gebracht werden.

Der Ausgangspunkt des genossenschaftlichen Kassenwesens in Deutschland ist die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Hermann Schulze in Delitzsch bildete seine Vereine aus kleinen Leuten, die geringe Anteile einzahlten und einer für alle (solidarisch) hafteten. Vermöge dieser gemeinsamen Haftung können sie von ihren Mitgliedern wie von Fremden Leihkapital erlangen, das sie ihnen verzinsen und an ihre kreditbedürftigen Mitglieder auf ein bis drei Monate gegen weit höhere Verzinsung verleihen (bis zu 8 Prozent Zinsen und 1 Prozent Provision). Das ist also ein teurer Kredit.

Dennoch ist es ein Beweis der wirtschaftlichen Reife und des sittlichen Ernstes der Bevölkerung Deutschlands, daß diese Vorschußvereine einen glänzenden Aufschwung gewannen. In den Fünfzigerjahren nahmen sie sogar 14 Prozent jährlich, aber damals war der übliche Zins für kurze Kredite 30 bis 50 Prozent. Solche Erträge vermehrten bald die Guthaben der Mitglieder und die Reserven der Kassen; diese verwandelten sich damit in kleinere oder größere Banken und schließlich zum Teil sogar in Aktiengesellschaften.

Immerhin wird aber häufig die Klage laut, die Vorschußvereine täten nichts für den kleinen Mann, seien dem kleinen Händler und Handwerker gegenüber zurückhaltend, in ihren Sicherheitsansprüchen zu peinlich, in Zins- und Provisionsbedingungen zu anspruchsvoll. Und schließlich entstand in Deutschland ein besonderes Kreditgenossenschaftswesen für Handwerker, dessen lokale Schöpfungen provinzweise in Verbände und schließlich in einen das Reich umfassenden Hauptverband zusammengefaßt sind. Durch jene Verbände gelang es im einzelnen kredit- und arbeitsunfähigen Genossenschaften, von der staatlicherseits errichteten preußischen Zentralgenossenschaftskasse Kredite zu erhalten.

In Österreich haben sich die Schulzevereine weniger entwickelt als in Deutschland. Die nationalen Streitigkeiten verhindern eine umfassende Zentralisation, geringere Reife der Bevölkerung ihre Blüte. Doch bestehen annähernd 3000 derartige Vereine mit eineinhalb Millionen Mitgliedern, 270 Millionen Kronen Geschäftsanteilen (Einlagen und Reservefondsanteilen), mit 1900 Millionen Kronen fremder Gelder und 1800 Millionen ausstehender Darlehen. Raiffeisenkassen haben in manchen Kronländern unter Patronanz der Landesverwaltungen eine

vielversprechende Entfaltung gewonnen und den ländlichen Wucher erfolgreich rückgedrängt. Sie zählen 7150 Vereine mit 860.000 Mitgliedern und einem im Vergleich zu den städtischen Kassen unvergleichlich geringeren Kapitale: 10 Millionen Geschäftsanteilen und 14 Millionen Reserven, mit 750 Millionen fremden Geldern und 520 Millionen Ausständen. Immerhin sind die Landeshypothekenanstalten (für die mittleren und größeren Grundbesitzer) und die Raiffeisenkassen für die Bauern erfreulich gedeihende Schöpfungen. Unbeschränkte Haftung der Mitglieder mit ihrem ganzen Vermögen für alle Schulden der Genossenschaft ist für die Raiffeisenkassen charakteristisch, während die Teilnehmer an Schulzekassen zum Teil nur mit festbeschränkten Beträgen mithaften. Die Bezeichnung der Schulzekassen als städtische Organisationen ist nur im großen Ganzen richtig: auch auf dem Lande bestehen nach Schulze-Delitzsch organisierte Kassen und in ihrer Gesamtheit haben sie in Deutschland wie in Österreich fast zu einem Drittel Landwirte, landwirtschaftliche Arbeiter und Gewerbetreibende mit landwirtschaftlichem Nebenberufe zu Teilnehmern. Außerhalb der größeren Städte wenden sie sich also auch an die Kreise der Landwirtschaft und erweisen sich daher nicht als an sich ungeeignet für diese.

Eine Schwierigkeit des städtischen kleinen Kredits liegt darin, daß der einzelne Meister und kleine Händler sehr häufig keine pfandmäßige Sicherheit für die Rückzahlung bieten kann. Die wohlhabenderen unter ihnen aber erhalten auch anderwärts Kredit und scheuen es, eine Mithaftung für schwache Genossen zu übernehmen, die zum Teil überdies ihre Konkurrenten sind. Soweit wieder eine Berufsmischung bei der Kasse besteht, kennen die Leute einander geschäftlich nicht.

Früher gaben nun kleinere Privatbankiers tüchtigen kleinen städtischen Unternehmern Personalkredit und boten dadurch frischen Kräften voll Unternehmungsgeist die Möglichkeit, emporzukommen. Mit dem Aufgehen jener Kreditgeber in Aktienbanken oder ihrer Verdrängung durch Bankfilialen hörte aber die persönliche Fühlung zwischen Bankunternehmen und mittleren wie kleinen Geschäftsleuten und damit die Wertschätzung ihrer persönlichen Eigenschaften auf; somit traten bei der Kreditgebarung reale Sicherungen in den Vordergrund: solche Gegenwerte haben aber Handwerker und Kaufleute zumeist nur in den Forderungen an ihre Kunden. Die Abtretung dieser Forderungen an Kreditkassen, die sie bevorschussen (die sogenannte Diskontierung von Buchforderungen), ist jedoch mit Schwierigkeiten verbunden und auch aus dem Grunde wenig verbreitet, weil die Handwerker noch in ungenügendem Maße eine ordentliche Buchführung haben.

Abgesehen davon, daß im Gegensatz hiezu der Bauer ein kleines Anwesen und Boden besitzt, die Sicherheit für seine Schulden bieten, ist in der Landwirtschaft auch die Solidarität der Berufsgenossen reeller als im Gewerbe. Vor allem besteht eine Gleichheit der Produktionsbedingungen, die eine Einheitlichkeit unter den landwirtschaftlichen Betrieben schafft. Ackerbau wie Viehzucht sind an natürliche Produk-

tionsperioden gebunden, die es mit sich bringen, daß der Ökonom durchwegs eines langfristigen Kredites bedarf. Gemäß den Naturperioden erfolgen seine Einnahmen, so beim Ackerbau nach der Ernte. Ferner sind die Vermögensverhältnisse des Landwirtes für den Kreis seiner Dorfnachbarn übersehbarer als jene eines Gewerbetreibenden oder kleinen Kaufmannes.

Die räumliche Grundlage der nach Raiffeisen benannten Kassen ist nun jeweils die Gemeinde, höchstens das Kirchspiel. In diesem Kreise laufen die Interessen in gleicher Richtung; Landleute haben auch Zeit, sich dem Kassenwesen zu widmen. Nur der Geschäftsführer („Rechner") erhält eine mäßige Vergütung, alle anderen Beteiligten sind ehrenamtlich tätig. Dividenden werden nicht erzielt, dagegen nach Raiffeisens Plan ein gemeinschaftliches, der Verfügung der Mitglieder entzogenes Vereinsvermögen, der sogenannte Stiftungsfonds, gebildet, der selbst im Falle der Auflösung der Kasse nicht verteilt, sondern bei einem sicheren Institut bis zur Entstehung eines neuen Darlehensvereins verwahrt wird und dann diesem zu überweisen ist. Infolge dieser Einrichtung vermindert der Austritt eines Genossen nicht erheblich die Mittel der Kasse, und anderseits kann sich der genossenschaftliche Gedanke dank der Bindung des Stiftungsfonds nach einem Mißerfolge leichter wieder in einer neuen Kasse materialisieren, die Genossenschaft „selbst nach dem Ausscheiden aller Mitglieder gleichsam über diese hinweg in einem neuen Körper wieder aufleben". Die Raiffeisenkassen der Gegenwart haben freilich die Übung, solche Stiftungsvermögen zu begründen, verlassen und legen dafür gewöhnliche Reservefonds an, auf welche die Genossenschafter bei der Auflösung der Kasse persönlich Anspruch haben.

So kann denn heute das Bedürfnis nach landwirtschaftlichem **Besitz**kredit durch gemeinwirtschaftlich organisierte Hypothekaranstalten und jenes nach **Betriebs**kredit durch Raiffeisenkassen befriedigt werden. Da der Betriebskredit sich rascher tilgen kann als ein Anlagekredit, bleiben die Mittel der Kasse verhältnismäßig flüssig. Immerhin pflegen Raiffeisenkassen auch tüchtigen Landwirten die Erwerbung von Grundstücken zu erleichtern und dadurch dem berufsmäßigen Güterhandel Boden zu entziehen, — infolgedessen aber auch eben Besitzkredit zu gewähren, d. i. ihre Mittel dauernd festzulegen.

Diese lokale Organisation des bäuerlichen Personalkredites befreite den Bauern zugleich vom Einfluß von Kreisen, die ihm bloß gegen grundbücherliche Sicherstellung Kredit boten.

Während nämlich früher Grundbesitzern ohne Prüfung der Verwendungszwecke geborgt wurde, da ihr Besitz Sicherung bot, und ihnen infolge dieses Umstandes Gelder als Verbrauchs-, Betriebs- und Besitzkredit leicht zuflossen, war es ein Grundsatz Raiffeisens, den Kredit nur zu wirtschaftlich berechtigten Zwecken und mit angemessenen Rückzahlungsfristen zu gewähren, und zwar als **Personal**kredit, daher notwendig nach Prüfung der Verwendungszwecke (die **wirtschaftlich berechtigt** sein müssen), an **kreditwürdige** Personen

unter **Kontrolle** der Mitgenossen, die dadurch wirksam gestaltet wird, daß diese zugleich Nachbarn und Berufsgenossen sind. So wurde zunächst der übermäßige Realkredit zurückgedrängt und ein wohltätig wirkender Personalkredit entwickelt, also eine erwünschte Unabhängigkeit der kleinen und mittleren Landwirte erreicht. Da anderseits die Genossenschafter Ersparnisse bei der Kasse anzulegen begannen, wurde hiedurch der Sparsinn der bäuerlichen Bevölkerung sehr angeregt und zugleich eine wichtige Quelle bislang unfruchtbarer Gelder für die Produktion eröffnet. Die verfügbaren Überschüsse der Teilnehmer werden eben nun verläßlichen Leuten zugeführt, die Mittel bedürfen zu produktiven Zwecken.

Solche Darlehenskassen gliedern sich auch Einkaufs- und Werkgenossenschaften an. Dadurch wird das Gemeinschaftsgefühl der Mitglieder gestärkt und die erziehliche Wirksamkeit gegenüber dem Landvolke erhöht.

Die banktechnisch und kaufmännisch wünschenswerte Oberleitung und Revision der Kassen besorgen aber **Verbände**, die sie selbst bilden. Diese für einzelne Gebiete geschaffenen Verbände faßt im Deutschen Reich der „Reichsverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften Deutschlands" zusammen.

In der Schweiz wie in Italien gewähren auch Sparkassen kleine Kredite für produktive Zwecke. Schweizer „Spar- und Leihkassen" beschaffen sich die Mittel hiezu auch durch die Ausgabe von Kassenscheinen. In Italien bilden die (dort nach dem vormaligen Minister Luzatti bezeichneten) „Volksbanken" mitunter eigene Fonds, aus denen vertrauenswürdige kleine Unternehmer unentgeltliche oder äußerst niedrig verzinsliche geringe Personalkredite erhalten.

Höchst wichtig ist überall die Bildung finanzieller **Zentralen** der Kreditkassen, sowohl im Interesse einer tüchtigen Oberleitung, als um die Geldnachfrage und das Geldangebot der Genossenschaften auszugleichen und um im Bedarfsfalle auf dem allgemeinen Geldmarkte leicht die erforderlichen Mittel zu finden. Tägliche Kassenmeldungen setzen solche Zentralen in Kenntnis der Geldgebarungen, und ihre Leitung fordert dementsprechend entbehrliche flüssige Gelder ab und legt sie an.

Da gewöhnliche Banken auch Kassenverbänden nicht genügend entgegenkamen, schuf Preußen eine **Zentralgenossenschaftskasse**. Ferner errichteten die ländlichen Kassen aus eigener Kraft für Süddeutschland die Landwirtschaftliche Reichsgenossenschaftsbank in Darmstadt, sowie die Landwirtschaftliche Zentral-Darlehenskasse in Berlin (Aktiengesellschaft, früher in Neuwied domiziliert), welche die Geldzentrale für 4200 in ganz Deutschland verbreitete Raiffeisenkassen ist.

Die Kreditfähigkeit der Kassen beruht wesentlich auf der Haftpflicht ihrer Mitglieder. Zwang zur Erfüllung der Haftung erfordert aber zunächst die Liquidierung der Kasse und dann die Nötigung der hinter ihr stehenden Genossenschafter zur Zahlung — mithin einen umständlichen Weg.

Die preußische Zentralkasse nimmt für solche Fälle an, daß nur 10 Prozent des Vermögens der beteiligten Einzelpersonen im Ernstfalle beitreibbar sind, und bemißt demgemäß die Kredite der Kassenverbände. Hiezu erhielt sie vom Staate Preußen ein Grundkapital von 75 Millionen Mark und erteilt den Verbänden auf Grund der Haftsummen der ihnen angegliederten Genossenschafter ungedeckte Kredite zur freien Verfügung in laufender Rechnung zu einem niedrigen Zinsfuß (regulär 3 Prozent), ferner Wechselkredit zu einem jeweils $1/2$ Prozent unter dem Reichsbankdiskont gehaltenen Satze. Der betreffende Verband stellt zu diesem Behufe Dreimonatswechsel auf die bezügliche Einzelgenossenschaft aus, welche sie akzeptiert. Die Einlösung erfolgt bei Fälligkeit durch den Verband (der eventuell auch im gleichen Betrage neue Wechsel an Stelle der alten erlegen kann). Das eigene Kapital der Genossenschafts*zentrale* und der Kredit, den sie ihrerseits auf Grund ihres Kapitals und ihrer Organisation auf dem Geldmarkte genießt, läßt sie fremde Mittel aus dem allgemeinen Geldmarkte — zum Beispiel durch Reeskontierung jener Wechsel — zum Nutzen der Verbände und Einzelkassen heranziehen. Diese erlegen ihrerseits überschüssige Gelder bei der Zentrale.

Staatlich unterstützte Zentralkassen bestehen auch in Bayern, in Sachsen, in Ungarn, in Rumänien und in Bulgarien. In Frankreich und in Rußland werden Mittel der Notenbanken zur Förderung der ländlichen Kreditverbände herangezogen. Die Errichtung einer genossenschaftlichen Zentralkasse und ihre staatliche Dotierung stand in Österreich wiederholt in Frage, ist aber bisher gescheitert, weil sie einzelne Nationalitäten nicht als einheitliche Reichsanstalt entstehen lassen wollten. Nunmehr liegt eine bezügliche Regierungsvorlage dem Abgeordnetenhause vor. Sie bezweckt die Schaffung eines „Allgemeinen Kreditverbandes der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften," dem der Staat ein Grundkapital von sechs Millionen und für die ersten Jahre einen Betriebsbeitrag von zusammen einer halben Million Kronen gewähren soll. Desgleichen planen Italien und Belgien die Errichtung staatlich geförderter zentraler Genossenschaftskassen.

Solche stellen sich aber sonstigen großen Banken und Kreditinstituten ebenbürtig zur Seite.

Richard Wagner: „Mein Leben".

Von Dr. R. v. Mahl-Schedl.

Es ist ein anderes, seine Lebenserinnerungen im häuslichen Kreise zu erzählen, von seiner Frau niederschreiben und für ein paar Freunde in einigen Exemplaren drucken zu lassen, — und ein anderes, wenn diese Aufzeichnungen als Buch herausgegeben werden.[1]) Ergibt sich im ersten Falle weder die Möglichkeit einer allgemeinen Kenntnisnahme, noch auch die Berechtigung eines öffentlichen Urteiles, so wird es im zweiten Pflicht der Berufenen, sich mit dem Werk eines Mannes von der Bedeutung Richard Wagners kritisch auseinanderzusetzen. Und es kann an der Beurteilung nichts ändern, daß im Vorwort auf den ursprünglich privaten Charakter des Buches hingewiesen wird. (Die Gründe aufzudecken, warum die Preßkritik hier vollständig versagt, wäre eine sehr verlockende und ergebnisreiche Arbeit.)

Der Wert einer Selbstbiographie kann nun mehr im Formalen oder mehr im Stofflichen oder schließlich auch in beiden zusammen liegen. Das berühmteste hierher gehörende Werk, Goethes „Dichtung und Wahrheit", ist ein Musterbeispiel dieser Vereinigung, deren Innigkeit schon im Titel ausgesprochen wird. Der besondere Reiz liegt hier in der poetischen Stilisierung der Erlebnisse, wodurch gleichsam eine höhere als die einfache Tatsachen-Wahrheit erreicht wird. Noch weiter geht Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich", indem er den Stoff in eine Sphäre versetzt, in welcher sich die persönlichen Schicksale schon in die Gestalt des reinen Romanes verwandelt haben. Auf der entgegengesetzten Seite — Goethes Werk als Ausgangspunkt gedacht — liegt die Mehrzahl aller anderen Memoiren und Biographien, deren Wert wir in erster Linie nach der Zuverlässigkeit der darin enthaltenen Berichte über Personen und Ereignisse beurteilen, bei welchen also das Stoffliche von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Der erste Eindruck, den das neue Buch auf den nicht voreingenommenen Leser macht, ist, daß hier in einer allem Anscheine nach absichtlich schlichten und ungekünstelten Sprache erzählt wird; eine Erscheinung, die dem Vorworte entspricht, welches die Selbstbiographie als schmucklosen Bericht ankündigt. Demgegenüber muß daher die literarische Beurteilung vor der hier vorzüglich angemessenen sachlichen in den Hintergrund treten. Auch das Interesse der Allgemeinheit

[1]) „Mein Leben" von Richard Wagner. München, F. Bruckmann, 1911. 2 Bände. gr.-8°. Mk. 25·—.

bewegt sich aus naheliegenden Gründen fast nur in dieser Richtung: aber gerade diese, durch einzelne Zeitungsmeldungen vor der Veröffentlichung des Buches bis zur Sensationslüsternheit gesteigerte Neugier am Stofflichen wird in keiner Weise befriedigt. Dies ist in gewisser Beziehung sehr zu bedauern, da gerade Wagners „Charakterbild" in den Augen der breiten Öffentlichkeit noch so heftig „schwankt", wie kaum das eines zweiten Künstlers. Die widersprechendsten Meinungen haben um seine Person eine Art Mythe gebildet, welche, je nach dem Ursprunge ihrer Entstehung, verklärend oder verzerrend zur Geltung kommt. Auch haben verschiedene seiner großen Zeitgenossen in ihren Werken oder Briefen Aufzeichnungen über ihn hinterlassen, welche, obwohl meist ernst und ehrlich gemeint, doch wegen des noch allzugeringen Abstandes von den unmittelbaren Eindrücken, oft sehr persönlich und heftig in Liebe und Haß ausfielen und so die Verwirrung ins Ungeheure steigerten. Da nun aber die umfassende Biographie Glasenapps, ein wahres Riesenwerk und eine unerschöpfliche Fundgrube für Einzelheiten aus Wagners Leben, leider so einseitig angelegt ist, daß daraus nichts Sicheres für die Beurteilung der strittigen Fragen gewonnen werden kann, war es wohl der Wunsch vieler, aus Wagners eigenem Munde Aufschluß zu erhalten und sich unter dem unmittelbaren Eindrucke seiner natürlich ganz subjektiv erwarteten Erzählung ein eigenes Urteil bilden zu können. Dazu hoffte man in dem Werke auch die Dokumente eines bedeutenden Urteilsvermögens in bezug auf Zeitereignisse und Zeitgenossen zu finden und damit gleichsam durch eine neue scharfe Brille Ausblicke auf historisch und kulturell interessante Vergangenheiten zu gewinnen, einzelne bedeutende Persönlichkeiten aber von dem neu gewonnenen Standpunkte aus „plastischer" zu sehen. Alle diese Erwartungen sind nun durchaus enttäuscht worden.

Die Darstellung beschränkt sich eigentlich nur auf eine im sachlichsten Tone gehaltene chronikartige Aufzählung der äußeren Lebensschicksale. Die Zeitereignisse werden nur insoweit berührt, als Wagner selbst in ihnen eine Rolle spielt. Was nicht in nächster Nähe vor sich geht, wird gar nicht reflektiert. Wir erfahren von den vielen Reisen und Unternehmungen des fortwährend unstet Umherwandernden, deren Schilderungen das trostlose Gefühl der völligen Heimatslosigkeit und Einsamkeit hervorrufen. Vor unseren Blicken entrollt sich eine Reihe der abenteuerlichsten Situationen, deren kleinste Einzelheiten mit großer Ausführlichkeit und einer bewundernswerten Gestaltungskraft dargestellt sind. Vor allem gilt dies von der Schilderung seiner Knaben- und Jünglingsjahre, deren leidenschaftliche Verfahrenheiten und Irrungen mit selbstanklägerischer Offenheit bekannt werden. So kommt es, daß gerade die Jugendzeit, welche sonst in Selbstbiographien ein wenig verklärt und gleichsam vom Abendsonnenschein des Alters durchleuchtet erscheint, hier fast durchwegs düster und freudlos vor uns liegt, ein Eindruck, der durch die außerordentliche Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung besonders stark zu wirken vermag. Ebenso plastisch und lebendig ist die Schilderung seiner Kapellmeister-

jahre. Die trostlosen Zustände der damaligen Theater, der künstlerische und moralische Sumpf des Bühnenlebens, der langjährige hoffnungslose Kampf des Künstlers gegen diese Erscheinungen an kleinen Privatbühnen sowohl wie später an einem der ersten deutschen Hoftheater, die vielen versteckten und offenen Anfeindungen und Verfolgungen, welche den besten Willen endlich, wenn nicht überwinden, doch lahm legen, — die Erzählung dieser Verhältnisse und Erlebnisse gehört, was Gegenständlichkeit der geschilderten zeitlich und örtlich bedingten Zustände anlangt, nicht nur zu den besten Teilen des Buches, sondern überhaupt zu dem Besten auf diesem Gebiete. Die Spontini-Episode könnte als reizvolle Anekdote aus diesen Verhältnissen ganz gut auch außerhalb des Rahmens der Memoiren bestehen. Dieselbe Anschaulichkeit zeichnet auch die Erzählung der Flucht über die russische Grenze und das Meer nach Frankreich sowie dieses ersten Pariser Aufenthaltes aus. Und hiebei kommt es trotz der eigentlich furchtbar traurigen Situation beinahe zum Gefühle eines gemütlichen, traulichen Lebens im engen Kreise einiger guter Freunde. Mit größter Spannung aber wurde die Schilderung der Dresdener Revolutionstage erwartet, welche über die Frage Aufschluß geben sollte, inwieweit Wagner selbst an dieser Bewegung beteiligt gewesen sei. Von der einen Seite war ja stets behauptet worden, Wagner habe sich nur aus Unvorsichtigkeit in die Ereignisse verwickeln lassen, während anderseits ein so scharfsinniger, wenn auch einseitiger Beobachter wie Shaw[1]) aus rein intellektuellen Gründen mit Bestimmtheit eine vollbewußte persönliche Beteiligung Wagners annehmen zu können glaubt. Die Darstellung in den Memoiren ist nun hier merkwürdig schwankend und, was Wagners eigene Person betrifft, auffallend unklar, die Ereignisse selbst sind jedoch mit großer Anschaulichkeit erzählt. Seine Beteiligung bestreitet Wagner darin nicht, obwohl diese sicher etwas allzu harmlos und zufällig hingestellt wird, sondern will nur zeigen, daß die Ereignisse — ähnlich wie in einer früher erzählten Episode aus seiner Knabenzeit — ihn mehr im Rausche der allgemeinen Stimmung ein Stück weit mitgezogen hätten, als daß er selbst aus voller Überzeugung mitgegangen wäre. Davon ist wohl zweifellos soviel richtig, daß der Künstler Wagner die Gründe und Ziele dieser Bewegungen anders faßte als der politische Revolutionär, als zum Beispiel sein Freund Röckel, und daß er bald, wie einst Schiller beim Verlaufe der französischen Revolution, durch die weitere Entwicklung der Ereignisse zur Einsicht und Erkenntnis seines Irrtumes gebracht worden wäre.

Mit der Flucht in die Schweiz schließt der erste Teil der Memoiren. Und merkwürdigerweise ändert sich mit dieser bedeutsamen Wende in Wagners Leben auch der Charakter der Darstellung desselben. In dem ganzen ersten Teile geht nämlich die mehrfach hervorgehobene Anschaulichkeit stets Hand in Hand mit einer grenzenlosen Aufrichtigkeit in der Enthüllung von Schicksalen und Erlebnissen. So, wie schon

[1]) Ein Wagner-Brevier, Berlin, S. Fischer, 1908.

erwähnt, bei der Erzählung der Knaben- und Jünglingsjahre; aber auch intimste Angelegenheiten, wie sein Verhältnis zu Minna vom Beginne der Beziehungen bis zur Flucht, werden mit allen Einzelheiten bloßgelegt, wobei den heikelsten Situationen durch die ruhige, leidenschaftslose Art der Erzählung das Peinliche völlig genommen ist. Von hier an jedoch beginnt allmählich, aber immer stärker das Bestreben, über gewisse Ereignisse hinweg zu reden oder sie unklar zu lassen. Die Folge davon ist, daß diese immer mehr in einen unbestimmten Hintergrund treten und schließlich, mit Ausnahme der allernächsten, fast völlig verschwinden. Dabei entwickelt sich im Stile der Erzählung die schon im ersten Teile hie und da auffallende Leidenschaftslosigkeit der Darstellung zu einer eigenartigen Kühle und Entferntheit von Menschen und Dingen, deren Ergebnis aber nicht vielleicht eine „objektivere" Betrachtungsart ist, also nicht aus einem dahin gerichteten Bestreben entspringen kann. Im Gegenteile, Wagner entfernt sich hiebei immer mehr von der im Vorwort betonten „schlichten Wahrhaftigkeit". Was bleibt, ist nur die übergroße Aufrichtigkeit, mit der seine fortlaufenden finanziellen Schwierigkeiten mitgeteilt werden. Und man erkennt aus allen diesen Berichten, wie völlig unwissend Wagner in Geldangelegenheiten war, da er, obwohl immer mit drückenden Schulden beladen, fortwährend verhältnismäßig große Summen im Grunde unnütz für Reisen und Wohnungsgeschichten wunderlichster Art ausgibt. Dabei ist interessant, mit welch naiver Selbstverständlichkeit er von jedem ihm zufällig Begegnenden Geld nimmt wie einen ihm natürlich von den Menschen zukommenden Tribut an sein Genie. Überhaupt sind ihm die Menschen nur wichtig, insoferne sie in der Lage sind, ihm oder der Durchsetzung seiner Pläne, was im Wesen das Gleiche bedeutet, zu helfen. Wenn sie diese ihnen vom Schicksal erteilte Bestimmung erfüllt haben, verschwinden sie sofort aus seinem Gesichtskreis Von Dankbarkeit findet sich nirgends auch nur eine Spur. So werden manchmal selbst hohe fürstliche Gönner und Freunde mit kaum einigermaßen verhüllten Ausdrücken als im Grund verständnislos und albern hingestellt und erzählt, wie es eben notwendig gewesen sei, ihnen zur Erreichung eines bestimmten Zweckes eine Aufwartung zu machen. Diese Personen erscheinen lediglich als sogar meist unbequeme Werkzeuge zur Verwirklichung seiner Ideen und bleiben im übrigen ohne jedes weitere Interesse. So ist denn auch eine Suche nach bedeutsamen Urteilen über Zeitgenossen ergebnislos. Wir erfahren nur, inwieweit sie hier oder da einmal Wagners Person oder Sache dienen konnten. Daraus ergibt sich manchmal ein geradezu komischer Gegensatz zwischen der wirklichen Bedeutung solcher Männer und der Rolle, in welcher sie in Wagners Leben auftreten, so zum Beispiel bei Brahms, der nur einmal und zwar als aushilfsweise herangezogener Abschreiber von Orchesterstimmen für die Wiener Meistersinger-Proben erwähnt und dabei mit dem Lobe „[er] benahm sich gutartig und bescheiden" abgetan wird. Ähnlich ergeht es Gottfried Keller, der als schlechter Gesellschafter des Züricher Kreises erscheint

und so nebenbei ein merkwürdig schiefes Urteil über seine Begabung und künstlerische Entwicklung über sich ergehen lassen muß, besonders merkwürdig deshalb, weil Mathilde Wesendonk von der Begeisterung Wagners für die „Leute von Seldwyla“ und den „Grünen Heinrich“ zu berichten weiß. Aber auch Männer, welche seiner Person doch nachweisbar mehr oder minder lange Zeit nahe standen, wie Röckel, Tausig, Cornelius und andere, kommen nicht viel besser weg. Nirgends findet sich ein Wort über ihre Gesamtpersönlichkeit, die eben auf Wagner gar nicht gewirkt zu haben scheint, sondern nur kurze, oft sehr scharfe Bemerkungen über ihre Brauchbarkeit zu seinen Zwecken. Selbst sein intimster künstlerischer Freund Liszt interessiert fast durchwegs nur als Vollstrecker seiner Ideen, während sich kaum die eine oder andere sehr zurückhaltende und ausdruckslose Bemerkung über dessen eigenes künstlerisches Schaffen findet. Wo aber irgend einmal sich jemand hinderlich oder auch nur gleichgültig zeigt, wird sofort mit großer Heftigkeit auf schlechten Charakter und Schändlichkeit, Verleumdung und Betrug geschlossen, die Berechtigung einer anderen Überzeugung aber gar nicht in Überlegung gezogen. Deshalb treffen wir in diesem Buche so viele boshafte und dumme Menschen, unter denen sogar Männer erscheinen, welche in einem früheren Lebensabschnitte als Freunde auftreten. Daß auch in einem Gesinnungswechsel Ehrlichkeit und Intelligenz liegen könne, gilt einfach als nicht denkbar, obwohl gerade Wagner selbst für solche inneren Verwandlungen ein gutes Beispiel abgeben könnte. Doch ist in allen diesen Fällen an der unbedingten Aufrichtigkeit von Wagners Empfinden und Verhalten nicht zu zweifeln. Anders steht es aber allerdings in bezug auf einzelne andere Personen und Ereignisse, bei deren Schilderung oft schwer zu entscheiden ist, inwieweit der Vorwurf einer absichtlichen Entstellung berechtigt oder die nachweisbare Entstellung aus späteren Schicksalen oder der Zeit der Niederschrift der Memoiren verständlich wird. Das größte Aufsehen erregt wohl in dieser Beziehung der Teil des Buches, in welchem das Leben auf dem „Grünen Hügel“ bei Zürich geschildert wird. Und in der Tat, es kann kaum ein größerer Widerspruch gedacht werden, als die mit glühendster Leidenschaftlichkeit geschriebenen Briefe an Mathilde Wesendonk und die in kühlen, nicht einmal durchwegs höflichen Worten gehaltene Erzählung in den Erinnerungen. Hier liegt ein zweifelloser Fall absichtlicher Entstellung, oder, wie man vielleicht besser sagen könnte, Andersdarstellung vor. Wieso Wagner diese den Tatsachen so widersprechende Schilderung glaubhaft zu machen hoffen konnte, geht aus der den Briefen an Mathilde vorgedruckten Bemerkung hervor: „Der Meister wünschte die vorliegenden Blätter vernichtet.“ Wäre dieser Wunsch ausgeführt worden, hätten wir wohl niemals Einblick in diese für Wagners Schaffen so bedeutsame und fruchttragende Zeit gewinnen können.[1]) Die Erklärung für

[1]) Vergleiche Golthers Einleitung zu den Briefen an Mathilde Wesendonk.

die Behandlung dieser Ereignisse in den Memoiren ergibt sich von selbst: erstens lebte Mathilde noch (sie starb erst 1902), als Wagner seine Erinnerungen aufzeichnen ließ, und ihm mußte daran liegen, den vielen in bezug auf diese seine alten Bekannten umlaufenden Gerüchten nicht durch noch so geringe Andeutungen neue Nahrung zu geben, zweitens aber — und hier liegt der eigentliche tiefere Grund — fallen diese Ereignisse schon in die Zeit seines ersten Zusammentreffens mit Cosima, welcher er ja auch seine Erzählung diktiert. Und ihre Persönlichkeit löst die Erinnerung Wagners an die Bedeutung anderer Menschen neben ihr völlig auf, so daß wir deutlich fühlen, daß Wagner beim Erzählen wirklich so gleichgültig gegenüber seiner ehemaligen Leidenschaft empfindet. Und hier ist der Punkt, von dem aus man den Wagner der Selbstbiographie zu verstehen suchen muß: er war nun geborgen, nach vielen Stürmen glücklich im sicheren Hafen; und da, als er nicht mehr wie früher zu kämpfen und zu sorgen hat, kommt eine große Müdigkeit über ihn, eine innere Müdigkeit gegenüber den Erscheinungen seines vergangenen Lebens, die zu beschwören er nicht die Kraft und den Willen hat. Denn auch jetzt noch gehört alle Energie, die er hat, zur Verfügung — und es ist noch erstaunlich viel, — der Zukunft seines Werkes, nicht der Vergangenheit. Erlebnisse und Leidenschaften gibt es da für das rückschauende Auge nicht mehr, nur Begebenheiten, die kühl und manchmal mit einem ironischen Lächeln erzählt werden, mit einem abwehrenden Lächeln, welches den Leser verletzt, der die Ursache dafür nicht zu finden weiß. Wenn zum Beispiel eine ernste Episode der Dresdener Straßenkämpfe durch die Beschreibung der Barrikade als eines architektonischen Kunstwerkes Sempers ins Lächerliche gezogen, ja sogar Lebenswendungen, welche für Wagner von entscheidender Bedeutung gewesen sein müssen, wie die Lösung von Minna, in fast gesucht „witziger" Weise geschildert werden, kann die Erklärung für dieses merkwürdige Verfahren nur darin gesucht werden, daß Wagner diese ernsten Erinnerungen eben mit einem Lächeln von sich abwehren wollte, welches aber, ohne das er es merkte, etwas zu heftig und verzerrt ausfiel. Diese Entfremdung des Diktierenden gegenüber seinem Stoffe geht endlich so weit, daß Wagners Leben und Schaffen selbst davon betroffen werden. So kommt es, daß wir nirgends Einblick in die innere Entwicklung des Künstlers erhalten, daß uns niemals der seelische Prozeß der Entstehung seiner Werke enthüllt wird. Wagner ergreift dies und jenes, stellt sich zu Menschen und Ereignissen so oder so, ohne daß wir die Beweggründe dafür erfahren würden. Wie in einer alten Chronik steht Tatsache unverbunden neben Tatsache. Was von einer zur anderen führt, wird verschwiegen. Wenn wir nicht wüßten, in welch leidenschaftlicher Gemütsverfassung, ja man kann sagen, in welchem Taumelzustand, der bekanntlich für viele schaffende Künstler bezeichnend ist, Wagner seine Werke hervorbrachte, wenn wir dies nicht aus seinen eigenen Worten in Briefen wüßten, wir ständen hier vor einem un-

löslichen Rätsel. Diese gefühlsüberströmende Sprache, diese das Innerste aufwühlende Musik, welche größtenteils kaum zu überbietende seelische Höchstspannungen ausdrückt und demgegenüber eine Darstellung ihrer Entstehung, die meist mit den Worten geschieht: „Ich schrieb, — ich vollendete —“, ganz einfach, als seien diese Werke nicht unter vulkanartigen Wehen geboren worden.

Dadurch werden die einzelnen Schöpfungen aus dem Zusammenhange des Lebens gelöst und stehen fremd und wie zufällig unter den anderen Ereignissen. Daß dies in Wagners Absicht lag, ergibt sich zweifellos aus dem deutlich erkennbaren Bestreben, alle Beziehungen seiner Werke zu bestimmten Personen und Erlebnissen auszulöschen oder sogar geradezu zu bestreiten. Dies ist zum Beispiel der Fall bei „Tristan“, dessen Entstehung unter dem Einflusse seiner Neigung zu Mathilde Wesendonk wir aus seinen Briefen an die geliebte Frau verfolgen können, ein Werk, durch welches Wagner dieser Leidenschaft, der nach außen unüberschreitbare Grenzen gesetzt waren, gleichsam nach innen einen Ausweg öffnete. Und gerade hier sieht sich Wagner durch das Bestreben, seine Begegnung mit Mathilde als möglichst unbedeutend hinzustellen, noch besonders veranlaßt, durch kurze, aber scharf betonte Bemerkungen gegen die Voraussetzung eines solchen Zusammenhanges zu protestieren und zu erklären, daß die Vollendung dieses Werkes ganz „zufällig“ in jene Zeit gefallen sei. Noch schlechter ergeht es den „fünf Gedichten“ Mathildens, deren Komposition Wagner bekanntlich in die höchste Ekstase versetzte. Sie werden nämlich erst lange nach ihrer Entstehung erwähnt, als Wagner wieder einmal in größter Geldverlegenheit ist und nichts anderes zu verkaufen hat, als „fünf Gedichte meiner Freundin Wesendonk, welche ich ihr, meistens mit Studien des damals mich beschäftigenden ‚Tristan‘, musikalisch ausgestattet hatte“. Ein anderes interessantes Beispiel ist die Geschichte von Hanslick und den Meistersingern. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß Wagner bei der späteren Konzeption der Gestalt des „Merkers“ an diesen seinen gehässigsten kritischen Gegner dachte und sogar anfänglich die Absicht hatte, ihn „Hans Lug“ zu nennen, und erst später den Namen „Beckmesser“ dafür einsetzte, als er empfand, daß die Figur unter seinen Schöpferhänden ins Zeitlose gewachsen war. In den Memoiren nun wird diese beweisbare Tatsache in der naivsten Weise umgedreht, indem Wagner erzählt, wie Hanslick unbegreiflicher Weise einen Zusammenhang zwischen „Beckmesser“ und seiner Kritiker-Tätigkeit angenommen habe und von da an Wagners unnachgiebiger Feind geworden sei.

Diese Entfremdung seiner Vergangenheit gegenüber, die in den besprochenen sowie vielen anderen Fällen bis zur Entstellung von Vorgängen führt, erstreckt sich schließlich aber auch auf Werke, deren ausgesprochen polemischer Charakter eine solche Behandlung auszuschließen schien. So werden die zahlreichen Aufsätze Wagners ohne irgend eine erklärende oder rechtfertigende Bemerkung erwähnt, als seien es bloße Gelegenheitsarbeiten ohne wesentliche Bedeutung, die

mehr aus Langeweile als aus zwingenden Gründen geschrieben worden seien. Ja sogar wo wir glaubten, daß sich eine grundlegende Lebens- und Weltanschauung Wagners ausspreche, wie in seinen philosophischen und ästhetischen Schriften, erhalten wir hier den Eindruck, als habe es sich ihm bei der Abfassung nur um vorübergehende Interessen gehandelt. Alle diese Gedanken und Taten liegen eben für ihn in einer überwundenen, ganz fernen Vergangenheit. Nur ein Mann ragt — man fühlt es deutlich — noch bedeutsam in die Zeit der Aufzeichnung der Erinnerungen hinein: Schopenhauer, der stets mit einer fast feierlichen Verehrung genannt wird.

Aus diesen so auffallenden Eindrücken, welche diese unerwartete Art der Erzählung des eigenen Lebens auf uns ausübt, nun ein irgendwie absprechendes Urteil über den Menschen Wagner herzuleiten, wäre vollständig verfehlt. Das einzige, was aus diesen Beobachtungen mit einer merkwürdigen Schärfe hervorgeht, ist die Erkenntnis, daß hier einer unserer Großen ganz naiv und ohne es zu wissen erzählt, wie sein ganzes Leben unter der dämonischen Gewalt eines Genius stand, der alle seine Werke, Worte und Handlungen unerbittlich in bestimmte Bahnen zwingt, so daß dieser gewaltigen tyrannischen Idee gegenüber alle Menschen, die ihr dienen, und alle Ereignisse, durch die sie ihren Träger führt, zu mehr oder minder unbedeutenden Zufälligkeiten zusammenschrumpfen.

Und darin, daß dieses Buch wie wenig andere diese Erkenntnis vermittelt, weder im Literarischen noch auch im gegenständlich Historischen, liegt seine Bedeutung und sein Wert. Und erst, nachdem dies klar und unmißverständlich ausgesprochen ist, kann davon die Rede sein, wie meisterhaft die Darstellung im einzelnen und mit welch reifem Können die Sprache gehandhabt ist. Und hier wie bei den andern Werken Wagners nimmt uns die Größe der Persönlichkeit vom ersten Augenblicke an gefangen und hält uns die ganze Erzählung hindurch in ihren Banne, bis wir, als auch Wagner — wie einst Goethe am Schlusse von „Dichtung und Wahrheit“ — vom Abgesandten eines hochgeistigen Fürsten erreicht wird, das Buch aufatmend mit dem frohen Gefühle schließen, daß nun für den so lange Heimats- und Ruhelosen die Zeit der Geborgenheit und Ernte gekommen sei.

Brügge einst und jetzt.

Von Marga Lammasch.

Ein trüber Septembertag. Durch das freundliche, sanfte Hügelland pustet der Abendzug, der für heuer wohl die letzten Gäste nach dem vlämischen Meeresstrande bringt, ins internationale Kaleidoskop, Ostende genannt.

Die Bauten von Gent verschwinden hinter uns, die Konturen ihrer verwitterten Steine sind im Bleigrau des Himmels verschwommen, da bilden sich vor uns in der Ferne wieder andere Formen. Ein hochragender, breitschultriger Turm ersteht, den dicke Wolken wie ein Mantel den Reichen umwallen, ein zweiter dann, viel schlanker und zierlicher, eine schmucke Krone auf dem Haupte, und ein dritter, kurz und massiv, streitbar und trotzig, als wollte er die Häuser beschützen, die sich um ihn geschart. Es sind die drei Wahrzeichen von Brügge, die Türme von Notre Dame, von der Stadthalle und von St. Sauveur.

Brügge, Mariastad, nordisches Venedig, tote Stadt — alle Namen des stillen Städtchens, das nun vor uns liegt, kommen mir auf einmal in den Sinn und ein prachtvolles Bild steht vor meinen Augen, das die Schönheiten mancher Städte der verschiedensten Länder in sich vereint, das die charakteristischen Merkmale von Nürnberg, Rothenburg, Siena und Venedig trägt. Ob die Wirklichkeit das Bild meiner Phantasie noch übertreffen wird, ob das Städtchen all diese Namen und Vergleiche, das viele Lob, das ihm die Jahrhunderte spenden, ganz und gar verdiene, war die Frage, die mich beschäftigte, als wir in den Bahnhof einfuhren.

Einer der geistvollsten Männer der Frührenaissance, Äneas Silvius, nachmals Papst Pius II., gehörte zu den ersten, die Brügges Schönheiten priesen. Ihm, der die erwachende Natur- und Kunstbegeisterung des 15. Jahrhunderts so sehr gefördert, verdankt Brügge den Namen Mariastad, den es heute wie damals verdient. Könnte er wohl auf eine Gemeinde besser zutreffen als auf diejenige, deren weithin sichtbares Wahrzeichen der Turm von Notre Dame ist, in deren Mauern noch heute viele tausend Herzen von jener mystischen, kindlichen Liebe zur heiligen Jungfrau entflammt sind wie in den Zeiten des Rittertums, wo in allen poetischen Ecken, in Nischen und Erkern

unter dicht wallendem Blättergeranke ein Bild der Gebenedeiten thront! Das nordische Venedig ist Brügges zweiter Ehrentitel. Brügge und Venedig sind einander ähnlich, aber auch durch vieles von einander verschieden. Die ernste, schwermütige Stimmung, die von Glanz und Macht, von Niedergang und Verarmung erzählt, scheint hier wie dort mit dem leuchtenden Moos aus den Sprüngen verwitterter Mauern zu sprießen, hier wie dort bewundern wir das einheitliche Gepräge altehrwürdiger, künstlerischer Bauten und die Romantik stiller Wasserstraßen. Auch die beiden — allerdings nicht großen — Bildergalerien von Brügge sprechen nicht gegen diesen Vergleich. Es ist wohl der gleiche Geist, dieselbe Gottesminne und das gleiche anspruchslos einfache und doch so ergreifende Erzählertalent, das aus den Madonnen Bellinis und Memlings Reliquienschrein der heiligen Ursula spricht. Doch trotz alldem ist für den genauen Beobachter ein nicht unbedeutender Unterschied merkbar zwischen der Poesie von Venedig und der von Brügge. In der stolzen Adelsstadt am Strande der Adria ist's vornehme Größe und Pracht, die uns in den Ruinen der hohen, fürstlichen Marmorpaläste und ihren unzähligen, überreichen Ornamenten entgegentritt. In Brügge dagegen erzählt noch heute jedes Gebäude und auch das kleine vierfenstrige, ein Stock hohe Häuschen von dem wohlhabenden Bürgertum, das hier einst geblüht, das mit Liebe und Stolz alle Bauten so schön und zweckentsprechend wie nur möglich geschmückt hat. Hier ist es trotz alles Verfalles etwas Freundliches, Friedliches das uns immer wieder in jedem Gäßchen und an jedem Kanal entgegenleuchtet aus den gemütlichen, altväterischen Butzenscheiben der Holzerker und Veranden und den vielen, vielen roten Pelargonienköpfchen, die sich an die kunstvoll geschwungenen Fensterrahmen schmiegen. Die Giebel und Erker und Blumen, die altersschwarzen Holzhäuschen, die hin und wieder eingestreut sind, das anheimelnd Altbürgerliche ist's, das so sehr an Nürnberg und Rothenburg erinnert.

Das Straßenbild wird immer malerischer, die Häuser, an denen es vorüber geht, sind älter und eigentümlicher, je mehr wir uns dem Hauptplatze nähern. Jeder Schritt nach vorwärts ist ein Sprung zurück in die Welt der Vergangenheit, immer deutlicher hören wir die Sprache der Jahrhunderte.

Jetzt steht ein mächtiger, festungsartig gewaltiger Kirchenbau vor uns, St. Sauveur, die Kathedrale. An ihren kräftig kampfbereiten Mauern, den schmalen Fenstern, die uns wie trotzig zugekniffene Augen finster entgegenblicken, und an fünf kleinen Pyramiden, die kriegerischen Helmen gleich die Türme bekrönen, erraten wir die Geschichte ihres Entstehens, ihrer vielhundertjährigen Herrschaft. Wie schade, daß auch hier, wie in so vielen belgischen Kirchen, die architektonische Harmonie des Innern im 17. Jahrhundert durch Einbau eines schwerfälligen Lettner verdorben wurde, daß dem Blick, der sich an die großen, edlen Verhältnisse der drei hochaufstrebenden gotischen Längsschiffe gewöhnt hat, plötzlich durch eine überladene Barockschranke Einhalt geboten wird und er nicht vordringen kann bis zum heiligen

Opfertisch, bis zu den schlanken Bogenfenstern der Apsis, wo das goldig verklärende Tageslicht einbricht.

Nun setzen wir unseren Weg fort nach der Grand' Place, die in ihrer einheitlichen Schönheit und ungestörten Harmonie an den Hauptplatz von Siena erinnert. Wir stehen vor der großen, altehrwürdigen Halle und dem in schmucker Gotik aufgeführtem Belfried, der den strengen, einfachen Unterbau fast zu hoch überragt. Die anderen Bauten, die den Marktplatz umsäumen, sind zwar jüngeren Datums, haben aber trotzdem viel Charakter, sie passen in ihrer monumentalen Würde mit dem einfachen edlen Maßwerk der Tore, Fenster und Giebel auf den historischen Boden, der sie trägt.

Wenige Schritte von hier erbaute im 9. Jahrhundert der erste Graf von Flandern, Balduin mit dem eisernen Arm, die neue Burg, in der er und seine Nachfolger residierten. Am Marktplatz stand die alte Tuchhalle, wo die strebsamen Bürger und Bürgerinnen die Erzeugnisse ihres Fleißes verkauften, wo Brügges Reichtum am meisten gefördert wurde und es seinen in der industriellen Welt des Mittelalters so hervorragenden Namen gewann. Ein gesegnetes Stück Erde war die malerische Stadt. Ein Brief des Bischofs von Reims aus dem 11. Jahrhundert erzählt von ihrer Blüte, ihrem Reichtum, von der Fruchtbarkeit des früher unwirtlichen Bodens und den mit Erfolg gekrönten Bemühungen der Landleute.

Brügges größte Stärke lag im Handel. Um jene Zeit schon kamen die Waren aus Italien herab und mit dem Brüggenwappen auf dem Segel steuerte manches reich beladene Fahrzeug durch den Kanal hinüber zur Themse, nach den englischen Märkten. Von immer weiter her kamen die Schiffe, nicht nur aus Frankreich, Deutschland und Spanien, sondern auch vom fernen Osten, von Rußland und Bulgarien, von Marokko, Tunis, Konstantinopel und Palästina. Auch die Beziehungen mit dem Norden, mit London besonders, wurden immer reger. Wolle wurde über den Kanal herübergeschickt und fertige Gewebe brachten die Boote in ihre Heimat zurück. Ja, es mag reges internationales Leben in den engen Gäßchen pulsiert haben, wenn zum großen Jahrmarkt Kauflustige aller Länder zusammenströmten, wenn in der großen Stadthalle die Schätze des Orients ausgestellt waren. Den Höhepunkt des Glanzes hat Brügge wohl damals erlebt, als Karl der Kühne 1468 mit Margareta von York Hochzeit hielt. Die Straßen waren mit Gold- und Seidengeweben bespannt, die herrlichen Paläste prangten in feenhaftem Blumenschmuck und auf dem Marktplatz zwischen ehrwürdigen Bauten wurden ritterliche Turniere abgehalten. Manche der prächtigen Bauten, die damals entstanden sind, wurden ein Opfer der Jahrhunderte; viele aber stehen noch heute, wir bewundern sie in den nun ausgestorbenen Gassen, mit denselben schmucken Stufengiebeln noch wie damals, mit den gleichen schwungvollen Bogenlinien, welche die gotischen Fenster der verschiedenen Stockwerke in einem Rahmen vereinen. Wie früher erzählen die vielen Gildenhäuser und die Paläste der reichen

Handelsherren vom Kunstsinn ihrer Erbauer, sie künden nach wie vor die Schönheit des Brüggerstils, aber aus ihren Fenstern blickt nicht mehr sorgloser, fröhlicher Reichtum wie einst.[1])

Auf einem kleinen Rundgang kann man sich bald überzeugen daß das Stadtbild im großen und ganzen einheitlich ist. Dem Stufengiebel, der eines der charakteristischen Merkmale des Stiles ist, begegnen wir fast überall, am vornehmen Palast wie am bescheidenen zweifenstrigen Backsteinhäuschen. Auch die typische Fensterumrahmung finden wir in verschiedensten Varianten immer wieder, bald künstlerischer, bald einfacher ausgeführt. Hier ist's ein herz- oder kleeblattförmig geschwungener Bogen, der die Fenster des ersten Stockwerkes mit dem des Giebels gemeinsam umschließt, dort wieder strebt zu beiden Seiten jedes Fensters ein schmaler Pfeiler vom Erdgeschoß bis zum höchsten Stockwerk auf oder geht in eine rundbogige Bekrönung über.

Dem Einfluß der Renaissance verdanken wir auch hier manches architektonische Meisterstück, vor allem auf der Place des Bourg die ehemalige Stadtkanzlei. Die Linien des Baues, die drei zierlichen Giebel besonders, zeichnet seltene Harmonie und Grazie aus, die zarten Rankenornamente der Friese und Giebelfelder, wie die Sockel der Säulen und die kleinen Statuen sind vergoldet, aber nicht aufdringlich und schwerfällig, wie das so oft der Fall ist. Daneben bewundern wir das Rathaus aus dem 14. Jahrhundert und die Kapelle des heiligen Blutes, zwei edle Schöpfungen der Gotik. Nicht allein die Würde ihrer ernsten, dunklen Mauern und die Fülle der bis ins kleinste Detail meisterhaft fein ausgeführten Ornamente sind es, die uns hier so lange zu bannen vermögen, nein, die Stimmung ist's, die uns mächtig ergreift, das Schweigen der Gegenwart, die Auferstehung vergangener Tage und das Wiedererwachen alter Bilder, die uns vergilbte Chroniken, verblichene Stiche schemenhaft andeuten. Ein kleines Stück Weltgeschichte gewinnt hier Leben und Farbe.

Durchschreiten wir den zierlichen Renaissancebogen, der Rathaus und Justizgebäude verbindet, so sehen wir ein ganz anderes Bild vor uns als bisher. Eine friedliche, stimmungsreiche Wasserader liegt vor uns, bald von baukünstlerischen Meisterwerken umrahmt, bald wieder eingesäumt von einer alten, verfallenen Gartenmauer, über welche die Zweige einer Trauerweide wie ein grüner Schleier herniederwallen und den glatten, dunklen Spiegel bedecken. Dieses stille Gewässer, auf dem ein paar Schwäne stolz und lautlos dahinsegeln, wo grüne, gelbe und rote, herbstlichgefärbte Blätter in der leichten Brise schiffen, wo behäbige, schön geschwungene Steinbrücken die Ufer verbinden und vielhundertjährige Baumriesen zum Himmel ragen, bringt gleich

---

[1]) Schon unter Maximilian machte sich der Niedergang im Handel und Wohlstand bemerkbar, zu dem die Unruhen dieser Zeit wohl viel beigetragen haben mochten. An der Westseite des Marktplatzes, wenige Schritte von den Hallen, sehen wir noch heute, allerdings modernisiert, das Haus, in dem Kaiser Max als Regent von Flandern elf Wochen Gefangener der Brügger Bürger gewesen ist.

großen Eindruck hervor, ob wir im Hintergrund ein palastartiges Gebäude sehen oder ob den Abschluß ein kleines Giebelhäuschen bildet, in dessen Haustür ein altes Mütterchen emsig seine flandrische Spitzen klöppelt. Einst mag es hier viel lebhafter zugegangen sein, da schwammen unzählige reichbeladene Schiffe in den Kanälen, und die Schwäne, die an ihren Hälsen die Insignien der Gilde trugen, der sie gehörten, mußten sich einen ruhigen Aufenthaltsort in der Reie suchen, die Straßen waren von den reichen Bürgersfrauen belebt, die so kostbare Kleider trugen, daß Johanna von Navarra erstaunt über solche Prachtentfaltung, meinte, sie hätte geglaubt, allein Königin zu sein, nun aber sähe sie deren viele. Heute begegnen wir in den Straßen von Brügge fast ausschließlich einfach gekleideten Leuten, alten Mütterchen auf dem Kirchweg in ihren schwarzen, weiten Mänteln, die Kapuze tief über den Kopf gezogen. Oft sehen wir eine weite Strecke vor uns hin keinen Menschen, es ist, als wolle niemand die weihevolle, ernstpoetische Stimmung stören, als solle nichts Unharmonisches einen Mißton in das historische Bild bringen.

Wir kommen zum Quai du Rosaire, einem der allerschönsten Plätze der Stadt. Keine Beschreibung vermag die Stimmung zu schildern, die auf diesem Teich und den ihn umgebenden Bauten webt, niemand all die Farben zu definieren, die über das Bild ausgegossen sind; dem Gedächtnis aber bleibt es tief eingegraben, so wie wir's lange, lange in Bewunderung geschaut haben: das grünlichblaue Wasser, die roten, turmreichen, massigen Bauten, im Hintergrunde die von einem Epheuteppich umsponnene Gartenmauer und den hohen, zierlichen, goldig leuchtenden Belfried, der das Ganze überragt. —

In jedem Gäßchen, an jedem Kanal finden wir immer wieder Punkte, von denen wir uns kaum trennen können. Ich glaube, im Reichtum malerischer Straßenecken und stillvoller, wenn auch einfach ärmlicher Häuser übertrifft Brügge die meisten der berühmten italienischen Kunststätten.

Setzen wir unsere Wanderung fort nach dem Lac d'amour und der Beguinage. Vor uns liegt das stille Wasser, das in allen Farben opalisiert, je nachdem sich der blaue Himmel, die roten Backsteinhäuschen, das dichte Blattwerk der mächtigen, weitausgebreiteten Baumkronen darin spiegeln oder schneeweiße Seerosenbuketts darauf schwimmen. Eine schmale Brücke führt uns hinüber nach dem weltabgeschiedenen, friedlichen, von riesenhaften Ulmen überwölbten Klosterhof der Beguinen. Rundherum stehen die kleinen, ebenerdigen Häuschen der Schwestern, jedes mit zwei oder drei Fenstern Front und einem gemütlichen, hochaufsteigenden Schindeldach. Hier heiligen sich diese frommen Jungfrauen im streng enthaltsamen, beschaulichen Klosterleben, ohne aber durch Gelübde für die Zukunft gebunden zu sein. Im Kreise der bescheidenen Häuschen, wo wir hin nnd wieder durch das Fenster eine Beguine bei der Arbeit sehen, strebt die einfache, schmucklose Klosterkirche empor. Eben beginnen die Glocken ihren innigen Ruf und hier und dort öffnen sich die niederen Türen und eine schwarz-

verschleierte Gestalt nach der andern eilt der Kirche zu, denn es ist Vesperzeit. Friede, herrlicher Gottesfriede um uns her!

Wir durchwandern den Hof und verlassen ihn an der entgegengesetzten Seite, gegenüber dem gotischen, schmucken Schleusenhaus, an der Stelle des einstigen Hafens, der Jahrhunderte hindurch von Schiffen so dicht besetzt war, daß es das Hauptvergnügen der Brügger Jugend gewesen ist, von Schiff zu Schiff zu springen und so das andere Ufer zu erreichen. Heute stört kein scharfer Kiel den glatten Spiegel des Minnewassers. Von den beiden Türmen, die einstens die Einfahrt bewachten, ist nur mehr einer erhalten; er könnte sich wundern über die Veränderungen, die um ihn her vorgegangen sind. Während in früheren Zeiten lauter Jubel ihn umbrauste, als an dieser Stelle die fürstlichen Besucher empfangen wurden, hört er heute nur das Trillern der Lerchen oder den Flügelschlag des Geiers, der ihn umkreist. — Die Bauten, die das Bild nach rechts und links begrenzen, passen gut zur Umrahmung; auch das große Gebäude, in dem unheilbar kranke Frauen von milden Schwestern liebevoll gepflegt werden, stört durchaus nicht. Es ist der Geist des lebendigen, werktätigen Christentums, der uns aus den freundlichen Fenstern der vielen, vielen geistlichen Stiftungshäuser, caritativen Anstalten und Schulen entgegensieht, er gibt der einsamen Stadt ihren Adel. Zu mancher sozialen Fürsorge, die wir als modern anzusehen geneigt sind, wurde hier schon vor Jahrhunderten in inniger Religiosität der Same gestreut; so gab es hier zum Beispiel schon im 16. Jahrhundert eine „Laienkatechese", das heißt eine Vereinigung von Damen, die es sich zur Aufgabe machten, die Priester bei Erteilung des Religionsunterrichtes zu unterstützen.

In wenigen Schritten erreichen wir den Wall, dessen schattige Anlagen im Kreise die Stadt umgeben und ringsum von dem stillen, friedlichen Wasser der Reie bespült sind. Wandern wir nach links weiter, so kommen wir zum schönsten der vier Stadttore, die noch erhalten sind, zur Porte de Gand, die inmitten der friedlichen Au den imposanten, wuchtigen Charakter eines mittelalterlichen Festungstores zur Schau trägt. Wählen wir die rechte Seite zu unserem Abendspaziergang, so gelangen wir nach dem Rempart Gezelle, der der nach jenem priesterlichen Barden benannt wurde, der durch seinen reichen Poesienschatz bekannt geworden ist.

Es war im Musée Communal. Zuerst besahen wir eingehend die verschiedenen Meisterwerke. Wir machten uns mit den ausdrucksvollen, aber herben, scharfgeschnittenen Köpfen Van Eycks vertraut und bewunderten die gottinnige, zarte Frömmigkeit der Marien- und Heiligenbilder Memlings, die in ihrer herzlichen Religiosität und wunderbar feinen Ausführung sowie in der manchmal etwas steifen Gruppierung im Vordergrund knieender Stifter und Stifterinnen an die italienischen Maler der Frührenaissance erinnern. Bevor wir das Museum verließen, wollten wir uns zur Erinnerung noch einige Photographien im Stübchen der Aufseherin aussuchen. Auf den ersten Blick errät man an den hübschen Kopien und den feinge-

schnitzten Rahmen, daß hier kunstliebende Menschen wohnen. Eine große Photographie fällt mir gleich besonders auf, die von Guido Gezelle ist's. Kaum war ich ihr näher getreten, so hatte der Sohn der Pförtnerin mein Interesse für den Dichter verstanden und holt mit freudigem Stolz ein Buch hervor, eine Gedichtsammlung Gezelles, in der eine eigenhändige Widmung des Poeten stand. Mit heller Begeisterung begann der junge Mann von Gezelles stark ausgeprägtem Dichtertalent zu sprechen, von seiner opferfreudigen Tätigkeit als Pfarrer einer ärmlichen Landgemeinde und von seiner großen Wohltätigkeit und Einfachheit. Er erzählte, daß es des Dichters letzter Wille gewesen, man solle all sein Geld den Armen geben und ihn in aller Stille, ohne Prunk und ohne Musik zu Grabe tragen. Seine Verehrer wollten das aber nicht zugeben. Unter Orgelbrausen sollte er, so beschlossen sie, zum letzten mal aus der Kirche ziehen. Da, als die ersten Töne des Libera erklangen, versagte die Orgel: sie war gebrochen, und in aller Stille, wie es der Sterbende gewünscht hatte, mußte die Zeremonie vor sich gehen.

Das Erzählen allein war unserem Kustoden nicht genug, er wollte die Kunst Gezelles selbst zu uns sprechen lassen. „O krinklende winklende water ding" begann das Gedicht. Wenn wir auch nicht viel von seinem Sinne verstanden, so war es doch ein Genuß, der Melodie zu lauschen, die mit wunderbarem Geschick zusammengestellten onomatopoetischen Laute auf uns wirken zu lassen. Der Dichter war echtes, rechtes Brügger Kind; in seinen Werken spiegelt sich die Natur der Vaterstadt und ihre reiche Poesie. Es ist eigentümlich, wie schön die sonst oft rauhe vlämische Sprache in diesen Poesien klingt; wenn man ihnen gelauscht hat, nimmt es einen nicht wunder, daß die Sammlung mit einer begeisterten Lobeshymne auf die vlämische Sprache beginnt. „De vlaamsche tale is wonder zoet". Mehr Liebe zum Heimatland und zur „wundersüßen Muttersprache" kann man wohl selten finden als bei Belgiern und Holländern.

Nun wandern wir zum zweiten Museum, dem Hôpital S. Jean, das noch weniger, aber noch auserlesenere Meisterwerke von Memling und Van Eyck enthält, unter anderem Brügges hervorragendsten Kunstschatz, den Reliquienschrein der heiligen Ursula. Acht herrliche Bilder führen uns die Lebensgeschichte dieser heiligen Jungfrau vor, ihren Einzug in Köln, die Landung in Basel, die Ankunft in Rom, die Rückkehr und das Martyrium. In einigen dieser Darstellungen, der Begrüßung durch den Papst zum Beispiel, hat sich der Meister selbst übertroffen. Hier ist die Szenerie des Bildes, das in den architektonischen Rahmen des Lateranbaptisteriums eingefügt ist, und die Zusammenstellung der vier verschiedenen Gruppen ebenso sinnreich und natürlich durchgeführt, wie die Einzelfiguren wunderbar schön und ausdrucksvoll sind.

Zum Schluß ein Besuch in Notre Dame, dessen viele Kunstwerke allein ein kleines Museum bilden könnten. Hier nehmen die in edler Einfachheit ausgeführten Sarkophage Mariens von Burgund und Karls des Kühnen unser besonderes Interesse in Anspruch. Auch ein sprechendes Zeugnis für den Reichtum der alten Brügger Bürger finden wir da:

ein Werk Michelangelos, das ein kunstsinniger Patrizier einst erwarb. Es stellt die heilige Jungfrau dar, jugendlich anmutig, aber in ernste Gedanken versunken, und das göttliche Kind, das sich vertrauensvoll innig an die Knie der Mutter schmiegt.

Einige Tage sind für Brügges Schönheiten, für das volle Erfassen der Brügger Stimmung zu wenig, man sollte Wochen dort verweilen. Alle Erwartungen, die herrlichsten Phantasiebilder werden weit übertroffen, denn hier schlossen Religion, Poesie, Kunst und Geschichte einen innigen, unzertrennlichen Bund, der das Schönste geschaffen, was wir nur zu erträumen vermögen.

Heilige Hände.

Von Ilse Franke.

Und in der Nacht, wie ich um Starkmut rang,
Da sah ich tausend Hände ausgestreckt,
Und tausend Herzen hatt' ich mir erweckt
Voll linder Liebe, die ich niederzwang.

Ja, ihr wollt helfen, und ihr seid bereit,
Wenn ein zerschlag'nes Herz euch ganz vertraut
Daß ihr ihm Trost und Licht herniedertaut.
Denn eure Hilfe ist euch Seligkeit.

In euch, ihr Heiligen, ist Gott wunderbar.
Ich will euch ähnlich werden, wie ich kann.
Dann nimmt Gott einst auch meine Hände an
Und reiht mich ein in eure Helferschar.

Wien am Abend.

Von Ella Graf.

Oktober.

Die Dämmerstunde liebe ich vor allen,
Da aus des Firmaments Türkisenblau
Kraus, duftig Pfirsichblütenwölkchen sprießen,
Da buntgeschmückte schöne Frauen wallen
Durchs Häusermeer, des steinernkaltes Grau
Violenbraune Schatten mild umschließen.
Glühlämpchen flammen leuchtend auf, ergießen
Gedämpften Bernsteinglanz ob dunklem Bau.
Gleich gold'nen Kugeln, die melodisch fallen
In matte Perlmutterschalen, fließen
Die Glockentöne durch opal'ne Au . . .
Die Dämmerstunde liebe ich vor allen.

November.

Und Dämmerstunden weiß ich, da im Schlamme
Sich die Laternen spiegeln, gleißend grün,
Im Schlangenauge Hohn, auf dunkler Gasse,
Da sich die Erde sträubt mit trotz'gem Kamme
Wider die Wasser, die herniedersprüh'n
Aus schwerlastender Wolken dichter Masse.
Und mählich färbt das Violett, das blasse,
Am Himmel sich mit düsterem Karmin,
Als bräche aus dem grauen Nebeldamme
Hervor die Last von all dem Leid, dem Hasse
Des Wintertags, und ließ' die Luft erglüh'n
In einer einzigen granat'nen Flamme.

Dezember.

Und leise schwebt auf sehnsuchtsblauer Schwinge
Die letzte Dämmerstunde über Land
Und löscht das Licht dem blassen Wintertage;
Um braune Knospen webt ein scheu Geklinge
Am ernsten, starken Baum im Schneegewand,
Als ob er heimlich Frühlingshoffen trage.
Still steht der weißbestäubte Strauch, als wage
Er kaum zu atmen schier. Der Diamant
Des Monds steigt schlank empor im Sternenringe.
Und alles ruht so friedsam, sonder Klage,
Als ob mit schimmernder krystall'ner Wand
Ein Riesendom die ganze Welt umfinge.

Umschau.

Englische Romantik. Bald nach dem ersten Teil ist von Helene Richters Geschichte der englischen Romantik der zweite Teil des ersten Bandes erschienen (Halle 1911). Er behandelt die Romantik in der Ästhetik und Politik des 18. Jahrhunderts sowie in der Philosophie und Soziologie, und er schließt mit zwei vorzüglichen Monographien über die Romantiker Robert Burns und William Blake. In diesen beiden letzteren Kapiteln liegt der Hauptwert des Bandes. Die Fähigkeit der Verfasserin, klar, lichtvoll, sogar spannend und scheinbar mühelos darzustellen, erinnert an Kuno Fischers Geschichte der Philosophie. Es ist schwer, die schlechten und guten Seiten im Charakterbild Burns' geschmackvoller abzuwägen, als es hier geschieht. Burns schreibt einmal in einem Brief: „Die Religion war nicht nur all mein Leben lang meine Hauptzuversicht, sondern auch mein innigstes Glück. Ein Mathematiker ohne Religion hat als Charakter Wahrscheinlichkeit für sich, ein irreligiöser Dichter ist ein Ungeheuer." Und ein andermal (471): „Ich würde einen Menschen über irreligiöse Ansichten ebensowenig schelten als über seinen Mangel an musikalischem Gehör. Ich würde bedauern, daß er von dem, was für mich und andere die Quelle des höchsten Glückes bedeutet, ausgeschlossen ist." Im Stil von Burns kann ich es nicht als geschmacklos empfinden, wenn er sein Vaterland als das gute alte Weib personifiziert, wenn er seinem Pegasus den Schweiß abreibt wie einem Ackergaul, wenn er seine Muse wie eine Kuhmagd zur Arbeit antreibt (395). Sein Dichten ist „ein Ergebnis leichten Komponierens, aber fleißiger Korrektur". Er kann „dem Impulse, zu dichten, so wenig widerstehen, wie eine Aeolsharfe der wogenden Luft ihre Töne versagen kann" (404). Vom Jenseits sagt er (476): „Alle meine Sorgen und Ängsten sind von dieser Welt; gibt es eine andere, so ist für den rechtschaffenen Menschen nichts in ihr zu fürchten." — Im Kapitel über William Blake setzt die Verfasserin die Arbeit fort, die sie in ihrem großen Buch über den Erzromantiker begonnen hat. Blake hat schon als Kind Visionen; er sieht den lieben Gott das Haupt aus dem Fenster beugen und hebt vor dem gewaltigen Gesicht zu schreien an. Dann sieht er einen Baum voll von Engeln und ihre Flügel glitzern wie Flittersterne. Dann wieder schaut er den Propheten Hesekiel unter einem Buche sitzen. Er verkehrt wie Swedenborg mit Geistern. Als Maler inspiriert ihn die Westminsterabtei schon seit 1771 für die Gotik. Er zeichnet nicht nach Modellen, sondern aus der Inspiration und Vision. Sonderbarerweise ist der Klassizist Flaxman sein enger Gesinnungsgenosse. Aus der Mischung von Symbolismus und Naturalismus entwickelt sich dann auf Blakes Spuren die Präraffaelitische Bruderschaft. Man sieht, es ist eine parallele Entwicklung wie in Deutschland, wo sie von Novalis und den Nazarenern

ausgeht. Blake glaubt, vom heiligen Josef die Offenbarung einer neuen Technik im Traum erhalten zu haben. Er sieht die Seele seines verstorbenen Bruders emporschweben und in die Hände klatschen vor großer Freude, von der irdischen Hülle befreit zu sein. Ihm ist, wie Platon, sterben lebendig werden, geboren werden eine Art sterben. Er sagt: „Ich weiß, daß unsere abgeschiedenen Freunde tatsächlicher bei uns sind, als da sie unserem sterblichen Teile erschienen.“ Er schafft sich eine ganze Mythologie von Allegorien und symbolischen Ideen, in der wir ihm allerdings kaum folgen können. Kurios ist, daß er schon den Begriff des „Ewig Weiblichen“ vor Goethe kennt: „The Eternal Female“ (506). Wie bei Friedrich Schlegel steht bei ihm der Enthusiasmus, die Phantasie zu höchst.

Dünner zeigen sich die Fäden der Romantik in der Wissenschaft. Für die Ästhetik kommt hauptsächlich der Einfluß des platonischen Enthusiasmus in Betracht, von Shaftesbury und Hutcheson an. Dann erscheinen die Kategorien des Originalen, des Pittoresken, des Gotischen, des Patriotischen. Burke ist es, der die romantischen Ideen aus dem Gebiete der Ästhetik auf die Politik überträgt und so zum Gegner der französischen Revolution wird, die er als Folge antiromantischer Aufklärung erkennt. Burkes Mutter und Schwester waren katholisch. Er war der erste Verfechter der Katholikenemanzipation. Er beklagt das Verschwinden der alten Ritterlichkeit; sie bedeutet ihm ein wesentliches und unersetzliches Kulturelement (86). Thomas Paine kommt wohl nur als krasser Antiromantiker in Betracht; nur durch seinen äußersten Gegensatz könnte er „Bahnbrecher der Romantik“ genannt werden (150). Die Romantiker haben seine Schriften verbrannt. Dagegen nimmt wieder Canning das Banner der Romantik in die Hand; er erkennt als Ursache der Verwirrung die französische Afterphilosophie, die in kindischer Weise alle sozialen Übel der Regierung zur Last legte (192). Auch er ist für die Emanzipation der irischen Katholiken. Sehr wenig mehr als gar nichts von Romantik ist bei Priestley wahrzunehmen. Denn auch der Optimismus ist vielmehr ein Kennzeichen der Antiromantik. Antiromantisch ist auch Godwins „utilitarisch-eudämonistischer Standpunkt“ (242). Er ist sentimental, aber nicht romantisch (265). Er ist ein empfindsamer Philister. Charakteristisch und bemerkenswert ist es, daß er das Genie weder für angeboren noch für ein Produkt der Erziehung hält, sondern meistens durch zufällige Eindrücke in maßgebender Weise bestimmt (272). Schön sind seine Beziehungen zu Mary Wollstonecraft und Shelley geschildert. Ganz antiromantisch ist natürlich auch Adam Smith nach allen Richtungen seiner Seele, als Ästhetiker, als Ethiker, als Sozialist. In Benthams Stellung gegen die Menschenrechte ist ein leiser Anflug von Romantik. Bei Malthus kulminiert wohl das ganze Philistertum der Weltgeschichte. Aber jedenfalls hängt das alles mit Romantik zusammen, wenn auch als Gegensatz. Und all das bringt uns das besprochene Buch nahe, mit einer großen Fülle und Mannigfaltigkeit, die ich hier kaum andeuten konnte. Richard v. Kralik.

Aus Zeitschriften. — „Ein Gedenktag in der katholischen Kirche Schottlands“ war der 15. September 1911, der hundertste Todestag des verehrungswürdigsten Bischofs der schottischen Kirche seit der Reformation, des Bischofs George Hay, dem J. R. Mac Kee in der „Allgemeinen Rundschau“ (8. Jahrgang, Heft 44) einen Gedenkartikel widmet. George Hay wurde im Jahre 1729 zu Edinburgh als Sohn protestantischer Eltern

geboren. Nachdem er die Schule absolviert hatte, widmete er sich mit großem Eifer dem Studium der Medizin. Eine Erklärung und Verteidigung katholischer Lehre hörte er zum erstenmal während seiner Gefangenschaft nach der Schlacht bei Culloden, die er als Arzt mitgemacht hatte. Nach seiner Freilassung zog er sich zu einem Verwandten zurück, in dessen Bibliothek er das Buch „Verleumdung und Wahrheit über die Papisten" von Gother fand. Er las es mit großem Interesse und vertiefte sich immer mehr in die Wahrheiten der Religion. Bald darauf entdeckte er, daß sein Fechtmeister ein Katholik war, und durch diesen wurde er mit dem opfermütigen Jesuitenpater John Seton bekannt, der ihn im Dezember 1748 in die Kirche aufnahm. „Als Katholik war der junge Mediziner nun nicht mehr imstande, zu promovieren oder ein Diplom als schottischer Arzt zu erhalten, und so entschloß er sich, als Arzt auf ein Handelsschiff zu gehen, das nach dem Mittelländischen Meere fahren sollte. Auf dem Wege zum Hafen kam er nach London und besuchte hier den heiligmäßigen Bischof und apostolischen Vikar Challoner. Es scheint, daß Bischof Challoner einen tiefen Eindruck von dem jungen schottischen Arzte empfing, und er riet ihm, Missionspriester zu werden." Hay begab sich nun nach Rom und studierte dort von 1751 bis 1758 im schottischen Kolleg, um nach seiner Heimkehr Priester in der Missionsgemeinde Banff zu werden. Hier wirkte er in großer Armut und Gefahr, denn die Gesetze bedrohten jeden, der die heilige Messe zelebrierte, mit Tod und Gütereinziehung. Im Jahre 1768 wurde Hay Weihbischof des Bischofs Grant und erhielt den Titel Bischof von Daulis. „Mit großem Eifer sammelte er nun Mittel zur Beschaffung von Paramenten, Büchern und all den andern zum Gottesdienst nötigen Dingen und sandte sie den armen Missionsgemeinden. Soweit es in seiner Macht stand, schützte er seine Glaubensgenossen vor Verfolgung. Das Wichtigste aber war die Gründung eines Priesterseminars, die er trotz Armut und tausenderlei Schwierigkeiten zustande brachte. Dies ist das dauerndste seiner Werke, denn aus der kleinen Zahl von Lehrern und Studenten, die sich im Jahre 1792 heimlich in dem abgelegenen Dörfchen Scaulan zusammenfanden, entstand das Blairs College, das größte katholische Seminar in Schottland." Nach dem Tode des Bischofs Grant wurde Hay an dessen Stelle apostolischer Vikar. Nun reiste er nach London, um beim Parlament größere Freiheit für die Katholiken durchzusetzen. Doch die Folge davon waren ernstliche religiöse Tumulte in Edinburgh. — Die letzten Lebensjahre des Bischofs waren durch den Verfall seiner geistigen Kräfte getrübt. Er zog sich in das von ihm gegründete Seminar zurück, wo er am 15. September 1811 verschied. Die Feierlichkeiten, die anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Todestages veranstaltet wurden, sind ein Beweis für den Fortschritt, den die Kirche in Schottland während der letzten hundert Jahre gemacht hat. „Statt zwei apostolischen Vikaren und 30 Priestern, die in Heimlichkeit und Gefahr ungefähr 18.000 Katholiken pastorisierten, gibt es jetzt zwei Erzbischöfe und vier Bischöfe in kanonisch eingerichteten Diözesen, 483 Priester und 331 Kirchen und Kapellen, wo die Messe öffentlich gefeiert wird, ferner viele Männer- und Frauenklöster." Trotzdem bleibt noch viel zu tun, denn: die Gesamtzahl der Bewohner Schottlands beläuft sich auf mehr als 4½ Millionen, Katholiken aber gibt es darunter nur etwas mehr als eine halbe Million. — Die Festlichkeiten zu Ehren des Bischofs Hay fanden statt in dem Benediktinerkloster Fort

Augustus, das vor ungefähr 30 Jahren gegründet wurde und dessen erster Abt P. Leo Linse von Beuron war; sechs Bischöfe und 70 andere Gäste waren während der Festtage in der Abtei untergebracht. „Die Schönheit der Gegend, die Feierlichkeit der Zeremonien und die Gastfreundschaft der Benediktiner vereinigten sich zu einem Eindruck, der stets im Gedächtnis derer haften wird, die an diesem historischen Gedenktage des edlen Bischofs teilnehmen durften, und der Wunsch und die Hoffnung stiegen auf, daß dieser Tag den Anfang bedeuten möge einer Zeit großen Glücks und Wachstums sowohl für die Kirche in Schottland als auch für die Gemeinschaft von Fort Augustus."

„Ein altchristliches Lourdes" schildert Dr. W. Scherer in den „Historisch-politischen Blättern" (148. Band, Heft 1). Es handelt sich um die Heiligtümer der sogenannten Menasstadt, Karm abu Mina, die vor einigen Jahren von den Archäologen Kaufmann und Falls aus dem Sande der libyschen Wüste zutage gefördert wurde. Diese Heiligtümer haben einst für die altchristlichen Ägypter eine Wallfahrtsstätte gebildet, die sich nur mit Lourdes vergleichen läßt. Tausende von Pilgern versammelten sich dort alljährlich am Feste des heiligen Menas (11. November); sie kamen aus Ägypten, Arabien, Kleinasien, Nubien, Mittelafrika, und selbst die abendländischen Reisenden, die das heilige Land besuchten, lenkten ihre Schritte vielfach über die Menasstadt. überall entstanden Kirchen zu Ehren des heiligen Menas; in Konstantinopel, Alexandrien, Rom wurden Menasheiligtümer errichtet, — etwa so, wie das heutzutage mit Lourdesgrotten der Fall ist, — ja bis nach Köln, Koblenz und Trier drang der Kult. Soweit sich feststellen läßt, war der heilige Menas ein Volksheiliger der christlichen Ägypter oder Nubier; er wurde im Jahre 295 in Phrygien enthauptet und verbrannt, weil er als Offizier im römischen Heere die Gottheit Christi bekannte. Der Rest seiner Gebeine wurde von christlichen Soldaten nach der Heimat gebracht und später in einem Felsengrabe bei einer Quelle bestattet. Als die Zeit der Christenverfolgungen vorüber war, wurde über dem Grabe eine schöne Basilika erbaut, die während der arianischen Wirren den rechtgläubigen Bekennern, vielleicht auch dem heiligen Athanasius, als Zufluchtsort gedient hat. Bald entstanden in ihrer Nähe Paläste, Gärten, Klosterniederlassungen, andere Kirchen, darunter die an das Gruftheiligtum angebaute Basilika zu Ehren der Gottesmutter, die älteste Kuppelbasilika der Welt. Die im Schatten des Heiligtums sprudelnde Quelle wurde als wunderwirkend betrachtet und zum Teil in ein Baptisterium abgeleitet, in welchem die Neuchristen getauft wurden, zum Teil in die neben der Kirche errichteten Baderäume geführt, die mit Erwärmungsvorrichtungen versehen waren und über denen wiederum eine eigene Basilika erbaut wurde. Und wie heute das Lourdeswasser in alle Welt gesandt wird, so wurde das Wasser der Menasquelle in Flaschen aus Ton oder Terrakotta von den Pilgern mit heimgenommen. In Handschriften griechischer, äthiopischer, koptischer Herkunft, in Mönchschroniken und Abbildungen wird von den Wunderheilungen Zeugnis abgelegt. „Nimm des Menas heiliges Wasser und der Schmerz ist entflohen", lautet zum Beispiel eine der Inschriften, und eine andere: „Vater Menas, gedenke deines Dieners, hilf uns!" — Weder der Einfall der Perser, noch das Aufkommen Muhameds vermochte das Ansehen des Heiligtums zu erschüttern. Aber zur Zeit der Irrlehren im 7. Jahrhundert wurde es ein Gegenstand des

Streites der Parteien und abergläubische Anschauungen bemächtigten sich der Pilger. Schließlich mischten die arabischen Kalifen sich ein und ließen kostbare Kunstwerke aus den Kirchen fortschleppen. Im 10. Jahrhundert ließ der grausame Schenût Kirchen und Klöster zerstören, und dann legte sich der Wüstensand als Decke über die einstigen Heiligtümer. Bei den oben erwähnten archäologischen Ausgrabungen wurden eine mächtige Marmortreppe und ein großartiges Felsengewölbe entdeckt; das ist die Stätte, wo einst die Gebeine des heiligen Menas geruht und wo reiche Kunstschätze an Statuen und Gemälden aufbewahrt waren.

Das Pariser Missionsseminar verwaltet in China nicht weniger als zwölf Apostolische Vikariate und Präfekturen. Einem Berichte der „Katholischen Missionen" (September 1911) zufolge wird in allen diesen Vikariaten über die veränderte Haltung der chinesischen Behörden der Mission gegenüber geklagt. „Der Einfluß, den die Missionäre einst bei den Mandarinen besaßen, gab ihnen beim Volke ein gewisses Ansehen und übte eine starke Anziehungskraft aus. Damit ist es jetzt vorbei. Die Stimmung der Behörden ist, wenn nicht offen feindselig, doch wenig freundlich. Es hält oft schwer, bei Rechtshändeln, die eine gerichtliche Entscheidung verlangen, Gerechtigkeit zu erlangen. Namentlich macht sich diese hemmende und übelwollende Haltung der Behörden geltend, wenn es sich um Neubauten und Ausdehnung der verschiedenen der Propaganda dienenden Anstalten handelt. Die Behörden verweigern die amtliche Anerkennung des Eigentumsrechtes für die von der Mission erworbenen Grundstücke, eine Weigerung, die durchaus ungesetzmäßig und den internationalen Abmachungen zwischen China und den auswärtigen Mächten zuwider ist." Anderseits läßt sich erfreulicherweise konstatieren, daß die Bevölkerung allmählich manche Vorurteile gegen das Christentum und die Missionäre ablegt; doch ist das hauptsächlich nur in den größeren Städten der Fall, während die Missionen auf dem flachen Lande durch räuberische Überfälle und ähnliche Verfolgungen zu leiden haben. Trotz alledem könnte das Missionswerk in China einen erfreulichen Fortgang nehmen, wenn es nicht an Kräften mangeln würde. Die Provinz Kwantung zum Beispiel zählt 27 Millionen Einwohner, darunter zirka 70.000 Christen. Es ist klar, daß die 70 europäischen und 25 chinesischen Priester, von denen manche noch durch Verwaltungsgeschäfte und Unterricht in Anspruch genommen sind, kaum für die Seelsorge der bereits bestehenden Gemeinden, geschweige denn für das Werk der Heidenbekehrung ausreichen. Es gibt Missionsstationen, die höchstens einmal im Jahre von dem Pfarrer des Bezirkes besucht werden können. „Um so mehr verdient Anerkennung, daß die Christen im großen und ganzen treu bleiben, ihre Kinder stets ohne Verzug taufen lassen und die kirchlichen Vorschriften über die Ehe treu einhalten." Die Hauptsorge ist auf die Vermehrung des einheimischen Klerus gerichtet, aber auch darin geht es nur langsam vorwärts; zwar zählt das Seminar 70 Alumnen, doch Krankheit, Entmutigung und andere Gründe lassen nur wenige der jungen Leute ans Ziel kommen. In Kanton besitzt die Mission ein Kolleg für Knaben mit 250 Zöglingen, zumeist Heiden. Es wäre nicht schwer, die Zahl zu vermehren, aber in der studierenden Jugend Chinas lebt heute ein so unbotmäßiger Geist, daß eine strenge Auslese nötig ist. Das Herz-Jesu-Kolleg erfreut sich deshalb auch eines guten Rufes. Sehr segensreich wirkt die mit dem Knabenwaisenhaus verbundene Gewerbeschule, in welcher

die Knaben, die zum Studium weniger Anlage zeigen, in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden. Seit einem Jahre besteht in Kanton auch eine höhere katholische Töchterschule, die von den kanadischen Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis gegründet wurde, von 63 christlichen und 26 heidnischen Zöglingen besucht wird und Sprachkurse, Musik, Zeichnen und feine Handarbeiten im Lehrplan hat. Die Schwestern hoffen, durch diese Anstalt das Christentum in die Frauenwelt der besseren Familien zu tragen. Außerdem leiten sie ein Greisen-, Krüppel- und Blindenasyl und eine Findelanstalt. Die Presse ist in den katholischen Missionen Chinas immer noch sehr schwach vertreten und wird durch die protestantische Pressepropaganda in den Schatten gestellt.

Daß einige Familiennamen in unseren Adreßbüchern unverhältnismäßig stark vertreten sind, ist eine bekannte Tatsache. Aber hierin dürfte China alle anderen Länder bei weitem übertreffen. Wie in einem anderen Heft der „Katholischen Missionen" (Oktober 1911) berichtet wird, hat ein englischer Gelehrter, Herr Giles, sich die Mühe genommen, 16 Jahrgänge des Pekinger Staatskalenders, der die jährliche Beamtenliste im chinesischen Reiche aufführt, durchzumustern. Obschon nun die Zahl der Beamten in die Zehntausende geht, fand Giles im Verzeichnis doch nur 250 verschiedene Familiennamen vertreten. Von diesen sind 55 so häufig, daß sie auf 100 Beamte siebzigmal wiederkehren. Vier von diesen 55 Namen sind sodann ganz besonders privilegiert. Es sind dies die Namen Tschang, Wang, Li und Tschao. Die Häufigkeit eines jeden derselben beträgt 5 Prozent, die des Namens Li sogar 6 Prozent. Rechnet man also die Zahl der eigentlichen Chinesen auch nur auf 300 Millionen, so ergäbe sich, daß es in China allein 18 Millionen Li, 15 Millionen Tschang und ebensoviele Wang und Tschao gibt, somit auf 60 Millionen Menschen bloß 4 Familiennamen entfallen. Eine zweite Gruppe von 60 Millionen teilt sich in 8 bis 10 gleichfalls häufigere Namen, wie Liu, Yang und andere, auf eine dritte gleich starke Gruppe kommen 20 andere seltenere, auf den Rest die übrigen Namen. Manche der in den Beamtenlisten stehenden Namen bekommt man fast nie zu hören. Dagegen zeigt sich die Vorherrschaft jener vier großen Familiennamen überall in den Dörfern. Es gibt ganze Ortschaften mit 800, 1000, ja 2000 Familien, die denselben Familiennamen tragen und nur durch Beinamen unterschieden werden. Und auch da, wo die Familiennamen wechseln, entfällt der Löwenanteil immer auf die Tschang, Wang, Li rc. Die Dörfer werden vielfach nach der Familie genannt, die zuerst dort sich niedergelassen und deren Namen vorherrscht, zum Beispiel Dorf der Familie Li, Weiler der Familie Tschang, wie Tschang-kia-tschoang. Diese Namen kehren immer wieder. In dem einen Bezirk von Sienhsien soll es 13 Tschang-kia-tschoang geben. Um zu wissen, welches gemeint ist, muß man nähere Ortsbestimmungen beifügen, zum Beispiel das Tschang-kia-tschoang, das in dieser oder jener Entfernung westlich oder nördlich von der Stadt Soundso liegt. „Man kann sich denken", bemerken dazu „Die katholischen Missionen," „welche Schwierigkeiten für die Post daraus entstehen, wenn einmal das Briefschreiben bei den Chinesen auf dem Lande häufiger wird." Die Gleichheit des Namens besagt noch keineswegs, daß die Familien verwandt sind. Der sicherste Beweis dafür, wo andere Dokumente fehlen, ist die Gemeinsamkeit des Begräbnis-

platzes und die Gleichheit der Begräbnisriten, welche von den betreffenden Familien eifersüchtig gehütet werden.

Die protestantische Wochenschrift „Die Grenzboten" (70. Jahrgang, Nr. 32) bringt einen Artikel von Dr. Alfred Funke über „Deutsche Leute auf brasilischer Scholle", in dem wir das folgende, anerkennende Urteil über das Wirken der Jesuiten finden: „Im Gedächtnis der Kampleute aber lebt die Erinnerung an die Reduktionen der Jesuiten fort, die einst im heutigen Paraguay, der argentinischen Provinz Misiones und im brasilischen Rio Grande eine Kultur unter den Indios schufen, die in ihren Trümmern noch heute das Staunen der Reisenden weckt. Sie sammelten die von spanischen und portugiesischen Sklavenjägern gehetzten Wilden in ihren Freistätten, die kein Weißer betreten durfte. Aus den braunen Leuten machten sie Hirten und Ackerleute, Handwerker und Soldaten. Auf ihren Feldern reiften goldene Ernten, in prangenden Gärten grünten Orangen und Zitronen, Weinreben füllten die knarrenden Kelter, Bananen und Granaten säumten die Beete, die Baumwolle die heute in jenen Breiten unbekannt ist, wurde von ihnen gepflanzt. Die Spindeln der Weiber tanzten, die Webstühle klapperten, Hunderttausende von Ellen Zeug gingen auf die Märkte. Blanke Silbertaler und Goldunzen kamen zurück. Ohne Lohn arbeiteten die braunen Untertanen, zufrieden mit Dach und täglichem Brot. Heute ragen mitten auf der Öde verwilderte Orangenhaine, und aus Ranken und Busch lugen riesige Quadern, schöne Kapitelle, geschwungene Fensterbogen, die Säulen der Portale und des hohen Chors, — alles von den Händen der Braunen gemeißelt. Braune Bildschnitzer schufen Chorgestühl und Heilige, auf reichen Altären brannten die Kerzen in goldenen Leuchtern, aus goldenem Kelch trank der ‚Vater', dem Tausende gehorchten, den Meßwein, die ehernen Glocken dröhnten über Land und Strom, und alles, Bild, Leuchter, Kelch und Glocke, war von Indios hergestellt. Ja sie fertigten auch Kanonen und Gewehre, Säbel und Partisanen, und eine wohlgeübte Truppe wußte die Waffen zu führen. — Heute sind die Dächer der stolzen Bauten zerfallen, keine Glocke ruft vom zerbröckelnden Turm, Geier hocken auf zerborstenen Mauern, Wo der Hochaltar prankte, breitet ein wilder Feigenbaum sein Schirmdach, aus den Fugen der Wände sprießen grüne Bäume und Gestrüpp, Wurzeln umklammern die Knäufe gestürzter Säulen und Ranken kriechen über zertrümmertes Bildwerk. Eidechsen sonnen sich, wo einst der Meißel klang und die Esse fauchte, wo fleißige Schmiede das Gitterwerk der Portale fügten, dessen Reste noch in rostigen Angeln hängen, eine versunkene Kultur grüßt uns mit wehem Lächeln." — Einige Seiten weiter, nachdem der Verfasser die traurigen Verhältnisse in den Schulen der deutschen Kolonien geschildert, heißt es: „Einen großen Einfluß auf das geistige Leben des Landes üben die Jesuiten durch ihre mustergültig eingerichteten Kollegien, in denen die Söhne der besten Familien untergebracht werden. Nach dem Gesetz ist jede Niederlassung der Väter verboten, aber bisher ist noch kein Kläger gegen den Orden aufgetreten, zumal der Staat kaum Ersatz für die Jesuitenkollegien schaffen würde."

„Die Begabung der Rassen und Völker" untersucht Professor Dr. Steinmetz in derselben Zeitschrift (70. Jahrgang, Nr. 37), indem er die Frage zu beantworten sucht: Sind die Völker und ihre Geschichte im Grunde nichts weiter als die Funktion des Wohnortes oder gesellt sich hiezu als ein

neuer, mächtiger Faktor die Rasse mit ihrer Eigenart und ihrer besonderen Begabung? „Nicht nur unsere ganze Kolonialpolitik, unser Verhalten den Eingeborenen unserer Kolonien gegenüber hängt von der Beantwortung dieser Frage ab; die Lage aller europäischen Völker wird eine andere sein, je nach dem, ob die vierhundert Millionen Chinesen notwendig unsere unterwürfigen Kulis bleiben müssen, ob sie sich zu unsern mehr oder weniger geschickten Nachahmern aufschwingen können oder ob es ihnen gelingen wird, als unsere ebenbürtigen Mitbewerber aufzutreten. Ebenso hängt es von dieser Antwort ab, wie wir den Negern und den Malaien unserer Kolonien gegenüber aufzutreten haben, denn es ist selbstverständlich, daß man gleichgeartete Menschen anders erziehen und behandeln muß als solche, die von den unsrigen ganz verschiedene Vorzüge und Fehler besitzen, auch wenn man diesen gegenüber von den besten Absichten beseelt ist.“ Selbstverständlich sei zuzugeben, daß die psychischen Eigentümlichkeiten aller Rassen aus ihrer Umgebung entstanden sind, es handle sich aber darum, ob der Charakter, den die Umgebung aufprägt, vergänglich ist wie Schrift im Sande oder beharrlich wie Felsenschrift. „Nur die induktive Forschung kann und darf entscheiden, welche Eigentümlichkeiten einer Bevölkerung dem erblichen Bestande angehören und welche direkt der Umgebung zuzuschreiben sind. Das einzige allgemeine diagnostische Hilfsmittel zur Unterscheidung der beiden Eigenschaftsgruppen ist wohl die Beharrlichkeit selbst. Was unter wechselnden Umständen beharrlich bleibt, dem Wechsel der Umgebung Widerstand leistet, gehört zur Erblichkeitsmasse; was aber mit den Umständen, und zwar in ihrem Sinne wechselt, darf als ihre vergängliche Wirkung betrachtet werden.“ Schließlich wirft Steinmetz die Frage auf, ob der Charakter einer Rasse oder eines Volkes durch absichtliche menschliche Maßnahmen geändert werden könne, das heißt also, ob wir Rassen oder Völker erziehen können, und er beantwortet diese Frage dahin, daß wir dazu zwar fähig sind, indem wir nämlich „dieselben Mächte walten lassen und während ebenso langer Zeit wie die Natur“, daß wir aber nicht in der Lage sind, das auszuführen; „die Geschlechter, die nach uns kommen, würden ja ihren Willen in bezug auf dieses Experiment zehnmal geändert haben . . . Konsequente Maßnahmen auf sehr lange Zeit hinaus sind von der Menschheit vorläufig nicht zu erwarten, und solche wären doch zur Erziehung einer Rasse, respektive eines Volkes unbedingt nötig. Die Menschheit ist viel zu heterogen, um je zu einem methodischen Zusammenwirken zu gelangen.“ Ein Ergebnis lasse sich nur durch erblich wirksame Mittel erzielen, und mit dem Studium dieser Mittel sei erst begonnen worden.

Professor Dr. H. Schoen schildert in der „Deutschen Rundschau“ (37. Jahrgang, Heft 12) „Ein modernes Professorenseminar“ nämlich die „Fondation Thiers“ in Paris. Schon Fichte hat die Notwendigkeit eines Gelehrtenheimes betont, das den Übergang vom Universitätsstudium zu selbständiger Forschung und Lehre vermitteln könnte. Er forderte die Absonderung der künftigen Gelehrten vom Leben und Treiben der anderen Arbeiter und ihre Sicherung vor jeder Sorge um das tägliche Brot und entwarf einen ausführlichen Plan, wie ein solches Gelehrtenheim einzurichten wäre. Nach ihm griff im 19. Jahrhundert Johannes v. Müller diesen Plan wieder auf und empfahl die Gründung eines „Professorenseminars“, in welchem die besten Studenten sich nach den Universitätsstudien zu gemeinsamer Wohnung vereinigen sollten. Zu

Anfang des 20. Jahrhunderts ist Fichtes Gedanke in Deutschland abermals aufgenommen worden: Hermann Diels verlangte 1906 ein solches Gelehrtenheim und bei der Jubelfeier der Berliner Universität 1910 nannte Professor Riehl als Festredner die Gründung eines wissenschaftlichen Professorenseminars eine Ehrenschuld, welche die Nation noch einzulösen habe. Früher als Deutschland hat aber Frankreich Fichtes Idee zur Ausführung gebracht. Kurz vor ihrem Tode im Jahre 1882 bestimmte die kinderlose Witwe des Historikers Adolphe Thiers, daß das nach Millionen zählende Vermögen ihres Gatten zur Gründung eines Gelehrtenheimes verwendet werde. Ihre Schwester, Fräulein Dosne, beeilte sich, den Wunsch der Verstorbenen zu erfüllen. Nach gründlicher Beratung mit tüchtigen Gelehrten wurden die Hauptzüge des Werkes entworfen, wobei sich eine fast gänzliche Übereinstimmung mit dem Plane Fichtes erkennen läßt. Fräulein Dosne beauftragte den Architekten Aldroff mit dem Bau des Hauses, schenkte der Anstalt, die auf Wunsch der Stifterin „Fondation Thiers" benannt wurde, die zur Verwaltung und Hauswirtschaft nötigen Mittel sowie die zahlreichen Bücher, Karten und Bildersammlungen ihres Schwagers und im Frühling 1893 konnte das Institut eröffnet werden. Aufnahme finden solche junge Leute, die sich der Wissenschaft widmen möchten, gleichviel, ob sie arm oder reich sind. Bedingung ist, daß die Kandidaten die französische Nationalität besitzen, nicht mehr dienstpflichtig, noch nicht 26 Jahre alt und unverheiratet sind und das Doktor- oder Lizentiatexamen in einer Staatsfakultät bestanden oder ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit sonstwie bewiesen haben. Dem Kuratorium, das über die Aufnahme zu bestimmen hat, kommt es vor allem darauf an, zu wissen, ob der Betreffende fähig sein wird, in seinem Fach der Wissenschaft wirkliche Dienste zu leisten. Die Zahl der jeweiligen Zöglinge beträgt 15; in jedem Jahr werden fünf aufgenommen und ebensoviele entlassen. Das Kuratorium verfolgt die weitere Laufbahn der Austretenden mit Interesse und sucht sie nach Möglichkeit zu fördern. Die meisten der Stipendiaten benützen die Zeit im Gelehrtenheim (1—3 Jahre) zum Sammeln von Material für ein Werk, dem sie vielleicht einen großen Teil ihres Lebens widmen werden. Das Erteilen von Stunden und die Mitarbeit an politischen Zeitungen ist ihnen verboten, um sie vor einem Abirren auf unwissenschaftliche Pfade zu bewahren. Jeder Stipendiat hat ein geräumiges Wohn- und Arbeitszimmer und eine kleine Schlafstube, außerdem gibt es in dem hübschen, in einem großen Garten gelegenen Hause gemeinsame Empfangs-, Speise-, Spielsäle, Badeeinrichtungen, eine Bibliothek usw. Die jungen Leute erhalten unentgeltlich Kost, Bedienung, Beheizung und Beleuchtung und außerdem ein Taschengeld von 100 Franks monatlich und nach dreijährigem Aufenthalt in dem Institut ein Geschenk von 1800 Franks, doch kann diese Summe schon früher zur Anschaffung von Apparaten oder für eine Studienreise beansprucht werden. In der Lebensweise wird den jungen Gelehrten keinerlei Zwang auferlegt: jeder darf außer dem Hause speisen, so oft er Lust hat, und heimkommen, wann es ihm beliebt, Haus- und Gartentür bleiben bis 1¼ Uhr nachts geöffnet. Außer den Zöglingen wohnen der Direktor, der Schatzmeister und der Bibliothekar im Hause. — Die Bibliothek, die bereits gegen 14.000 Bände zählt, besteht zumeist aus bibliographischen Werken, die den Studierenden angeben, wo sie die ihnen nötigen Bücher finden können. Von großer Bedeutung für die jungen Leute ist die

fruchtbare Wechselwirkung zwischen den Vertretern verschiedener Wissenschaften; oft bemerken sie, daß die Erfahrungen eines Kameraden, der ganz andere Studien gemacht hat als sie selbst, für ihre eigene Arbeit nützlich sein können, und „wie oft entdeckt ein Mathematiker der Fondation Thiers, daß die Philosophie oder Theologie nicht die rein abstrakte, unwissenschaftliche Disziplin ist, von der er mit einer gewissen Verachtung sprach; und umgekehrt lernt mancher Philosoph, wie erhebend die sogenannten exakten Wissenschaften wirken können". — Wenn man in Deutschland Gelehrtenheime gründet, meint Schoen zum Schluß, werden sie wohl in mancher Hinsicht von der Pariser Anstalt verschieden sein. Erstens fehle es an Mäzenen, die sieben Millionen als Stiftungskapital herschenken, zweitens genüge für die Bedürfnisse der deutschen Wissenschaft eine jährliche Auslese von fünf Gelehrten nicht. Das Beste wäre, mehrere Professorenseminarien an verschiedenen Universitäten zu haben. Auch sei nicht recht einzusehen, warum junge Gelehrte aus reichen Familien nicht wenigstens die Kosten bezahlen sollten. Das seien jedoch Einzelheiten, die sich leicht entscheiden lassen, wenn einmal das Prinzip der Gründung solcher Gelehrtenheime allgemein angenommen sein werde.

Von einem eigenartigen Schaustück der Königlichen Bibliothek zu Stockholm erzählt P. Laur. Wintera O. S. B. im „Aar" (I, Heft 11.) Es ist „Ein Riesenkodex", das größte geschriebene Pergamentbuch der Welt, 101 Zentimeter lang, 55 Zentimeter breit. Die 311 Pergamentblätter sind künstlich zu dieser Größe zusammengenäht. Das Riesenbuch „ist in einen hölzernen Deckel und weißes Schweinsleder gebunden, worin zierliche kleine und große Blümchen und Sträußchen eingedrückt sind; der Deckelbeschlag ist aus Messing und teilweise originell, das ist aus dem 12. Jahrhundert stammend, während die Deckel selbst spätere Arbeit aufweisen. In der Mitte jedes Deckels ist ein achtstrahliger Stern, auf dem rückwärtigen die üblichen Buckel, deren einer mit einer Öffnung zum Durchziehen des Riemens versehen ist. Das Pergament der Blätter ist zart und schwach, nur hie und da stärker und gröber." Bewundernswert ist der Fleiß des Schreibers, der zirka 132.000 fein ausgeführte Zeilen schrieb und die entsprechenden farbigen Initialen dazu malte. Aus einigen Notizen und Randbemerkungen in dem Buche läßt sich entnehmen, daß dieser fleißige Schreiber ein Mönch namens Sbislaw in dem Benediktinerstift St. Margaret in Podlažitz bei Chrudim in Böhmen war, daß das Buch um das Jahr 1250 an das Zisterzienserstift Sedletz bei Kuttenberg verpfändet und 1295 von dem kunstliebenden Abt Bawar von Břewnow-Braunau bei Prag angekauft wurde. Als die Husiten Břewnow bedrohten, wurde das Riesenbuch 1419 mit anderen Schätzen nach Glatz gebracht, wo es etwa 10 Jahre blieb, um dann in das Tochterstift von Břewnow, Braunau an der schlesischen Grenze, geschafft zu werden. Hier bildete es eine Sehenswürdigkeit der Klosterbibliothek und wurde von vielen Gästen des Stiftes bewundert. Im März 1594 verkaufte Abt Martin II. es an Kaiser Rudolf II., der es für seine Raritätenkammer in Prag zu haben wünschte. Nach der Besetzung Prags durch die Schweden im Sommer 1648 kam der Riesenkodex mit vielen anderen Kunst- und Wertsachen in schwedischen Besitz; seit jener Zeit befindet er sich in Stockholm, wo sich um ihn ein ganzer Sagenkreis gebildet hat. Das schwedische Volk erzählt sich nämlich, man habe einen Mönch wegen ver-

schiedener Vergehen einmauern wollen, er aber habe um Begnadigung gebeten und versprochen, als Buße ein Buch zu malen, wie es noch nie gesehen worden. Der Abt habe seine Bitte erfüllt, und nun habe der Mönch den Teufel, der ihn zu den Vergehen verführt, um Hilfe angerufen; der Teufel habe dann in einer einzigen Nacht das Buch niedergeschrieben. Diese Sage ist zum Teil wohl dadurch entstanden, daß das Buch „unheimliche Zaubersprüche, eine grausige Lebensbeicht und ein recht abscheuliches Bild des Teufels" enthält. Außerdem findet man darin das hebräische, lateinische, griechische und glagolitische Alphabet, das Alte und das Neue Testament in lateinischer Sprache, Werke von Josephus Flavius und Isidor von Sevilla, ein Gebet zur heiligen Jungfrau, eine Abschrift des Prager Annalisten Kosmas, verschiedene Namensverzeichnisse u. a. m. „Man muß in der Tat staunen," sagt P. Wintera mit Recht, „daß sich das Buch bis auf die heutige Zeit erhalten hat. Einmal waren die Schicksale desjenigen Landes, wo es entstanden und Jahrhunderte lang verwahrt worden ist, so bewegt und stürmisch, daß ein literarisches Denkmal solchen Alters seine Erhaltung nur ganz besonderen Umständen verdanken kann, und dann ist neben aller christlichen Frömmigkeit und ernsten Wissenschaftlichkeit in dem Buche so viel Mantik und Kabbala angehäuft, daß eine Vernichtung von seiten der kirchlichen Autorität sehr nahe lag. Dennoch entging das Buch dem Verderben, offenbar wegen seiner eigenartigen Form und Größe, die es zu einem wahren Kuriosum fast eines Jahrtausends stempelten."

Daß Frauenbünde und Frauenorganisationen kein Produkt unserer Zeit und unserer Kultur sind, beweist die Tatsache, daß bei den auf niedrigster Kulturstufe stehenden Völkern schon seit altersher neben den Vereinigungen der Männer auch solche der Frauen bestanden haben. In einem Artikel über „Die Geheimbünde der Naturvölker" schreibt W. Kabel im „Deutschen Hausschatz" (38. Jahrg., Heft 2): „Die Geheimbünde der Frauen bilden den Vereinigungen der Männer gegenüber ein soziales Gegengewicht, sollen aber gleichzeitig den Mitgliedern des Frauenbundes eine bevorrechtete Stellung den anderen Frauen des Stammes gegenüber sichern." Daher wird nicht jede Kandidatin aufgenommen; auf den Bankinseln in Melanesien zum Beispiel existiert ein Frauenklub, dessen Mitglieder vor der Aufnahme eine Probe ihres Mutes ablegen, indem sie ein gefährliches Reptil töten; außerdem zahlen sie ein Eintrittsgeld, das je nach ihrer Wohlhabenheit festgesetzt wird. Als Zahlmittel gelten bunte Stoffe, Perlenschmuck und seltene Muscheln. Besonders tüchtige Mitglieder rücken allmählich zu höheren Graden auf. Der höchste Grad besteht nur aus wenigen Frauen und bildet gewissermaßen die Vereinsleitung; die Versammlungen werden an versteckten Orten abgehalten. „Sind die Frauen mit dem Verhalten ihrer Männer unzufrieden oder wünschen sie sonst irgendwelche Zugeständnisse von ihnen zu erreichen, so wird stets gemeinsam vorgegangen. Häufig kommt es vor, daß Männer, die ihre Weiber mißhandelt haben, nachts von besonders dazu ausersehenen maskierten Mitglieden des Frauenklubs überfallen, geknebelt und windelweich geprügelt werden. Sollen dagegen sämtliche Männer eines Dorfes gestraft werden, so verläßt der ganze Frauenbund einmütig für längere Zeit die Hütten und siedelt sich irgendwo in der Nähe an. Und erst nach langen Unterhandlungen pflegen die Weiber

zurückzukehren, wobei sie stets ihre Absichten durchsetzen." — Ähnliche Frauenbünde bestehen bei den Igorroten auf den Philippinen, den Nagas in Nordbirma, bei den Bewohnern fast sämtlicher Inselgruppen der heißen Zone und den Kwatiutl im Nordwesten Nordamerikas. Besondere Bedeutung aber haben sie in Afrika erlangt. „Auch hier ist ihr Hauptzweck die Eindämmung der Übermacht der Männer. Die meisten afrikanischen Frauenbünde besitzen eine Geheimsprache und sind straff organisiert. Einfluß auf die Männer des Stammes gewinnen sie hauptsächlich durch eine geschickte Ausnutzung des Aberglaubens, für den der männliche Neger weit empfänglicher ist." Die Mitglieder geben sich für Zauberinnen aus, welche Diebe entdecken, Geheimnisse enthüllen, Krankheiten „besprechen" und sogar den Tod herbeirufen können. Einige dieser Geheimbünde sollen von Zeit zu Zeit heimlich einen Mann vergiften, um den übrigen Männern Furcht einzuflößen. — „Für den Forscher ist es fast unmöglich, tiefer in die Geheimnisse dieser Frauenvereinigungen einzudringen, da die Mitglieder sich durch keinerlei Mittel zum Ausplaudern der Sitten und Gebräuche des Bundes bewegen lassen. Verräterinnen werden nämlich unbarmherzig mit dem Tode bestraft, indem sie in der Versammlung ein schnellwirkendes Pflanzengift trinken müssen."

Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß in manchen Gegenden auf dem Lande eine Art von Menschenhandel besteht, gegen den sich nicht einmal viel einwenden läßt. So wird — wie Pfarrer Nuzinger im „Land" (19. Jahrgang, Nr. 21) erzählt — in einigen Schwarzwalddörfern an jedem Silvestertage eine „Armenversteigerung" abgehalten, bei welcher es sich um unselbständige, idiotenhafte, mit einem körperlichen Gebrechen behaftete, aber doch noch zu leichten Arbeiten verwendbare Menschen handelt, die in den Bauernhöfen untergebracht und beschäftigt werden müssen. Die Gemeindekasse zahlt je nach der Leistungskraft des „Versteigerten" 50 bis 150 Mark jährliche Unterstützung an den Dienstherrn; dem Bauern, der mit der kleinsten Unterstützung zufrieden ist, wird die zu versorgende Person zugesprochen. So grausam das klingt, so läßt die Sache sich doch verteidigen, wie Pfarrer Nuzinger ausführt. Denn: „Es ist eine Tatsache, daß sich diese Menschen nicht glücklich fühlen würden, wenn sie in einer Anstalt untergebracht werden würden. Es kam ja auch vor, daß einer oder der andere in die Kreispflegeanstalt verbracht wurde, wenn seine körperlichen Kräfte nachließen und er größerer Pflege bedurfte. Aber sie haben sich jeweils wieder heimwärts gesehnt, ja mancher hat so stark an Heimweh gelitten, daß er es nicht mehr aushielt und unter Anwendung einer List der Anstalt entsprang." Der Bauer der einen der „Versteigerten" übernimmt, wird vom Bürgermeister ermahnt, ihn gut zu behandeln; diese Ermahnung scheint befolgt zu werden, denn die meisten der armen Schwachsinnigen bleiben jahre- oder gar jahrzehntelang im selben Hause und fühlen sich glücklich. Pfarrer Nuzinger erklärt, während seiner 17jährigen Praxis sei ihm kein einziger Fall von Unbarmherzigkeit und Roheit gegen die Armen begegnet. — Nach der Versteigerung werden die Verträge in Gegenwart des gesamten Gemeinderates und des Ortspfarrers unterzeichnet und dann ziehen die Dienstherren mit den neuen oder wieder erworbenen Knechten und Mägden ins Wirtshaus, um den Vertragsabschluß bei Speise und Trank zu feiern, so daß der Tag ein Festtag für die armen Idioten oder Krüppel wird, ein Tag, auf den sie sich schon lange vorher freuen.

„Das Alter des Menschengeschlechts“ untersucht Aug. Padtberg, S. J., im „Leuchtturm“ (5. Jahrg., Nr. 1 und 2), wobei er nachweist, daß die hohen Zahlen, mit denen manche Forscher um sich werfen, übertrieben sind. Nach der heiligen Schrift trat der Mensch etwa 4 bis 6000 Jahre v. Chr. ins Dasein, eine sichere Angabe findet sich in der Bibel jedoch nicht, weshalb die Kirche sich auch nie an eine bestimmte Lesart gebunden hat. Im christlichen Altertum und im Mittelalter nahm man die griechische Schätzung von 5 bis 6000 Jahren an, seit dem 16. Jahrhundert ist die (eigentlich spätjüdische) Annahme von rund 4000 Jahren allgemeiner geworden. Es läßt sich nur sagen, daß die Angaben der heiligen Schrift eher für eine vielleicht ansehnliche Reihe von Jahrtausenden als für eine solche von vielen Jahrzehn- oder gar Jahrhunderttausenden sprechen, geschweige denn von Jahrmillionen. Die Wissenschaft kann also, ohne die Gefahr eines wirklichen Widerspruches mit der Bibel, das Alter des Menschengeschlechts so hoch ansetzen, als sie es zu beweisen vermag. „Den ersten Vorstoß macht da die Geschichte. Dank den enträtselten Geheimnissen der Hieroglyphen und Keilschriften, dank all den aus mehrtausendjährigem Grabe erstandenen Zeugen verschollener Kulturwelten ist sie längst darüber hinaus, ihre Zeitenschau mit den sagenumwobenen Kämpfen vor Troja zu eröffnen. Weiter und weiter schritt sie, allerdings mit immer ungewisserem Tasten, zurück in das dämmernde Dunkel der Vorzeit, vom zweiten ins dritte und vierte Jahrtausend und mit Schwanken und Zagen noch bis über die Schwelle des fünften. Die äußersten Zeitmarken geschichtlicher Überlieferung verschwimmen dort im Morgengrauen ägyptischer und babylonischer Kultur.“ Der Altertumsforscher Ed. Mayer bezeichnet das Jahr 4241 v. Chr. als „das älteste und sicherste Datum der Weltgeschichte“. Andere, besonders französische und englische Forscher greifen bis auf 5—7000 v. Chr. zurück, Daten, die der ernsten Kritik nicht standhalten können. „Denn so viel ist sicher: über das fünfte, ja wahrscheinlich sogar vierte vorchristliche Jahrtausend führt vorderhand keine geschichtlich erweisbare Tatsachenspur. Für gewöhnlich verstummt selbst schon unter 3000 jede beglaubigte Kunde.“ Doch bevor der Mensch auf die geschichtliche Kulturbühne trat, muß er ja bereits einen langen Weg zurückgelegt haben. Die Urgeschichte schreitet daher über die Geschichte hinaus und geht auf Grund stummer Skelettreste, roher Steinwerkzeuge und anderer zufälliger Überbleibsel den längst verwehten, schattenhaften Spuren des Urmenschen nach. In welche geologische Zeitperiode fällt nun das erste Auftreten des frühesten Urmenschen? Padtberg antwortet auf diese Frage: „Der älteste Mensch ist diluvial, ist, geologisch gesprochen, von gestern.“ Die sogenannten tertiären Menschenfunde haben sich entweder als nicht tertiär oder als nicht menschlich oder — als keines von beiden herausgestellt. Der Mensch ist, wenigstens in Europa, zuerst in der letzten Zwischeneiszeit aufgetreten und hat nur die letzte große Vereisung erlebt; sein Alter setzt sich somit der Hauptsache nach aus der Dauer dieser letzten Vergletscherung und aus der seit ihrem Ende verflossenen Zeit zusammen. Padtberg weist nun nach, daß seit dem Ende der letzten Vergletscherung kaum 10.000 Jahre verflossen sein können, diese letzte Vergletscherung selbst aber etwa 3000 Jahre, die ihr vorhergegangene Zwischeneiszeit 1 bis 2000 Jahre gedauert haben kann. „Als Gesamtziffer für das Menschheitsalter ergäben sich nach Geologie und

Urgeschichte etwa 10 bis 15 Jahrtausende. Jedenfalls kann die Vergangenheit unseres Geschlechtes nicht über das zweite Jahrzehntausend hinauf sicher nachgewiesen werden." Der Hauptgrund, warum gewisse Kreise trotzdem an den Märchenzahlen von Jahrmillionen festhalten, „ist die ‚voraussetzungslos' vorausgesetzte Tierabstammung des Menschen, die natürlich ins Dunkel von Jahräonen verlegt wird. Dazu kommt vielfach das glaubensfeindliche Bestreben, den vermeintlichen Widerspruch zwischen Wissenschaft und Bibel möglichst grell hervortreten zu lassen. Wir wissen, ein solcher Widerspruch besteht nicht. Die Heilige Schrift ließe ruhig höhere Zahlen zu, als die Wissenschaft beweisen kann. — Was indes dem Menschengeschlecht abgesprochen werden muß, das ist der Erde und dem Universum unbedenklich zuzugestehen: gleichwie der Weltenraum nach Lichtjahren, so bemißt sich die Weltenzeit nach Jahrmillionen — beides ein schwacher Abglanz von des Weltenschöpfers Unermeßlichkeit und Ewigkeit."

Eine wissenschaftliche Untersuchung über „Hunger und Schmachtriemen" stellt Professor Dr. Rudolf Lennhoff in der „Sonntagsbeilage" Nr. 39 zur „Vossischen Zeitung", 1911, an. Von der allbekannten Tatsache ausgehend, daß so mancher Handwerksbursche seinen Leibriemen enger geschnallt hat, wenn er hungernd auf der Landstraße dahinwanderte, erzählt Lennhoff von Beobachtungen und Röntgenuntersuchungen, die von verschiedenen Medizinern an essenden Personen vorgenommen wurden. Da die Röntgenstrahlen die Eigentümlichkeit haben, daß sie ebensowenig wie Metalle auch nicht deren Salze durchdringen können, wurden diese Untersuchungen meist in der Weise angestellt, daß man Aufschwemmungen von Wismutsalz oder Magneteisenstein in Flüssigkeiten trinken oder Vermischungen dieser Salze mit Kartoffelbrei essen ließ. Man machte dabei folgende Beobachtungen: Bei Zuführung von Brei erfolgt eine Zusammenziehung des Magens und es genügt eine verhältnismäßig kleine Breimenge zur Sättigung; bei Zuführung von Flüssigkeit auf dem natürlichen Wege des Schluckens erfolgt eine weit geringere Zusammenziehung und es bedarf viel größerer Mengen; bei Zuführung von Wasser durch eine Schlundsonde bedarf es fast doppelt so großer Mengen als beim Schlucken des Wassers. Daraus folgt, daß der mechanische Reiz des Schluckens einen Nervenreflex auslöst, der zur Zusammenziehung des Magens führt und damit zugleich ein schnelleres Sättigungsgefühl bewirkt. „Die Spannung des Magens ist eine motorische Leistung. Je stärker sie ist, umso stärker ist auch der Druck, mit dem der Magen auf die eindringende Speise oder umgekehrt diese auf den Magen drückt. Deshalb wurde geprüft, ob nicht das Sättigungsgefühl durch Vermittlung der Magenwandspannung, durch Erhöhung des innerhalb des Magens bestehenden Druckes zustande kommt. Es wurden nun Druckmessungen im leeren und bis zur Sättigung gefüllten Magen vorgenommen und es zeigte sich, daß die Sättigung bei einer annähernd konstanten Druckhöhe eintrat." Nun lag der Schluß nahe, daß, wenn der Druck innerhalb des Magens künstlich gesteigert wird, schon bei geringer Nahrungsmenge Sättigungsgefühl eintreten muß. „Willkürlich ging man zu dem Experiment über, das der Handwerksbursche unwillkürlich anwendet: es wurde ein Lederriemen fest um den Leib gelegt. Fast regelmäßig zeigte sich das erwartete Ergebnis. Um alle Suggestion auszuschließen, machte man dasselbe einfache Experiment bei einer Anzahl von

Geisteskranken, die soviel essen durften, wie sie wollten. Das Ergebnis war dasselbe, sie aßen durchwegs weniger. . . . . Einige weitere Versuche an Geschnürten, denen aber die Nahrung durch die Schlundsonde eingegossen wurde, ergaben, daß hier das Schnüren ohne Einfluß blieb, daß also der Schluckakt als Auslöser der Magenspannung für das Sättigungsgefühl von Bedeutung ist. Der Russe Pawlow hat früher einen Zusammenhang zwischen Geschmack und Speichelabsonderung einerseits und Magensaftabsonderung anderseits nachgewiesen. Vergegenwärtigt man sich, daß schon der Anblick widerwärtiger Speisen ein Zusammenschnüren des Schlundes und Unmöglichkeit des Schluckens, sogar Erbrechen hervorruft, so erkennt man, daß die feinen reflektorischen Zusammenhänge der Drüsenabsonderungen in Mund und Magen auch für die motorischen Vorgänge bestehen." — Lennhoff schließt seinen Aufsatz mit dem Wunsche: „Hoffentlich werden diese wissenschaftlichen Untersuchungen der Regierung keinen Anlaß geben, die Empfehlung des Schmachtriemens unter die kleinen Mittel gegen die Lebensmittelteuerung aufzunehmen."

Aus der Lackenbacherschen Stiftung ist eine Prämie von 800 Kronen für die beste Lösung nachstehender biblischer Preisfrage zu vergeben: „Ex ipsis fontibus componatur plene ac critica historia canonis N. T. antenicaena". Beizufügen ist ein genaues Verzeichnis der benutzten literarischen Hilfsmittel und ein alphabetisches Sachregister. — Die Arbeit (lateinisch oder deutsch, ersteres jedoch bevorzugt) soll sich im Sinne der Enzyklika „Providentissimus Deus" als gediegen erweisen und zum Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung beitragen sowie ersehen lassen, ob der Verfasser in jenen Sprachen versiert ist, deren Kenntnis zu einem gedeihlichen Bibelstudium unerläßlich ist und zu deren Erlernung der Lackenbachersche Stiftbrief aneifern will. Die Bewerbung steht jedem ordentlichen Hörer der theologischen Fakultäten in Wien, Prag (deutsche und böhmische) und Budapest und jedem römisch-katholischen Priester in Österreich-Ungarn offen mit Ausschluß der Universitätsprofessoren. Die Konkurrenzarbeiten sind an das Dekanat der theologischen Fakultät der k. k. Wiener Universität spätestens bis zum 15. Mai 1913 (anonym, mit einem Motto versehen, in Begleitung eines versiegelten Kuverts, das außen das gleiche Motto, innen Name und Adresse des Verfassers enthält) einzusenden. Die preisgekrönte Arbeit ist mit den Änderungen, Zusätzen und Verbesserungen, welche die Zensurkommission nahegelegt oder bestimmt hat, in Druck zu legen. (Pauschalsumme 400 Kronen ö. W.) Es ist erwünscht, daß die Arbeiten nicht gebunden und nur auf einer Blattseite geschrieben eingereicht werden.

Dr. Leop. Anton und Marie Dierlsche Preisaufgabenstiftung. Da zu der mit Termin vom 1. Juli 1911 abgelaufenen Preisausschreibung keine Arbeit eingelaufen ist, wird nunmehr seitens des Professorenkollegiums der philosophischen Fakultät der Universität Wien als Preisaufgabe (Preis 50 Dukaten) gegeben: Das Mittelalter in Fouqués Ritterromanen im Hinblick auf Veit Webers Sagen der Vorzeit. Bewerber müssen das österreichische (zisleithanische) Staatsbürgerrecht besitzen und ihre Arbeit (in deutscher Sprache) bis längstens 1. Oktober 1913 gegen Bestätigung beim Dekanat der philosophischen Fakultät der Universität Wien, und zwar anonym, mit einem Motto und einem beigelegten, mit demselben Motto versehenen, verschlossenen Kuvert, das den Namen und die Adresse des Bewerbers enthält, einreichen.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Die Pyramiden.

Eine religionsgeschichtliche Skizze.

Von **Dr. Fr. Neklapil.**

Wenn wir die Pyramiden nennen hören, taucht in unserem Geiste unwillkürlich die Erinnerung an das altehrwürdige Kulturland am Nil auf, das wir vom Beginne unserer geschichtlichen Studien her mit jenen eigenartigen Baukolossen in Verbindung zu setzen gewohnt sind. Ist aber das alte Ägypten auch wirklich die Heimat des Pyramidenbaues? Was brachte die Menschheit auf den Gedanken, derartige Bauformen herzustellen? War das Königsbegräbnis wirklich ihr erster und einziger Zweck? — Vielleicht befriedigt es ein allgemeineres Interesse, die Antwort auf diese Fragen zu suchen.

Die der europäischen Kulturwelt so bekannten Pyramiden von Gizeh, von Pharaonen der IV. Dynastie als Königsbegräbnisse erbaut, stellen keineswegs die älteste Form der ägyptischen Pyramide vor. Sie bestehen aus zwei auch baugeschichtlich verschiedenen Schichten. Ihr Kern aus Nummulitenkalk hat die Gestalt einer Stufenpyramide. Die Stufen dieser Pyramide sind durch Granitblöcke so ausgefüllt, daß hiedurch erst die einheitlich schräge Mantelfläche der fertigen Pyramide entsteht. Daß diese Bauart nicht lediglich bautechnischen Gründen ihre Entstehung verdankt, erhellt aus der hochwichtigen Tatsache, daß uns solche Stufenpyramiden ohne Ausfüllung der Stufen aus einer älteren Zeit als der der Pyramiden von Gizeh erhalten geblieben sind; so die Stufenpyramide von Meidum (50 Kilometer südlich von Kairo), von Snofru (III. Dynastie) erbaut, besonders aber die Pyramide von Sakkarah, die von Zoser (III. Dynastie) herrührt. Diese Pyramide ist nämlich auch deshalb wichtig, weil sie nicht wie die übrigen Pyramiden aus Kalkblöcken, sondern aus Backsteinen erbaut ist. In diesen Pyramiden fanden die ägyptischen Könige ihre letzte Ruhestätte. Es wäre aber unrichtig, anzunehmen, daß auch nur in Ägypten dies ihr einziger und letzter Zweck gewesen sei. Zu Abusir wurden recht beachtenswerte Trümmer eines Heiligtums des Sonnengottes Ra entdeckt, das von Ra-ensur (V. Dynastie) erbaut worden war. Den wichtigsten Teil dieses Heiligtums bildete eine Pyramidenstufe, auf welcher der dem Gotte geheiligte Obelisk stand. Ja selbst in späteren, ganz anders angelegten Tempelbauten ist die pyramidale Grundform in den schräg und sich verjüngend aufragenden Mauern, Pylonen und Kammern in charakteristischer Weise gewahrt. Da diese jüngeren Tempelbauten Architravbauten sind, konnten für die An-

wendung pyramidaler Formen bautechnische Gründe nicht in Betracht kommen. Die Pyramide ist demnach nicht allein Grabbauform, sondern auch Tempelform. Der ideelle Zusammenhang beider Bauzwecke, denen sie diente, ist damit klargestellt, daß nach Ausweis der Inschriften der Pharao als Inkarnation des Gottes Ra galt und schon in der ältesten inschriftlich nachweisbaren Zeit bei Lebzeiten als göttliches Wesen verehrt wurde. Waren doch die Königspyramiden nicht etwa bloße Begräbnisstätten, sondern Kultorte. Man fand in unmittelbarer Nähe der Pyramiden von Gizeh sehr beachtenswerte Reste von Quaderbauten, die einen ähnlichen Zweck gehabt zu haben scheinen, wie die zahlreichen Kammern um das Hauptheiligtum bei den späteren, besser erhaltenen Tempelanlagen. Die architektonische Idee der Verwendung der Pyramidenform zu Kultzwecken hat aber nicht in Ägypten ihren Ursprungsort. Die Verwendung von Backsteinen zur Herstellung der ältesten uns bekannten Stufenpyramide Ägyptens in einem an bautechnisch überaus verwendbarem Gestein so reichen Lande nötigt daran zu denken, daß diese Baukunst nicht einheimischen Ursprunges ist, sondern aus einem Lande stammt, wo ein hervorragend begabtes Volk die längste Zeit kein anderes Baumaterial als lufttrockene oder gebrannte Backsteine kannte. Nur der Wechsel im Baumaterial, der dadurch ermöglichte Architravbau mit pyramidalen Grundformen sind Modifikationen ägyptischen Ursprunges.

Die überraschend reichen Funde im alten Babylonien, in den letzten Jahrzehnten der erstaunenden Mitwelt enthüllt, haben uns die Heimat der aus Backsteinen erbauten Stufenpyramide kennen gelehrt. Keine babylonische Stadt verzichtete auf den Ruhm, zu Ehren ihres Gottes ein hochragendes Heiligtum dieser Bauart zu haben. Während die Stufenpyramide in Ägypten, gleichsam in der Fremde, sich neuen Verhältnissen und einem anders gearteten geschichtlichen Entwicklungsgange anpassen mußte und deswegen einem verhältnismäßig raschen Wechsel ihrer Formen unterlag, blieben Sinn und Form der Stufenpyramide in Babylonien bis zum Ende dieses Weltreiches lebendig erhalten. Wir sind nun in der glücklichen Lage, nicht nur hochinteressante Reste dieser babylonischen Stufenpyramiden zu kennen, wir besitzen auch in den uralten, sumerischen Königsinschriften eine ziemlich ausführliche Baugeschichte einer solchen Pyramide, aus der die architektonische Idee des Pyramidenbaues über allen Zweifel erhaben klar hervortritt. Es dürfte wohl von Interesse sein, die wichtigsten Stellen dieser Originalurkunde, die vom Bauherrn selbst herrührt, in deutscher Übersetzung folgen zu lassen. Gudea, Patesi (Priesterkönig) von Lagaš (östlich vom Schatt-el-hai, einem vom Tigris zum Euphrat führenden Kanal), ist durch einen Traum und durch die Göttin Nina ermahnt worden, Ningirsu, dem Gotte der Stadt, einen Tempel zu bauen. „Der rechtmäßige Hirte Gudea[1]) war voller Weisheit und trug sich

[1]) Die deutsche Übersetzung nach F. Thureau-Dangin: „Die sumerischen und akkadischen Königsinschriften" (Leipzig, Hinrichs, 1907).

mit Größe: den Worten, welche ihm Nina gesagt, neigte er das Haupt."[1]) Aus seinem königlichen Schatze läßt er kostbare Holzarten nehmen und für den Tempelbau herrichten. Vor allem leitet aber eine allgemeine Sühnfeier das erhabene Werk ein: „Der Patesi, seine Stadt wie einen Menschen reinigte er; Lagaš, wie ein Kind, das zugetan ist seiner Mutter, war er im Herzen zugetan ..... er riß die Dornen aus, er entfernte das Unkraut, er verbot jeglichen Rechtsstreit .... dem Kinde, das der Mutter davonlief, sagte seine Mutter kein Wort. Der Diener, welcher etwas begangen hatte, sein Herr schlug ihm nicht den Kopf; die Magd, welche eine Übeltat begangen hatte, ihre Herrin schlug sie nicht ins Gesicht."[2]) „Die schrecklichen PA (Zauberer?[3])) .... die Weiber, welche[3]) .... (im Dienste der Gottheit Prostituierte?) vertrieb er aus der Stadt. Das Tragkissen (beim Gottesdienste) trug keine Frau, Männer[3]) ... bauten .... In den Gräbern der Stadt wurde kein Leichnam begraben .... Die Klagefrau ließ keine Klagelieder ertönen. Im Gebiete von Lagaš ging kein Mensch, der einen Rechtsstreit hatte, zur Stätte des Schwures"[4]). „In den Formkasten legte er ein Vorzeichen, den Backstein (in seiner Form) bestimmte das Vorzeichen .... Oben und bis auf den Grund heiligte er die Stadt. Zypressen und arzallu-Holz vom Gebirge häufte er auf das Feuer, von der duftenden Zeder in Wohlgeruch für die Gottheit verwandelte er das Harz. Bei Tage fanden Gebete statt, bei Nacht leuchteten Bitten."[5]) Aus fernen Ländern wird das Baumaterial gesammelt, der Euphrat und seine Kanäle wimmeln von beladenen Schiffen, die Baumaterialien führen. Ganze Bauhütten werden instand gesetzt: „Um zu erbauen den Tempel Ningirsus ... kam der Elamiter aus Elam, kam der Susier von Susa. Magan und Meluhha (Sinaihalbinsel?) brachten in den Gebirgen Hölzer zusammen ... In das Zederngebirge (an einer Parallelstelle amanum genannt, neuassyrisch: chamanu, das bekannte Amanus-Gebirge an der Issos-Bucht), wohin niemand gedrungen war, hat Gudea den Weg gemacht ... Schiffe, beladen mit hauna-Steinen[6]) ... dem Patesi[6]) ... wurden allerlei große Dinge gebracht. Im Gebirge des Kupfers in Kimaš wurde die Erde besehen, das Kupfer in Körben ausgegraben. Dem Patesi[6]) ... wurde aus den Bergen Goldstaub gebracht; Silber aus den Bergen holte der Patesi ... Der Hirt erbaute den Tempel mit edlem Metall; er ließ da wohnen die Edelmetallarbeiter; er erbaute das enninu mit edlen Steinen, er ließ da wohnen die Steinschneider; er erbaute den Tempel mit Kupfer und Zinn; die Schmiede, die Priester der Nintukalamma (Göttin), vor diese brachte er."[7]) „Den Grundriß des Tempels entwarf er gleich Nidaba (Göttin der Mathematik), welche kennt die Bedeutung der Zahlen."[8]) Nachdem alle Vorbereitungen zum Baue getroffen worden waren, folgte die Grundsteinlegung: „Gudea ... im Tempel das Tragpolster wie eine reine Tiara trug er auf dem Kopfe, er legte die

[1]) Ebenda 97. [2]) l. c. p. 103. [3]) Lücken im Text. [4]) l. c. p. 69. [5]) Ebenda 103. [6]) Lücke im Text. [7]) l. c. p. 107. [8]) Ebenda 111.

Fundamente, er legte die Mauern in den Boden."[1]) Dabei sprach der Patesi sieben Segenswünsche über den Tempel. „Den Tempel", so fährt dann die Urkunde fort, „den er wie ein Gebirge erbaut, den er wie ein Gestirn am Himmel hatte erstrahlen lassen, dessen Horn er wie das eines Stieres aufgerichtet hatte, dessen Spitze er wie die des heiligen Baumes über die Länder erhöht hatte, diesen Tempel wie ein Gebirge im Himmel und auf der Erde erhöhte er gen Himmel.[2]) Gleich der Zeder, welche wächst in der Wüste, ließ er den Tempel aus Backsteinen von Sumer von Pracht strotzen . . . der Patesi erbaute den Tempel, wie einen großen Berg baute er ihn.[3]) Bezüglich der Dauer der Vorbereitungen zum Baue meint Gudea: „Die großen Steine, welche er in Stücken herbeibrachte, in einem Jahre brachte er sie, in einem Jahre bearbeitete er sie."[4]) Die Stufenpyramide enthielt eine Reihe von Heiligtümern, auch war sie geradezu von einer Tempelstadt umgeben. Gudea schildert in edlem Selbstgefühl die Herrlichkeit dessen, was er hier geschaffen: „In der Säulenhalle ku-lal, in der „Tür des Kampfes",[5]) ließ er wohnen den Helden, der tötet den sechsköpfigen Steinbock . . . Am Tore ka-sur-ra, dem Wunder für die Augen, ließ er wohnen den Löwen, den Schrecken der Götter. In dem sil-sir-sir, der Orakelstätte, ließ er die Gefährten wohnen, die sich im Himmel aufhalten.[6]) . . . . Die toten Helden . . . . ihren Mund an einen „Ort, wo man Wasser trinkt", legte er, ihre Namen unter den Göttern ließ Gudea, Patesi von Lagaš, erstrahlen." In und bei der Pyramide werden also die zu Göttern gewordenen Könige und Helden begraben. Dann beschreibt der Bericht die Seiten der Pyramide: „Der reine Tempel, gebaut gen Himmel, geschmückt mit einem Anstrich, leuchtend von Himmelsglanz wie Licht; dieser Tempel, seine Vorderseite war wie ein großer Berg, gegründet auf die Erde. . . . ."

Seine Seite war wie der erhabene Tempel des Himmels, der beladen ist mit Überfluß, seine Rückseite war die Stätte des Gerichtes der Annunaki[7]) . . . Der heilige Pfahl[8]), festgestellt im Tempel, war gleich dem göttlichen Vogel Imgig."[9]) Besonders auffällig wurde die Pyramidenhöhe geschmückt: „Einen Überzug goß der Patesi über seine (des Tempels) Spitze, Gudea, mit dem Glanze des Himmels schmückte er ihn."[10]) Dann werden die Oberbeamten in den Tempel eingeführt: der Oberpriester, der im Tempel zu opfern hat, der Kriegsminister, der bei beginnendem Kriege „die Türflügel der Pforte des Kampfes zu öffnen" hatte, seine Minister des Innern, der „Berater" des Patesi,

---

1) Ebenda 111.
2) é-e harsag-dim an-ki-a sag-an-šú-mi-ni-ib-il.
3) kur-gal-dim mumú. l. c. p. 113.
4) l. c. p. 115.
5) Erinnert an die bekannte Tür im Janustempel zu Rom.
6) Die Könige?
7) Appellativum für den Gottesnamen.
8) Obelisk. 9) l. c. p. 119. 10) Ebenda 121.

„damit er sage kleine Worte, damit er sage erhabene Worte, damit er knüpfe rechte Worte", der Minister des kaiserlichen Hauses (hier des Harems), „damit er in das Haus der Erholung des Patesi, in seinen Harem, hineingehen lasse das Gemüt, nicht herausgehen lasse das Herz." Dann wird beim Tempel untergebracht der Esel- und der Ziegenhirte für die heiligen Herden, ferner der Musikmeister, der im Vorhofe auf der Flöte zu spielen hatte, mit ihm der Gesangsmeister, „damit er zufriedenstelle das Herz, zufriedenstelle das Gemüt, damit er den Tränen vergießenden Augen die Tränen verringere, dem klagenden Herzen die Klagen vermindere," schließlich werden der Fischmeister und der Verwalter des Bezirkes Guedin untergebracht. So stellt denn der Tempel gleichsam das Herz des ganzen Staates vor. Schließlich zieht der Gott Ningirsu in den Tempel ein und froh feiert das ganze Volk das Fest der Tempelweihe. „Während sieben Tagen war die Magd ihrer Herrin gleich, der Sklave und der Herr gingen einander zur Seite, in der Stadt lagen der Mächtige und der Niedrige einander zur Seite.[1]) Auf der bösen Zunge wurden die Worte verändert; alles Üble vom Tempel beseitigte er. Der Reiche tat der Waise kein Unrecht, der Mächtige nicht der Witwe. Im Hause, wo kein männliches Kind war, brachte die Tochter Hammelfett zum Opfer." „Während sieben Tagen wurde der Gehorsam nicht beobachtet."[2])

Der Tempel stellte den Himmel auf Erden dar, ein himmlischer Zustand sollte bei der Tempelweihe versinnbildet werden. Die oft so drückende Ungleichheit der Menschen entsprach nach dem Gefühle der Sumerier keineswegs dem gottgewollten, idealen Zustande der Menschheit. Der Baubericht schließt: „Über den Tempel freute sich der König." Gudea spricht ein Gebet, das nicht ganz erhalten ist. Nur die so beachtenswerten Schlußsätze sollen hier ihren Platz finden: „Das Land ruhe in Sicherheit, Sumer sei an der Spitze der Länder. Dein Tempel erhebe sich in den Himmel .... Der Tempel, welcher als großer Berg gen Himmel aufgestellt ist, ... wo Anu und Enlil das Geschick von Lagaš bestimmen, der die Länder die Majestät Ningirsus erkennen läßt, das enninu, das erbaut ist im Himmel und auf Erden, o Ningirsu, verherrliche es!"[3]) Aus den vorgelegten Texten ergibt sich wohl mit voller Sicherheit, daß die architektonische Idee der Pyramide die Darstellung eines Berges ist, der in den Himmel ragt und darum den Himmel vorstellt, in welchem der Himmelsgott thront. Darum hatten manche dieser Stufenpyramiden sieben Stufen, welche die sieben Planetensonnen darstellten. Ein Volk, das seinen Himmelsgott in seiner Urheimat auf Berggipfeln zu verehren gewohnt war, schuf sich, in die Alluvialebene Babyloniens ausgewandert, künstliche Berge, auf denen es seinen Himmelsgöttern seine Huldigung brachte. Und so wie nach der Überzeugung dieses Volkes

---

[1]) Eine bezeichnende Parallele zu den Gebräuchen bei den römischen Saturnalien.

[2]) l. c. p. 141. [3]) Ebenda 141.

die Himmelsgötter die Weltgeschichte leiten, so stellte der Bergtempel, der ihnen geweiht war, das Zentrum der irdischen Reichsregierung vor. So hängt denn die architektonische Idee der Pyramide in letzter Linie mit dem weltweit verbreiteten Höhenkult zusammen und dieser mit dem Kulte der Himmelsgottheit. Der Obelisk, „der heilige Pfahl", erscheint gleichsam als Bergspitze in Miniatur. Darum erscheint auch in Ägypten die Pyramide als Tempel des Himmelsgottes Ra und dessen Inkarnation des Königs. Je mehr die Gottheit des Königs hervortritt und der Kult der inkarnierten Gottheit zurücktritt, hat die Pyramide ihren höchsten Zweck erreicht, wenn der einbalsamierte Leib des verkörperten Ra-Gottes, des Königs, in ihr ruht.

Man braucht also nicht, ihre Stufen zum Himmel hinanzusteigen, um der Gottheit näher zu sein, die Stufen werden daher ausgefüllt und der religiöse Kult wird nunmehr in und um die Pyramide verlegt. In Babylonien blieb das Königsbegräbnis das Sekundäre. Erst seit die semitische Dynastie von Agade vor den Königsnamen die Determinante „dingir", „Gott" zu setzen angefangen und Naram-Sin von Agade sich geradezu „Gott von Agade" nannte, ahmten auch die Sumerier dieses Beispiel nach, besonders die Patesis von Ur. Bei ihnen blieb aber die Pyramide der Kultort der Himmelsgottheit. E-harsag, „Berghaus", heißt die Pyramide vor Ur; duran-ki, „Band zwischen Himmel und Erde", nennen die Pyramide Texte aus Nippur. Den Grundgedanken der Pyramide stellt in nicht zu verkennender Weise die bekannte Siegesstelle des erwähnten Königs Naram-Sin von Agade dar, die 1899 in Susa gefunden worden ist. Der König verfolgt mit seinem Heere in waldiger Gegend den besiegten Feind. Als Zeichen des göttlichen Beistandes steht neben ihm der Götterberg, pyramidal geformt, auf seinem Gipfel ruhen Sonne und Mond.[1])

In diesen Götterberg wurden, wie wir sahen die zu Göttern gewordenen Könige und Helden begraben, daher der Name e-gigunu, Haus des Grabes. Eine spätere Zeit, in der die Vergötterung der Könige ähnlich im Vordergrunde religiösen Lebens stand, wie in Ägypten, nannte die Pyramiden „Grabmäler des Bel", in einem ähnlichen Sinne wie man die ägyptischen Pyramiden „Grabmäler des Ra" hätte nennen können. Daß übrigens auch in Ägypten selbst in verhältnismäßig junger Zeit die Grundidee der Pyramide als Kultort des Himmelsgottes wohl verdunkelt, aber durchaus nicht vergessen war, bezeugen die kleinen, steinernen Pyramiden, die sich in vielen Gräbern des neuen Reiches finden. An der West- und Ostseite dieser Pyramiden kniet in einer Nische der Tote und hält die Hände in Gebetsstellung. Offenbar soll hiedurch sein Gebet an die Morgen- und Abendsonne versinnbildet werden.

Wir sagten vorhin, daß der den Pyramiden zugrundeliegende Höhenkult weltweit verbreitet gewesen sei. Es läßt sich aber ebenso ein recht breiter, die ganze Menschheit umfassender Gürtel aufweisen,

---

[1]) Scheil: „Textes élamites-sémitiques", I, 53 ff.

wo die Pyramidenform zu Kult- und Begräbniszwecken verwendet erscheint, so daß Ägypten nur als eines und durchaus nicht als das reichste Entwicklungsgebiet der Pyramide gelten kann. Östlich vom Sumererlande, in Iran, sind leider nur wenige Reste aus jener alten Zeit bis jetzt bekannt geworden, die auf Pyramidenfunde hoffen ließen. Elam muß den bisher entdeckten Inschriften zufolge eine ganz ähnliche kulturelle Entwicklung durchgemacht haben wie das sumerische Babylonien. Auch von der ältesten Kulturgeschichte der Arier Irans wissen wir recht wenig. Die zoroastrische Neuerung hat den altiranischen Glauben bedeutend modifiziert. Nichtsdestoweniger sind noch in der verhältnismäßig so jungen Blütezeit des persischen Reiches die Pyramidenformen nicht verschwunden. Das Grabmal des Cyrus in Pasargadä, die Anlage der Königsburg in Persepolis stehen durchaus unter dem Banne dieser eigenartigen Bauformen. Von Iran führt uns die südöstliche Route nach Indien. Sowohl die vorarische, als auch die arische Bevölkerung des Landes ehrte den Himmelsgott. Aus vorhistorischer Zeit sind noch die „heiligen Pfähle", die Steinpfeiler erhalten an freien hohen Punkten, an Scheidewegen oder an Gräbern. Was aber für unsere Studie besonders wichtig ist, Vorder- und Hinterindien könnte in gewisser Hinsicht auch wieder das Land der Stufenpyramide genannt werden. Bis in die Neuzeit hinein blieb hier die Pyramidenform in außerordentlich reicher Verwendung. Es sei an die kolossale Tempelanlage des Kailasa in Ellora erinnert, wo weder die Torwärter, hier Elefanten, noch die Obelisks, noch schließlich die Pyramide über dem Gottesbilde fehlt. Der Tempel zu Mahavellipore hat vollständig die Gestalt einer Stufenpyramide. Der Pagodentypus ist charakterisiert durch die Pyramidenform, deren Kanten elliptisch geschweift sind. Der sogenannte drauidische Stil kennt Pyramiden bis zu vierzehn Stockwerken. Das Reich Nepal am Südabhang des Himalaya zählt zahlreiche, aus Backstein oder Holz errichtete Stufenpyramiden. Bis nach Kambodscha erstreckten sich die Einflüsse indischer Baukunst. Ins 7. vorchristliche Jahrhundert läßt sich hier ein mächtiges Kulturreich zurückverfolgen, dessen Hauptstadt im 5. Jahrhundert vor Christus Angkor, dessen Kulturträger der begabte Volksstamm der Khmer war. „Eine besondere Gruppe", meint Ratzel, „bilden die Stufenpyramiden, vom einfachen Hügel bis zum mächtigen Steinbau. Ihren Urtypus zeigen die künstlichen Hügel, die noch heute bei religiösen Festen aufgeworfen werden, um auf ihrer Spitze Fahnen aufzupflanzen und Feuer abzubrennen. Die Plattform war das Piedestal einer Statue oder diente sonst religiösen Zwecken. Auf den vier Seiten führen Treppen zur Plattform."[1]) „Der Tempel war in den ersten Anfängen Gotteshaus und Festung zugleich."[2]) Auch hier stellt also die Tempelpyramide das Herz des religiösen und politischen Lebens des Volkes vor. Die Pyramide hat in Indien bis tief in die

---

[1]) Ratzel: „Völkerkunde" 2, 576,

[2]) Ebenda 2, 616.

jüngste Neuzeit hinein eine nicht uninteressante künstlerische Entwicklung durchgemacht. Der Tempel von Ramnagar, den die Fremden von Benares aus besuchen, Benares selbst mit seinen Heiligtümern, der verhältnismäßig ganz moderne Jain-Tempel in Kalkutta zeigen uns die Pyramide, das Kind des höchsten Altertums, in modernen, neuzeitlichen Formen. Indien hat manche kulturelle Beziehungen zu China und Japan. Wohl in keinem alten Kulturreiche tritt die Verehrung der Himmelsgottheit so sehr in den Vordergrund wie in China. Tien ist der Name für die Gottheit, aber auch für den Himmel zugleich. Der Patesi, der Priesterkönig, ist hier der Kaiser, der als Sohn des Himmels und als Herr der Erdgötter gilt. Das heiligste Opfer, das der Kaiser dem Himmelsgotte zu bringen hat, ist das Opfer zur Zeit der Wintersonnenwende; dessen Ort ist der sogenannte runde Hügel, Yuen-khiu, der im Süden des chinesischen Stadtteils Pekings steht. „Er ist aus drei runden, aufeinandergestellten und mit Balustraden versehenen Marmorterrassen konstruiert und wird durch Marmortreppen, die genau nach den vier Himmelsgegenden gelegen sind, bestiegen. Die unterste Terrasse etwa hat 75 Meter im Durchmesser, die obere, welche gegen den Himmel ganz offen ist, etwa 32. Eine weite, von hohen Mauern umgebene Fläche, worin sich auf der Nord- und der Ostseite Tempel und Gebäude verschiedener Bestimmung befinden und welche teilweise von riesigen Bäumen beschattet ist, umgibt rings diese größte Opferstätte der Welt."[1]) Auf der obersten Terrasse steht eine Tafel mit der Inschrift: Hwangtien-Schangti „Kaiserlicher Himmel, Oberkaiser", die den Himmelgott ebenso versinnbildet, wie die auf den unteren Terrassen angebrachten Götternamen diese Götter bedeuten. Die ganze Anlage erinnert lebhaft an den sumerischen Pyramidentempel und seine Tempelstadt. Ein anderer wichtiger Tempel ist der Ki-nien-tien „Tempel um ein glückliches Jahr". Auch er steht auf einer runden, dreistufigen Marmorterrasse, die den Tempel trägt, ein rundes, mit drei übereinander ragenden Dächern versehenes Gebäude. Tempelgekrönte Berge sind sowohl in China wie in Japan das Ziel zahlloser Pilger. Als Bilder des Himmels sind die Berge der Wohnsitz der Ahnenseelen. „In und um Arado gibt es 14 Berge, deren Namen ein „Amyé" „Vorvater" vorgesetzt wird, die . . . von Chinesen, Tibetanern und Mongolen gleichmäßig verehrt werden."[2]) Auf dem heiligen Berge der Japaner, dem Ontake, glaubt man mit den Geistern der Verstorbenen sprechen zu können. In diesem Zusammenhange ist es daher ganz verständlich, warum die Kaiser und die Vornehmen in künstliche Grabhügel begraben werden. In diesen Hügeln befindet sich die Grabkammer und etwas vor dem Hügel der Tempel, der dem Ahnenkulte dient. Es entspricht dem Alter der chinesischen Geschichte durchaus, daß bei ihren Grab-

[1]) Chantepie de la Saussaye: „Religionsgeschichte", 1, 61.
[2]) Ratzel, 2, 709.

bauten die Hügelform die Terrassenform noch überwiegt. Sie stammt offenbar aus einer uralten Epoche, da der architektonisch genau geformten Stufenpyramide die einfachere Konstruktion des Götter-, beziehungsweise Grabhügels voranging. Der zähe Konservatismus des chinesischen Ahnenkultes hat uns hier diese Formen bis zur Gegenwart erhalten, die in anderen, untergangenen Kulturreichen eine nur allzuleichte Beute zerstörender Kräfte geworden sind.

In den dünn bevölkerten, von mongolischen Nomaden durchstreiften Gebieten am Oberlaufe des Jenissei, in der Gegend von Minnusinks, wurden auch noch solche Grabhügel (Kurgan) zutage gefördert, in denen Leichen mit allerhand interessanten Beigaben bestattet lagen. Sie sind kreisrund, haben einen Durchmesser bis zu 10 Metern und eine Höhe von 1 Meter. Manche werden von Steinfiguren überragt. „Bei Smejnogorsk hat man einen achteckigen Tumulus mit einer Pferdeleiche neben einem rechteckigen mit der Leiche eines Menschen, beide in Steinkreisen gefunden."[1]) Genauere Nachforschungen konnten derartige Hügelgräber bis nahe bei Kiew nachweisen. — Es sei hier nicht untersucht, wie weit indischer und chinesischer Einfluß auf die Archipelinsulaner Südostasiens gewirkt hat. Es seien hier nur folgende Tatsachen festgestellt. „Bei den Lampong (auf Sumatra) wird das Grab mit einem hohen Deckel versehen, darauf ein Erdhügel und zwei achteckige Holzstücke errichtet. In Borneo findet man stufenförmig ansteigende Gräber, darüber ein Gerüst, von einem Häuschen gekrönt, worin Geräte des Verstorbenen niedergelegt werden."[2]) Bei noch primitiveren Malayenstämmen wird auf das Grab ein Steinhaufen geschlichtet und darauf ein Steinpfeiler oder wenigstens ein Steinblock gestellt. „Bedeutende Personen erhalten Gräber von großen Dimensionen, bei den Sakalaven aus Sandsteinplatten von 5 Meter Seitenlänge und 2 Meter Höhe."[3]) Auf den polynesischen Inseln sind schon seit langer Zeit Reste einer Kultur festgestellt worden, die zu den primitiven Lebensverhältnissen der jetzigen Bewohner einen eigentümlichen Kontrast bildet. „Neukaledonien zeigt Reste alter Wasserleitungen, in Espiritu Santo sind noch heute Dorfstraßen mit Kieseln ausgelegt und mit Wasserleitungen versehen. Ein leiser Hauch geschichtlichen Lebens umschwebt melancholisch diese Dörfer und die Einsamkeit der überflüssigen Ringwälle auf den Hügeln und der mannshohen Steinpyramiden in den Steinkreisen der Nangas."[4]) Auch bei den jetzt lebenden Ozeaniern gehören Tempel und Begräbnisort zueinander. Es finden sich heute noch kleine Stufenpyramiden mit Treppenaufgang, deren Höhe ein Steinpfeiler, „ein heiliger Pfahl", krönt, aber die zunehmende Zersetzung der ethnographischen Verhältnisse läßt die Eingeborenen bei der Errichtung ihrer heiligen Stätten immer lässiger werden. Aus nicht gar zu weiter Vergangenheit gibt es heute noch achteckige Steinbauten mit Treppenaufgang oder wenigstens recht-

---

[1]) Ebenda 2, 535. [2]) Ebenda 2, 443. [3]) Ebenda 2, 443. [4]) Ebenda 1, 249.

eckige Steinhügel bis zu 12 Meter Höhe.[1]) Dieser eigentümliche Kulturgürtel inmitten einer immer mehr sinkenden Bevölkerung reicht bis zu den äußersten Inselgruppen Polynesiens, bis zur Osterinsel. Auch das ozeanische Haus gehört in den Kreis dieser Studie. Das Haus erscheint in Ozeanien als ein Heiligtum. Zumal größere Häuser dürfen nur von geheiligten Handwerkern errichtet werden. Dementsprechend sind auch die größeren Häuser auf Pyramidenstufen erbaut oder stehen auf 1 bis 2 Meter hohen Erdhügeln. Je angesehener der Besitzer, desto höher die Grundlage.[2]) Ist es nun wirklich gewagt, nachdem uns die Umschau um die Pyramidenform bis zur Osterinsel geführt hat, auch den amerikanischen Kontinent in den Kreis unserer Untersuchung zu ziehen, zumal die modernsten Anthropologen, durch paläontologische Funde bewogen, neuestens der Einwanderung der amerikanischen Rassen von Westen das Wort reden? Die wissenschaftliche Untersuchung darf vor keiner Tatsache zurückschrecken. Es ist aber eine einfache Tatsache, daß sich der Gürtel der Verwendung der Pyramidenform auf dem amerikanischen Kontinente fortsetzt. Zunächst sei bemerkt, daß die Verehrung des Sonnen- und Himmelsgottes bei allen amerikanischen Rassen zu finden ist. Die göttliche Würde des Häuptlings ist auch hier nichts Unbekanntes. Minder zivilisierte Völker kennen sie, wie die Kalo, deren Häuptlinge göttliche Verehrung schon bei Lebzeiten genossen, oder wie die Natchez, bei welchen die Leichen der Häuptlinge in dem Sonnentempel aufbewahrt wurden; die zivilisiertesten Völker, wie die Peruaner, haben sie zu einem verwickelten theokratischen Staatssystem ausgebildet, das an den ägyptischen „Sohn des Ra", an den chinesischen „Sohn des Himmels" erinnert. Diesen Voraussetzungen gemäß finden wir auch in Amerika allüberall den Höhenkult entwickelt. In Florida hatten die Apalachiten einen Höhlentempel auf dem Sonnenberge Olaimi.[3]) In Honduras war die Tempelhöhe Tibulco viel besucht.[4]) Die Majas verehrten ihren Blitz- und Donnergott Tlaloc auf dem gleichnamigen Berge. Auf diesem Berge befand sich auch der Ort Tlalocan, wohin die Seelen der Verstorbenen gelangen.[5]) In Südamerika wurde in der Zeit vor den Inkas auf Bergen geopfert, später, aber immer noch vor den Inkas, umgaben kleine Tempel die heiligen Höhen; der Tempel zu Pachamac am Fluße Rimac umgab einen kegelförmigen Hügel.[6]) Bei den Chibchas wurde dem Knaben, der der Sonne geopfert werden sollte, auf dem Gipfel eines Berges der Kopf abgeschnitten und das Blut auf Opfersteine gestrichen. Wurde das Opfer im Kazikenpalaste gebracht, so wurde der Unglückliche auf eine Art hochgelegener Kanzel gestellt und mit Speeren erschossen.[7]) Selbst bei den unzivilisierten Waldindianern Südamerikas findet sich der Höhenkult. Den Jivaro gilt der Sangayvulkan in Ostekuador als der Sitz ihres höchsten

---

[1]) Ebenda 1, 301. [2]) Ebenda 1,242.
[3]) J. G. Müller: „Geschichte der amerikanischen Urreligionen." 2. Aufl. 69.
[4]) Ebenda 462. [5]) Ebenda 500. [6]) Ebenda 381.
[7]) Buschan, Völkerkunde, 151.

Gottes.[1]) Dementsprechend dürfen wir uns nicht wundern, in ganz Amerika künstliche Hügel zu Kult- und Begräbniszwecken zu finden. Interessant ist die Wahrnehmung, daß selbst natürliche Hügel durch Terrassierung zu heiligen Bergen umgewandelt werden.[2]) Im Ohio-Tal finden sich ganze Gürtel künstlicher Erdhügel, wie sie die Chahta-Muskoki noch in historischer Zeit zu errichten pflegten.[3])

In diesen Hügeln fand man Leichen teils einzeln, teils in größeren Mengen mit Stein- oder Kupferbeigaben beigesetzt.[4]) Amerika hat uns aber auch wirkliche Pyramiden zu bieten, deren wichtigstes Baumaterial auch hier lufttrockene Ziegel sind, die außen eine Steinverkleidung tragen, ganz ähnlich, wie wir die Verhältnisse bei den ägyptischen Pyramiden gefunden haben. Nur sind es hier immer Stufenpyramiden. „Die Vorliebe für den pyramidalen Aufbau gehört zu den Merkmalen altamerikanischer Kunst. Sie äußerste sich in der Herstellung von künstlerischen Pyramiden und der in Umschaffung ganzer Hügel zu pyramidalen Trägern von Tempeln oder selbst mannigfaltiger Gruppen von Heiligtümern, die sich stufenweise übereinander erheben. Palenque, Uxmal, Cobau, Izamal zeigen mächtige Pyramiden, die sich bald frei erheben, bald die Träger von Bauwerken sind . . . Sie sind abgestumpft wie alle die Pyramiden in Mexiko und bis über den Missisipi hinüber in Nordamerika . . . Es ist auffallend, wie oft gerade die Pyramiden paarweise auftreten . . . Doppelpyramiden auf gemeinsamer Grundlage kommen in Cobau vor. Die meisten Pyramiden sind 10 bis 20 Meter hoch . . . Man hat Spuren von Begräbnissen in ihnen entdeckt."[5]) Bis über den Isthmus hinüber reicht der Einfluß des Pyramidenstiles. Die Inkas scheinen an dem Sonnenkult eine ähnliche durchgreifende Veränderung vorgenommen zu haben wie der ägyptische Pharao Amenhotep IV., freilich mit einem nachhaltigeren Erfolg. Sillustani mit seinen runden Grabtürmen (chulpas), die an Chinas Ringstraßen erinnern, beweisen, daß auch in Südamerika die Pyramide durchaus kein Fremdling ist. Die Fundstätten in Truxillo, am Titicacasee, in Piquillacta weisen übrigens auch die eckige Stufenpyramide auf. Der Pyramidenbau griff auf den Bau der Paläste, ja selbst auf den Bau der Privathäuser über. Im Süden Nordamerikas, gegen den mexikanischen Golf zu wird Strohlehm als Baumaterial verwendet und die Häuser, besonders die Häuptlingshütten werden auf einem terrassenartigen Unterbau errichtet, selbst wo keine Überschwemmungsgefahr besteht. Am Rio Grande ist diese Bauart bei den Pueblos in einer Weise entwickelt, daß man bei Beschreibung ihrer Bauten unwillkürlich in einemfort an das so weit entlegene Babylonien erinnert wird. Die Baueinheit ist hier das viereckige, beinahe kubische Gemach, dessen Wände aus Adobe, luftrockenen Ziegeln, gebildet sind. Zahlreiche solche Gemächer bauen sie terrassenförmig übereinander.[6]) Um die recht auffallenden Analogien noch

[1]) Ebenda 116. [2]) Ratzel 1, 618. [3]) Ebenda 1, 471. [4]) Buschan, 45.
[5]) Ratzel 1, 617. Vgl. Squise and Davis: „Ancients Monuments of the Mississipi Valley." (Washington, 1848.)
[6]) Buschan 66.

deutlicher hervortreten zu lassen, sei nur erinnert, daß sowohl in Nord- als in Südamerika tief in vorkolumbischer Zeit künstliche Bewässerung des Ackerlandes mittels nahezu derselben technischen Mittel wie in Babylonien bekannt war (so zum Beispiel bei den Pueblos, in Südamerika bei Ancon bei Lima), daß auch das Labyrinth, wenn auch im kleineren Maßstabe, in Pallenque eine eigentümliche Parallele findet. Aber auch die ganz unmittelbar zum Sonnenkult gehörigen „heiligen Pfähle", die Steinpfeiler, vermissen wir in Amerika nicht. Eine ungemein wichtige Rolle spielt der Sonnenpfahl bei den Prärieindianern, die um ihn herum den Sonnentanz aufführen.[1]) Steinerne Sonnenpfeiler sind bei den Antillenindianern, in Zentral- und Südamerika bis tief nach Peru hinein festgestellt worden.[2]) Auch der „göttliche Sonnenvogel", der Adler, bei den Sumeriern, wie es scheint, auch in gezähmtem Zustande verwendet, den man auch aus hethitischen Reliefbildern als heiliges Tier kennt,[3]) gilt ebenso in Amerika als heiliges Tier, das zu Zeremonialzwecken gezähmt wird (Pueblo-Indianer).[4]) Wenn es auch nicht unmittelbar zu unserem Thema gehört, so sei doch in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen, daß der eigentümliche Kult von Eridu in den heiligen Lagunen auf den Seen von Guatafita, Siecha, Iguaque und Bochachio ein hochinteressantes Gegenstück findet.

So hätten wir den Kulturgürtel der Verwendung der Pyramiden durch Asien über Ozeanien hinaus bis tief nach Amerika verfolgt. Wie von selbst drängt sich da die Frage auf: Ist westlich vom Sumeriérland wirklich Ägypten allein ein Verbreitungsgebiet der Pyramide? Phönizien, Kanaan, Syrien, Vorderasien sind allerdings klassische Gebiete des Höhenkultes, der Sonnenpfeiler, pyramidenähnliche Bauten wurden bisher nicht viele gefunden, wohl aber Höhentempel.[5]) Dafür bietet der nordwestliche Teil Kleinasiens in den Ausgrabungen zu Hissarlik reichere Ausbeute. Neun Kulturschichten sind hier zutage gefördert worden, von denen die untersten fünf vorgeschichtlich sind.[6]) Es ist ungemein interessant, den Übergang von Backstein- zu Steinbauten zu beobachten. Noch bemerkenswerter aber ist die für unseren Gegenstand wichtige Wahrnehmung, daß wir es in Ilion mit einer Terrassenburg zu tun haben. Schon die zweite Niederlassung zeigt diesen Typus, noch deutlicher aber die sechste,[7]) in der man heute die homerische Stadt zu erkennen glaubt. Bekannt sind die zahlreichen Grab- und Kulthügel in der Umgebung des alten Troja. Die untersuchten Grabhügel zeigen den Typus terrassierter natürlicher Hügel, wie zum Beispiel das sogenannte Grab des Achilleus, es wurden aber auch künstliche Hügel festgestellt ohne Begräbnisspuren, die Reste kleiner

---

[1]) Buschan 56. [2]) Geiger 170.
[3]) Merker, Masai hiezu sehr vergleichenswert. (S. 288 hier Geier.)
[4]) Buschan 68.
[5]) Im Kidrontale und in Kleinasien finden sich von Pyramiden überbaute Grabdenkmäler.
[6]) Dörpfeld: „Troja und Ilion."
[7]) Ebenda Nr. 6.

Kultstätten auf ihren Gipfeln trugen. Diese Feststellungen durch Grabungen stimmen durchaus mit den Darstellungen Homers überein. Auf dem Gipfel des Idagebirges stand dem Zeus zu Ehren ein Tempel mit einem Opferaltar.[1]) Hektor bringt darum seine Opfer auf dem Idagebirge oder auf der obersten Burgzinne (wohl seit der Belagerung).[2]) Die toten Helden, die ja so vielfach von Göttern stammen, werden in künstlichen Grabhügeln bestattet. Beide Heere benützen nicht selten diese Hügel als Stützpunkt für ihre Operationen. Polites, des Priamos Sohn, sitzt auf dem Grabhügel des Aisyetes, um den Feind zu beobachten.[3]) Ein anderes Mal ordnen die Troer ihre Reihen bei dem Hügel Batieia, der Grab- und Göttermal zugleich ist.[4]) Alexandros stützt sich beim Bogenschießen auf einen Steinpfeiler, der den Grabhügel des Ilos krönt.[5]) Im 23. Gesange errichteten die Myrmidonen dem Patroklos, im 24. die Troer dem Hektor ein derartiges Grabmal. Auch die nachhomerische Zeit steht ganz unter dem Banne des Höhenkultes. Der älteste Zeuskult knüpft überall an hohe Berge an. Neben dem Olymp waren der Kythäron und Laphystion in Böotien, der Parnaß, Hymettos in Attika, das lykäische Gebirge in Arkadien, der messenische Berg Ithome, die Berggipfel von Rhodos, Kreta, Samothrake und andere Inseln die ältesten Kultstätten des Zeus. Auch in Dodona war die älteste Kultstätte der Berg (*Ζεὺς Τμάριος*). Der lykäische Berg in Arkadien führte geradeso den Namen Olymp, auf seinem Gipfel befand sich der geweihte Bezirk (*τὸ ἄβατον*), der bei Todesstrafe nicht betreten werden durfte. Ein Altar von Erde und zwei gegen Sonnenaufgang stehende Adler versinnbildeten den Himmelsgott.[6])

Die Sage ließ bezeichnenderweise von hier das pelasgische Geschlecht ausgehen. Die ältesten Symbole des Zeus waren Steinpfeiler wie die zu Delphi und die in der Nähe von Gytheion oder Holzpfähle wie zu Charonea.[7]) Die Könige galten als Söhne des Zeus. In Sparta waren beide Könige aus dem von Zeus begründeten Stamme, zugleich aber auch Priester des Zeus, ganz ähnlich wie die patesi, die

---

[1]) *Ἴδην δ᾽ ἵκανεν πολυπίδακα, μητέρα θηρῶν,*
Γάργαρον· ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις.
Il. 8, 47; 48. Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß temen auch im Sumerischen gerade die Kapelle oben auf der Pyramide bedeutet.

[2]) *ἐν πόλει ἀκροτάτη.* Il. 22, 172.

[3]) *τύμβῳ ἐπ᾽ ἀκροτάτῳ Αἰσυήταο γέροντος.* Il. 2, 792.

[4]) *ἔστι δέ τις προπάροιθε πόλιος αἰπεῖα κολώνη,*
ἐν πεδίῳ ἀπάνευθε, περίδρομος ἔνθα καὶ ἔνθα,
τὴν ἤτοι ἄνδρες Βατίειαν κικλήσκουσιν,
ἀθάνατοι δέ τε σῆμα πολυσκάρθμοιο Μυρίνης. Il. 2, 811 ff.

[5]) *στήλῃ κεκλιμένος ἀνδροκμήτῳ ἐπὶ τύμβῳ*
Ἴλου Δαρδανίδαο. Il. 11, 371.

[6]) Preller: „Griechische Mythologie“ I, 98 ff.

[7]) Pausanias, Periegeseis 3, 22, 1 und 9, 40, 6. Übrigens ließe sich ganz Analoges auch von anderen griechischen Himmelsgöttern anführen.

Priesterkönige der Sumerier. Die griechische Kunst hatte dank den hervorragenden Gaben des Volkes bald eigene Wege betreten. Aus jener Urzeit, da natürliche oder künstliche Hügel Kult- und Begräbnisstätte gewesen waren, blieb ihr bis in die glänzendste Zeit ihrer Entwicklung der architektonische Zusammenhang zwischen Tempel- und Grabbau und beim Tempel als letzter Rest des terrassierten künstlichen Hügels das Krepidoma, der Unterbau, beim dorischen Tempel noch sehr hoch, in der hochklassischen Periode erst niedriger und zu dem Ganzen in das richtige Verhältnis gesetzt. Selbst in dieser Zeit erscheint diese meist dreistufige Terrasse nicht einfach als Freitreppe; denn die Aufgangstreppen sind eigens in die Terrasse eingebaut. Der Tempel der Artemis in Ephesus hatte ein zehnstufiges Krepidoma. An dem Mausoleum in Halikarnaß, das die Königin Artemisia ihrem Gemahl Mausolos errichtete, tritt uns das Pyramidenmotiv noch einmal klar entgegen.[1]) Wagen wir den Weg noch weiter westlich. Da fällt uns vor allem das sehr merkwürdige Volk der Etrusker auf, die ja auf die Römer einen tiefen Einfluß, nicht zuletzt auf religiösem Gebiete, geübt haben. Wir wissen nicht allzuviel Sicheres von diesem Volke; das Sicherste sind die archäologischen Funde, die uns Wichtiges aus dem Geistesleben der Etrusker enthüllen. Das Pyramidenmotiv tritt uns bei den Grabmälern dieses Volkes überraschend deutlich entgegen. So fand man in Castel d'Asso Felsenbauten, über welchen Pyramiden errichtet waren. In Vulci, Corneto, Cervetri finden sich künstliche Grabhügel. Über einem Mauersockel ist ein konischer Hügel aufgeschüttet, dessen Spitze ein Bildwerk aus Stein bildet. Die Portale verjüngen sich nach oben ganz ähnlich wie bei den ägyptischen Pylonen. Den größten Tumulus fand man in Caere. In Chiusi hat das Porsennagrab einen Umfang von 250 Metern, der Hügel eine Höhe von 14 Metern. Die Grabkammern befinden sich immer in dem Hügelmassiv. Auch die sogenannten Nurhage in Sardinien, die unbekannten Ursprungs sind, stellen kegelförmige Steinbauten vor. Aus dem durch einen niederen Eingang erreichbaren Untergemach führen spiralförmige Treppen in die Obergemächer.[2]) In der römischen Religion hatte der Höhenkult ebenfalls eine ungeheure Bedeutung. Der Juppiter Latiaris hatte sein Heiligtum auf dem Berge bei Alba Longa, der altitalische Sonnengott, später Apollo Soranus genannt, auf dem Soracte, Diana auf dem Berge Tifatu bei Kapua, Saturnus auf zahllosen Höhen Mittelasiens. Dieser Umstand sowie der etruskische Einfluß machen es begreiflich, daß selbst in der Blütezeit römischer Kunst der Rundtempel und der Grabhügel nicht verschwinden konnten. Wenn man an diese etrurischen Bauformen denkt, wird man noch an ein anderes europäisch-nordafrikanisches Urvolk erinnert, das ebenfalls in diesen Zusammenhang hineingehört, ich meine die Berber. Die Berber der Römerzeit hinterließen zahlreiche künstliche Grabhügel, „die drei oder vier Stein-

---

[1]) Kuhn: „Allgemeine Kunstgeschichte“ I, 194.
[2]) Ebenda I, 205 ff.

kreise auf ihren Abhängen und auf der Spitze einen Felsenpfeiler tragen. . . . die meisten sind Begräbnisstätten, worin die Toten sitzend begraben werden."[1]) Vielleicht rühren von ihnen die obenerwähnten Nurhage Sardiniens her. Das sogenannte Grab der Christin, wenige Meilen westlich von Algier, das Grab des Syphax beim alten Sila stellen Pyramiden, letzteres eine Stufenpyramide vor. Nicht achtlos dürfen wir an den benachbarten Saharavölkern vorübergehen. Die heutigen Bewohner von Aïr, dem „Alpenland der Sahara", sind des regsten Interesses wert. Nicht nur, daß es in ihrem Lande zahlreiche Altertümer und Felsinschriften gibt, einzelne Stämme von ihnen, wie die Kelowi, bauen heute noch Grabhügel mit Steinkreisen.[2]) Sonst finden wir bei mehreren Völkern Afrikas die Sitte, über dem Grabe einen Steinhaufen aufzutürmen. Jeder Vorübergehende muß durch Hinzuwerfen wenigstens eines Steines diesen Haufen vergrößern, wenn er die Seele des Verstorbenen nicht reizen will. Manchmal sieht diese Sitte wie ein Rest des früheren Gebrauches des Grabhügels aus, die die heutige Bevölkerung technisch nicht mehr bewältigen kann. Doch wir müssen nicht nach Afrika gehen, um dort den Grabhügel als Vorläufer oder als Ausläufer pyramidaler Bauformen feststellen zu können. Auch die von uns bewohnten Gebiete liefern eine gewiß nicht geringe Ausbeute, wenn auch aus Europas vorgeschichtlicher Zeit. Das Volk nennt die vorgeschichtlichen Grabhügel „Hünengräber". Es ist bezeichnend, daß in Skandivanien an diesen Gräbern uralte Götter- und Heldennamen hafteten wie eine dunkle Erinnerung, daß diese künstlichen Hügel Kult- und Begräbnisstätten zugleich waren. Sie gehören beinahe durchwegs dem Übergang von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit an, eine Kulturepoche, die den Grabbeigaben nach der ältesten Sumerierepoche entspricht. Die Grabkammern sind in einem Hügel verborgen, dessen Basis von einem Steinkreis umgeben ist. Am Hinkelstein bei Monsfeld fanden sich am Abhange talwärts zu zahlreiche Reihengräber, während auf dem Gipfel, dem Nordrand des Gräberfeldes, ein mächtiger, pfeilerartiger Kalksteinblock emporragte. In den Gräbern lagen die Leichen so, daß ihr Antlitz der aufgehenden Sonne zugewendet war. Gewaltige Grabhügel durchforschte O. Fraas in Württemberg. Sie tragen im Volksmund die Namen Belremise und Kleinaspergle. In Belremise fand Fraas eine Leiche mit Goldschmuck und Bronzegeräte. Der Hügel war sechs Meter hoch. In zahlreichen dieser Hünengräber fanden sich auf der Höhe der Hügel sowie im Innern die sogenannten Schalensteine mit kleinen, schüsselförmigen Vertiefungen, in denen Opfer gebracht wurden. Aus Schwerin kennt man einen Grabhügel, in dem sich nicht nur eine Leiche, sondern auch ein viereckiger, von Erde und Stein gebauter, eineinhalb Meter hoher Altar mit einem runden Tonkessel befand. Damit stimmt gut überein, daß man in Deutschland steinzeitliche Funde gerade nicht selten auf Bergeshöhen machte, die wohl nach allem auch als Kultstätten anzusprechen

[1]) Ratzel 2, 457. [2]) Ebenda 2, 486.

sind.[1]) Wie ein Echo aus diesen, jeder Schriftkunde entrückten Zeiten muten uns die hieher gehörigen Vorstellungen der germanischen Mythologie an, die wir am besten von allen Mythologien nordischer Völker kennen. Die Sonne und ihr Kult spielen in der vormythologischen Zeit bereits eine hohe Rolle. Bei Trundholm auf Seeland fand man eine goldene Sonnenscheibe, die von einem Pferde auf einem bronzenen Wagen gezogen wird. Noch in viel späterer Zeit wurde bei germanischen Stämmen das „Sonnenrad" angezündet. Im Merseburger Zauberspruche wird die Sunna als Göttin angeführt.[2]) In der Edda spielt die Sol als Sonnengöttin eine bedeutende Rolle, Wahrnehmungen, die durchaus zu den einschlägigen Berichten Cäsars über germanische Religion passen. Bei den Nordgermanen hatten die Berge als Kultstätten eine besondere Bedeutung. Horgr bedeutet „Berg" und „Götterwohnung" zugleich. Es muß aber diese Anschauung früher viel weiter verbreitet gewesen sein, da der Volksglaube die Riesen oder Hünen, übermenschliche Wesen, mit Vorliebe auf Bergen hausen läßt, wie uns das österreichische Beispiel des Rübezahl lehrt. In der Götterwohnung, im Berge, hausen die Toten. Valholl ist eine solche Seelenwohnung in Bergeshöhe. Zahlreiche Berge in Schweden führen diesen Namen. Helden und Könige wohnen im Volksglauben in den Bergen fort wie Barbarossa im Kyffhäuser. Die Synode zu Listinä (743) zählt unter den verbotenen heidnischen Gebräuchen auf: „Von den Dingen, die sie auf Felsen verrichten." Die Bevorzugung der Könige und Helden in Grabhügeln und Bergsagen wird uns begreiflich, wenn wir daran denken, daß bei den Nord- und Ostgermanen der König auch Priester war und als Inkarnation der Gottheit galt. Angelsächsische Könige, nicht wenige adelige Familien leiteten ihren Stammbaum von Wodan ab.

So haben uns die Pyramiden einen, wenn ich so sagen darf, eigenen Kulturkreis enthüllt, eine Kulturwelle, die zu ihrer Zeit die ganze Menschheit in den Bereich ihrer Bewegung gezogen hat. Der Kult des Himmelsgottes wurde in uralter Zeit auf den Bergen geübt, wo der Mensch sich dem Himmelsgotte näher fühlt, das Gefühl einer eigentümlichen Freiheit und Wonne empfindet. In die Ebene herabgestiegen oder in Dörfern und Städten wohnend, empfand er die Unmöglichkeit oder Schwierigkeit, den der Gottheit gebührenden Dienst auf den natürlichen Höhen zu verrichten; er baut künstliche Höhen oder versinnbildet sie wenigstens durch Holzpfähle oder Steinpfeiler. Mit seiner technischen Leistungsfähigkeit nimmt die Größe und Kunstfertigkeit dieser künstlichen Höhen zu, sie werden Ecken- oder Rundhöhen, erstere Stufen- oder glatte Pyramiden. Degenerierte Reste solcher Kulturvölker können wiederum zu Grabhügeln oder gar Steinhaufen greifen, da sie ihre Leistungsfähigkeit verloren haben. Der Höhepunkt

[1]) Ranke: „Der Mensch", II.

[2]) Es sei hier an jene bemalten Kiesel der Azylienschicht erinnert, auf denen das Sonnenrad in zweifacher Form dargestellt erscheint, vgl. „Der Mensch aller Zeiten", S. 218.

dieser Bewegung fällt in das dritte und zweite Jahrtausend vor Christus, wie die prähistorische und historische Chronologie nahelegt, ohne daß die Bewegung überall nach dieser Zeit von anderen Ideen wäre überwuchert worden, sie hat ihre Ausläufer, wie wir gesehen, bis in die Neuzeit erstreckt. Der Königskult im besonderen, der Ahnenkult im allgemeinen haben die Begräbnisstätten, schließlich die Königspaläste in die Bewegung hineingezogen. Sie gestattet nach den Entwicklungsstufen Erdhügel—Pyramide sogar chronologische Ausblicke. Der Mittel-, vielleicht auch Anfangspunkt dieser Bewegung muß in einem Bergland in der Nähe der Euphrat- und Tigrisgebiete gesucht werden. Sie ist zugleich ein neuer Beweis für die Einheitlichkeit der menschlichen Kultur und der menschlichen Art.

Marienmond.

Von Ella Graf.

Nun wandelt zu dem herrlichsten Altare
Im Maienmonat wieder sich die Welt;
Als Kuppel schwingt darüber sich das klare,
Das hochgewölbte blaue Himmelszelt.

Besteckt mit rötlichen und weißen Kerzen
Ist der Kastanien dunkelgrüner Plan,
Gleich wächsernen, blaßrosenfarb'nen Herzen
Strebt der Weigelien Blüte himmelan.

Goldregen hebt mit schlankem, grünem Finger
Empor die Blütenlocken ährenblond:
Es däucht mich, als ein leuchtend Opfer bring' er
Sie unsrer lieben Frau vom Maienmond.

Deutsche Kultur gegenüber französischer und italienischer nach Michel de Montaigne 1580—1581.

Von Professor **Dr. St. Schindele.**

Michel de Montaigne, der bekannte französische Philosoph, Schriftsteller und Weltmann, machte in den Jahren 1580 und 1581 eine mehr als siebzehnmonatliche Reise durch Frankreich, Süddeutschland und Italien. Er konnte hiebei die damalige französische, deutsche und italienische Kultur kennen lernen und mit einander vergleichen. Und diese Vergleichung fällt nicht zu Ungunsten der deutschen Kultur aus. Dies an einzelnen Punkten nachzuweisen, und zugleich einen kleinen Beitrag zur Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts zu geben, ist der Zweck der folgenden Ausführungen. Erschöpfende Vollständigkeit ist dabei weder beabsichtigt noch, in einer kürzeren Abhandlung, möglich. Von dem allumfassenden Gebiete der Kultur pflegt dem Bereiser fremder Länder zuerst die mehr materielle Seite ins Auge zu fallen: die Landschaft nnd ihre wirtschaftliche Ausnützung; der Bau der Häuser und Städte; die Art und Weise der Ernährung und Verpflegung, sowie deren Preise; Verkehr, Handel und Industrie. In zweiter Linie erst kommt die mehr ideale Seite der Kultur zur Beobachtung: Kunst und Wissenschaft; Religion; Sitte, Recht und Staat. An dieser Stelle soll nur die mehr materielle Seite der Kultur zur Darstellung gelangen.

Michel de Montaigne, von dem Dichter und Kritiker Sainte-Beuve (gestorben 1869) „der Weiseste der Franzosen" genannt („le français le plus sage qui ait jamais existé." Nouv. Lundis II, 177), hatte sein Schloß Montaigne an der weingesegneten Dordogne (östlich von Bordeaux) am 22. Juni 1580 verlassen, um sich an der Belagerung von La Fère (nordöstlich von Paris), einer Episode der Hugenottenkriege, zu beteiligen. Am 5. September 1580 trat er von Beaumont-sur-Oise aus seine große Reise an. Es sollte eine Badereise, eine Erholungsreise und eine Studienreise sein. Ein Badereise: Montaigne litt an Nierenkolik und Blasenstein (colique néphrétique, gravelle). Die Bäder von Plombières (Lothringen), Baden (Schweiz) und Lucca (Italien) sollten Hilfe bringen. Eine Erholungsreise: Montaigne wollte den unerquicklichen politisch-religiösen Verhältnissen Frank-

reichs entfliehen, wo Hugenotten und Ligisten sich in blutigen Kriegen gegenüberstanden. Deshalb hatte er schon 1571 seine staatlichen und höfischen Ämter niedergelegt, um auf seinem Schlosse sich ganz den philosophischen und literarischen Studien zu widmen. Als deren Frucht erschienen 1580 die ersten zwei Bücher seiner berühmten „Essais". Eine Studienreise: Montaigne wollte seinen „Seneka und Plutarch" wieder eine Zeit lang daheimlassen, um fremde Menschen und Länder, fremde Art und Sitte kennen zu lernen, und zwar gründlich kennen zu lernen. Darum reiste er, oft zum Verdrusse seiner Begleiter, langsam, machte Umwege, wollte alles sehen und hören und erkunden. Im Gegensatze zu seinen französischen Landsleuten, die schon damals alles Nichtfranzösische gern als „barbarisch" verachteten (Essais III, 9), trat Montaigne mit dem weiten Gesichtskreise des Philosophen und feingebildeten Weltmannes an fremde Art und Sitte heran und beurteilt ganz objektiv die damalige deutsche, italienische und französische Kultur, wie er sie kennen lernte, genau, wahrheitsgetreu bis zu den kleinsten Dingen des alltäglichen Lebens herab, „nicht ein Jota fälschend" (Essais I, 26). Er wollte „sein Gehirn an fremden Gehirnen reiben und glätten, frotter et limer sa cervelle contre celle d'altruy" (Essais I, 25).

Die Reisegesellschaft setzte sich aus fünf Edelleuten zusammen: Montaigne selbst; sein jüngerer Bruder, Bertrand Charles de Montaigne, Sieur de Matecoulon, 20 Jahre alt, der in Rom das Fechten lernen sollte; sein Schwager Bernard de Caselis, der Gemahl von Montaignes jüngerer Schwester Marie, der in Padua blieb, um sich in den „ritterlichen Künsten" auszubilden; ferner Charles d'Estissac, der in verwandtschaftlichen Verhältnissen zum französischen Hofe stand, von dort Empfehlungsschreiben an den Herzog von Ferrara hatte und in Rom sich im Reiten und Fechten vervollkommnen sollte; in seiner Begleitung war der Lothringer Adelige Herr von Hautoy. Diese jungen Herren hätten, wie der damals 47jährige Montaigne ärgerlich bemerkt, kein anderes Interesse, als möglichst bald an ihr Ziel, in die „Fechtschule" zu kommen, zu Leuten ihres Alters. Von ihren bisherigen Schulen hätten sie nichts mitgebracht als „den Abscheu vor den Büchern, wie dies fast bei unserem ganzen Adel der Fall ist" (que la haine des livres, comme fait quasi toute nostre noblesse. Essais I, 25). Ihre Pseudoideale seien „Ehre und Tapferkeit"; daher die französische Duellwut, der auch Montaignes genannter Bruder huldigte. Zu Rom in ein Duell verwickelt, entging derselbe nur durch Verwendung des französischen Hofes dem Gefängnisse. „Ich wäre lieber allein als in solch langweiliger, unfähiger Gesellschaft" sagt Montaigne (Essais III, 9). Er hatte einen Diener bei sich, der zugleich als Sekretär das „Reisetagebuch" führte, in Rom aber seinen Abschied bekam. Der Herr von Estissac hatte einen Kammerdiener, zwei Lakaien, einen Maultiertreiber samt Maultier. Ob die anderen Herren ebenfalls eigene Diener hatten, ist nicht genau angegeben. Zu Baden in der Schweiz wurden „neun Betten" bezahlt. Die Herren machten die

ganze Reise zu Pferde, und zwar mit eigenen Pferden. Montaigne verkaufte die seinen in Rom und reiste fortan mit Miet- und Postpferden. Auf der Heimreise kaufte er sich in Lyon wieder eigene. Die Dienerschaft, mit Ausnahme eines einzigen, der ebenfalls reiten durfte, ging zu Fuß mit dem Maultiere, das die Koffer trug. Es war also ein stattlicher Zug, in dem Montaigne Frankreich, Süddeutschland und Italien durchquerte. Die vornehmen Reisenden wurden denn auch vielfach von den Behörden offiziell begrüßt, so in Basel, Schaffhausen, Augsburg. Dabei gab es „Ehrenwein" und lange zeremoniöse Ansprachen. Letztere schadeten unserem Montaigne aber nicht, da er kein Deutsch verstand. Er mußte sich auf seiner Reise eines Dolmetschers bedienen, wofern er nicht, wenigstens bei klassisch Gebildeten, sein geliebtes Latein anwenden konnte, das er von Jugend auf sprach. Des Italienischen aber wurde er bald hinreichend mächtig. Er wandte hiebei ein Verfahren an, das jetzt noch mancher lateinisch geschulte, des Italienischen aber unkundige Italienfahrer mit mehr oder weniger Glück versucht: er drehte und wendete sein Latein und Französisch so lange, bis es wie Italienisch klang, was bei den zahlreichen und sehr verschiedenen italienischen Mundarten immer einen Erfolg hat, wie wenigstens Montaigne meint.

Die Reiseroute war folgende: Beaumont (5. September 1580), Bar-le-Duc, Epinal, Plombières (16. September). Hier Kuraufenthalt bis 27. September. Dann Remiremont, Bussang, (das letzte französische Dorf), über einen Vogesenpaß nach Thann (bei Mühlhausen), der ersten deutschen Stadt (28. September), Mühlhausen, Basel, „Hornes" (wohl Hornussen zwischen Säckingen und Brugg), Brugg, Baden in der Schweiz. Hier wieder Kuraufenthalt bis 7. Oktober. Dann Schaffhausen, Konstanz, Markdorf (in Baden), Lindau im Bodensee (10. Oktober), Wangen, Isny, Kempten, Pfronten, Füßen, Schongau, Landsberg, Augsburg, Fürstenfeldbruck, München (20. Oktober), Mittenwald (22. Oktober), Seefeld, Zirl, Innsbruck (23. Oktober). Von hier ein Ausflug nach Hall und Ambras. Dann in einem Tage über den Brenner nach Sterzing (25. Oktober). Weiter nach Brixen, Klausen, Kollmann, Bozen (27. Oktober), Trient (28. Oktober). Von Rovereto aus wurde ein Abstecher nach Torbole und Riva am Gardasee gemacht. Nach Borghetto, dem letzten Dorfe der „Grafschaft Tirol", betrat man venezianisches Gebiet. Es folgte Volargne (Berner Klause), Verona (1. November), Vicenza, Padua, Fusina, Venedig, Padua, Ferrara, Bologna, Bojano, Scarperia, Pratolino, Florenz, Siena (24. November), Viterbo, Rom (30. November). Über Weihnachten 1580 und Ostern 1581 blieb Montaigne in Rom. Am 19. April 1581 trat er eine Wallfahrt nach Loretto an über Narni, Terni, Spoleto, Recanati (vier ein halb Tage). Von Loretto reiste er am 26. April wieder ab, über Ancona, Fano, Urbino, Florenz, Lucca nach Villa, wo er in den Bädern (Bagni di Lucca) bis 21. Juni Kuraufenthalt nahm. Dann besuchte er Pistoja, Florenz, Pisa, Lucca. Am 15. August war er wieder in den Bädern von Lucca und blieb bis zum 12. Sep-

tember dort. Über Siena kam er am 1. Oktober nach Rom zurück. Er war in seiner Abwesenheit zum Maire von Bordeaux erwählt worden und sollte sein Amt antreten. Darum machte er sich am 15. Oktober auf die Heimreise, die in beschleunigtem Tempo folgende Hauptstationen berührte: Rom, Siena, Lucca, Massa, Sarzana, Pontremoli (23. Oktober), Fornovo, Borgo San Donnino, Piacenza, Marignano, Pavia, Mailand (26. Oktober), Novara, Vercelli, Chivasso, Turin, Susa (1. November). Über den Mont Cenis erreichte er in Lans-le-Bourg französisches Sprachgebiet (Savoyen). Über Chambéry ging es nach Lyon, von da nach Clermont, Limoges und Périgueux. Am 30. November 1581 kam Montaigne wieder auf seinem Heimatschlosse Montaigne bei Frau und Tochter an, nachdem er 17 Monate 8 Tage auf der Reise gewesen war. „Le Jeudi, jour de St.-André, dernier Novambre, (je vins) coucher à Montaigne, sept lieues: d' où j' étois partis le 22 de Juin 1580, pour aler à la Fere. Par-einsin avoit duré mon voyage 17 mois 8 jours."

Über die ganze Reise wurde genau Buch geführt in Journal de voyage; dessen erster Teil (bis Rom 16. Februar) ist von einem Sekretär nach Diktaten Montaignes geschrieben; der zweite von Montaigne selber, teilweise in einem eigentümlichen selbstgebildeten Italienisch. Das Französische des 16. Jahrhunderts zeigt im „Journal" eine sehr inkonsequente Orthographie. Das „Journal" war nicht zur Veröffentlichung bestimmt, was demselben einen intimen und beinahe vertraulichen Zug verleiht. Das Originalmanuskript von schlechter kalligraphischer und orthographischer Beschaffenheit wurde erst 1770 von dem Kanoniker Prunis in einem alten Koffer auf dem Schlosse zu Montaigne wieder entdeckt, 1774 (widerrechtlich) von Querlon in Paris im Drucke herausgegeben. 1777 erschien hiervon zu Halle auch eine deutsche Übersetzung, ungenau wie die französische Originalausgabe. Die englische Ausgabe der Werke Montaignes (London, 1845) enthält auch das „Journal". 1889 gab der Pisaner Professor Alessandro d' Ancona des „Journal" neuerdings heraus mit guten italienischen Anmerkungen (Città di Castello, 2. Ausgabe 1895). 1906 erschien bei Hachette in Paris eine treffliche kritische Ausgabe, von Lautrey besorgt und mit sehr brauchbaren historischen, geographischen und literarischen Anmerkungen versehen, zum italienischen Teil des „Journals" eine französische Übersetzung gebend. — Die erste Ausgabe des „Journals" (1774) wurde in der literarischen Welt nicht besonders freundlich aufgenommen. Grimm oder Diderot schrieb in der Correspondance littéraire (Mai 1774): „Höchstens 20 Seiten abgerechnet, verdient der Rest die Erhaltung nicht mehr als die alte Lampe des Epiktet." Später wurde das Buch besser geschätzt. Das „Journal" ist nach dem einzelnen Reisestationen übersichtlich abgeteilt; man findet die nachstehenden Angaben leicht bei der betreffenden Station. Dadurch erübrigt sich hier ein Zitieren nach Seitenzahlen.

Vorerst wollen wir hören, wie die deutsche Landschaft und ihre landwirtschaftliche Kultur unseren Reisenden gefiel;

desgleichen was sie über das deutsche Haus und die deutsche Stadt im Vergleich mit Frankreich und Italien zu sagen wissen.

Thann, die erste deutsche Stadt, damals den Habsburgern gehörig, wird als „sehr schön" bezeichnet. Die schöne und große Ebene daselbst sei von Berghängen eingefaßt, mit den schönsten und bestkultivierten Weinbergen, in solcher Ausdehnung, daß die Gascogner, in deren Heimat der Rebbau blüht, sagten, sie hätten nie so große gesehen. Es war gerade Weinlese. Tatsächlich sind die Weine von Thann noch jetzt im Elsaß berühmt: „Zu Thann im Range, zu Gebwiler in der Wanne, zu Turkeme (Türkheim) im Brand, wächst der beste Wein im Land." Auch Mühlhausen wird eine „schöne kleine schweizerische Stadt" genannt. Von Mühlhausen bis Basel „kamen wir durch ein schönes, ebenes, sehr fruchtbares Land, geschmückt mit mehreren schönen Dörfern und Gasthöfen". Basel heißt „eine schöne Stadt, ungefähr von der Größe wie Blois". Baden (in der Schweiz) „ist eine kleine und sehr schöne Stadt, wie fast alle in dieser Gegend. Die Straßen sind breiter und offener als die unsrigen, die Plätze geräumiger. Überall sind schöne Glasfenster; die Häuser außen bemalt und mit Sinnsprüchen versehen, was einen sehr gefälligen Anblick bietet. In jeder Stadt gibt es zahlreiche öffentliche Brunnen aus Holz oder Stein, namentlich an den Straßenkreuzungen, reich gearbeitet und verziert. Dies läßt ihre Städte viel schöner erscheinen als die französischen." — „In dieser ganzen Gegend (bei Basel) haben sie unendlich viele Brunnen. In jedem Dorf, an jedem Kreuzweg stehen deren sehr schöne. Man sagt, in Basel gebe es mehr als 300 Brunnen." — „Die Privathäuser sowohl in der Stadt wie auf dem Lande sind auf unserem Wege (von Basel bis Konstanz) ohne Vergleich schöner als in Frankreich. Es fehlen bloß Schieferplatten (ardoises) . . . Es ist ein sehr fruchtbares Land, besonders an Wein." Die Deutschen (in und bei Landsberg) „lassen ihre Städte häufig restaurieren (neu bemalen); das gibt ein blühendes Aussehen; ebenso die Kirchen; seit drei oder vier Jahren waren fast alle, wo wir waren, erneuert worden; man sah dies an den überall angebrachten Jahreszahlen. Die Uhr in Landsberg schlägt alle Viertelstunde, wie mehrere andere in diesem Lande. Zu Nürnberg soll sie sogar jede Minute schlagen". — „Augsburg gilt als die schönste Stadt Deutschlands, wie Straßburg als die festeste. Bezeichnend für ihre Sauberkeit ist, daß das Treppenhaus unseres Gasthofes, die Linde beim Fuggerpalais, mit Tüchern belegt war, damit die frischgeputzten Treppen nicht beschmutzt würden. Alle Samstage findet dieses große Reinmachen statt. Wir trafen niemals Spinngewebe oder Staub in ihren Gasthöfen . . . Oft bringen sie an der Wand neben den Betten Vorhänge oder Tücher an, damit man beim Ausspucken nicht die Wand verderbe . . . Die Fenster sind sehr blank und werden sehr oft geputzt, was ihre Konstruktion, die eine andere ist als bei uns, ermöglicht . . . Sie haben einen eigenen Anstreicher (Weißer), der sofort wieder ausbessern muß, was man an den Wänden schwarz gemacht hat . . . Die Häuser (in Augsburg) sind allgemein viel schöner

größer und höher als in irgend einer Stadt Frankreichs, die Straßen viel breiter." Montaigne schätzt die Größe Augsburgs auf die von Orleans. Er bewundert das Wasserwerk in Augsburg, die reichliche Wasserversorgung und die zahlreichen Brunnen, ferner den schönen Schießstand; selbstverständlich auch die Prachtbauten der Fugger und die zahlreichen Kirchen. Augsburg war damals noch Hauptdurchgangsplatz für den Handel aus dem Osten und Süden nach dem Norden. Montaigne sah daselbst zum Beispiel Leute, die ein Straußenpaar von Venedig zu dem Herzog von Sachsen bringen sollten. Die Tiere wurden vermittelst geeigneter Fesselung zu Fuße geführt; nach Aussage der Führer ermüdeten sie weniger als die Begleiter und suchten jeden Augenblick zu entkommen. Montaigne besichtigte das mit Kupfer gedeckte Fuggerpalais, besonders zwei prächtige Säle, auch viele antike und moderne Medaillen darin, „die schönsten Stücke, die er je gesehen" habe. Es gebe mehrere Fugger oder, wie das Journal, schreibt „Foulcres", alle sehr reich. Einer davon, vor einigen Jahren gestorben, habe zwei Millionen französische Taler (escus de France) seinen Erben hinterlassen, welche für die Seelenruhe des Erblassers 30.000 Gulden (Florins contans) aus der Erbschaft den dortigen Jesuiten schenkten. Auch zwei andere Fuggerhäuser, Sommer-Lustbauten (maisons de pleisir pour l'esté), wurden besichtigt. Montaigne bewundert darin unter anderem eine Wasseruhr, große Fischbehälter, Wasserspiele, große Vogel-Volièren, zum Teil mit ausländischen Vögeln, usw.

„Die Augsburger behaupten, sie hätten zwar Mäuse, seien aber frei von den großen Ratten, womit das übrige Deutschland angesteckt sei. Dies Privileg schreiben sie dem Grabe eines ihrer Bischöfe zu; Erde aus seinem Grabe wird verkauft und soll dies Ungeziefer vertreiben." Von Augsburg nach Fürstenfeld-Bruck „kamen wir durch ein sehr schönes und an Getreide fruchtbares Land", von da nach München „durch eine große Getreideebene (denn hier wächst kein Wein) und durch eine Wiesenlandschaft, so weit der Blick reichte." — „München, eine große Stadt, ungefähr wie Bordeaux, hat ein schönes Schloß und die schönsten Stallungen, die ich je in Frankreich oder Italien gesehen habe, gewölbt, für 200 Pferde. Es ist eine ganz katholische, bevölkerte, schöne, betriebsame (marchande) Stadt." Auf dem Wege nach Tirol kamen sie an „einem großen See am Fuße der bayerischen Alpen" (Kochelsee) vorüber, auf der „bequemen, gut unterhaltenen" Kesselbergstraße an einen anderen „sehr schönen, großen See, umgeben von sehr hohen und unzugänglichen Bergen" (Walchensee), einige Male durch „anmutige bewohnte Wiesenlandschaften", nach Mittenwald. Der Abstieg von Seefeld nach Zirl im Inntale machte auf unsere Reisenden einen großen landschaftlichen Eindruck. „Dieses Inntal schien dem Herrn von Montaigne die schönste Landschaft zu sein, die er jemals gesehen hatte: die hohen sich schließenden Berge, die fruchtbare Ebene, die wohlbebauten Abhänge, die übereinander gelagerten Talstufen, besät mit schönen Dörfern, Edelsitzen und Kirchen und all das umschlossen und wie allseitig eingemauert von unendlich hohen Bergen!" An der

Martinswand vorbei, welche die Erinnerung an Kaiser Maximilians Abenteuer weckte, das im Saale des Augsburger Armbrust-Schießstandes gemalt sei, kam man nach Innsbruck. „Eine sehr schöne kleine Stadt, sehr gut im Talgrunde gebaut, voll von Brunnen und Bächen, was in den bisher besuchten Städten Deutschlands und der Schweiz etwas ganz Gewöhnliches und Bequemes ist." „Von Innsbruck kann man zu Wasser auf dem Inn in fünf bis sechs Tagen nach Wien kommen." Montaigne bewunderte in der Franziskaner-Hofkirche „die 18 Bronze-Standbilder österreichischer Fürsten und Fürstinnen" am Grabe Maximilians I., sah den schönen Ballsaal in der Residenz sowie den schönen Garten und wohnte der Abendtafel des Kardinals Andreas von Oesterreich und des Markgrafen Karl von Burgau bei, beides Söhne des Erzherzogs Ferdinand und der „Kaufmannstochter von Augsburg" (Philippine Welser), die im gleichen Jahre gestorben war. Von Innsbruck ritt man die Brennerstraße empor. Montaigne bewundert den prächtigen Blick auf das wohlbebaute und mit Dörfern und Kirchen gezierte Mittelgebirge bei Innsbruck; er findet großen Gefallen an dem reichen Wechsel von Gebirgsbächen, Marktflecken, Dörfern, schönen Gasthöfen, Schlössern und Edelsitzen, den die Brennerstraße bietet. Nur litten die Reisenden unter dem dichten Straßenstaube. Anstatt der befürchteten großen Kälte trafen sie in Sterzing, „einer kleinen ziemlich hübschen Tiroler Stadt", eine fast unerträgliche Hitze (25. Oktober). Zwischen Sterzing und Brixen sahen sie hoch oben von den Bergen bewohnte Ortschaften herabgrüßen, ohne daß sie sich den Zugang zu denselben vorstellen konnten. Auf dem ganzen Wege „herrscht eine äußerste Sicherheit; er ist ungemein belebt von Kaufleuten, Wagen- und Karrenführern." Die Brennerstraße war eben damals noch immer die Hauptverkehrsstraße zwischen Italien (Venedig) und Deutschland (Augsburg). Brixen wird als „eine sehr schöne kleine Stadt" bezeichnet, mit zwei schönen Kirchen. Der berühmte Blick auf das mit Dörfern und Kirchtürmen geschmückte Brixener Mittelgebirge entlockt dem Philosophen die Äußerung: „Die Berge ringsum sind so sanft, daß sie sich bis zu den Ohren scheren und kämmen, das heißt, kultivieren lassen." Bei Brixen trafen sie wieder Weinberge, was seit Augsburg nicht mehr der Fall gewesen war. Die Häuser seien meistens gewölbt, und zwar in allen Stockwerken, die Fenster mit Eisen auf mannigfache Art vergittert, Türen und Fensterladen mit Eisen beschlagen. Das zeige den großen Reichtum an Eisenerz im Lande. „Was man in Frankreich nicht versteht, mit Hohlziegeln steile Dächer zu decken, das leisten sie hier, zum Beispiel an den Kirchtürmen." Auf die zurückgelegte Brennerstraße zurückblickend, bemerkt Montaigne, er habe immer den Berichten anderer über fremde Länder mißtraut und wenig Gewicht auf die Berichte der Reisenden gelegt. Ein jeder verstehe meistens nur nach der eigenen Gewohnheit und dem Brauche seines Dorfes zu urteilen. Gerade über die Brennerstraße habe man ihm Ungünstiges gesagt: die Route sei voller Schwierigkeiten, die Sitten der Leute seltsam, die Wege ungangbar, die Gasthöfe wild, das Klima unerträglich. Er

wunderte sich nun über solche Torheiten und dankte Gott, das Klima so milde gefunden zu haben, denn er fürchtete die Kälte mehr als die Hitze. Auf der ganzen bisherigen Reise hätten sie es nur drei Tage kalt gehabt und ungefähr eine Stunde Regen. Die Straße sei so gut, daß er sein achtjähriges Töchterchen Eleonora ebenso gern auf ihr sehen würde wie daheim in einer Allee seines Gartens. Was die Gasthöfe betrifft, so habe er niemals eine Gegend gesehen, wo sie so dicht gesät und so schön wären; er habe immer in schönen Städten gewohnt, wohl versorgt mit Lebensmitteln und Weinen und auf bessere Art als anderswo.

Bozen machte im Vergleich mit anderen deutschen Städten keinen freundlichen Eindruck, so daß Montaigne ausrief: „Ich merke wohl, daß ich allmählich aus Deutschland hinauskomme." Die Straßen seien enge, es gebe keinen schönen öffentlichen Platz. Doch blieben Brunnen, Bäche, Gemälde (an den Häusern) und Glasfenster; ebenso eine schöne Kirche; darin eine Holzorgel, hoch in der Kirche angebracht; Organist und Blasebalg befinden sich an verschiedenen Plätzen, weit voneinander entfernt. Von Bozen aus schrieb Montaigne an Franz Hottoman, den protestantischen Juristen († 1590), dessen Bekanntschaft er in Basel gemacht hatte: er verlasse Deutschland mit großem Bedauern, obwohl es nach Italien geht, so gut habe es ihm dort gefallen; zwar hätten die Fremden dort wie anderswo von der Überforderung der Wirte zu leiden (exaction des hostes); allein dies ließe sich verbessern, wenn man, bei Kenntnis der Landessprache, nicht auf die Führer und Dolmetscher angewiesen wäre, die einen verkaufen und an dem Gewinne teilnehmen. Der ganze Aufenthalt in Deutschland scheine ihm voll Bequemlichkeit, Höflichkeit und besonders von Gerechtigkeit und Sicherheit zu sein. Gewiß ein hohes Lob aus dem Munde des weitgereisten Weltmannes und skeptischen Philosophen, des Franzosen Montaigne! Die deutsche Kultur jener Zeit kann stolz darauf sein. Freilich hat Montaigne nur einen kleinen Teil Deutschlands kennen gelernt; er sah zu seinem Bedauern weder Zürich noch Ulm; er lernte weder Nürnberg noch die fränkischen und rheinischen oder gar nordischen Städte kennen. Sein Urteil ist also auf einer sehr unvollständigen Induktion, wie die Logiker sagen, aufgebaut. Ob wohl weitere Reisen in Deutschland sein günstiges Urteil umgestürzt hätten, etwa nach der Richtung des alten deutschen Sprichwortes: „Der Pole ist ein Dieb, der Preuße ein Verräter, der Böhme ein Ketzer und der Schwabe ein Schwätzer"?

Ein anderer vornehmer Franzose jener Zeit, der Herzog von Rohan, spricht beim Scheiden von Deutschland davon, daß er sich freue, „aus der kleinen Barbarei und allgemeinen Trinkstube" Deutschlands fortzukommen, allein er weiß dem Vorwurf der „kleinen Barbarei" keine andere Begründung zu geben als eben die deutsche Trinkfestigkeit: die Deutschen hätten mit ihren stets in Bewegung befindlichen Bechern das Problem des Perpetuum mobile besser gelöst als es alle Mathematiker der damaligen Zeit könnten. Dieses beständige „der Flasche

Zusprechen" mache die Deutschen verächtlich für jedermann und verdunkle ihre sonstigen guten Seiten. Solche kann und will auch Rohan nicht bestreiten. „Fürwahr, es ist ein Volk, das im allgemeinen viele gute Eigenschaften hat; es ist sehr treu, sehr tapfer, und sehr genial und gelehrt, wie die großen Männer beweisen, die es hervorbrachte." (Voyage faict en l'an 1600 en Italie, Allemaigne, Pays bas uni, Angleterre, et Escosse; Amsterdam, Elzevier 1646, p. 27.)

Dem skeptischen und kritischen Beobachter Montaigne ist, was „die kleine deutsche Barbarei" betrifft, wohl mehr Urteilsfähigkeit zuzutrauen als dem Herzog von Rohan, der zu jenen Franzosen zu gehören scheint, über welche sich Montaigne oben beklagt, daß sie fremde Sitte und Art nicht objektiv zu würdigen verstünden. Über das deutsche Trinken später noch einiges.

Montaigne näherte sich allmählich dem italienischen Gebiete. Er findet Trient nicht besonders gefällig; es lasse ganz die Anmut deutscher Städte vermissen; die Straßen seien meistens eng und gewunden. Der italienische Herausgeber des Journals, Alessandro d'Ancona, findet es unbegreiflich, daß Montaigne Städtchen wie Sterzing und Brixen als schön bezeichnet, dagegen von Trient nicht den gleichen Eindruck hatte. Trient habe am Ende des 16. Jahrhunderts doch schon breite Straßen, Plätze, Paläste usw. gehabt. Unser gascognischer Philosoph aber war eben mehr Realist als Romantiker. Der Romantiker wird stets die italienischen Städte mit ihrer besonders den Deutschen exotisch anmutenden südlichen Schönheit den deutschen vorziehen und dabei manches weniger Schöne, wie Schmutz, Unsauberkeit, Vernachlässigung, Unbequemlichkeit usw. liebevoll übersehen. Der Realist aber übersieht derlei nicht, wie sich des weiteren bei Montaigne zeigen wird. Im übrigen ist Montaigne von den Sehenswürdigkeiten Trients befriedigt: von dem sehr alten Dom, von der anderen Kirche S. Maria Maggiore, wo das Konzil von Trient gehalten wurde, mit einer ausgezeichnet schönen Orgel auf einer mit Kunstwerken geschmückten prachtvollen marmornen Tribüne, von dem fürstbischöflichen Schloß (Castello del Buon Consiglio), das von dem Kardinal Bernardus Clesius (Bernhard von Cles [Ecclesia] im Nonsberg) reich ausgestattet (im Werte von 100.000 escus) seinen bischöflichen Nachfolgern hinterlassen worden sei samt 150.000 Silbertalern bar (talars en arjant contant). Dieser Kardinal Bernard von Cles sei „ein guter Kardinal" gewesen, das Gleiche für Trient, was die Fugger für Augsburg; aber die Fugger hätten für ihre Nachkommenschaft gebaut, er dagegen für das Gemeinwohl; nichtsdestoweniger hätten seine Nachfolger ihm nur „ein schlechtes Grabmal" gestiftet und die von ihm gebaute Kirche (S. Maria Maggiore) unvollendet gelassen.

In der „Rose" fanden die Reisenden ein gutes Quartier. In Rovereto dagegen war alles, Wohnen, Schlafen und Essen, anders und weniger gut als in Deutschland, worüber nachher mehr. Von Rovereto ritten die adeligen Herren ohne Dienerschaft auf Mietpferden an den Gardasee nach Torbole und kamen zu Schiff nach Riva.

Die wilde Bergeinsamkeit bei Loppio fiel ihnen auf, ebenso die kahlen, abgeholzten steinigen Berge hier, wie im ganzen Etschtale, im Gegensatze zu Deutschtirol, und auch der außerordentlich schlechte, felsige Weg. Nach Rovereto zurückgekehrt, sandten sie ihr Gepäck auf Flößen die Etsch abwärts nach Verona, während sie zu Pferde über Borghetto, die Berner Klause (von Volargne) ebendahin reisten, zum Teil „auf schlechten Wegen und auch unfruchtbares Land". Vor Verona wurde der Boden fruchtbarer und erschienen die Weinstöcke von Baum zu Baum gezogen. Die Sehenswürdigkeiten von Verona werden besichtigt, darunter natürlich die Arena, das schönste Gebäude, das Montaigne in seinem Leben gesehen. In Vicenza werden die prächtigen Paläste des Adels gerühmt. Padua habe enge und häßliche Straßen, wenig schöne Häuser, eine dünngesäete Bevölkerung, aber eine gefällige Lage in offener Ebene. Doch wird die Kirche des hl. Antonius mit ihren Kunstwerken gerühmt sowie der Salone mit dem größten gewölbten Saale ohne Pfeiler, den er jemals gesehen. Die Ebene von Padua bis Venedig sei sehr fruchtbar an Getreide und Wein; die Weinstöcke an Bäumen reihenweise in den Getreidefeldern. Venedig enttäuschte die Reisenden in etwas; Montaigne fand es anders, als er es sich vorgestellt, „ein bischen weniger bewunderungswert". In den Essais (I, 55) nennt er Venedig und Paris „schöne Städte", doch störe dort „der scharfe Geruch der Lagune, hier der des Schmutzes". „Die Vorstellung übertrifft die Wirklichkeit" sagt Montaigne angesichts der Gärten von Castello bei Prato und spricht damit aus, daß zu hochgespannte Erwartungen enttäuschen und den Eindruck schwächen. Das traf für ihn auch bei Florenz zu. „Ich weiß nicht, warum diese Stadt mit Vorzug schön genannt wird; sie ist schön, aber sie steht gar nicht über Bologna und nur wenig über Ferrara, jedenfalls aber unter Venedig." (Später aber gesteht er doch, daß Florenz mit Recht „die Schöne" genannt werde.) Florenz sei mit unregelmäßigen Steinplatten gepflastert. Das war im Grunde ein Vorzug gegenüber den anderen italienischen Städten, die damals entweder gar nicht gepflastert waren oder unbequemes Pflaster aus Ziegel- oder kleinen Kieselsteinen hatten. Ferrara, berichtet Montaigne, hat seine breiten und geraden Straßen mit Ziegeln gepflastert, doch fehlen die „Lauben" oder Säulengänge, die in Padua so häufig sind und große Bequemlichkeit bieten, da man bei jeder Witterung und ohne Straßenkot darin spazieren gehen kann. In Venedig seien die Straßen ebenfalls mit Ziegelsteinen gepflastert und so geneigt, daß es dort niemals Schmutz gebe.

Was Montaigne an dem italienischen Hause, wie er es zunächst in den Gasthöfen kennen lernte, vermißte, waren Glasfenster, deutsche Öfen, deutsche Betten und deutsche Sauberkeit. Schon bei Rovereto bemerkt das Journal: „Wir trafen hier, was die Wohnung betrifft, wieder unsere, das heißt französische Formen an und vermißten nicht nur die Sauberkeit der deutschen Zimmer und Möbel und die deutschen Glasfenster, sondern auch ihre Öfen; diese Öfen behagten dem Herrn von Montaigne weit mehr als die

Kamine. . . Er vermißte auch die deutschen Feder-Oberbetten" (ces licts qui se mettent pour couverture en Allemaigne).

Was hier über die Sauberkeit der deutschen Zimmer und Möbel gesagt ist, wird jeder Italienfahrer unterschreiben. Desgleichen das über den deutschen Ofen Gesagte, jeder, der zur kalten Jahreszeit in Italien reiste und keine Öfen oder Zentralheizung traf, sondern nur die landesüblichen Kamine oder ähnliche Surrogate für Öfen. Freilich verweichlicht und verzärtelt der gemütliche, traute deutsche Ofen nur zu leicht. Oberitaliener, die daheim keinen oder keinen rechten Ofen haben, halten die Kälte vielfach besser aus als Deutsche. Dies kann man in jedem Frühjahr sehen, wo die deutschen Ostergäste in Italien zum Beispiel in Rom von der unverhofften Kälte arg zu leiden haben, während die Einheimischen daran gewöhnt sind. In den Essais (III, 13) sagt Montaigne: „Zu Augsburg wandte sich ein Deutscher zu meiner Freude gegen unsere unbequemen Kamine mit denselben Gründen, mit welchen wir gewöhnlich die deutschen Öfen verdammen. Zwar verursacht diese faule, nach Ofenkacheln riechende Wärme anfangs dem nicht daran Gewöhnten einen eingenommenen Kopf, was aber bei mir nicht zutrifft. Dagegen ist diese Wärme gleichmäßig, anhaltend, überall verbreitet, ohne Licht, ohne Rauch, ohne Luftzug, den die Öffnung unserer Kamine mit sich bringt. Kann sich darum neben unserem Brauche recht wohl sehen lassen." Bei Baden in der Schweiz berichtet das Journal: „Wir benützten fortwährend die Wärme ihrer Öfen und keiner stieß sich daran. Am Anfang muß man freilich etwas den eigentümlichen Geruch der Luft in Kauf nehmen, aber sonst ist die Wärme angenehm und gleichmäßig. Der Herr von Montaigne schlief in einem geheizten Raume und lobte ausnehmend die wohltuende und gemäßigte Wärme während der Nacht. Wenigstens verbrenne man sich nicht Gesicht und Schuhe und sei frei von dem Rauche Frankreichs." In den Bädern von Lucca erwähnt Montaigne nochmals den deutschen Brauch der Öfen, an denen sich so bequem, besonders im Winter, Tücher und allerlei anderes trocknen lasse, besser als an italienischen Kohlenbecken und dergleichen. Der große Ariosto dagegen will „vor der lästigen Ofenwärme fliehen mehr wie vor der Pest." „Im Winter haust in diesem Lande alles am Ofen; dort ißt, spielt und trinkt man, dort schläft man und besorgt dort auch das übrige." Hätte Ariosto einmal einen recht strengen deutschen Winter erlebt, so hätte er schwerlich die „lästige Ofenwärme geflohen wie die Pest". Freilich, wenn Hund und Katz, Huhn und Gans, Schwein und Kalb zusammen mit Mann und Frau, Greis und Kind an demselben Ofen sich wärmen, wie es damals offenbar häufig vorkam und auch jetzt noch gelegentlich zu treffen ist, dann hat Ariosto nicht Unrecht.

Des weiteren vermißt Montaigne die deutschen Glasfenster, die damals in Italien noch wenig in Gebrauch gewesen zu sein scheinen. Schon in Rovereto beklagt er sich darüber. Von Rovigo heißt es, die Zimmer seien wegen der mangelnden Glasfenster und Fensterläden weniger sauber als in Frankreich. Bei Florenz wird gesagt:

„Die Wohnungen sind viel weniger bequem als in Frankreich und Deutschland; die italienischen Wohnungen sind viel schlechter als die deutschen. Die Fenster sind groß, ganz offen, nur mit einem Holzladen versehen, der einem das Tageslicht verdunkelt, wenn man ihn gegen Sonne oder Wind schließt.“ Das sei mehr unerträglich und unverbesserlich als das Fehlen der Vorhänge in Deutschland. Zu Siena wohnten die Reisenden in der „Krone“ gut, aber immer ohne Glasfenster und Fensterrahmen. Die Villa des Großherzogs Franz I. von Medici zu Pratolino gefiel mit ihren Grotten, Gärten und Wasserkünsten unserem Gascogner ausnehmend. Dagegen erregten sein Mißfallen die häßlichen Türen und Fenster aus großen Fichtenbrettern, ohne Form und Verzierung, die groben ungeschickten Schlösser, wie in den französischen Dörfern, sowie die Dächer aus Hohlziegel. Wenn man nicht Schiefer, Blei oder Erz dazu verwenden könne, so solle man wenigstens durch die Baukonstruktion diese Ziegel verdecken. In Lucca dagegen, wo er in einem adeligen Hause wohnte, war Montaigne sehr zufrieden mit der Wohnung: „Die schönen, hohen, breiten Gewölbe, die breiten und hohen Torbogen bilden eine Zierde der italienischen Gebäude. Möbel und Bedienung waren nach italienischem Brauche, der in ziemlich vielen Dingen nicht nur einen Vergleich mit dem französischen aushält, sondern denselben sogar übertrifft.“ — „Um die Wahrheit zu sagen, überall, wo ich mich längere Zeit aufhielt, habe ich in Italien nicht nur gute, sondern sogar ergötzliche Wohnungen gehabt, mit Ausnahme von Florenz und Venedig, wo wir im Gasthofe blieben.“ Dagegen muß Montaigne mit den italienischen Barbieren keine guten Erfahrungen gemacht haben; denn er schreibt: „Ich habe in Italien nicht einen einzigen guten Barbier zum Rasieren und Haarschneiden gefunden.“ Die blühende italienische Landschaft aber, zum Beispiel in Toskana, mit Getreidefeldern, dazwischen rebentragende Bäume, mit Obstgärten, Olivenwäldern, Kastanienhainen, Maulbeerbäumen für die Seidenraupen, alles das machte auf Montaigne den großen Eindruck, wie ihn noch jetzt jeder Reisende empfindet. Im ganzen aber ersieht man schon aus dem Bisherigen, daß er von einer Überschätzung italienischer Kultur weit entfernt ist. Er hätte schwerlich die dahinzielende Äußerung von Niccolò Tommaseo unterschrieben: „Die europäische Zivilisation ist zum großen Teile italienisch; die italienische zum großen Teile toskanisch; die toskanische zum großen Teil florentinisch. Gut hat Bonifaz VIII. gesagt, die Florentiner sind das fünfte Element.“ (Arch. stor. it. XIII, N. S. 30.)

(Ein Schlußartikel folgt im nächsten Heft.)

Zur Evangelienkritik.

Studien von Dr. Richard v. Kralik.

Innere Ausgestaltung des Urevangeliums.

In einer früheren Studie (Kultur VI. 1905, S. 265 ff.) habe ich zu zeigen gesucht, wie ein mündliches Urevangelium von den Aposteln zwischen Auferstehung und Himmelfahrt in gemeinschaftlicher Vereinbarung festgesetzt wurde. Ein zwingender Beweis für diese Aufstellung ist der ausdrückliche Auftrag, der den Aposteln durch den auferstandenen Heiland damals zuteil wurde. Es galt, bestimmte soteriologische Punkte aus dem Leben Jesu durch zwölf Augenzeugen zu bezeugen. Ich habe dort den Versuch gemacht, diese 18 oder 19 Artikel des mündlichen Urevangeliums von der Taufe bis zur Auferstehung (und bis zur Erteilung des Auftrages) dadurch zu bestimmen, daß ich das heraushob, was allen vier Evangelien gemeinsam ist, da es doch wahrscheinlich ist, daß keines der vier schriftlichen Evangelien diese Artikel unberührt gelassen habe.

Es gibt aber noch eine andere, sicherere und weniger formelle Methode, den Inhalt, den innerlichen Gehalt des apostolischen Urevangeliums zu bestimmen, indem man nämlich alle Stellen im neuen Testament selber, in denen von einem „Evangelium" die Rede ist, zusammenstellt und vergleicht. Und das will ich nun zur notwendigen Ergänzung des bisherigen Ergebnisses versuchen.

Der Inhalt des Evangeliums nämlich, wie er von Christus gelehrt und durch seine Persönlichkeit, durch seine Werke bezeugt wird, ist die frohe Botschaft vom Reiche Gottes, vom Himmelreiche (Matth. 4, 23; 9, 35. Mark. 1, 14). Den Armen wird dies Evangelium verkündet (Matth. 11, 5. Luk. 7, 22). Wenn dies Evangelium vom Reich allen Völkern verkündet sein wird, dann wird auch die Vollendung kommen (Matth. 24, 14). Die historischen Zeugnisse sind allerdings ein wichtiger Teil davon (Matth. 26, 13; Mark. 14, 9). Sie bilden gewissermaßen die Einleitung, den Anfang (Mark. 1, 1). Am präzisesten faßt Markus (1, 15) den Kern des Evangeliums: Die Zeit ist erfüllt, das Königreich Gottes ist nahe. Bekehret euch und glaubet dieser „guten Kunde!" — Wer sein Leben für mich und für dies Evangelium opfert, der wird es dadurch erhalten (Mark. 8, 35), der wird hier hundertfältigen Ersatz und dann das ewige Leben erlangen (10, 29). Dies Evangelium soll unvorbereitet gepredigt werden (Mark. 13, 10 und 11), im Ver-

trauen auf den Heiligen Geist. Und wenn zum Schluß in der schon besprochenen Stelle den Aposteln aufgetragen wird, in der ganzen Welt das Evangelium zu predigen (Mark. 16, 15), so werden der Glaube und die Taufe als Hauptpunkte bezeichnet, die Wunderkraft als Folge des Glaubens.

Lukas (4, 18) bekundet, daß der Inhalt des Evangeliums schon vom Propheten Isaias (61, 1 ff.) so vorausgesagt wurde, wie er sich nun erfüllt hat. In der Tat gibt Isaias dort die Grundlinien des Gottesreiches fast ausführlicher als unsere Evangelien, die eben die genaue Kenntnis des Propheten voraussetzen: Der Geist des Herrn erfüllt den Gesalbten, den Messias, frohe Botschaft den Armen zu bringen; er sendet ihn aus, die gebrochenen Herzen zu heilen und den Gefangenen Freiheit zu verkünden, wie in einem Gnaden- oder Jubeljahr. Den Trauernden soll Trost, Kronen statt Asche, Freudenöl statt Trauer, Festgewand statt Seelengram gegeben werden, sie sollen „Starke der Gerechtigkeit, Pflanzung des Herrn zur Verherrlichung" genannt werden. Die alte Herrlichkeit soll da aus der Zerstörung wieder auferstehen. Von Sion soll sich eine neue, große, ewige Wirkung über alle Völker verbreiten. Gott will auf Grund des Rechtes und des wahren Opfers, auf Grund der Wahrheit, einen neuen, ewigen Bund schließen. Der Prophet stimmt ein Magnifikat der Freude und des Frohlockens in Gott dem Herrn an. Die mystische Hochzeit ist da, Braut und Bräutigam vereint, die Saat ist zur Ernte gediehen. Der Messias ist wie Lichtglanz gekommen (62, 1), die Bahn geebnet (62, 10). Der Herr tritt die Kelter seines Weinbergs (63, 3), er leitet wie ein Hirte seine Herde (63, 14). Gott ist wieder Vater geworden (64, 8). Er schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde, ein neues Jerusalem zur Freude dem Volke (65, 17 f.). Der Arme und im Geist gebeugte soll erhoben werden (66, 2). Die blutigen Opfer sollen abgeschafft sein (66, 3). Immer wieder wird die Freudigkeit der Botschaft betont (66, 10). Alle Völker bis Italien und Griechenland sollen dann berufen sein (66, 19).

Man wird sich überhaupt die Predigt Jesu und der Apostel in diesem volltönenden Prophetenstile vorzustellen haben, wie auch Johannes beweist. Die Synoptiker geben nur knappe Schlagworte. Und vor allem wird man die Predigt vom Evangelium sich an jene prophetischen Stellen angelehnt denken müssen. Es liegt im Wesen des Urevangeliums, daß es sich ganz und gar mit den Propheten des alten Testaments auseinanderzusetzen suchte. Das war das aktuelle Problem. Man hat daher alle kurz zitierten Stellen im vollsten Zusammenhang heranzuziehen, um das Urevangelium annähernd zu rekonstruieren.

Wieder betont Jesus bei Lukas (4, 43) das Evangelium vom Reiche Gottes (vgl. 8, 1), das Evangelium im Zusammenhang mit den Krankenheilungen (9, 6; vgl. 20, 1). Wichtig ist der Gegensatz des Evangeliums vom Reiche Gottes zum Gesetz und den Propheten (Luk. 16, 16). Aber trotz dieses Gegensatzes stellt das Evangelium keinen einzigen Punkt des wahren Gesetzes ab.

Johannes hat die Benennung „Evangelium“ nur im Titel. Auch die Apokalypse (14, 6) kennt nur das „ewige Evangelium“, das ein Engel allen Völkern verkündet; es lautet: „Fürchtet Gott und gebt ihm Ehre, da der Tag seines Gerichtes kommt, und betet ihn an, der Himmel und Erde, Meere und Quellen gemacht hat!“

Wenn die Apostelgeschichte (5, 42) erzählt, daß die Apostel den ganzen Tag im Tempel und in den Häusern lehrten und das Evangelium von Jesus Christus verkündeten, so betrifft das wohl hauptsächlich den Nachweis, daß Jesus der Christos, der Messias wirklich war. Treffend wird weiters (Apg. 8, 25) das Evangelium bezeichnet in seiner zweifachen Einteilung, als Darlegung des Wortes des Herrn und als dessen Bezeugung (durch historische Zeugnisse und Werke).

Das Evangelium, das Philippus dem Äthiopen von Jesus predigt, beginnt mit dem Nachweis, daß Jesus der vom Propheten Isaias geschaute Messias war und schließt mit der Lehre von der Taufe. In ersterer Beziehung wird darauf hingewiesen, daß Isaias den Gesalbten nicht als Triumphator, sondern als Verachteten und Letzten der Menschen schaut, als Mann der Schmerzen (Isaias 53), der wie von Gott geschlagen erscheint. Er hat aber unserer Sünden wegen dies Opfer auf sich genommen, unsere Schuld auf sich genommen, wie ein Schaf, das geopfert wird, als schuldloses Sündopfer. Nur so kann er Erkenntnis bringen (53, 11), nur so kann er die Sünder gleichsam erobern (53, 12). Dies Evangelium verkündet Philippus auch in Azot und Cäsarea (Apg. 8, 40).

Es scheint, daß man den Inhalt der Lehre mehr „das Wort Gottes“ nannte (Apg. 11, 1), dagegen dessen Bezeugung durch Jesus den Herrn „das Evangelium“ (Apg. 11, 20). Beides war freilich untrennbar.

Aus der letzten Stelle und sonst (Apg. 14, 15) geht hervor, daß den heidnischen Griechen gegenüber das Evangelium vor allem in der Zerstörung des Götterwahnes und in der Verkündigung des lebendigen Gottes bestand, der Himmel, Erde und Meer machte und alles, was darin ist. Es mußte nachgewiesen werden, daß er wohl in früheren Zeiten die Völker eigene Wege gehen ließ, aber doch ihnen genug Zeugnisse seines Daseins gab, durch Wohltaten vom Himmel, durch Regen, Fruchtbarkeit, durch Gewährung von Speise und Herzensfreudigkeit (Apg. 14, 17.) Ein wichtiger Punkt des Evangeliums ist der Glaube, daß wir nur durch viele Mühseligkeiten und Prüfungen in das Reich Gottes eingehen können (14, 21 f.). Die ausgewählten Apostel lassen die Völker, die Heiden, das Wort (logos) des Evangeliums hören, damit sie glauben und den heiligen Geist erhalten (Apg. 15, 7). Paulus predigt in Athen den Epikureern und Stoikern Jesum und dessen Auferstehung, so daß sie den Eindruck bekommen von einer Ankündigung neuer Dämonen (Apg. 17, 18). Er versucht aber zu zeigen, daß der Gott, den er lehre, nicht weit sei von einem jeden Menschen, und nachdem er als Einleitung einen

griechischen Dichter zitiert, geht er über zum eigentlichen Evangelium, erklärt, daß eine neue Zeit gekommen ist, in der Gott allen die Botschaft schickt, sich zu bekehren, da der Tag des Gerichtes zu erwarten sei. Der Mensch, durch den er dies verkündigt habe, sei des zum Zeugnis von den Toten auferweckt worden (Apg. 17, 30 f.). Da haben wir also beide Teile des Evangeliums, die Lehre und ihre Bezeugung. Weiters erklärt Paulus, daß ihm der Herr Jesus den Auftrag gegeben habe, das Evangelium von der Gnade Gottes durch Zeugnisse zu beweisen (Apg. 20, 24).

Wie charakterisiert aber Paulus selber in seinen Briefen das Evangelium, das er predigt? Er beginnt damit, es als in den Schriften der Propheten vorbereitet zu erweisen (Röm. 1, 1 ff.). Jesus, der Davidsohn im Fleische, ist als Gottes Sohn prädestiniert in Kraft des Geistes der Heiligung durch die Auferstehung von den Toten, er gibt Gnade und verhält zum Glauben (Röm. 1, 4). Er nennt es, „sein Evangelium durch Jesum Christum, gemäß welchem Gott richten wird" (Röm. 2, 16). Es beruht nur auf dem lebendigen Wort (Röm. 10, 16), auf den Schriften der Propheten (16, 26). Er nennt es „mein Evangelium und die Predigt Jesu Christi" (Röm. 16, 25), als Offenbarung des früher verschwiegenen Geheimnisses.

Paulus erklärt sich nur für berufen, dies Evangelium zu verkünden, nicht zu taufen (1. Kor. 1, 17); er entschuldigt dessen scheinbare Torheit, deren er sich nicht schämt (vgl. Röm. 1, 16). Er unterscheidet die Predigt von Christus, die vom heiligen Geist und die vom Evangelium (2. Kor. 11, 4). Er bezeichnet andern falschen Evangelien gegenüber sein Evangelium als die Kunde, daß Jesus Christus der Wiedererstandene sich für unsere Sünden selbst hingab, um uns so nach dem Willen seines Vaters der Gewalt des bösen Weltwesens zu entziehen, das dem Himmelreich entgegengesetzt ist (Gal. 1, 1—12). Er hat dieses sein Evangelium mit dem der andern Apostel in Jerusalem verglichen und bestätigt gefunden. Es unterschied sich nur dadurch, daß es auf die Heiden berechnet war, jenes des Petrus, des Jakobus und Johannes aber auf die Juden. In beiden aber kam nichts von der Beschneidung und dem Zeremonialgesetz vor; sondern allein die Erlösung durch Christi Blut, die Verzeihung der Sünden durch seine Gnade; das ist „das Wort der Wahrheit und das Evangelium eures Heils" (Ephes. 1, 13). Es ist ein Evangelium des Friedens zwischen den widerstreitenden Mächten der Seele (Ephes. 2, 17). Er predigt den Heiden das Evangelium der unerforschlichen Schätze Christi, er stellt ans Licht das System der Mysterien, die früher verborgen waren und nun durch das Zeugnis Christi uns vertraut wurden (Eph. 3, 8—12; vgl. 6, 19). Den Philippesiern gegenüber unterscheidet er wieder die zwei Teile des Evangeliums, dessen Verteidigung, Apologie, und dessen Bestärkung (1, 7). Den Kolossäern predigt er das Wort (logos) der Wahrheit des Evangeliums von der Gnade Gottes, von der Hoffnung im Himmel (Kol. 1, 5 f.; vgl. 1, 23). Den Thessalonikern predigt er das Evangelium nicht nur

im Wort (logos), sondern auch in der Wunderkraft und in der Gabenfülle des heiligen Geistes (1. Thess. 1, 5). Es ist ein Evangelium des Ruhmes Gottes (1. Tim. 1, 11). Jesus Christus unser Erlöser hat uns die Gnade geoffenbart, den Tod zerstört, das Leben und die Unsterblichkeit erleuchtet durch sein Evangelium (2. Tim. 1, 10). Nach Pauli Evangelium ist vor allem festzuhalten, daß der Davidsohn Jesus Christus vom Tode erstanden ist (2. Tim. 2, 8).

Aber diese Stellen über das „Evangelium“ müssen noch ergänzt werden durch andere, wo das Evangelium unter anderer Benennung gemeint wird. Hier ist vor allem die Benennung „Wort“ (logos) wichtig. Matthäus (13, 19—22) kennt „das Wort vom Reich“ (vgl. Mark. 4, 14 ff.). Wenn Jesus sagt: „Meine Worte werden nicht vergehen“ (Matth. 24, 35; Mark. 13, 31; Luk. 21, 33), so ist geradezu das Evangelium gemeint und insbesondere die darin enthaltenen Weissagungen vom Gericht. Ebenso wenn Jesus warnt, sich seiner „Worte“ zu schämen (Mark. 8, 38; Luk. 9, 26). Ebenso, wenn Lukas in der Einleitung (1, 2) die Apostel und Evangelisten „Diener des Wortes“ nennt, wenn das Volk sich drängt, Gottes Wort zu hören (Luk. 5, 1), wenn das Wort Gottes bei allen Synoptikern mit dem Samen verglichen wird (Luk. 8, 11 ꝛc.), wenn Jesus diejenigen selig preist, die Gottes Wort hören und bewahren (Luk. 11, 28).

Vor allem aber ist es bedeutsam, daß Johannes den Ausdruck Evangelium durchaus durch „Wort“ ersetzt. Er will gewiß damit auch an den persönlichen Begriff des Logos anknüpfen. Wir bekommen dadurch eine wesentliche Ergänzung des Logosbegriffes seines Prologs. Das Wort, das im Anfang war, das bei Gott war, das Gott selber war, das Fleisch geworden ist, ist gewiß in engster Beziehung zum „ewigen“ Evangelium (Apok. 14. 6). Damit ist auch zu vergleichen „die Botschaft (Angelia) von Anfang an“ (1. Joh. 3, 11), die auch durch die Beziehung auf Kain an den Anfang der Bibel weist. Man muß da die ganze alttestamentliche Vorgeschichte des Logosbegriffs heranziehen, wo auch die gewöhnlichere Bedeutung des Wortes des Herrn übergeht in die persönliche, messianische, zum Beispiel Psalm 107, 20: Er sandte sein Wort und heilte sie und erlöste sie. Oder Psalm 118, wo in zahlreichen Wendungen der Begriff des Wortes als Gesetz, als Prophezeiung, als Offenbarung der Wahrheit schon zu höherer Bedeutung durchdringt. Ähnlich im Buch der Weisheit und bei Jesus Sirach. An diesen Einklang des Evangeliums als Wort mit dem Bringer des Evangeliums als Wort muß man denken, wenn es bei Johannes heißt: Wer mein Wort hört und glaubt an den, der mich gesandt hat (Joh. 5, 24). Sein Wort habt ihr nicht in euch, weil ihr dem nicht glaubt, den jener gesandt hat (Joh. 5, 38). Die Worte (rhemata), die ich rede, sind Geist und Wahrheit (Joh. 6, 63). Worte des ewigen Lebens (6, 68). Wer von Gott ist, hört Gottes Wort (8, 47). Wer mein Wort festhält, wird den Tod in Ewigkeit nicht sehen (8, 51). Ich kenne Gott und bewahre sein Wort (8, 55). Wenn Gott von jenen, an die das Wort Gottes erging, sagte, sie seien Götter, um

wie viel mehr kann sich der Gottes Sohn nennen, den der Vater geheiligt und in die Welt geschickt hat (10, 35). Am großartigsten ist diese Nebeneinanderstellung, wenn Jesus sagt (Joh. 12, 47): „Wer meine W o r t e hört und nicht bewahrt, den werde nicht ich richten, sondern ihn wird am letzten Tag eben das W o r t (l o g o s) richten, das ich gesprochen habe." Der gewaltige rhetorische Gegensatz hebt um so stärker die Identität des Erlösungswortes und des Erlösers hervor; beide sind der L o g o s. Ferner: Die Worte, die ich zu euch rede, kommen vom Vater, wie ich im Vater bin (Joh. 14, 10). Wer mich liebt, der wird auch mein Wort bewahren (Joh. 14, 23); denn, so ist stillschweigend zu ergänzen, beides ist dasselbe, derselbe Logos: Ihr seid rein durch das Wort, das ich zu euch redete; denn so seid ihr in mir und ich in euch, wie Weinstock und Reben (Joh. 15, 1—4); oder anders ausgedrückt (15, 7): Ihr bleibt in mir und meine Worte in euch. Dasselbe besagt folgende Zusammenstellung (Joh. 17. 6 ff.): Die Deinen haben dein Wort bewahrt; Du hast sie mir gegeben. Ich gab ihnen die Worte, die du mir gabst; sie erkannten in Wahrheit, daß ich von dir ausging. Ferner 17, 14: Ich gab ihnen dein Wort. Dein Wort ist die Wahrheit (17, 17). Es wird ihr Wort werden, und durch ihre Predigt werden viele an mich glauben (17, 20).

Auch in seinen Briefen gebraucht Johannes den Ausdruck L o g o s sowohl vom Wort des Evangeliums wie vom trinitarischen Wort. „Wir hörten und sahen und fühlten das Wort des Lebens, das von Anfang war, diese Offenbarung des Lebens, des ewigen Lebens vom Vater her, das den Inhalt unserer Verkündigung bildet, unserer freudigen Botschaft" (Angelia; 1. Joh. 1, 1—5). Wenn wir unsere Sünden bekennen, bezeugen wir, daß sein Wort in uns ist (1. Joh. 1, 10). Wer sein Wort befolgt, in dem ist Gottes Liebe vollkommen (1. Joh. 2, 5). Das Wort ist der Inbegriff des alten Gesetzes und doch ist es erst durch Jesus klar hervorgetreten (1. Joh. 2, 7). Das Wort Gottes voll Liebe, Leben und Licht ist der Gegensatz dieser wahnvollen Welt der Vergänglichkeit (1. Joh. 2, 14—17). Das Wort muß aber Tat und Wahrheit werden, nicht auf der Zunge bleiben (1. Joh. 3, 18).

Das gleiche gilt von der Apokalypse. Da erklärt sich der Evangelist als denselben, der das Wort Gottes zugleich mit dem Zeugnisse Jesu Christi bezeugte (Apok. 1, 2). Er faßt also wieder die beiden Seiten des Evangeliums zusammen: die Botschaft, die Lehre selber und die Beweise dafür in der Person Christi. Und er wiederholt (1, 9) diese beiden Teile: das Wort Gottes und das Zeugnis Jesu Christi. Ebenso 6, 9 und 20, 4, so daß diese viermalige Formel bedeutsam genug hervortritt. Dieselbe Zweiteilung des gepredigten Evangeliums wird gemeint, wenn der Engel der Kirche von Philadelphia verkünden läßt, sie habe Gottes Wort bewahrt und seinen Namen nicht verläugnet (3, 8). Näher bestimmt wird das Wort als Wort der Langmut (3, 10). Zusammengezogen erscheint beides (12, 11) als „Blut des Lammes und Wort seines Zeugnisses". Bedeutsam ist

die Stelle 19, 9: „Der Engel spricht: Schreibe, selig sind, die zur Hochzeit des Lammes gerufen wurden. Und er betont: Dies sind wahrhaftige Worte (logoi) Gottes.“ Das heißt, Jesus selber hat sie gesagt und sie gehören in sein Evangelium, wie auch Matth. 22, 2 und Luk. 14, 16 bezeugen. Dies ist um so bedeutsamer, als gleich darauf der Engel, der Bote, erklärt, er sei niemand anders als ein Mitdiener Johannis, einer von seinen Brüdern, die das Zeugnis Jesu haben, also ein bereits verherrlichter Apostel (19, 10). Ich möchte an Petrus denken nach der Andeutung in seinem 2. Brief, 1, 15. Nun nennt Johannes den Namen des himmlischen Gottessohnes, den Treuen, den Wahrhaften, den gerechten Richter und Kämpfer, oder über alles: das Wort des Gottes (19, 13). Er will also auch hier wieder bei seinem Logosbegriff den des Evangeliums Gottes nicht ausgeschlossen wissen. Als der thronende Christus selber den Mund öffnet und erklärt, die folgenden Worte (logoi) seien wahr und getreu, da sollen sie wohl auch als vom lebenden Meister gesprochen erklärt werden, als Teil des Evangeliums, als Teil der echten Logoi oder Logia (21, 5—8). Es sind die Worte vom A und O, Anfang und Ende, vom Wasser des Lebens, von der Sohnschaft der Gläubigen, von der Strafe der Bösen.

Wie gebrauchen nun die Briefe Petri diesen Ausdruck? Durch das Wort (logos) des lebenden und ewigen Gottes sind wir wieder geboren, gleichsam wie aus unverderblichem Samen (1. Petr. 1, 23). Er zitiert den Spruch des Isaias (40, 8) „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit“ und identifiziert dies mit dem Wort (rhema), das uns als Evangelium gegeben ward (1. Petr. 1, 25; vgl. 2, 8; 3, 1). Man soll beim Reden sich möglichst der Worte Gottes bedienen (logia; 1 Petr. 4, 11). Einen schönen Überblick über sein Evangelium gibt Petrus im 2. Brief, 1, 16—21. Was er gebe, seien nicht sophistische Mythen, sondern erstens die Tatsachen der Augenzeugen, zweitens der noch festere prophetische Logos, der beweist, daß sich alle Worte der Propheten in Jesus verwirklicht haben. Als Beispiel der Zeugnisse der ersten Klasse erwähnt Petrus die Verklärung auf dem Berg, obwohl sie gewiß nicht zu dem von mir skizzierten eigentlichen Urevangelium gehören konnte, da sie nur von drei Augenzeugen bezeugt werden konnte. Wohl aber bezeugt diese Anführung das Vorhandensein des synoptischen Evangelientypus. An einer folgenden Stelle (2 Petr. 3, 2) wird das Evangelium wieder in zwei Teile auseinandergelegt, in die Worte der Propheten und in die durch die Apostel vermittelte Lehre des Herrn und Heilandes.

Die zahlreichen Stellen der Apostelgeschichte und der Briefe Pauli über das Wort Gottes, das Wort des Herrn, das Wort des Evangeliums, das Wort des Kreuzes will ich nur erwähnen, ohne näher darauf einzugehen.

Chronologisches.

Es soll hier auch noch einmal kurz alles auf die Chronologie und die Evangelienharmonie bezügliche zusammengestellt werden.

Der Mittelpunkt ist das Datum der Taufe Jesu, geschehen im 15. Jahr des Tiberius (Luk. 3, 1) also 28 unserer Ära. Die Geburt Jesu muß mindestens in das Jahr 5 vor unserer Ära zurückgeschoben werden, da Herodes im Jahre 4 starb,

Um die Dauer des Lebens Jesu und das Jahr seines Todes festzustellen, können wir uns nur an das 4. Evangelium halten, das drei verschiedene Ostern unterscheidet. Das erste bald nach der Taufe, also im Jahre 28 (Joh. 2, 13), das zweite während der Speisung der 5000 (Joh. 6, 4), das dritte ist das der Passion. Damit stimmt auch am besten der synoptische Evangelientypus, der dann eben nur das erste Osterfest nicht erwähnt, an dem wahrscheinlich nur wenige Apostel, Matthäus am wenigsten, teilnahmen. Das nicht näher bezeichnete Fest der Juden (Joh. 5, 1), an dem die Heilung am Schafteich stattfand, braucht nicht Ostern zu sein, selbst wenn man statt „ein Fest“ „das Fest“ lesen wollte; denn wir wissen, daß zur Zeit Jesu das Laubhüttenfest noch viel mehr als das eigentliche jüdische Nationalfest angesehen wurde. Philon, der Zeitgenosse Jesu, nennt es das größte der Feste, Josephus Flavius das heiligste und größte Fest (Ant. 8, 4, 1. Kirchenlexikon 4, 1442). Also fällt die Speisung der 5000 in das Jahr 29, die Passion in das Jahr 30. Es ließen sich allerdings noch genau die Tage der Osterfeste ausrechnen und auch darauf Schlüsse bauen, aber wir sind nicht sicher, daß die Zeitgenossen Jesu die Zeit des Pascha fehlerlos nach Vollmonden usw. bestimmt haben; im Gegenteil scheint da große Willkür geherrscht zu haben. Auch alle äußeren Zeugnisse für das Todesjahr Jesu sind spät und nicht auf Tradition, nur auf falscher Berechnung beruhend.

Ebenso verhält es sich mit dem Geburtsdatum. Man hat die Angaben bei Lukas bestritten, weil die Geschichte nur von einem späteren Zensus des Quirinius ausdrücklich erzählt. Aber der Wortlaut des Berichtes scheint so exakt, daß man vermuten möchte, er habe alle Bedenken, die sich an seine Angaben knüpfen könnten, entkräften wollen. Er sagt nämlich, wenn es gestattet ist, zwischen den Zeilen zu lesen und seine Meinung zu kommentieren, im 2. Vers des 2. Kapitels folgendes: „Dies war nämlich der erste Zensus, den Quirinius auch schon damals, als er das erstemal Präses von Syrien war, veranstaltete, nicht der bekanntere zweite Zensus, den Quirinius viel später veranlaßte, bald nachdem er (6 nach Christus) zum zweitenmal Statthalter von Syrien wurde.“ Denn daß Quirinius zwischen seinem Konsulat (12 vor Christus) und seiner Reise mit Gaius Cäsar (2 vor Christus) schon einmal Statthalter von Syrien gewesen sein muß, geht aus seinem sonst erwähnten Krieg in Kilikien hervor. Diesen Krieg konnte staatsrechtlich nur ein Statthalter von Syrien führen. Man setzt diese erste Statthalterschaft zwar in die

Jahre 3—2, weil da kein anderer bekannt ist, aber sie kann gerade so gut im Jahre 7 vor Christus gewesen sein, wo Sentius Saturninus, oder im Jahre 5 vor Christus, wo Quinctilius Varus als Statthalter bezeugt ist, denn wir haben auch sonst Beispiele von zwei Statthaltern. So war gerade neben Sentius Saturninus auch ein Volumnius „Hegemon“ (Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi 1, 259).

Nun versuchen wir aber, die Ereignisse der Lehrzeit zwischen die drei Osterfeste einzuordnen, also das Problem der Evangelienharmonie zu lösen.

Vor das erste Osterfest fällt die Taufe, die 40 Tage in der Wüste, die Rückkehr zum Täufer, die Berufung der fünf ersten Jünger, die dreitägige Reise nach Kana, dann nach dem Osterfest die Reise in die Gegend des Täufers, die Reise durch Samaria.

Dann kommt die von allen vier Evangelien erwähnte Rückkehr nach Galiläa (Matth. 4, 12; Mark. 1, 14; Luk. 4, 14; Joh. 4, 43), die Heilung des Sohnes des Hauptmanns von Kapernaum, die zu Kana zu geschehen scheint (Joh. 4, 46).

Nun hat offenbar Lukas die richtige Ordnung, wenn er (4, 16) zuerst einen Aufenthalt in Nazareth annimmt, der dem Herrn aber verleidet wurde, so daß er seine Vaterstadt mit den Ufern des Sees vertauschte. Markus (6, 1) hat diesen Aufenthalt an späterer Stelle, auch Matthäus (13, 54), aber dieser hat doch auch das Richtige an rechter Stelle (4, 13), wo er diese Übersiedelung hervorhebt.

Unmittelbar an diese Übersiedlung schließt sich bei allen drei Synoptikern die neuerliche definitive Berufung der Jonassöhne und der Zebedäussöhne (Matth. 4, 18 f., Mark. 1, 16 f., Luk. 5, 1 f.). Im weitern scheint Markus die richtige Folge zu haben, nach dem Vortrag in der Synagoge den Besuch in Petri Haus. Nach der Bergpredigt folgt die Heilung eines Aussätzigen, dann weitere Ausfahrten nach Nain, nach Gerasa. Die Berufung des Matthäus mag schon früher erfolgt sein, sie wird bei Gelegenheit des Gastmahls in seinem Haus erzählt. Im Kampf der Pharisäer gegen Jesus erklären sie ihn für wahnsinnig. Gleichnispredigten am See und Heilungen füllen die Zeit aus bis zum Herbst, wo Jesus nach Joh. 5, 1, auf das Fest, wie wir vermuten auf das Laubhüttenfest, zieht.

Vor das Osterfest des nächsten Jahres (29 n. Chr.), an dem die Speisung der 5000 stattfindet, fällt eine in sich zusammenhängende Gruppe galiläischer Begebenheiten, nämlich die Aussendung der Zwölf und der Tod des Täufers. Durch die Evangelisation der Zwölf hört Herodes von Jesus und hält ihn für den wiedererstandenen Johannes, dessen Tod bei dieser Gelegenheit erzählt wird. Er fand wahrscheinlich kurz vorher statt, und kurz vor seinem Tod wird die Sendung der Johannesjünger an Jesus erfolgt sein, gewissermaßen ein Testament des Täufers.

Dem Faden der beiden ersten Evangelisten für die Ereignisse nach Ostern folgend, hören wir von der Botschaft der Pharisäer aus

Jerusalem, von der Fahrt nach Sidon, von der Speisung der 4000, von der Fahrt nach Dalmanutha, nach Cäsarea, von der Verklärung, vom Abgang aus Kapharnaum.

Die Reise nach Jerusalem versuche ich aus den zerstreuten Angaben bei Lukas zusammenzustellen. Daß die Reise mit den 70 Jüngern geschah, widerspricht nicht der Angabe des Johannes (7, 10), daß sie nicht öffentlich, sondern in der Stille vor sich ging, nämlich abgesondert von der allgemeinen Festprozession aus Galiläa. Die Aussendung der 70 Jünger hängt aber offenbar mit dieser letzten Reise zusammen. Vgl. Luk. 9, 51 f. mit Luk. 10, 1.

Die Reihenfolge der weiteren Ereignisse ergibt sich von selbst. Der Mangel an strenger chronologischer Ordnung, der wenigstens für die Ereignisse, die von den Synoptikern erzählt werden, dem Ordner Schwierigkeiten bereitet, kann sich nur daraus erklären, daß den Evangelisten unzusammenhängende und verschiedenartige Erzählungen oder Aufzeichnungen vorlagen. Sie beabsichtigten wohl im allgemeinen eine zeitliche Ordnung derselben, schoben aber Einzelheiten nach anderen Grundsätzen ein. Wir würden gewiß alle diese Abweichungen verstehen, wenn wir über die Entstehungsgeschichte der Evangelien, über die Art der Zusammenstellung vorhandener Berichte unterrichtet wären. Auf Grund der von mir angedeuteten verschiedenen Quellengruppen ließe sich wohl manches erklären; ich scheue mich aber, aus schon angedeuteten Gründen der Vorsicht, ein allzu künstliches Hypothesengebäude aufzustellen.

Ergebnis.

Ich fasse meine Untersuchungen über die Entstehung der Evangelien noch einmal kurz zusammen in einige Thesen:

1. Der entscheidende Zeitraum für die Entstehung des mündlichen Urevangeliums, wie für die beiden Typen der geschriebenen Evangelien, waren die Tage von der Auferstehung bis zur Himmelfahrt und dem Pfingstfest. Damals waren die zwölf Apostel, die Jünger, die Mutter Jesu, die frommen Frauen und wohl auch die neu hinzutretenden Proselyten Joseph von Arimathäa und Nikodemus beisammen als Zeugen und ihre Hauptarbeit war es, die Erinnerungen an das Evangelium zu sammeln.

2. Das mündliche Urevangelium umfaßte, außer der Wiedergabe der Lehre des Herrn, dessen Bezeugung als Messias durch einige von allen Aposteln mitbezeugte Tatsachen zwischen der Taufe und der Auferstehung.

3. Es bildeten sich über die weiteren Reden und Taten Jesu schon damals, sei es mündlich, sei es schriftlich, zwei Materialsammlungen; die eine ging aus von Matthäus und seinem galiläischen Kreis, die andere von Johannes und seinem jerusalemischen Kreis.

4. Man kann außerdem zwei Klassen von Berichten aus jenen pharisäischen Kreisen des Synedriums unterscheiden, die wohlwollend den Verlauf der Sache verfolgten, bis sie sich endlich vollkommen der

Gemeinde anschlossen. Die Träger der Nachrichten aus diesem Lager sind Joseph von Arimathäa für den synoptischen Komplex, Nikodemus für Johannes.

5. Es sind ferner auch noch Nachrichten der frommen Frauen zu unterscheiden.

6. Es sind Erzählungen der Mutter Jesu zu unterscheiden; außer der Hochzeit zu Kana hat sie die Kindheitsgeschichte, wie sie bei Lukas steht, aus eigener Erinnerung oder Darstellung, die Kindheitsgeschichte, wie sie bei Matthäus steht, aus Erinnerung oder Aufzeichnung ihres Gatten beigetragen. Sie und Johannes der Täufer verbinden die Überlieferungen der früheren Generation mit denen des Evangeliums.

7. Es lassen sich also die Berichte aller Evangelien als Niederschlag gleichzeitiger Berichte von Augenzeugen höchster Glaubwürdigkeit erweisen. Die Frage, wann sie redigiert worden sind, und in welchem Abhängigkeitsverhältnis voneinander sie etwa stehen mögen, ist dagegen nebensächlich und kaum exakt zu lösen. Die Synoptiker haben aus dem gemeinsam festgehaltenen Quellenschatz mit Auswahl und Abkürzung die Evangelien zusammengestellt.

Nur das scheint ganz sicher zu sein: Lukas hat die Apostelgeschichte gewiß vor Pauli Tode abgeschlossen. Vor die Apostelgeschichte aber fällt sicher das Evangelium des Lukas. Vor dieses also die beiden geschriebenen Evangelien des Matthäus und Markus. Auch das Evangelium Johannis scheint vor dem Tode Petri abgefaßt zu sein, denn das 21. Kapitel scheint sich als späterer Nachtrag auf den indes erfolgten Tod des Apostelfürsten zu beziehen.

Die Entstehungsgeschichte der Evangelien gehört aber nicht mehr in unser Thema; wir haben die Evangelien nur auf ihre Authentizität als Quellen für das Leben Jesu zu prüfen. Und in dieser Beziehung haben sie der mikroskopischen Untersuchung gegenüber ihre ganze Struktur, ihre sorgfältige Zusammensetzung aus den unmittelbarsten Berichten geoffenbart.

Bei den Verhältnissen der antiken Literatur ist die Frage, ob und in welchem Zeitpunkt ein Werk aus der mündlichen Überlieferung in die schriftliche übergegangen ist, nebensächlich und schwer zu entscheiden. Die Überlieferung der sokratischen Gespräche bietet ein analoges Problem.

Ich will aber dennoch hier alles zusammenstellen, was dafür sprechen kann, daß unsere primärsten Quellen, die wir in den Evangelien nachgewiesen haben, schon schriftlich waren. Ich beziehe mich dafür auf Th. Mommsen, Röm. Strafrecht, S. 512 f.

Wir wissen von den Alten, daß da jeder Geschäftsmann, Beamter, Hausvater sein Hausbuch hatte, die Tabulae oder den Codex accepti et expensi, oder den Commentarius, wie das bei den Römern hieß (Cic. pro Q. Roscio 1, 2. Verr. 1, 2, 76, 186. ad Att. 7, 37). Er enthielt neben den Einnahme- und Ausgabeposten auch die betreffenden Urkunden, auch solche, die den Hausbuchführer nicht persönlich angingen (Cic. pro Q. Roscio 1, 1). Die Datierung war wesentlich und die Reihenfolge (ordo) dadurch bestimmt (Cic. pro Q. Roscio 3 und sonst).

Jeder Beamte führte ein ähnliches Tagebuch über seine amtlichen Verrichtungen. So sind uns Reste des für den Strategen eines ägyptischen Nomos im J. 223 geführten Tagebuchs erhalten (Philologus 53, 1894. S. 80 fg.). Sie werden zitiert: 77. Papyrusblatt (*Κολλήμα*) des zweiten Bandes (Tomos). Wir haben ferner einen Auszug aus dem Stadtbuch von Caere vom J. 113 C. J. L. XI. 3614. Es wird zitiert: Commentarium cottidianum municipi Caeritum pagina XXVII, kapite VI. Die Amtstagebücher hießen in der älteren Zeit tabulae publicae mit Hinzusetzung des Namens des Beamten, in dessen Auftrag sie geführt sind; unter dem Prinzipat heißen sie Commentaria, Hypomnematismoi. Daneben heißen die Protokolle auch Acta, später gesta. Cicero sagt (Verr. 1, 1, 46, 119), L. Piso habe viele Codices angefüllt mit den Dingen, bei denen er interzediert habe. Die Amtsbücher wurden durch Schreiber oder jüngere Beamte geführt, wie Cicero (pro Sulla 14) junge Senatoren bei der Vernehmung der Catilinarier zur Aufzeichnung verwendet; sonst dienten dazu auch abkommandierte Soldaten. Zuerst wurden vorläufige Adversaria, dann die Reinschrift gemacht, die nach Constantin am dritten bis fünften Tag fertiggestellt werden sollte. Ägyptische Urkunden haben die Beglaubigung durch den Beamten: *ἀνέγνων*, legi. In dem von Agathias 4, 1 geschilderten Kriminalprozeß befinden sich neben dem auf dem Tribunal sitzenden kaiserlichen Richter Männer, die schnell zu schreiben gelernt haben und auch das Geschriebene rasch wieder lesen können. Scribae der Statthalter werden in den Verrinen häufig erwähnt. Stenographische Aufzeichnung ist schon seit Cicero nicht ausgeschlossen (Quintilian 7, 2, 24). Die Fassung war in erzählender Form im Perfekt und in direkter Rede, entweder kurz oder ausführlich. Urkunden wurden eingefügt. Die Protokollierung ist das Kennzeichen der offiziellen Behandlung; nur was in den Akten steht, ist offiziell. Akten wurden veröffentlicht, um die Verfälschung zu verhindern (Cicero pro Sulla 15, 42). Sie kamen ins Archiv (Archium, *ἀρχεῖον*) und waren zugänglich. Abschriften wurden verabfolgt an die Interessenten (Severus Cod. 2, 1, 2). Siehe auch den Artikel von M. Wlassak über Cognitio in Paulis Real-Encyclopädie 2. Auflage, wo für die Protokollierung verwiesen wird auf Cicero Brut. 290. Carus Cod. Just. V, 71, 6. Paulus, Fragm. Vat. 112.

Es ist noch festzuhalten, daß die Amtstagebücher ursprünglich nicht streng offiziell waren; sie waren ebenso wie die Haustagebücher Aufzeichnungen all dessen, was sich wichtiges, die Person des Führenden betreffend, zugetragen hatte.

Wenn wir diese Verhältnisse auf unsere Aufgabe anwenden, so begreifen wir, wie der Zollpächter Matthäus durch die Führung seines Hausbuches am ersten dazukommen konnte, auch schriftliches Material für die evangelische Geschichte zu sammeln. Wir begreifen auch, daß der Zimmermann Joseph in seinen Tafeln der Ausgaben und Einnahmen noch etwa anderes aufzeichnen konnte. Aber auch Maria und die frommen Frauen, die für die finanzielle Seite der

Gemeinde schon während Jesu Erdenwallen sorgten, werden darüber und über anderes Buch geführt haben. Judas wirft ihnen bei der Salbung ihre schlechte Wirtschaft vor und berechnet sogleich ziffermäßig den Vorteil rationellerer Bilanzierung der Einnahmen und Ausgaben. Welchen großen Wert man hier auf unbedingte Exaktheit der Angaben legte, beweist noch die Geschichte von Ananias und Sapphira (Apg. 5, 1 ff.). Auch die beiden Synedriumsmitglieder Joseph und Nikodemus werden Buch geführt haben. Jedenfalls standen ihnen die Protokolle des Synedriums und die des Pilatus leichter zur Verfügung als anderen. Auch die Pächter des staatlichen Fischereirechts auf den See Genesareth, die beiden Brüderpaare der Apostel, mußten sicher Buch führen über ihre Pachtgenossenschaft, und da ist es nach den erwähnten Analogien sehr begreiflich, daß dies Amt dem Jüngsten, Johannes, zufiel. Es ist ganz falsch, sich die Apostel als ungebildete Proletarier vorzustellen.

Man könnte nun auf Grund all dieser Erwägungen versuchen, die verschiedenen Urbestandteile der Evangelien ebenso herauszuschälen, wie man es mit anderen Werken gemacht hat. Man könnte versuchen, die Protokolle des Synedriums und seiner verschiedenen Kommissionen, die des Pilatus, die Hausbücher des Nikodemus, des Joseph von Arimathäa, des Matthäus, des Johannes, der Genossenschaft der frommen Frauen fragmentarisch zu rekonstruieren und sie neben die Fragmente aus dem Hausbuche des Zimmermannes Joseph und aus dem der Mutter Jesu stellen. Aber dazu reichen unsere Methoden nicht mehr aus. Wir würden damit in ähnliche Selbsttäuschungen verfallen, in die manche andere allzukühne Kritiker verfielen. Gewitzigt durch deren Mißerfolge gebe ich diesen Versuch auf und halte nur das als sicher oder als wahrscheinlich fest, was sich im allgemeinen über die getreue Quellenbenützung der Evangelisten ergeben hat. Meine Analyse hat die Evangelien nicht ins Unfaßbare aufgelöst, sondern ihnen die stärkste historische Glaubwürdigkeit bestätigt, die nur zu erdenken war.

Daß aber im allgemeinen die Urbestandteile unserer geschriebenen Evangelien schon schriftlich abgefaßte Materialien waren, das geht aus dem Titel des ersten Evangeliums klar hervor; denn dieser Titel kann sich nur auf die vorangesetzte Kindheitsgeschichte beziehen. Den Titel seiner Quelle „Biblos geneseos" behielt der Redaktor des Ganzen bei, weil er gut für den Anfang paßte. Die Titel anderer „Bibloi", die ihm etwa noch zur weiteren Redaktion vorlagen, hat er natürlich nicht aufgenommen, aber die getreue Erhaltung des einen Teiltitels läßt uns auf analoge Verhältnisse für das Weitere schließen.

Wunder.

Ich habe also eine kritische Analyse der Evangelien ungefähr in derselben Art vorgenommen, wie sie der Historiker mit Herodot oder Thukydides vornimmt, um die Güte ihrer schriftlichen oder mündlichen Quellen zu untersuchen; ich bin dabei zum Ergebnis gelangt,

daß wir fast von jedem Umstand die Beurkundung ergründen können. Aber ich habe bereits bemerkt, daß ich diese Hypothesen nur mit allen Vorbehalten mitteile.

Die Geschichte der philologischen und historischen Kritik des letzten Jahrhunderts hat uns gelehrt, vorsichtig und bescheiden zu sein. Sehr wenig von dem, was einige Zeit hindurch als Gipfel exakter Methode gepriesen wurde, hat sich als dauerndes Resultat behaupten können. Die Meinungen wechseln ab und werden einander noch weiterhin ablösen. All diese Probleme, mögen sie sich nun auf die Homerischen Gedichte, auf das Nibelungenlied, auf den Pentateuch usw. beziehen, schließen vollkommen evidente Lösungen aus. Die Wissenschaft muß sich begnügen, den größeren oder geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit einer Hypothese festzustellen. Und noch in einer zweiten Richtung ziemt uns bescheidene Resignation. Gelänge es uns auch, die Evangelien durchaus als Protokolle gleichzeitiger Augenzeugen zu erweisen, so würde jene Wissenschaft, die aus prinzipiellen Gründen der Weltanschauung das Wunder leugnet, dennoch auch die bestbeglaubigten Wunder als unhistorisch abweisen. Man darf daher diese Art der Kritik nicht überschätzen, man darf sich allerdings auch durch all diese resignierten Bedenken nicht die Lust an der unablässigen und vorurteilslosesten kritischen Arbeit vergällen lassen.

Darum nur noch ein letztes Wort über die Stellung einer voraussetzungslosen Kritik dem Wunder gegenüber. Man sagt uns, daß der höchste Grad von Glaubwürdigkeit nichts nützen kann, wo Wunder ins Spiel kommen. Da Wunder angeblich unmöglich sind, so können sie sich, wenn auch noch so gut bezeugt, nicht ereignet haben. So sagt wenigstens eine Partei der Philosophie und Naturwissenschaft.

Ich will versuchen, bloß vom Standpunkt der Geschichte und der Philosophie aus dies Problem unparteiisch zu betrachten. Die Geschichte aller Zeiten und Völker ist so voll von wunderbaren Erzählungen, daß dies allein schon bedenklich machen müßte, alle dergleichen Erzählungen als Lüge, als Dichtung, als Täuschung zu verwerfen. Und zwar meine ich nicht nur die Geschichte alter Zeiten und primitiver Völker; nein, die römischen Annalen, die mittelalterlichen Biographien berichten solche Wunder ebenso reichlich wie die allerneuesten Zeitungen. Ich selber muß allerdings gestehen, daß ich noch kein Wunder erlebt, geschweige untersucht habe, aber ich habe auch noch keinen Meteorstein fallen sehen und bezweifle doch nicht die Tatsache, daß Meteore vom Himmel fallen. Aber ich habe viele Berichte über Wunderbares gelesen und mit dem verglichen, was zu allen Zeiten berichtet wird, ich habe von unverdächtigen Augenzeugen eingehende Erzählungen über wunderbare Vorgänge erhalten, die sie selber erlebt und beobachtet haben. Ich meine hier auch Phänomene des Spiritismus, der Suggestion, der Telepathie und andere Erscheinungen, die mit den Wundern der Evangelien wenigstens das eine gemein haben, daß sie sich einer mechanischen Erklärung entziehen.

Nun aber die philosophische Seite der Frage. Eine allzu skeptische Wissenschaft leugnet die Möglichkeit solcher Erscheinungen von vornherein, gerade so, wie man vor hundert Jahren a priori die Möglichkeit eines Meteorfalles geleugnet hat. Man hat beides als Fabel, als Täuschung erklärt. In dem einen Fall der Meteore ist man heute zum Glück weniger skeptisch geworden, bei anderen, geistigeren Phänomenen aber vermißt man noch heute das Experiment, die Erfahrung. In bezug auf die Suggestion ist man nun auch schon bis zum Experiment vorgeschritten. Freilich, je höher die Probleme werden, um so schwieriger ist das Experiment. Auch die Beobachtung von Meteorfällen kann nicht willkürlich herbeigeführt werden.

Aber all diesen Schwierigkeiten liegt, wie ich glaube, vor allem eine philosophische Formel von zweifelhafter Richtigkeit zugrunde. Der Fehler begann schon mit der griechischen Philosophie. Aristoteles, um von den Atomisten und Epikureern zu schweigen, nahm an, daß die Welt ein großes mechanisch-teleologisches Kunstwerk sei, das nur eines ersten Bewegers bedurfte, um so fortzuwirken, wie wir es sehen. Diese richtig zu verstehende Anschauung wurde auf die Spitze getrieben vom neueren Rationalismus, der die Welt als ein vollendetes Uhrwerk ansieht. Es sei des göttlichen Uhrmachers unwürdig, einzugreifen; das würde ein Eingeständnis der Mangelhaftigkeit seines Werkes bedeuten. Denn, so definiert man, das Wunder ist eine Aufhebung der natürlichen Weltordnung durch unmittelbaren göttlichen Eingriff. Gewiß, diese Definition ist richtig. Aber die rein mechanistische Konstruktion einer natürlichen Weltordnung ist ein Phantasma. Und das Kausalgesetz? Gilt es nicht? Gewiß, es gilt; aber es besagt nur, daß alles einen Grund haben müsse, es besagt nicht, daß es nur mechanische, nur physische Ursachen gebe.

Die richtige Philosophie besagt nicht, daß sich der Geist seit der Schöpfung für immer jeder Wirksamkeit entschlagen habe, daß er nur mehr zusieht, daß es für ihn nur eine Vergangenheit, keine Gegenwart gibt, im Gegenteil, sie besagt, daß er ewig gegenwärtig und wirksam ist. So wie ich mir der Wirksamkeit meines Geistes auf die Außenwelt bewußt bin, so muß ich schließen, daß es sich auch allgemein verhalte. Es mag nun verschiedene Methoden geben, sich diese geistige Wirksamkeit vorzustellen, pantheistischer, indem man nur einen im All wirksamen Geist annimmt, oder henotheistisch, indem man neben einem einzigen göttlichen Geist sonst keine Selbständigkeit anerkennt, oder polytheistisch, oder dualistisch, indem man zwei oder mehrere geistige Prinzipien voraussetzt, oder endlich hierarchisch, und das ist, glaube ich, das richtige. Die ganze Welt ist eine Stufenleiter hierarchisch geordneter geistiger Wirksamkeiten von Gott bis zum Engel, Menschen und Dämon. Diese Formel ist, wie mir scheint, am meisten geeignet, allen Einseitigkeiten des Phantheismus, des Dualismus wie des Monismus auszuweichen, und ich habe sie meinem System der Philosophie zugrunde gelegt, auf das ich hier verweisen will, ohne es im übrigen für diese kritischen Erörterungen voraussetzen zu wollen.

Aber selbst für die Anhänger des Kantischen Kritizismus und seiner neuen Phase sollte übrigens der Wunderbegriff auch keine Schwierigkeiten haben. Denn wenn man mit Kant die Welt nur als ein Produkt unserer Sinnlichkeit ansieht, so sollte man doch der Spontaneität des Subjekts die willkürlichste Herrschaft über die Naturgesetze zutrauen. Das was wir verlangen, ist viel gemäßigter. Es beruht auf einer gesunderen objektiven Philosophie und auf dem Zeugnis der kritisch geprüften Geschichte.

Alle diese hiemit zum Abschlusse gelangten Evangelienstudien bilden einen Exkurs zu meinem Buche „Jesu Leben und Werk. Im Rahmen der Zeitgeschichte aus den Quellen dargestellt". (Zweite vermehrte Auflage. Ravensburg, Fr. Alber, 1911.)

Das fünfzehnte Sonett aus Dantes Neuem Leben.

Deutsch von Alois Neuther.

So fraulich und in Züchten stellt sich an
Die Herrin mein, wenn sie sich grüßend neigt,
Daß jede Zunge zitternd sich geschweigt
Und sich kein Aug erkühnt und schaut sie an.

Sie kehrt sich ab, in Demut angetan
Bescheidentlich, so man ihr Lob erzeigt,
Und ist als eine, die vom Himmel steigt
Und seine Wunder weist im Erdenbann.

Beweist sich lieblich dem, der auf sie achtend
All ihrer Augen Süße nimmt ins Herz,
Die nicht verstehn kann, wer sie nicht empfing.

Auf ihrem Antlitz steht ein Engel schmachtend
In Sänftigkeit und schwebt hinüberwärts
Und sagt zur Seele: „Seufze!" — und verging.

Die Entwicklungsstufen des Wirtschaftslebens.

Von **E. Schwiedland.**

Die politische Macht, die wirtschaftlichen Zustände, die Freiheit und die Kultur, deren sich die Menschen erfreuen, erreichen eine von Volk zu Volk verschiedene und jeweils wechselnde Höhe. Aus Resten früherer und Ansätzen zu neuen Ordnungen entwickeln sich die gesellschaftlichen Verhältnisse langsam weiter. Nach und nach, in Übergängen, bilden sich gleichwohl Epochen, in denen im ganzen eine Einheitlichkeit von bestimmter Eigenart in der Staatengeschichte wie in der wirtschaftlichen Verfassung zutage tritt, wobei zwischen den allgemeinen und den wirtschaftlichen Gestaltungen sich ein Zusammenhang zeigt.

Um die Entwicklung und Verschiedenheit der politischen Gebilde wie der sozialen und wirtschaftlichen Kultur zu erfassen, pflegt man die eigentümlichen Züge und das Wesen einer Zeit schlagwortartig zu kennzeichnen. Gemäß der jeweiligen Einsicht in die geschichtlichen Wandlungen konstruiert man Stufen der menschlichen Entwicklung, sozusagen Überschriften zu den geschichtlichen Abschnitten, die Klarheit und Anschaulichkeit und zugleich eine Übersicht über den allgemeinen Gang der Entwicklung gewähren sollen.

Was nun die *politischen* Bildungen angeht, ist ihre Größe und Dauer unterschiedlich. Während langer Zeiten erreichten überhaupt keine politischen Bildungen größere Entfaltung, Konsistenz und Dauer. Viele Stämme brachten es nie über „Dorffürstentümer" mit etlichen tausend Seelen. Andere vereinigten sich zwar zu größeren Stammesbündnissen, fielen aber wieder leicht auseinander. Stärkere und kriegerische Stämme unterwarfen andere und bildeten Eroberungsstaaten; aber auch ihnen, die nur auf Gewalt beruhten, drohte Verfall und Auflösung.

Diese Stämme, Bündnisse und Eroberungsreiche kurzen Bestandes trieben Naturalwirtschaft, das heißt ihre Angehörigen produzierten überwiegend ihren eigenen Bedarf; der lose Tauschverkehr, der die Menschen verband, blieb auf enge Kreise beschränkt; ein Geldverkehr fehlte oder war gering; Städte entstanden aus kriegerischer, kirchlicher und politischer Absicht, nicht auf Grund von Verkehrslinien, Gewerbetätigkeit, Handel und Berufsteilung; die Gebiete des Reiches waren kaum durch Verkehr miteinander verbunden, sondern nur mechanisch vereinigt durch die, Despotie der Staatsgewalt, das ist durch ihre Priester, Krieger Frohnvögte und Naturalsteuereinheber (Schmoller).

Diese Schwäche der politischen Gebilde weicht in Südeuropa erst mit der griechisch-römischen Kultur, in Mitteleuropa sogar erst

im Mittelalter. Jetzt entstehen auf Grund der reichen, sittlichen, rechtlichen, religiösen, technisch-künstlerischen und wissenschaftlichen Kultur der Griechen und Römer dauerbare Klein-, Mittel- und Großstaaten. Ihre Träger sind „hochstehende Rassen" von politischer Begabung. Auch entwickelt sich nun ein Zusammenhang und Zusammenhalt unter den Wirtschaften durch die Ausbildung der Arbeitsteilung und der Geldwirtschaft, durch ein höherstehendes freies Arbeitsverhältnis an Stelle der Sklaverei, durch das Aufkommen wirtschaftlicher Unternehmungen in großer Anzahl, durch bessere Sicherung der Person und des Eigentums, gesündere Klassenbildung, Teilnahme des Volkes an Regierung und Verwaltung sowie durch das wachsende Gewicht des eigenen Haushaltes der Staaten.

Schäffle unterscheidet fünf Stufen der staatlichen Entwicklung, die in großen Epochen aufeinanderfolgen und auseinander entstanden sind und heute noch ethnographisch und geographisch nebeneinander sich vorfinden. Auf jeder dieser Stufen ist jede Regierungsform: Monarchie, Aristokratie und Demokratie anzutreffen; die Regierungsform begründet daher keine bezeichnende Stufenfolge. Bezeichnend ist vielmehr, daß die jeweils höhere Stufe die Gebilde der niederen Stufe zu einer höheren Einheit zusammenfaßt; so folgte auf die altpatriarchalische Verfassung der Volkszeit eine berufsständische (kriegerische, priesterliche, grundherrliche) Stufe, dann eine stadtstaatliche, hierauf eine landesherrliche und endlich eine nationalstaatliche Zeit.

Die Hauptphasen der wirtschaftlichen und der damit zusammenhängenden sozialen Gestaltung werden ihrerseits besser erkennbar. Schon der Herzog von Sully bezeichnete die Landwirtschaft als „das nährende Euter der Menschheit". Sie zieht tatsächlich Nahrung wie Stoffe zur Herstellung gewerblicher Erzeugnisse aus den Reichen der Natur. Beschränkte man sich dabei einst auf die Erwerbung der Dinge, welche die Natur darbot, so erlernte man allmählich die zweckbewußte Produktion der Nahrungs- und Rohstoffe und ihre immer kunstvollere Umformung.

Friedrich List sah denn auch die maßgebenden Grundlagen der wirtschaftlichen Entwicklung in der jeweiligen Hauptrichtung der Produktion. Er meinte, alle Völker der gemäßigten Zone durchliefen Perioden: 1. des Jägertums, 2. des Hirtenlebens, 3. des Ackerbaues, 4. eine Agrikultur-Manufaktur- und 5. schließlich eine Agrikultur-Manufaktur-Handelsperiode.

Demgegenüber hat Bruno Hildebrand betont, daß diese Entwicklungslehre offenbar aus der Geschichte Großbritanniens abstrahiert sei, indes nicht einmal in Britannien trifft eine Stufenfolge vom Ackerbau durch die Fabrikation zum Handel zu.[1] Hildebrand hält

[1] „Die englische Handelsmacht von der Zeit der Königin Elisabeth bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hat sich durchaus unabhängig von der englischen Fabrikation ausgebildet. Sie stützte sich ebenso wie die Seemacht der Nieder-

vielmehr den Güterverkehr für die Grundlage der Gestaltung und unterscheidet nach ihrer Art: Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft. Diese Aufeinanderfolge sei eine allgemeine. In den Verhältnissen der Naturalwirtschaft sind Grundbesitz und Arbeitskräfte die einzigen Güterquellen. Auch der Staat bestreitet seine Bedürfnisse durch Grundbesitz; Domänenwirtschaft, Naturalabgaben, Lehensnexus kennzeichnen ihn. Der Güterumsatz vollzieht sich als Tausch. — In den Epochen der Geldwirtschaft entstehe neben dem Grundbesitzer und dem Arbeiter der Kapitalist, der Besitzer beweglichen Eigens; die Grundherren verlieren also ihr Besitzmonopol. Vom Kapitalisten empfange der Arbeiter Lohn in Geld. Er kann seinen Lohn aufsparen und so Kapital sammeln und allmählich sozial emporsteigen. Kauf tritt an Stelle des Tausches als Grundlage des Güterverkehres. — In einer dritten Epoche endlich tritt an Stelle des Kaufes gegen Metallgeld der Kauf gegen Zahlungsversprechen, also der Kredit. Kredit gebe es für den, der etwas hat und den, der etwas ist. Damit trete eine neue ökonomische Lebensordnung ein.

Diesen Ausführungen läßt sich hinzufügen: In den primitiven Verhältnissen beschafft die angestrebten Dinge und Leistungen unmittelbar derjenige, der sie selbst nutzen will, und zwar in der Form, in der er ihrer bedarf. Ein Austausch entwickelt sich erst allmählich. Geldwirtschaft kennzeichnet dagegen die Zeit, da die Menschen mehr und mehr Gegenstände herstellen, die sie weder selbst gebrauchen noch verzehren, sondern vertauschen. Man erwirbt nunmehr die benötigten Gegenstände. Bei diesem allgemeinen Austausch werden die Objekte gegen Geld hingegeben, beziehungsweise erworben, das heißt im Kauf, bei dem die eine der hingegebenen Waren Geld ist: ein allgemeines Tauschmittel, dessen Hingabe rechtlich Schulden tilgt. Hier wird Zug um Zug geleistet: Ware gegen Geld, Geld gegen Ware; eine Epoche der Kreditwirtschaft bricht aber an, wenn gekauft wird, indem man den Kaufpreis allgemein schuldig bleibt, die Bezahlung sich stunden (kreditieren) läßt, nur mehr gegen Versprechen künftiger Bezahlung verkauft.

Diese Organisation des Güterumsatzes übt weitgehende Rückwirkungen auf die Produktion und den Betrieb der Erzeugnisse, mithin auf alle wirtschaftliche Gestaltung; auffällig ist namentlich der Unterschied zwischen eigenwirtschaftlichen und tauschwirtschaftlichen Zuständen, ferner zwischen den Trägern der wirtschaftlichen Entwicklung

---

lande auf den Handel mit Kolonialprodukten, und die Weltindustrie Englands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist erst aus seinem Weltverkehr, nicht umgekehrt sein Weltverkehr aus seiner Fabrikation hervorgegangen." „Die Lage am Meere führt die Menschen naturgemäß zum Fischfange, zur Schiffahrt, zum Handel; Bergvölker treiben vorherrschend Jagd und Viehzucht und in den Ebenen entwickelt sich am frühesten der Ackerbau, und mit diesen mannigfaltigen Anfängen einer nationalen Produktion sind auch verschiedene Wege des weiteren Verlaufes derselben vorgezeichnet, so daß das Fortschreiten der Produktion überhaupt nicht als allgemeine Norm der ökonomischen Völkerentwicklung angesehen werden kann."

— Stadt, beziehungsweise der Landesherrschaft, — die zu verschiedenen Zeiten die öffentlichen Angelegenheiten regeln.

Schmoller will indes nicht allein die Tauschbeziehungen, sondern die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse charakterisieren und erkennt hiebei fünf Epochen: bis ins 10. und 11. Jahrhundert agrarische Eigenwirtschaft der Stämme, — vom 12. bis zum 16. Jahrhundert ein Vorwalten der stadtwirtschaftlichen Gebiete, — eine Epoche der Mittel- und Territorialstaaten, ausgehend vom 16. Jahrhundert, im 18. und 19. Jahrhundert vollendet, — und vom 19. Jahrhundert an eine Epoche der neuen Weltstaaten, sowie vordringender weltwirtschaftlicher Beziehungen. So ergeben sich die Begriffe Dorf-, Stadt-, Territorial-, Volks- und Weltwirtschaft als zusammenhängende Klassierungsreihe.[1])

Einfacher faßt Bücher die Entwicklung der mittel- und westeuropäischen Staaten in drei Perioden zusammen, deren jede das Leben anders gestaltet: die geschlossene Haus-, die Stadt- und die Volkswirtschaft.

1. Die Zeit der geschlossenen Hauswirtschaft, nach Bücher eine ganz allgemeine Erscheinung aller Völker, reicht bis etwa zum Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Produktion für den eigenen Bedarf kennzeichnet sie. Die Gewinnung der Rohstoffe erfolgt auf dem eigenen Feld, im eigenen Wald und Stall, die Herstellung des Erzeugnisses innerhalb des Hauses; die Familie, das gemeinsam hausende Geschlecht, stellt alles her, was es benötigt, und verbraucht, was es selbst erzeugt; der Bedarf der Hausangehörigen bestimmt Art und Maß ihrer Betätigung; ausgebreitete Arbeitsgeschicklichkeit, Vielseitigkeit des Könnens und Verstehens sind dabei erforderlich. Wie die kleinen Wirtschaften mit ihren Angehörigen, so arbeiten die großen (der Könige, des Adels, der Kirche, des Staates) auf ausgedehntem Grundbesitz, mit Leibeigenen und Hörigen; aber immer ist der Verbrauch auf die eigene Erzeugung beschränkt.

2. Diese Formen der Eigenproduktion werden allmählich durch Kundenproduktion ersetzt: durch Erzeugung zur Abgabe an Käufer; ihre Heimat ist die Stadt.

---

[1]) Dorfwirtschaft ist die Hauswirtschaft viehzüchtender Ackersleute. Sie produzieren für den Bedarf ihres Hauses, nicht für den Markt; alle Dorfgenossen vergeben und besitzen gemeinsam den Boden und schreiben seine Bewirtschaftung dem einzelnen vor. Nach und nach gerät aber der Bauer meist in Abhängigkeit vom Feudalherrn. Dieser führt gleichfalls eine (allerdings größere) Naturalwirtschaft, auf Eigenproduktion beruhend, aber ergänzt durch Abgaben und Fronden seiner Hörigen. Die Geschlossenheit dieser Wirtschaftskreise begründet ihre Abhängigkeit von Fehden, Mißwachs und Viehsterben.

Auf dem städtischen Markte, auf welchem Adel und Bauern die Überschüsse ihrer mählich verbesserten Ackerwirtschaft sowie städtische Händler und Handwerker gewerbliche Erzeugnisse verkaufen, entsteht der erste erhebliche Verkauf, ein umfänglicherer, aber immerhin örtlich begrenzter Güterumlauf. Diesen Verkehr regelt die Stadtverwaltung. Ihre Maßnahmen ahmt, nach der Bildung der mittleren Landesherrschaften, der Territorialherr nach.

Der Stadtbewohner im klassischen Altertum ist zugleich Landwirt: Bürger und Bauer, der Bürger unserer mittelalterlichen Städte dagegen in erster Linie Handwerker, mochte er immerhin noch einen Garten oder ein paar Feldstücke besitzen. Mit Mauern und Gräben befestigt, bietet die Stadt der Gegend Zuflucht und Schutz; ein Verband vereinigt die ländlichen Ansiedler mit ihr zu militärischer Gemeinschaft; sie unterhalten, wie die Bürger, die Befestigungswerke der Stadt, verteidigen sie im Kriegsfall bewaffnet und können dafür, so oft es not tut, mit Weib und Kind, Vieh und Fahrhabe hinter ihren Mauern sich bergen.

Das Land liefert nun Rohstoffe und Nahrungsmittel: die Stadt verarbeitet sie und führt durch den Handel aus der Ferne herbei, was nicht in ihrem Bereiche gewonnen wird. Bürger und Bauer begegnen sich auf dem städtischen Markte zum Austausch ihrer beiderseitigen Erzeugnisse; die Verkehrsverhältnisse gestatten nicht die Zufuhr größerer Gütermengen auf weitere Entfernungen. Stadt und umliegende Landschaft bilden so ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet, das sich arbeitsteilig selbst versorgt und sich genügt. Bildete ursprünglich die eigene Hauswirtschaft eine geschlossene Einheit, so besteht jetzt ein Zusammenschluß unter einer Anzahl von Wirtschaften: Stadt und umliegende Landschaft ergeben einen gemeinsamen Wirtschaftskreis.

Die Angehörigen dieses Kreises haben in der Stadt Markt- und Zollfreiheit: das Recht freien Kaufes und Verkaufes. Besucher des Marktes genießen auf dem Hin- und Rückwege besonderen königlichen Schutz, für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt Marktfrieden, daß heißt Sicherung gegen gerichtliche Verfolgung wegen früherer Schulden und Schutz gegen Beschädigung an Leib und Gut durch doppelt hohe Strafen.

Die gewerblichen Erzeugnisse der Stadt verkaufen die Erzeuger selbst; Händler dürfen sie nur zur Ausfuhr aufkaufen, da sie bereits zu Markt gestanden und unverkauft geblieben waren. Soweit als möglich soll öffentlich und aus erster Hand gekauft und alles, was in der Stadt selbst erzeugt werden kann, auch dort hergestellt werden.

So besteht ein gegenseitiges direktes Kundenverhältnis zwischen Bauer und Gewerbsmann: die Bauern bringen Lebensmittel und Rohstoffe zur Stadt und kaufen für den Erlös Erzeugnisse städtischer Gewerbe; Handwerker sollen auf dem Lande nicht wohnen (Städtezwang, Meilenrecht).

Das Handwerk hat Pflichten gegen die Allgemeinheit: der Meister soll gerechte Arbeit liefern. Wurde ihm das Rohmaterial vom Besteller übergeben, — Webern das Garn, Kannengießern Zinn, Goldschmieden Silber und Gold, — so sorgte man, daß er's nicht verfälsche. Lieferte aber der Handwerksmann den Stoff, so steht er unter der Überwachung von Marktmeistern und Schaubeamten und im gegenseitigen Wettbewerb mit seinen Kollegen: Handwerker gleicher Art wohnen meist in der gleichen Straße und halten ihre Waren an öffentlichen Stellen nebeneinander feil, auf dem Markte, um die Kirche, an den Toren, in den

Straßen, wo sie ihre Wohnstätte haben (daher noch die Namen: Tuchlauben in Wien, Färbergade in Kopenhagen, usw.). Vorschriften regeln den zu verwendenden Rohstoff, das Arbeitsverfahren, Länge und Breite der Stoffe sowie die Preise.

Fremde Verkäufer werden durch beamtete Unterkäufer, Messer und Wäger kontrolliert. Die Handhabung der Maße ist Beamten übertragen und ihre Heranziehung erfolgt bei jedem Kauf von einem Fremden. Unterkäufer bringen Käufer und Verkäufer zusammen, vermitteln bei der Preisbestimmung, prüfen die Waren auf etwaige Fehler, suchen dem Käufer aus, soviel er gekauft, sind für die richtige Lieferung besorgt.

Der Großhandel schafft, als Wander- und Markt- (oder Meß-) handel, Güter herbei, die im Zufuhrgebiete der Stadt nicht produziert werden: Gewürze und Südfrüchte, getrocknete und gesalzene Fische, Pelze, feine Tücher, Wein. (Salz bezieht der Rat meist selbst von den Produktionsstätten und gibt es mit einem Aufschlag „Hocken" oder „Salzstößern" zum Vertrieb.) Großhändler durften Waren nicht unter bestimmten Mengen abgeben. Allen Verschleiß besorgen Krämer und Hocken.

Allgemach erfährt dieser Verkehrskreis eine Ausdehnung: nach Schmollers Sprache beginnt die Epoche der Mittelstaaten, dann jene der nationalen Volkswirtschaften, nach Büchers Ausdruck die Epoche der „Volkswirtschaft".

3. Der moderne Staat, der im 15. Jahrhundert entsteht, hat ein namhaftes Bedürfnis nach Geld, denn er richtet eine zentrale Verwaltung durch besoldete Beamte und seine Verteidigung durch stehende Heere ein. Die königliche Gewalt trachtet, im Interesse der Gesamtheit Sondergewalten rückzudrängen, alle andern Mächte zu überwinden und sich zu unterstellen und die nationale Einheit auszugestalten. Getragen von der Erleichterung und zunehmenden Sicherheit des Verkehres, erwächst nun eine lebendige Interessengemeinschaft des Volkes. „War im Mittelalter jede Stadt befestigt, so genügen heute wenige Grenzfestungen zum Schutze des ganzen Staatsgebietes; hielt früher jede Stadt ihre Söldner, so genügt heut eine beschränkte Zahl von Garnisonsstädtchen für ein mächtiges Kriegsheer." „Im Mittelalter suchte jede Stadt alle Handwerkszweige in sich zu vereinigen: seit dem Vorwalten der Großbetriebe strebt jeder Ort, bei sich dasjenige Gewerbe auszubilden, für welches die Lokalbedingungen am günstigsten sind."

Das Erstarken der eigenen Produktion und eines nationalen Handels erstrebt der Merkantilismus: die Praxis aller bedeutenden Staatsmänner von Karl V. bis Friedrich dem Großen, am konsequentesten ausgebildet durch Colbert unter Ludwig XIV. Dazu erfolgt: Aufhebung oder Ermäßigung der Binnenzölle wie Wegegelder; einheitliche Gestaltung des Grenzzollwesens; Anlage von Kunststraßen, Kanälen, Seehäfen; Vereinheitlichung des Geld-, Maß- und Gewichtswesens; Ausfuhrerschwernis der zur eigenen Versorgung notwendigen Rohstoffe und Nahrungsmittel; Einfuhrverbot für fremde

Fabrikate; Einbürgerung neuer Industrien; Staatsunterstützung und Regelung technischer Gewerbe; Pflege der Technik, der Kunst und der Wissenschaften in Staatsanstalten; Begünstigung der Ausfuhr heimischer Fabrikate; Förderung der Marine und Mehrung der Kolonien; Regelung des Handelsrechts und des kaufmännischen Nachrichtendienstes; Ordnung des Staats- und Gemeindehaushalts, Beseitigung der Ungleichheiten der Steuerbelastung. Die nach außen abgeschlossenen Wirtschaften sollten möglichst alle Bedürfnisse der Staatsangehörigen durch nationale Arbeit befriedigen und durch einen lebhaften Verkehr im Innern alle natürlichen Hilfsmittel des Landes entfalten.

Einzelne Markt- und Handwerksstädte erheben sich nun zu Mittelpunkten der Verwaltung oder zu Handelsplätzen. Das Handelskapital begnügt sich nicht mehr mit dem Import und Umschlag fremder Rohstoffe, sondern stellt das städtische Handwerk und den bäuerlichen Gewerbefleiß in seinen Dienst, indem der Kapitalist, als sogenannter „Verleger", der einzige Abnehmer dieser Erzeuger wird und sie dadurch von sich in Abhängigkeit bringt. Arbeitsteilige Massenproduktion in den Fabriken erschafft den Lohnarbeiterstand. Das Transportwesen, einst ein Bestandteil des Handels, verselbständigt sich, dann lösen sich von ihm das Speditionsgewerbe und das Lagerhauswesen los. Das Kreditwesen wandelt sich, die moderne Bank entsteht, die für produktive Zwecke Geld borgt. Staatsposten, Zeitungen, nationale Handelsflotten entwickeln sich, das Versicherungswesen bildet sich aus: alles Organisationen, um die Zwecke vieler zu befriedigen. Überdies macht sich das kapitalistische, spekulative Unternehmerprinzip als treibendes Element bemerkbar.

Anderseits erstarkt das Nationalitätsgefühl zu einem gewaltigen Faktor: die kleinen Territorialstaaten vereinigen sich zu einem großen Nationalstaate, wie Italien, oder zu einem Bundesstaat, wie das Deutsche Reich und die Schweiz. Ein Wiederaufleben der Schutzzölle, die Verstaatlichung der Verkehrsanstalten vollenden die völkische Einheit. Die Staatstätigkeit wächst und erhält ein soziales Gesicht: es handelt sich nicht mehr bloß um möglichst *reichliche* nationale Produktion, sondern auch um gerechtere Güterverteilung, der Staat bemüht sich, daß seine Angehörigen, abgesehen von einem Mindestmaße, das jedem gebührt, nach ihren *Leistungen* an der Kultur teilhaben[1]).

So grenzt sich die Gesamtheit der Wirtschaften ab innerhalb der Territorien, in denen jeweils ein Staat seine Macht zur Geltung bringt.

In einer Zeit mehrhundertjähriger Handels- und Kolonialkriege entsteht die moderne Volkswirtschaft, sagt Schmoller. Die königliche Gewalt bildet sich in größeren Staaten aus, die durch Zusammenfassung mehrerer Territorien zu kräftigeren Einheiten erwachsen; ein wirtschaftliches Zusammenfassen aller Städte und der weiten ländlichen Strecken vollzieht sich, Berufsteilung und Kauf, ein Verkehr in

[1]) Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft. 8. Aufl. 1911.

größerem Umkreise erwächst; ein landesherrliches Berg-, Hütten- und Salinenwesen, fürstliche Musterbetriebe entstehen: der Ausbeutung der Bauern seitens der Grundherrn wird durch die Staatsgewalt gewehrt; die Kapitalbildung erfolgreicher Unternehmer nimmt zu. Die ständische Verfassung und die lokalen Gewalten, die Kämpfe zwischen verschiedenen Klassen, zwischen Städten und Provinzen werden beschränkt. Zugleich vollendet die Einheit der Nationen die Verbindung, die Buchdruck, Presse, Schule, die religiös-kirchliche und die Bildungspropaganda schaffen. Niederlassungs- und Gewerbefreiheit, Verkehrserleichterungen und größere Freiheit der Unternehmung vervielfältigen die Beziehungen; erfolgreiche Unternehmer bilden eine Geschäftsaristokratie, die unter Geltung der wirtschaftlichen Freiheit Staat und Volkswirtschaft von sich abhängig zu machen sucht, mächtige Erwerbsgesellschaften und Kartelle ins Leben ruft. Der Arbeiterstand wächst, bildet Vereine, führt Lohnkämpfe, erlangt Arbeiterschutzmaßnahmen von der Staatsgewalt. Im ganzen sind Produktion und Verkehr riesenhaft gewachsen und auf allen Gebieten entstehen zugleich internationale Beziehungen — eine weltwirtschaftliche Epoche bahnt sich an.[1])

Die zur nationalen Volkswirtschaft zusammengefaßten Wirtschaften haben gemeinsame Interessen und verfolgen daher gemeinsame Ziele, denen auch die Machtmitteln des Staates dienen. Diese Gemeinsamkeit verleiht den nationalen Wirtschaften Selbstständigkeit fremden Volkswirtschaften gegenüber. Der Staat — der neben den andern Wirtschaften seine eigene „Staatswirtschaft" führt — vermag die Sonderwirtschaften zu kräftigen und zu leiten, ihre Beziehungen und Interesseneinheit zu fördern, ihnen zu dienen. Durch ein solches Eingreifen wird die Volkswirtschaft erst recht zu einer organischen Verbindung, zur Vereinheitlichung aller Wirtschaften in einem Staatsgebiete.

Die Grundlagen des Staates sind das Land, die Bevölkerung, ihre geschichtlichen Schicksale und kulturellen Traditionen sowie das Volksvermögen; er selbst ist die herrschende Macht innerhalb des Landes und beherrscht dessen Bevölkerung, indem er Organe schafft, durch die er ihr gegenüber seinen Willen durchsetzt. Alle Wirtschaften innerhalb seines Gebietes, das solcher einheitlichen staatlichen Macht unterliegt, wirken zusammen, beeinflussen einander und sind von einander abhängig. Durch den geographischen Zusammenhang ihrer Standorte und durch ihr wechselseitiges Zusammenwirken bilden sie eine Einheit, deren Zusammenhalt durch die zielbewußte Tätigkeit des Staates besonders gekräftigt und ausgestaltet wird. Wer überhaupt Arbeit leistet, tut dies für sich und für andere; selbst soweit er nichts tut, ist er für andere Wirtschaften wichtig als Abnehmer, Käufer oder Subjekt, das versorgt werden muß.[2])

---

[1]) Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volswirtschaftslehre.

[2]) Wir sehen, wie man heute selbst die armen Auswanderer, welche die Heimat für immer verlassen, zwingen oder sonstwie bewegen will, ihr Land zumindest aus einem nationalen Hafen auf einem nationalen Schiffe zu verlassen, und trachtet, auch in der Ferne in Fühlung mit ihnen zu bleiben.

Die also staatlich abgegrenzten Wirtschaften bilden die einzelne „Volkswirtschaft".

Gegenwärtig reichen indes die Zusammenhänge über diese Volkskörper hinaus; auch national fremde Wirtschaften ergänzen einander, wirken zusammen, sind von einander abhängig und beeinflußt; aus ihren Beziehungen und Wechselwirkungen erwächst ein zwischenstaatliches, weltwirtschaftliches Getriebe — eine charakteristische Eigenheit unserer Zeit. Eine (erst noch rohe) neue Planmäßigkeit gelangt damit in die Wirtschaften der Welt, die sich in der Beschaffung von Sachen oder in der Darbietung von Leistungen spezialisieren und einander dabei im Wege des Austausches über den ganzen Erdball hin ergänzen. Wieder hat sich also die territoriale Grundlage der wirtschaftlichen Beziehungen erweitert, ihr Gebiet ist nun die ganze Welt. Das Verkehrswesen verknüpft alle Völker miteinander und findet internationale Regelung; Kapitalien suchen überall Anlage, große Betriebe errichten in der Fremde Filialen und Gründungen und ein großer Strom von Auswanderern und von Saisonwanderern ist in steter Bewegung. Die Industrien kämpfen um den Weltmarkt; die Staaten nehmen für ihre Zwecke in fremden Ländern Geld auf; die Banken vollziehen den Zahlungsverkehr überall hin. Ein Verkehr der Waren, Kapitalien und Arbeitskräfte durchzieht die ganze Welt und gestaltet sie um. Internationale Verbindungen und Abmachungen von Interessenten sowie internationale Staatsverträge wirtschaftlichen und sozialen Inhalts entstehen.

Philippovich meint, es seien vor allem zwei Entwicklungsperioden auseinander zu halten, die alle Kulturvölker zweifellos durchlaufen haben: die der geschlossenen Haus- oder Naturalwirtschaft und die der Verkehrswirtschaft. Stadt-, Territorial- und Staatswirtschaft seien Phasen innerhalb der zweitgenannten Gesamtperiode, die zuerst eine Periode des lokal gebundenen Verkehres (Stadtwirtschaft), dann eines staatlich gebundenen Verkehres und schließlich eine Periode freien Verkehres (entwickelte Volkswirtschaft, Kapitalismus) war. Sombart dagegen scheidet große Epochen der Individualwirtschaft (deren Gesamtbedarf innerhalb ihres Kreises hergestellt wird), dann der Übergangs- und schließlich der Gesellschaftswirtschaft, wobei den Verbrauch reich differenzierte Produktionswirtschaften, durch den Verkehr zu einem untrennbaren Ganzen verschlungen, befriedigen. Am anschaulichsten und faßlichsten dürfte aber die Vierteilung in Haus-, Stadt-, Volks- und Weltwirtschaft sein.

Der Historiker von Below bemerkt zur Konstruktion derartiger Entwicklungsreihen: „Von einem Gesetze solcher Stufenfolgen in dem Sinne, daß alle Völker die betreffenden Stufen durchmachen müssen, kann gar nicht die Rede sein." Auch Sieveking betont, daß wir es hier „nur mit begrifflichen Unterschieden zu tun haben, während in Wirklichkeit das eine oder das andere System nie rein zum Ausdruck

gekommen ist."[1]) Immerhin sind solche Stufen für die Veranschaulichung einer Zeit, als zusammenfassende Kennzeichen (wie auch Below zugesteht) nützlich und unentbehrlich; sie bezeichnen eben die Eigenart einer Entwicklung, über deren tatsächliches Fortschreiten kein Zweifel ist; die Frage ist nur, welche Einteilung oder Etikettierung die richtigste Charakteristik der Vorgänge in sich birgt.

Auch die Psychologie der Menschen ändert sich zweifellos in einzelnen Abschnitten der Entwicklung. So bestehen weitgehende qualitative organisatorische, soziale und massenpsychologische Unterschiede der Zeiten, die freilich noch nicht genügend erhellt sind. Die ersten Epochen tragen ein agrarisches Gepräge; der Boden gewährt jedem Unterhalt: als Grundherrn, als dessen Knecht oder als freiem Bauer. Dann gewinnt die gewerbliche Arbeit Bedeutung für den wirtschaftlichen Bestand. Später bildet sich der kaufmännisch-spekulative Geist aus und wird zur Quelle von Reichtum und sozialer Macht, zu einem wesentlichen Faktor des Ranges der einzelnen Unternehmen wie der einzelnen Völker. Zuletzt trachtet er durch Anwendung immer größerer Kapitalien und durch Verabredungen unter gleichen Unternehmungen zu einer Marktbeherrschung zu gelangen.

Der allgemeine Verlauf der Entwicklung weist unleugbar eine immer reichere Entfaltung auf. Der Menschheit stellen sich immer weitere wirtschaftliche und soziale Ziele; die Wechselwirkungen vermehren sich und die Sonderung zwischen Produktion, Verkehr und Konsumtion nimmt zu. Beschränkte sich das Zusammenwirken bei der Hauswirtschaft auf Blutsverwandte, in der Stadtwirtschaft auf Bürger und benachbarte Bauern, so knüpfen sich in der Volkswirtschaft Beziehungen unter den Volks- und Staatsangehörigen und in der Weltwirtschaft in hohem Maße darüber hinaus. Man erwirbt Arbeitsleistungen oder Naturprodukte von einem Unternehmer oder Händler und keine Wirtschaft verbraucht mehr vornehmlich das, was sie selbst herstellt. Gleichwohl reichen auch in die Gegenwart noch Elemente der Stadtwirtschaft und selbst der geschlossenen Hauswirtschaft, finden sich noch neben den bedeutungsvollen spekulativ und kapitalistisch beherrschten Gebieten solche, in denen die Menschen sich nach dem Herkommen richten.

---

[1]) „Will man das logisch vollendete Schema auf die historischen Tatsachen anwenden, so muß man ihm entweder die logische Schärfe nehmen oder die Tatsachen beugen."

Aus der kriminalistischen Erfahrung.

Von Prof. **Dr. Alexander Pilcz.**

Klinisch-psychiatrische Erkenntnis und praktische Irrenpflege haben innerhalb der letzten hundert Jahre wesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Nicht parallel dazu entwickelten sich Strafrecht und Strafvollzug weiter und mehr, und mehr machten sich gewisse bedauerliche Folgen für die Rechtspflege, speziell für den Gesellschaftsschutz, aus eben dem erwähnten Mißverhältnisse zwischen Fortschreiten der Psychiatrie und der Strafrechtslehre bemerkbar. Vor allem ist es eine bestimmte Kategorie psychisch abnormer Individuen, welche sowohl der Rechtsprechung wie der Sachverständigentätigkeit große Schwierigkeiten bereiten, die sogenannten „moral insanes", „geborenen Verbrecher", kriminellen psychopathischen Minderwertigen und wie die Synonyma alle heißen. Der Wortlaut des alten, gegenwärtig zu Recht bestehenden Paragraphen über die Bedingungen der Unzurechnungsfähigkeit, der § 2 des österreichischen Strafgesetzes, stammt aus einer Zeit, da man nur die schwersten, auch dem Laien ohneweiters als solche klaren Grade und Formen von Geistesstörung kannte, aber von jenen eigentümlichen Grenzgebieten zwischen voller geistiger Gesundheit und Krankheit, mit denen uns verfeinerte psychische Analyse und Beobachtung vertraut machten und zu welchen gerade die oben erwähnten Naturen gehören, noch keine Ahnung hatte. Die Verlegenheiten begannen demnach schon bei der Frage der sogenannten Subsumption, das heißt der Aufgabe gegenüber, jene zwischen völliger geistiger Integrität und schwerster seelischer Zerrüttung intermediären Zustände in das Prokrustesbett des aut-aut: ganz zurechnungsfähig oder ganz unzurechnungsfähig? einzuzwängen. Dieser peinlichen Verlegenheit auf dem Gebiete der Rechtsprechung gesellte sich aber alsbald eine viel größere, weil praktisch folgenschwerere hinzu: was nun mit derlei geistig abnormen Übeltätern zu geschehen habe? Die modernen Irrenanstalten, auf dem Prinzipe der freiesten Behandlung basierend, in welchen mechanische Zwangsmaßregeln verpönt oder wenigstens auf ein Minimum reduziert sind, bar aller straffen Disziplinarmittel, eine Stätte der Humanität für kranke Menschen, erwiesen sich als durchaus ungeeignet zur Aufnahme derartig gefährlicher Insassen, denen es vermöge ihres unglaublichen Raffinements immer wieder hie und da gelingt, allen Ketten und strengster militärischer Bewachung zu Trotz, sogar aus dem Zuchthause zu entweichen. Gerade

Anstaltsärzte selbst wehrten sich mit allen Kräften gegen die immer mehr überhandnehmenden Versuche, wahllos die psychisch abnormen Verbrecher der Irrenpflege überantworten zu wollen. Solche „Patienten" bestehlen und mißhandeln harmlose Mitkranke, sie wissen Alkohol und gefährliche Werkzeuge einzuschmuggeln, terrorisieren und korrumpieren das Wartepersonal, scheuen natürlich auch vor tätlichen Angriffen wider Ärzte oder Pfleger nicht zurück, komplottieren untereinander und können endlich sozusagen jederzeit mit Leichtigkeit entspringen.

Von den vielfachen Fragen, welche das große Problem: Behandlung der geistig minderwertigen Verbrecher, in sich birgt, möchte ich im Folgenden nur auf eine eingehen. Ich sprach früher von dem Raffinement dieser Elemente. Ich meine, daß es vielleicht auch für einen Laienkreis nicht uninteressant ist, ein bißchen Einblick zu gewinnen in allerlei Schliche und Kniffe, deren sich derlei Individuen bei ihrem steten Kampfe mit der Gesellschaftsordnung bedienen, und so mag diese Arbeit gerechtfertigt erscheinen, die lose aneinandergereihte Beispiele aus meiner Erfahrung und meinen Studien bringt. Manche erfahrene Kriminalisten haben bereits, leider nicht mit Unrecht, das Zuchthaus, also jene Stätte, in welcher der Rechtsbrecher nicht nur bestraft, sondern auch gebessert und durch die Strafe abgeschreckt werden soll, die „Hochschule des Lasters" genannt. Vor allem lernen die Sträflinge miteinander komplottieren. Auch Einzelhaft erweist sich dagegen nicht genügend wirksam, da es diese Leute bald heraushaben, miteinander in schriftlichen Verkehr zu treten. Die Mittel und Wege dazu sind recht verschieden. „Anfänger" bedienen sich als Schreibmateriales gewisser farbloser Flüssigkeiten, die erst beim Erwärmen des Papieres sich bräunen und so die Schrift sichtbar werden lassen, wie z. B. einer Alaunlösung, des Zitronensaftes und dergleichen. Der erfahrene Gefängnisarzt weiß schon, was es zu bedeuten hat, wenn ein gesunder Häftling „zum Gurgeln wegen Halsschmerzen" Alaun oder eine Zitrone verlangt. Recht bekannt ist das sogenannte „Klopfsystem"[1]), das heißt ganz nach dem Prinzipe des „Kurz" und „Lang" beim Morseschen Telegraphen wird ein vollständiges Alphabet durch eine Kombination von Klopftönen hergestellt, und auf diese Weise setzt sich der Insasse der Zelle Nr. A mit dem der Zelle Nr. B in Rapport. Sehr einfach gestaltet sich die Abhilfe dagegen: erschallt ein verdächtiges Klopfen, so braucht der Wachposten oder Profoß nur in beliebigem Rhythmus mitzupochen, und das schöne Alphabet ist natürlich total gestört. In einem Falle spielte der jeweils auf dem Korridor vor einer Zellenreihe patrouillierende Posten selbst ahnungslos den „postillon d'amour", indem ihm auf seinen Tornister von flinker Hand während seines Vorbeischreitens durch das Zellentürfensterchen ein Papierkügelchen gelegt wurde, welches ebenso flink von dem „Adressaten" in Empfang genommen ward. Eine große Rolle als Korrespondenzmittel spielen die Erbauungs- und anderweitigen Bücher

[1]) Das „Hakesen" nach der Rotwelsch-Terminologie.

der Gefangenhausbibliothek. Selbstverständlich werden dieselben genau kontrolliert; allein welcher Unerfahrene fände etwas Besonderes oder Auffallendes daran, wenn zum Beispiel auf einer Seite des Textes mit Bleistift das harmlose Wort „Butterbrot" oder „Handtuch" oder dergleichen gekritzelt ist? Freilich, der Eingeweihte weiß, daß dieses Wort den „Schlüssel" abgiebt, nach welchem der ganze Text zu lesen ist. Bleiben wir bei „Butterbrod", so heißt das für den seinerzeitigen Leser des Buches: B ist der zweite Buchstabe, daher gilt für ihn das zweite Wort der betreffenden Seite, U der zwanzigste, daher hat er nunmehr auf das zwanzigste Wort zu achten rc., und so werden aus dem erbaulichen oder harmlosen Texte durch entsprechende Zusammenstellung gerade nur solche Wörter bezeichnet, die beliebige Mitteilungen von Mann zu Mann ermöglichen. Des Kuriosums halber sei noch folgende Geschichte erzählt, welche der berühmte Kriminalist und Strafrechtslehrer Professor Dr. Groß mitteilt und welche zeigt, daß auch ohne eines der früher erwähnten Verständigungsmittel es gewiegten Verbrechern gelingt, mit der Außenwelt sich in Verbindung zu setzen. Ein Untersuchungshäftling verlangte immer wieder, seine Frau sprechen zu dürfen, da er derselben betreffs der Wirtschaft Weisungen zu geben hätte. Der gewitzigte Untersuchungsrichter schlug diese Bitte entschiedenst ab, machte sich aber anheischig, persönlich die diesbezügliche Botschaft zu vermitteln. Nach einiger Überlegung bat der Inkulpat den Richter, er möchte der Frau nur ausrichten, sie solle die Ochsen gut füttern, so wie er, das heißt Angeschuldigter, dies bisher getan. Groß erledigte sich dieses Auftrages, erntete reichliche Dankesbezeugungen für seine große Liebenswürdigkeit, erfuhr aber bald darauf, daß in dem Hauswesen des Ehepaares zwar Ziegen und anderes Getier, jedoch weder derzeit noch überhaupt jemals Ochsen sich befunden hatten; es war ihm klar, daß er irgendwie hineingefallen war, nur das „wie" konnte er zunächst nicht ersehen. Erst lange Zeit nachher erfuhr Groß, daß „Ochsenfüttern" so viel heißt, wie „die Herren vom Gerichte recht konsequent anlügen und nichts gestehen". Diesen guten Ratschlag hatte also der Richter selbst im Namen des Häftlings dessen gelehriger Frau überbracht. — Zuweilen wieder stellen es die Habitués der Zuchthäuser so dreist und unverfroren an, daß gerade deswegen zunächst überhaupt von keiner Seite Verdacht geschöpft wird. Zwei polnische Juden waren verhaftet und getrennt in verschiedenen Zellen untergebracht worden. Die beiden Gefangenen sangen laut psalmodierend im Wechselgesang ihre orthodoxen Weisen, bis man spät erst dahinterkam, daß sie einfach ganz unverschämt auf hebräisch oder im Gaunerjargon über ihre Aussagen beim Verhöre, über ihr Verhalten usw. sich berieten und verabredeten.

Wir sprachen soeben vom Gaunerjargon, dem berüchtigten „Rotwelsch", welcher Geheimsprache ja auch jenes „Ochsenfüttern" entnommen war und dessen Kenntnis sich die Neulinge auf der Verbrecherlaufbahn auch meist im Gefängnisse erwerben. Daß es dergleichen gibt, ist allgemein bekannt; weniger bekannt dagegen und darum interessanter

dürfen gewisse Zeichen, die sogenannten „Zinken", genannt werden. Zu einer längeren Verständigung, zu wirklichen Gesprächen dienen die „Grifflings-" oder „Jadzinken", ganz nach Art der Taubstummensprache, mittels deren zum Beispiel ein Sträfling aus dem Arrestfenster heraus quer über den Gefangenhaushof mit einem anderen sich in Verbindung setzt, gelegentlich einer Eisenbahnfahrt zwei Komplizen über die Einzelheiten eines Raubattentates an einem ahnungslosen Mitreisenden sich verständigen u. s. f. International sind die „Kennzinken", das heißt Zeichen, durch welche der eine einem ihm nicht bekannten anderen gegenüber sich als zur „Zunft" gehörig legitimiert. Dahin gehört zum Beispiel das „Cochemerzeichen", das heißt, es wird mit Daumen und Zeigefinger eine Art „C" dargestellt. Es fahren zum Beispiel drei Passagiere in einem Abteile. Der eine möchte gerne seinem Nachbarn die Uhr abzwicken, traut sich aber nicht, vor seinem Vis-à-vis den gewissen Griff zu tun. Nun macht er zunächst das Cochemerzeichen, fährt zum Beispiel, anscheinend aufmerksam lesend, mit den charakteristisch gehaltenen Fingern längs einer Seite des Kursbuches hin und her. Reagiert der dritte im Coupé darauf nicht, nun, so heißt es einfach, zuwarten oder den Plan ganz aufgeben. Erwidert aber jener durch Stellung der Hand das Zeichen, dann haben sich eben zwei schöne Seelen gefunden und es obwaltet keinerlei Hindernis. Auf diese Art erkennen und verständigen sich im Nu einander bisher ganz fremde Leute, Bauernfänger, Leute, welche Geigen oder Pretiosen in einem Geschäfte zum Kaufe anbieten, über welche ein zufällig auch im Geschäfte anwesender Dritter in helles Entzücken gerät, wodurch der Geschäftsinhaber zum Ankaufe bewogen wird. Zum mindesten wird durch die Kennzinken eine Situation verhindert, von welcher die alte, aber wahre Anekdote erzählt, daß von zwei Kartenspielern plötzlich der eine mit einer höflichen Verbeugung das Weiterspielen ablehnte, indem er sagt: „Pardon, ich bin selber Bauernfänger."

Kurz erwähnt seien die Lock- und Warnrufe, mittels deren durch den Aufpasser, die „Mauer", das Herannahen der Wache, des Polizisten 2c. verkündet wird. In unseren Gegenden lautet das Signalwort „Putz". Auch hier wieder sei eine nicht üble Geschichte eingestreut, welche Professor Groß erzählt: Bei einem Jahrmarkte hatte ein alter Kriminalist scherzeshalber Kinder auf verschiedenen Stellen des Marktplatzes aufgestellt mit der Weisung, sobald die Uhr 1/4 11 zeigte, gleichzeitig „Putz, putz" zu rufen. Es war nun höchst ergötzlich zu beobachten, wie mit einem Schlage eine Menge zum Teile sehr anständig gekleideter Leute sich erschreckt umsahen und unauffällig, aber schleunigst nach verschiedenen Richtungen hin verdufteten. Ein nicht minder tragikomisches Geschichtchen, auch eine „Mauer" betreffend, ist in dem Wiener Polizeimuseum verewigt. Ein Gastwirt ließ sich, seine Familie, seine Stammgäste und sein gesamtes Personal eines Tages vor seinem Restaurant photographieren. Ins Haus zurückkehrend sah die Gesellschaft mit Schrecken, daß mittlerweile alles, was nicht niet- und nagelfest war, ausgeraubt worden ist. Von den Tätern keine Spur. Als

nun die fertiggestellten Photographien anlangten, bemerkte der Wirt unter den Festgästen ein ihm gänzlich unbekanntes Gesicht, einen Herrn, der auch bei den übrigen stand. Der Wirt ging mit seiner Wahrnehmung zur Polizei und hier ergab ein Nachschlagen im Verbrecheralbum sofort einen wohlbekannten „schweren" Jungen, durch dessen Verhaftung man auch bald der übrigen Bande habhaft wurde. Der Pechvogel hatte während des Vorganges des Photographierens den Aufpasser gemacht, nicht bedacht, daß er gleichfalls auf der verräterischen lichtempfindlichen Platte abkonterfeit werden sollte.

Auf dem flachen Lande sehr häufig, seltener in der Großstadt, finden sich eigentümliche primitive Zeichen und Zeichnungen etwa in der Art, wie Kinder die Mauern und Wände mit Kohle oder Kreide bekritzeln. Sehr oft handelt es sich dabei aber um Geheimzeichen der Vagabunden und Professionsbettler. Ein Kreis zum Beispiel sagt: Hier kriegt man Geld; ein liegendes Kreuz: Hier wird nichts gegeben; ein Kreis um ein liegendes Kreuz: Hier bekommt man zwar, aber nur Brot, Essen und dergleichen, nichts in Bargeld. Ein stehendes Kreuz bedeutet, daß der Bettler durch fromme Sprüche, durch einen Rosenkranz usw. auf ein einträgliches Geschäft rechnen kann; ein zweimal rechtwinklig geknickter Strich (Bajonettform) warnt: Hier wohnt der Gendarm! Manchmal aber sind derlei Zeichen viel ernsterer, düsterer Art, enthalten Weisungen bezüglich Einbruches, Brandlegung rc. Ein Pfeil zum Beispiel mit mehreren schrägen Strichen kennzeichnet das Haus, an dem Feuer gelegt werden soll, Kalenderzeichen, wie Mondesviertel oder dergleichen, das betreffende Datum.

Das Gegenstück sozusagen des Einbrechens ist das Ausbrechen, die Kunst zu entweichen, und darüber noch einige Worte. Am promptesten führen zum Ziele die feinen englischen Sägefeilen, die wie die Uhrfedern sich auf ein Minimum an Raumerfordernis zusammendrehen lassen und so immer wieder eingeschmuggelt werden können, zum Beispiel in einem ausgehöhlten Hosenknopfe, in Brot und so fort. Bei den rührseligen Szenen gelegentlich der Besuche — namentlich die Kinder des Häftlings spielen dabei eine Rolle — wird das gefährliche Objekt während eines innigen Kusses von Mund zu Mund gegeben, oder es wird — man verzeihe mir das Unappetitliche — von dem Häftling im Mastdarme verborgen eingeschmuggelt. Einer meiner Fälle demonstrierte mir, wie man sogar mittels eines gewöhnlichen Hosenknopfes gar nicht so schwer Schrauben lockern und endlich entfernen kann. Ein anderer zeigte mir etwas, was ich nicht glauben würde, hätte ich es nicht selbst gesehen: Wird ein gewöhnliches Taschentuch, eine Serviette oder dergleichen um zwei Eisenstäbe lose geknotet, dann dasselbe durch Drehen an einem in den Knoten gesteckten Stabe, zum Beispiel Löffel, zusammengezogen, so biegen sich ohne Anwendung besonderer Kräfte infolge der Zugkraft des Tuches die Eisenstäbe, als wären sie aus Blei. Je zwei Paare der Fenstervergitterung, derart bearbeitet, bilden eine Öffnung, durch welche auch beleibtere Personen schlüpfen können. Zum Schlusse noch folgendes

Beispiel: Ich hatte einmal auf der von mir seinerzeit geleiteten ehemaligen k. k. I. psychiatrischen Klinik einen berüchtigten schweren Verbrecher, der von uns in die heimatliche Irrenanstalt abgegeben werden sollte. Bei der Langsamkeit des Transferierungsverfahrens war ich darauf gefaßt, daß der Aufenthalt jenes Herrn sich in die Länge ziehen würde, und traf die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln. Äußerliches und innerliches Reinigungsbad bei der Einlieferung, keine eigene, sondern ausschließlich Anstaltswäsche und -kleidung, Isolierung, strengste Sperrung jeglichen Besuches, jeglicher Korrespondenz, Wärter durften nur gleichzeitig zu zweien die Zelle betreten, dem Observanden die Nahrung Bissen für Bissen reichen, Eßbesteck erhielt er überhaupt nicht 2c. 2c. Kurz, ich ging vor nicht wie ein Arzt in einer Humanitätsanstalt, sondern wie ein Kerkermeister. Eines Tages bat mich unser Sorgenkind um Zeitungslektüre und ich ließ ihm mein eigenes Exemplar durch einen Pfleger täglich schicken. Schon wenige Tage später meldete mir unser Oberwärter, daß ihm auffalle, wie diese Zeitungsblätter spurlos verschwinden in einer Menge, welche — hm, hm — aus physiologischen Gründen doch nicht genügend erklärt werden könnte. Ich ordnete sofort eine genaue Zellenvisitation an, und nun fanden wir die Blätter, zu Fidibussen zusammengerollt, fein säuberlich im Strohsacke verborgen. Der Mann gestand jetzt auch mit ruhigem Zynismus, daß er mittels dieser Papierrollen die an der Zellendecke befindliche Gasflamme erreichen und dann die Zelle in Brand stecken wollte. Die hierbei sich ergebende Panik — man muß nur wissen, was das heißt: Feuer auf der Tobabteilung! — wollte er dann irgendwie zu einem gewaltsamen Fluchtversuche ausnützen.

Diese Einzelheiten sollten nur zeigen, wie verkehrt und unsinnig es genannt werden muß, jene bestimmte Kategorie von Individuen der Irrenpflege überantworten zu wollen. Die zweifellos bestehenden pathologischen Züge aber einfach zu negieren, geht nicht an, und noch weniger darf sich die Psychiatrie, als naturwissenschaftliche Disziplin, etwa dazu hergeben, nur dem Buchstaben des Gesetzes zuliebe etwas für weiß oder schwarz zu erklären, was de facto keines von beiden, sondern eben grau ist.

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß an Stelle unseres veralteten Strafgesetzes ein neues treten wird, welches, wie der vorliegende Entwurf lehrt, den Anforderungen der Wissenschaft sowohl wie den praktisch so eminent wichtigen Postulaten des wirksamen Schutzes der Gesellschaft vor den pathologischen Verbrechern in weitgehendstem Maße Rechnung trägt durch Einführung der „verminderten" Zurechnungsfähigkeit, durch Einführung der „Verwahrungshaft" mit unbeschränkter Detentionsmöglichkeit je nach der Gemeingefährlichkeit, durch Vorsorge für eigene Staatsasyle für geisteskranke Rechtsbrecher usw. Erlangt dieser Entwurf endlich einmal Gesetzeskraft, dann hat Österreich das modernste und beste Strafgesetz aller Kulturstaaten.

Die Verhandlungen bei den Regierungsbehörden über die Umänderungen der Salzburger Universität am Anfang des 19. Jahrhunderts.[1]

Von Universitätsdozent **Dr. Hubert Bastgen.**

(Schluß.)

Im Staatsrat gab Hofrat von Stift das letzte Urteil über den ebenso „umfassenden als gründlichen" Vortrag der Studienkommission ab. Er schloß sich ihm auch vollständig an. Hier sei nur aus seiner Äußerung die Bemerkung über das juridische Studium mitgeteilt: Ein juridisches Studium würde zu Salzburg wegen der Nähe Innsbrucks und Wiens und wegen der größeren Vorteile, welche die beiden Städte den Studierenden darbieten, nicht nur so wenige Schüler haben, daß öfters mancher Jahrgang ohne einen Schüler sein würde, sondern die Staatsverwaltung wäre auch in ihrem Benehmen durch die neue Errichtung eines solchen Studiums mit sich selbst in Widerspruch. „Mit wirklichen Besorgnissen erkennt man, daß eine bedeutende Überzahl von Individuen, welche dem Studium der Rechtsgelehrtheit sich widmen, keine Aussicht hat, zu einer Anstellung und zu einem Unterhalt aus den gemachten Studien zu gelangen, und wiederholt ergingen allerhöchste Weisungen, diesem drohenden Übelstande Schranken zu setzen. Dieser Übelstand würde und müßte aber gesteigert werden, wenn man, wo immer, ein neues juridisches Studium errichtete. Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß man gezwungen sein wird, von den nun wirklich bestehenden juridischen Studien wieder ein oder das andere eingehen zu lassen." Was den vom Erzbischof beklagten Übelstand angeht, so sagt Stift, er rühre „aus der Inkonsequenz des vom Regierungsrat Povondra entworfenen Studienplanes der Philosophie her", der durch die bevorstehende Revision überhaupt gehoben werde und dem provisorisch für Salzburg auf die angetragene Weise sofort abgeholfen werden könne. Er entwarf folgende resolutio augustissima: „Ich bewillige, daß das Lyzeum in Salzburg zu einer Universität mit einem zweifachen Fakultätsstudium, dem philosophischen und theologischen, erhoben wird, sobald dies geschehen kann; jedoch ohne daß

[1] Vgl. „Die Kultur", XII, Heft 3, S. 403—412, und XIII, Heft 1, S. 21—44.

die Professoren bei den Fakultäten berechtigt sein sollen, jemals auf einen höheren Gehalt, als sie als Lyzealprofessoren beziehen, Anspruch zu machen. Ein juristisches Studium ist nicht zu errichten und das medizinische hat in dem Stande zu verbleiben, in welchem es sich nun befindet. Der sogenannte Juristenfonds ist wie bisher für die zu Salzburg bestehenden Studien zu verwenden. Dem in Salzburg bestehenden Übelstande bezüglich der griechischen Sprache ist provisorisch angetragenermaßen sogleich abzuhelfen."

Die Staatsräte Lorenz, Lilienau, Hauer, Nandory — also von der Sektion B des Staatsrates — ließen den Entwurf „ohne Erinnerung" passieren. Anders erging es ihm in der juristischen Sektion, wo Staatsrat Münch ausschlaggebender Faktor war. Er versichert, daß er „die Akten und Schuldscheine genau durchgelesen" habe. Aus diesen gehe zwar hervor, „daß die Salzburger Erzbischöfe eine Universität und kein Lyzeum gestiftet haben, daß aber nach dem Rechtssatze: qui plus vult, vult et minus, der Umstand, daß diese Gegenstände, worauf die Universitätsstiftung der früheren Erzbischöfe und Domkapitel lauten, nunmehr in einem Lyzeum — und nicht auf einer Universität wegen Mangel eines hinreichenden Zinsertrages — tradiert werden, höchst unbedeutend sein dürfte und den Willen der Stifter kaum offendieren." „Ich kann daher", fährt er scherzhaft fort, „den ersten Absatz des Resolutionsentwurfes der Sektion B, wenn dies die Salzburger glücklich macht, mit der Gerechtigkeit allerdings vereinbarlich finden, da der Name Universität eigentlich derjenige ist, unter welchem die früheren Landesherren die Lehranstalt ihres Ländchens bestehen lassen wollten." Auch gegen den zweiten und vierten Satz des Entwurfes hatte er nichts zu bemerken. Dagegen wandte er sich lebhaft gegen den dritten. Die Zinsen der Juristen-Kapitalien seien mit Unrecht zu anderen Zwecken verwendet worden und seien zurückzuerstatten und so lange zum Kapital zu schlagen, als es nötig ist, „um sodann bei erklecklichem Fonde eine juristische Fakultät bei der Salzburger Lehranstalt wieder ins Leben treten zu lassen". Die Kapitalien des Juristenfondes seien zweierlei Art:

1. Kapitalien, die die schon bestehende juristische Fakultät angelegt hat: 600 fl im Jahre 1666; 250 fl im Jahre 1800;

2. solche der Erzbischöfe und des Domkapitels zur Erhaltung und Erweiterung des juristischen Studiums: 40.000 vom Jahre 1653; 4000 vom Jahre 1653; 6000 vom Jahre 1701.

Die Distinktion von Dotation und Stiftung, die die Studienkommission machte und woraus sie das Recht der Staatsverwaltung herleitete, die Zinsen des Fondes auch zu anderen Zwecken zu verwenden, fand er „hier nicht begründet": die Schuldverschreibungen seien wirkliche Stiftungen, denn die verschriebenen Summen gingen ausdrücklich ins Eigentum der Universität zum juristischen Studium über. Dies sei klar bei den 40.000 fl., wo beiden Teilen — das heißt dem Erzbischof und seinen Nachfolgern einerseits, anderseits der Universität — die Aufkündung dieser Summe und ihre bare Auszahlung an die Universität

und dieser die Anlegung des Kapitals freigestellt werde. Das sei ohne vollkommene Schenkung und Stiftung nicht möglich und zulässig.

Das nämliche fände sich in der Schuldenverschreibung oder Stiftung von 4000 fl. zur Besoldung eines Professors des Rechtes, wobei noch ausdrücklich stehe, daß diese deputierte Summe zu keinem anderen Zweck verwendet werden sollte. Ebenso verhalte es sich mit den 3000 fl. für die Wohnung der drei Rechtsprofessoren.

Er schlug darum vor, den vierten Satz des Entwurfes so zu ändern: „Die für die juridischen Studien auf der Salzburger Universität gestifteten Kapitalien sowie die von der ehemaligen juridischen Fakultät aus ihren Ersparnissen angelegten Kapitalien sind, da sie dermal nach ihrem Interessenbetrage zur Errichtung einer juridischen Fakultät nicht hinreichen, abgesondert zu verwalten und die einlaufenden Zinsen wieder verzinslich anzulegen, bis sie zur Errichtung einer juridischen Fakultät genügen. Die seit Wiedererlangung Salzburgs zu anderen als zu juridischen Studien verwandten Zinsen dieser Kapitalien sind zu ersetzen und anzulegen und zur Deckung der Auslagen der in Salzburg bestehenden Lehranstalten auf eine gerechte Art zu ergänzen oder diese selbst angemessen zu beschränken."

Derselben Meinung war Staatsrat Lichtenberg: er wolle sich durch „administrative Rücksichten, die allerdings die Vermehrung der juristischen Lehranstalten abraten mögen, nicht beirren lassen", aber er könne nach sorgfältiger Prüfung der Akten nicht anders urteilen, als „daß der sogenannte Juristenfonds keine andere Widmung und Bestimmung habe als eine juristische Lehranstalt im Lande selbst und daß durch jede andere, wenngleich auch wohltätigere und vielleicht noch nützlichere Änderung der diesfälligen Zinsen der strengen Gerechtigkeit nahegetreten würde".

Graf Kolowrat aber setzte einfach folgende Erklärung unter den Resolutionsentwurf: „Gesehen und habe ich Eurer Majestät meine Ansichten über die Vermehrung der Universitäten und Gymnasien wiederholt mündlich und schriftlich entwickelt."

Bei dem prinzipiellen Gegensatz dieser verschiedenen Meinungen ist es erklärlich, daß sich auf dem Aktenstück die Bemerkung befindet: „Se. Majestät geruhten, Sich die ah. Entscheidung selbst vorzubehalten."

Es scheint, daß die Salzburger aber wiederum mit ihrer Bitte an die Regierung herantraten, denn in dem Aktenstück vom 4. März 1832 findet sich ein anderer Vortrag der Studienhofkommission „über den Antrag, das Salzburger Lyzeum wieder zur Universität zu erheben und daselbst wieder ein juristisches und politisches Studium zu errichten". Unter anderem enthält der Vortrag folgende beachtenswerte Stelle, der die Bemerkung vorausgeht, daß Bayern die Universität in ein Lyzeum verwandelt und das juristische Studium aufgehoben habe: „Österreich hat Salzburg ohne eine Universität und ohne juristisches Studium übernommen und keine rechtliche Verpflichtung, das eine oder andere von neuem zu errichten oder sich in eine Prüfung der Akten der früheren rechtmäßigen Regierung einzulassen, sondern

seine Richtschnur ist nur das öffentliche Wohl, das weder eine Universität noch ein juristisches Studium in Salzburg erfordert. Die durch den Erzbischof unterstützte Bitte der Salzburger beruht auf der so vielen durch die Zeitereignisse herabgesunkenen Städten gemeinsamen Selbsttäuschung, vermöge der man von der Wiederherstellung einzelner Einrichtungen, ja selbst nur gewisser Formen und Namen aus der vergangenen Zeit die Rückkehr jener besseren Zeit selbst erwartet. Wie soll denn dem zerstückelten Lande und der ihres Wohlstandes längst verlustigen Stadt damit geholfen sein, wenn das Lyzeum künftig Unversität heißt, ohne eine Universität, das heißt eine allgemeine Bidungsanstalt für alle oder doch für alle praktisch wichtigen Zweige des wissenschaftlichen Unterrichts zu werden?"

Die ehemaligen Fonde der juristischen Fakultät seien zweifacher Art. Der größte Teil seien Kapitalien, die nicht aus Privatstiftungen, sondern von den Landesfürsten zur Dotierung des nach den damaligen Verhältnissen des Landes nützlichen juristischen Studiums gewidmet wurden. Der spätere Landesfürst habe bei den geänderten Verhältnissen den Fortbestand des Studiums für unzweckmäßig erkannt und darum diese Fonde zu andern analogen Zwecken verwandt. Auch jetzt sei kein anderes Bedürfnis eingetreten, besonders da die Fonde bei weitem nicht ausreichten. „Da das juristische Studium in Salzburg nie notwendig und zweckmäßig wird", wies die Kommission den Gedanken einer Verzinsung der Kapitalien ab; und wenn man selbst auf die Idee einer S t i f t u n g zurückkommen wollte, so ließe sich vernünftigerweise nicht annehmen, daß die Stifter die fragliche Summe unter den gegenwärtigen Umständen derselben Bestimmung hätten zuwenden wollen. Der Resolutionsentwurf lautete dementsprechend: „D e n G e s u c h e n u m W i e d e r h e r s t e l l u n g e i n e r U n i v e r s i t ä t u n d e i n e s j u r i d i s c h e n S t u d i u m s f i n d e I c h k e i n e F o l g e z u g e b e n." Er ist ohne Unterschrift.

Erst im Jahre 1834 wurde die Angelegenheit wieder aufgenommen, und zwar, wie es scheint, vom Kaiser selbst. Denn der Direktor seines geheimen Kabinettes, von Martin, wandte sich am 27. Februar 1834 an den Hofkanzler Graf Anton von Mitrovsky in dieser Angelegenheit. Der Kanzler antwortete ihm bereits am 2. März, daß „Österreich die Lehranstalt von Bayern als Lyzeum mit theologischer und philosophischer Sektion und einem medizinisch-chirurgischen Studium" übernommen habe. „Es war natürlich, daß, nachdem Seine Majestät die genannten Studienzweige allergnädigst zu ergänzen und ihnen eine vollständigere Besetzung mit tauglichen Professoren angedeihen zu lassen geruhten, somit nicht nur nach Ausschließung des Auslandes, für welches die ursprüngliche Universität eigentlich berechnet war, diese höhere Lehranstalt den eigentlichen Landesbedürfnissen viel zusagender hergestellt, sondern auch eine im Vergleich mit der alten sogenannten Universität bedeutendere Anzahl von Lehrkanzeln errichtet und dieselben auch viel besser dotiert werden mußten, sodaß die teils gestifteten, teils von der früheren Staatsverwaltung dieser Lehranstalt

gewidmeten Kapitalien nicht mehr zureichen konnten, sondern die nötige Dotationsergänzung aus dem österreichischen Staatsschatze darauf bezahlt werden muß."

Im Jahre 1834 war das Erfordernis der Studien 21.586 fl. Die eigene Bedeckung mit 7119 fl. Zinsen von dem Kapital von 251.456 fl. betrug nur 10.017 fl., sodaß ein Fehlbetrag von 11.569 fl. entstand, den der Staatsschatz ersetzte. „Hiermit entwickelt sich die große Wohltat, welche dem Lande Salzburg durch die allerhöchste Gnade Seiner Majestät weit über die Stiftung des Erzbischofs Paris einer damals sogenannten Universität hinausgeht, da er diese ohnehin als kleiner Landesherr, nicht als Privatmann stiftete, so tut die Gnade des jetzigen Landesherrn nun um so mehr für das Ländchen."

Mit diesem hyperdevoten Schwulst schließen einstweilen die Akten. Bis zum Jahre 1847 wenigstens liegt keiner mehr im Staatsarchiv vor.[1])

IV. Besetzungen von Lehrämtern am Lyzeum zu Salzburg.

Underdessen hatten die Konkursprüfungen schon begonnen. Der erste Vortrag der Studienhofkommission darüber datiert vom 12. September 1818[2]) und gelangte im Staatsrat am 11. Oktober desselben Jahres zum Vortrag. Es handelte sich um den Konkurs wegen Besetzung der „Lehrkanzel der Religionslehre".

Es hatten sich gemeldet und den Konkurs beim erzbischöflichen Konsistorium in Salzburg bestanden: 1. Sebastian Braunhuber, Inspektor am Schullehrerseminar; 2. Josef Schuler, Koadjutor; 3. Josef Gollsperger; 4. Andreas Huber. — Das Konsistorium rühmte Braunhuber und schlug ihn allein vor.

Das Wiener philosophische Vizedirektorat und der Wiener Professor der Dogmatik Thomas Ziegler empfahlen alle vier, aber in dieser Reihenfolge: Gollsperger, Schuler, Braunhuber, Huber, die Studienhofkommission dagegen zuerst Braunhuber, dann Gollsperger und Schuler.

Interessant ist eine mit in den Vertrag aufgenommene Bemerkung über den Professor der Religionslehre an der Wiener philosophischen Fakultät, Vinzenz Weintridt. Auch ihm waren die Konkursarbeiten zur Äußerung mitgeteilt worden; aber — er war Professor und hatte das Unglück — oder das Recht? — sie zu verlieren. Das Tolle war, daß ihm das schon einmal passiert war, und mitleidslos war die Kommission der Meinung, er „verdiene eine strenge Rüge". Ja, man fügte hinzu: „Der Vizedirektor beklagt sich immer über seine Zögerung mit den amtlichen Eingaben, weswegen er selbst niemals

---

[1]) Die Vorträge vom 24. März 1827 und vom 4. März 1832, sowie die Schreiben vom und an den Direktor des geh. Kabinetts finden sich im Staatsratsakt Nr. 2842 von Jahre 1827.

[2]) 6939.

die von der Studienkommission gegebenen Termine halten kann. Die Saumseligkeit des Weintridt hat Referent Kanonikus Gruber durch mehrere Jahre als Vizedirektor stets erfahren. Weintridt ist sonst tätig und immer beschäftigt, aber des Emolumentes wegen, mit Erziehungsgeschäften und Privatunterricht, wodurch er seine amtlichen wesentlichen Obliegenheiten verspätet."

Staatsrat Lorenz gab sein Votum ab für Braunhuber und für die Rüge und der arme Professor mußte die „allerhöchste Willensmeinung" vom 2. November 1818 über sich ergehen lassen, die „die für den Professor Weintridt angetragene scharfe Rüge wegen der bei ihm schon zum zweitenmal in Verlust geratenen Amtsakten" genehmigte. Die Lehrkanzel erhielt Braunhuber.

Am 25. Februar 1819[1]) fand dann ein Konkurs statt für „das vereinigte Lehramt der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes". Ihm unterwarfen sich folgende Kandidaten: 1. Franz Wilhelm Sondermann, Dr. theol. und Professor der Dogmatik am Lyzeum zu Olmütz. 2. Johann Stark, zweiter Adjunkt an der Universität Prag. 3. Johann Bapt. Weber, Kooperator an der Metropolitankirche zu Salzburg. 4. Franz Xaver Rickl, Professor der Universalgeschichte am Lyzeum in Laibach.

Als Sieger ging hervor Sondermann, der am 3. November 1819 die kaiserliche Ernennung erhielt; dem Adjunkt Stark wurde „über seine gelungene Ausarbeitung" das allerhöchste „Wohlgefallen" bezeigt.

Sondermann wurde 1821 Kanzleidirektor am Wiener Generalvikariat und legte seine Professur nieder. Um die Besetzung zu beschleunigen, trug der theologische Studiendirektor bei der Regierung an, dem eben genannten Johann Weber, der nun Vikar zu Gastein war, die Stelle zu geben. Die Regierung war zwar dafür, aber nach Vorschrift sei ein Konkurs auszuschreiben, wenn auch sofortige Besetzung wünschenswert sei. Auch die Studienhofkommission riet, „die Vorschriften um so weniger zu erlassen, als Weber in seinem Elaborat den dritten Platz hatte". Für Supplierung sei einstweilen gesorgt.[2]) Die Kommission drang durch; aber zu dem Konkurs meldete sich in Salzburg niemand und so blieb nichts anderes übrig, als den einzigen Wiener Bewerber, den Kooperator Dr. Franz Wührer zu nehmen. Die Salzburger hatten in der Kirchengeschichte „manches zu tadeln", mit seinem Kirchenrecht war man zufriedener; nach dem Wiener Gutachten war er „völlig genügend" und der Referent der Studienhofkommission hatte „keinen Zweifel an seiner Befähigung"; er habe im Symbolum richtig die Materie und Form unterschieden und den Ursprung beider bestimmt, sich auch genügend verbreitet über die anderen Themata: Manichäismus, Sammlungen der kirchlichen Gesetze Quellen des Kirchenrechtes, Aufzählung der angestrittenen Primitial-

[1]) 6422. Vortrag der Studienhofkommission vom 18. September 1891.
[2]) 5313. Vortrag vom 11. August 1821.

rechte, die Ehehindernisse. So wurde er am 1. Oktober 1822 allerhöchst ernannt.[1])

Wührer wurde 1824 nach Linz versetzt, um dort das durch die Entlassung des Professors Weingartner erledigte Lehramt der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes zu übernehmen. Er hatte selbst darum gebeten, weil er in einem milderen Klima geboren und nach Anraten der Ärzte in Linz besser daran sei als in Salzburg und „aus bestimmten Familienverhältnissen seinen Eltern nahe sein möchte".[2])

Zwei Tage später ernannte der Kaiser Michael Filz zum Lehrer der „allgemeinen Weltgeschichte". Gestellt hatten sich außer ihm zur Prüfung: Matthias Josef Sieghart, Wenzel Swoboda, Friedrich Kolbe und Josef Friedrich Henninger. Die kompetenten Professoren des Salzburger Lyzeums und die dortige Regierung hatten für Filz gestimmt, während die Wiener Universität geteilter Meinung gewesen war. Der Referent bei der Studienhofkommission, Hofrat Gruber, war aber für Filz, für den auch die Kommission selbst eintrat.[3])

Dem Konkurs zur „Besetzung des theologischen Lehramtes des alten Bundes und der orientalischen Dialekte" am 4. März 1819 unterzogen sich der Koadjutor Peter Karl Thurwieser und der Zisterzienser Ludwig Krophius. Letzterer, für den man allenthalben eintrat, wurde zu dem Amte am 1. Dezember 1819[4]) ernannt.

Zur Besetzung der „Lehrkanzel des neuen Bundes" jedoch hatte sich in Wien niemand, in Salzburg nur ein Kandidat gemeldet, nämlich der Weltpriester Johann Baptist Helmberger, der von allen als „tauglich" anerkannt und am 16. Dezember 1820 vom Kaiser ernannt wurde.[5])

In der Konkurrenz für das Lehramt der Dogmatik ging als ernannter Professor der Wiener Weltpriester Ignaz Ullrich hervor, während man den Nebenbuhler Johann Baptist Wichtelhuber, einen Weltpriester aus Salzburg, fallen ließ. Die kaiserliche Ernennung ist datiert vom 6. November 1820.[6])

Um das „Lehramt der lateinischen und griechischen Philologie"[7]) hatten sich beworben zu Salzburg: der Weltpriester Johann Anton Susan; in Wien: der Tiroler Johann Niederstetter und der Wiener Johann Vogelmayer.

Die Prüfungsarbeiten wurden in Salzburg von den Professoren Berndl und von Direktor Thanner, in Wien von Stein, Rembold, Steinbüchl und dem Vizedirektor Wilde zensuriert. Im Laufe der Verhandlungen jedoch überreichte der bisherige provisorische Vertreter dieses Faches, Professor Hölzl aus Bayern, eine Bittschrift um

---

[1]) 3221. Vortrag vom 20. April 1821.
[2]) 2177. Vortrag vom 20. März 1824.
[3]) 6685. Vortrag der Studienhofkommission vom 25. September 1819
[4]) 7260. Vortrag vom 9. Oktober 1819.
[5]) 6784. Vortrag vom 30. September 1820.
[6]) 5731. Vortrag vom 19. August 1820.
[7]) 6999. Vortrag vom 14. Oktober 1820.

definitive Verleihung dieses Faches. Für diesen traten die Regierung und Thanner ein, da er schon 17 Jahre in der Philologie arbeite und lehre (im griechischen und lateinischen Fach schon durch vier Jahre); und da er wegen seiner entschiedenen und laut erklärten Abneigung gegen die vorhin in Bayern waltende kaiserliche französische Partei — nach eingeholten Nachrichten — aus Bayern, seinem Vaterlande, entfernt wurde.

Staatsrat Stift bemerkte, daß Hölzl unterdessen einen Ruf nach Bayern erhalten habe. In einem neuen Vortrage vom 25. Dezember 1820 konnte die Studienhofkommission das bestätigen und nun wurde auf ihrem Vorschlag Niederstätter am 12. Februar 1821 vom Kaiser zu diesem Fache als Lehrer ernannt.[1])

Im allgemeinen waren die Bewerbungen um Lehrkanzeln für Salzburg in den Zwanzigerjahren nicht stark. Ganz anders in den Dreißigerjahren. Als Beispiel diene der Konkurs um den durch den Tod des Professors Berndl freigewordenen Lehrstuhl der Philosophie[2]). Nicht weniger als 18 Kandidaten bewarben sich darum. Es waren:

1. Denkstein Ludwig aus Böhmen, Adjunkt der Lehrkanzel der Philosophie in Prag.

2. Dlask Laurentius Albert aus Böhmen, Professor der Literargegenstände am Konservatorium.

3. Gasser Josef aus Tirol, Korrepetitor der Philosophie und Mathematik am Lyzeum in Tirol.

4. Glaser Franz aus Prag, Rechtskandidat in Prag.

5. Kritsch Johann aus Österreich, Dr. phil. und approbierter Privatlehrer der Philosophie und Philologie.

6. Lebschy Dominik aus Wien, Prämonstratenser, Professor der Humanität in Linz.

7. Liegu Johann aus Kärnten, Dr. phil.

8. Nowotny Franz Xaver aus Böhmen, Adjunkt an der philosophisch-historischen Abteilung an der Universität in Lemberg.

9. Puff Rudolf, Dr. phil. und Humanitätsprofessor zu Marburg, aus Steiermark.

10. Rumler Karl aus Mähren, Lehramtskandidat in Wien.

11. Seewald Josef, Dr. phil. aus Vorarlberg.

12. Szylhavi Johann aus Mähren, Adjunkt der Philosophie zu Prag.

13. Stark Johann Baptist, von dessen Stand, Alter, Heimat, Religion nichts bekannt ist, nur seine Konkursexamina liegen vor.

14. Victorin Anton aus Schlesien, Dr. phil., Supplent der Moral am Lyzeum in Salzburg. Er hatte schon sieben Konkurse gemacht.

---

[1]) 2923. Hölzl war „Obergymnasiallehrer und loco Rektor am Gymnasium in Augsburg" geworden mit 200 fl. d. W. und 100 fl. Rektorsgehalt nebst freier Wohnung.

[2]) 3411. Vortrag vom 21. Mai 1833.

15. Unger Wilhelm, Adjunkt der Philosophie in Wien, aus Wien.
16. Wessely Josef, Lehramtskandidat in Prag, aus Böhmen.
17. Zacke Wenzel aus Böhmen, Kaplan in Böhmen.
18. Zeithammer Gregor, Humanitätsprofessor zu Pisek in Böhmen, aus Böhmen.

Die schriftlichen Arbeiten prüften in Salzburg die Professoren Filz und Gollsperger. Jener erklärte in dieser Reihenfolge die Bewerber als „anwendbar": 16, 8, 1, 6, 15; dieser in folgender: 6, 1, 12, 8, 10, 15. Der philosophische Studiendirektor in Salzburg stellte diese Reihenfolge auf: 1.: 1, 6, 18; 2.: 8; 3.: 2; 4.: 15; 5.: 16, 12; 6.: 14; 7.: 3. Die Regierung: 1.: 1, 6, 8; 2.: 2, 15, 16, 12, 14, 3. Die Wiener Universität, oder vielmehr die Professoren Titze, Ficker, Keppler, von Lichtenfels: 15, 1, 8 oder 13. Das philosophische Studien-Vizedirektorat bemerkte, es sei schwer, ein Terna zu bilden. Die Beurteilung der Konkurrenten hänge von den Grundsätzen ab, zu denen sich der Begutachter selbst in der Philosophie bekenne. Es gewährt daher sowohl für die Begutachter als für die Staatsverwaltung die meiste Beruhigung, wenn in dergleichen Fällen eine Beziehung auf die von der Staatsverwaltung gebilligten Lehren der Vorlesebücher stattfindet. Werde nun eine solche Vergleichung der vorliegenden Elaborate mit Likawetz' Elementen versucht, dann befinde sich der Vizedirektor außerstande, von diesem Gesichtspunkte aus ein Terna zu bilden. Unverkennbar haben sich mehrere der Konkurrenten und darunter vielleicht gerade diejenigen, die in ihren Arbeiten das meiste Talent und die meisten Kenntnisse an den Tag legten, nach demselben System gebildet; dahin gehören namentlich: Denkstein, Glaser, Kritsch, Stark, Unger. Professor von Lichtenfels sagt selbst in seiner Äußerung, daß diese Konkurrenten mehr oder weniger im Geiste der von ihm in Prag über die Philosophie gehaltenen Lehrvorträge gearbeitet hätten.

In der Voraussetzung, daß dieses Lichtenfelsische System bei der Beurteilung zugrunde gelegt worden zu sein scheint, was auch allerhöchsten Orts anstandslos befunden wird, würde das Vicedirektorat gegen die von den Professoren gebildete Terna nichts zu bemerken haben."

Die Studienhofkommission stellte schließlich auf: Denkstein, Lebschy, Unger. Das entscheidende Wort hatte Staatsrat Stift zu reden. Es war ein interessantes Wort:

„Ganz richtig bemerkte der provisorische Vizedirektor zu Wien, daß bei der Begutachtung und Würdigung der Elaborate sowohl den Zensoren als den Staatsbeamten als Leitstern und als Anhaltspunkt die Annäherung und Übereinstimmung der Konkurrenten an die und mit den Lehren und Grundsätzen, welche als in den vorausgeschriebenen Vorlesebüchern (in Likawetz, Elementa philosophiae[1]) ausgesprochen sind, oder welche von den öffentlichen Professoren vorgetragen werden,

[1]) Vergl. Wurzbachs Biogr. Lexikon 15, 190. Die Elementa erschienen 1802.

vorausgesetzt, daß die Staatsverwaltung die in dem einen oder anderen Falle obwaltenden Lehren und Grundsätze billige. In dieser Voraussetzung trete der Vizedirektor der Mehrheit der Wiener Professoren bei.

Die so wichtige Voraussetzuug, die freilich an sich festen Grund haben sollte, darf nun leider nicht als bestehend angenommen werden. Die in Likawetz' Philosophie vertreteten Grundsätze sind leider von der Art, daß ein Konkurrent, welcher dieselben in seinem Elaborate nachbetete, schon darum zum Professor nicht gewählt werden konnte. Dies geschah nun von den Konkurrenten wenig, aber die meisten — wie Professor von Lichtenfels selbst gesteht — und vorzüglich die gerühmtesten, arbeiten in dem Geiste der von diesem Professor an der Prager und Wiener Universität vorgetragenen Lehrsätze und an diese hielt sich natürlich auch Professor von Lichtenfels und die meisten Begutachter.

Es fragt sich nun: war der Lehrvortrag des Professor von Lichtenfels von der Art, daß er die Staatsverwaltung beruhigte und daß man wünschen konnte, er werde an anderen Lehrinstituten nachgeahmt? Von Lichtenfels trug als Professor zu Innsbruck eine so unverständliche Philosophie vor, daß allgemeine Klagen entstanden und er ernste Ermahnungen erhielt. Als die Behörden eine Verbesserung von seiner Seite berichteten, wurde er nach Prag, dann nach Wien versetzt. Aber nach allen Erkundigungen, die ich hier einzog, bestehen andauernd dieselben Klagen, daß die Schüler ihn nicht verstehen. In der Tat sind es die gerühmtesten Elaborate, die sich durch Wortschwall, durch gründlichen Mangel an Klarheit und faßlicher Verständlichkeit für Schüler auszeichnen. Die gediegenste Begutachtung ist die des Professors Tietze, eines Mannes, der alle Systeme genau kennt; er setzt Lebschy an erste Stelle. Selbst von Lichtenfels rühmt, daß Lebschy klar und einfach schreibe. Er wird gewiß von seinen Schülern verstanden werden; sein mündlicher Vortrag wird sehr gerühmt. Er ist außerdem Priester, der seine theologischen Studien mit ausgezeichnetem Fortgang machte, was erwarten läßt, daß er die Verwirrungen der heutigen Philosophie beseitigen werde."

Dem freimütigen Worte erteilte der Kaiser seine Genehmigung, indem er am 23. Oktober 1823 den von Stift empfohlenen Lebschy zum Nachfolger Berndls bestimmte.

Paul Bedjan, ein chaldäischer Sprachgelehrter.

Von Johann Hegerer.

Am 25. Mai v. J. feierte Paul Bedjan, Priester der Kongregation der Mission (Lazaristen) zu Köln-Nippes in aller Stille sein 50jähriges Priesterjubiläum. Nicht weniger als 30 Jahre seines Priesterlebens verwendete der Jubilar dazu, die Schriftdenkmäler seines Volkes, der Chaldäer, zu erforschen und zu veröffentlichen, wobei er bezüglich der Kosten nur auf die Unterstützung seiner Mitbrüder und weniger Kenner und Liebhaber der orientalischen Literatur angewiesen war und ist.

Die genannten Schriftdenkmäler umfassen die stattliche Reihe von 40 Bänden. Doch bevor die einzelnen Werke einer kurzen Besprechung unterzogen werden, mögen einige Worte über Land und Leute, Sprache und Religion der Chaldäer vorausgeschickt werden.

Ursprünglich umfaßte Chaldäa nur das südöstliche Mesopotamien, das Mündungsgebiet von Euphrat und Tigris; später verstand man ganz Babylonien darunter. Die Einwohner waren ein semitischer Volksstamm, wild und kriegerisch, aber auch den Wissenschaften zugetan; sie errangen nach langen Kämpfen mit den Assyrern unter dem Könige Nabopolassar um 606 vor Christus die Vorherrschaft; aber schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts vor Christus (538) unter dem Könige Nabunahid erlag Chaldäa dem Ansturme der Perser unter Cyrus und von da an verstand man unter der Bezeichnung Chaldäer nur mehr die Besitzer der altbabylonischen Geheimwissenschaft; die Chaldäer waren als Stern- und Zeichendeuter im Altertum bekannt und gesucht.

Die chaldäische Sprache ist neben dem Akkadischen die Hauptumgangssprache im assyrisch-babylonischen Weltreiche gewesen; im Alten Testament führt es den allgemeinen Namen Aramith (vom hebräischen „Aram", Höhe) und wird seit Hieronymus zur Bezeichnung des von den Juden während der babylonischen Gefangenschaft angenommenen und nach der Rückkehr aus derselben auch in Palästina als Umgangssprache neben dem Hebräischen beibehaltenen Idioms gebraucht. Zur Zeit Christi wurde in Palästina fast nur das Chaldäische gesprochen; ebenso behauptete es sich im ganzen persischen Reiche vom persischen Meerbusen bis zum Mittelmeer, trotz aller Bemühungen, das Griechische an seine Stelle zu setzen; die gegenwärtige Sprache der Chaldäer heißt das „Neuaramäische".

Frühzeitig fand das Christentum bei den Chaldäern Eingang; aber schon zu Anfang des 6. Jahrhunderts nach Christus verfielen sie der Irrlehre des Nestorius. Dieser wurde 428 nach Christus aus einem Kloster in Antiochien auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel berufen; er trat bald heftig gegen die Bezeichnung Mariens als Gottesgebärerin oder Gottesmutter auf. Nach seiner Irrlehre sind nämlich in Christus nicht nur zwei Naturen, sondern auch zwei Persönlichkeiten vereint, so daß der aus Maria Geborene zwar ein aufs innigste mit Gott verbundener Mensch, aber nicht Gott ist. Diese den katholischen Glauben umstürzende Irrlehre wurde 431 nach Christus auf dem allgemeinen Konzile von Ephesus verworfen, Nestorius abgesetzt und in die Verbannung geschickt. Seine Anhänger, Nestorianer genannt, wurden im römischen Reiche verfolgt, verschwanden auch bald daselbst, breiteten sich aber in Persien aus, besonders durch die Bemühungen des Bischofs Barsumas und hatten Gemeinden bis nach Indien und China. Unter dem Patriarchen Babuas von Seleukia (498 bis 503 nach Christus) trennten sie sich förmlich von der katholischen Kirche und erhielten sich unter dem Namen „chaldäische Christen" bis heute. Im 13. Jahrhundert vereinigte sich ein Teil wieder mit der römischen Kirche; im Jahre 1900 zählte man über 40.000 chaldäische Katholiken. Sie haben einen Patriarchen in Bagdad und neun Bistümer. Um die Bekehrung der Nestorianer bemühen sich die Dominikaner, die Karmeliter und seit 1840 auch die Lazaristen. Zu diesen gehört der gegenwärtige Apostolische Delegat von Persien, der das Visitationsrecht bei den Chaldäern ausübt; er heißt Emil Sontag und ist ein geborner Straßburger.

Nun möge der Chaldäer Paul Bedjan selbst das Wort nehmen; er schreibt in seinem Berichte an die Leo-Gesellschaft:

„Im Jahre 1835 ließ sich inmitten der Christen von Urmiah in Persien die Mission der amerikanischen Methodisten nieder; sie war reich mit Geldmitteln ausgestattet und machte bald weithin ihren Einfluß geltend; nach und nach bemächtigte sie sich auch des Geistes der Bevölkerung, die bisher gänzlich sich selbst überlassen war. Doch die göttliche Vorsehung wachte über die Katholiken und erweckte ihnen einen ausgezeichneten Laien, den das Institut von Frankreich in den Orient geschickt hatte, um wissenschaftliche Fragen zu studieren. Er erkannte alsbald die Gefahr und widmete sich nunmehr ganz der heiligen Sache; er drängte Rom und Paris, Missionäre zu schicken, um unsere heilige Religion unter den Chaldäern zu retten. Ich spreche von Herrn Eugen Boré, der später Generalsuperior der Missionspriester vom heiligen Vinzenz von Paul (Lazaristen) geworden ist und am 3. Mai 1878 in Paris reich an Verdiensten das Zeitliche segnete.

Als dieser heiligmäßige Laie das erste Mal in meine Heimat kam, nahm er Aufenthalt in einem Hause, das meinen Eltern gehörte; ich war damals ein Jahr alt. Die Annäherung zwischen dem seeleneifrigen Laien und dem kleinen Kinde, die später beide Kinder des heiligen Vinzenz wurden, ist wahrhaft providentiell.

Ich bin den 27. November 1838 im Schoße einer chaldäisch-katholischen Familie geboren worden. Drei Jahre darauf wurden die Missionshäuser der Lazaristen in Urmiah und Khosrova eröffnet. Im Alter von zwölf Jahren wurde ich ins Knabenseminar der Missionäre aufgenommen, wo ich französisch und lateinisch lernte. Ich fühlte in mir den Beruf, Lazarist zu werden, und trat deshalb am 26. Oktober 1856 ins Noviziat zu Paris ein; im Mutterhaus der Gesellschaft machte ich auch meine theologischen Studien und wurde am 25. Mai 1861 zum Priester geweiht. Von der Propaganda wurde ich zum apostolischen Missionär ernannt und nach Persien geschickt, wo ich 19 Jahre tätig war.

Im Jahre 1880 kam ich nach Europa; das hat im Folgenden seinen Grund: Die Methodisten richteten gleich nach ihrem Erscheinen in Persien eine Druckerei ein, die allerlei Arten von Büchern, sowohl altchaldäische als auch neuaramäische, veröffentlichte. Unsere Mission selbst war in Ermanglung anderer Bücher gezwungen, sich dieser Publikationen zu bedienen. Da dieser traurige Zustand nicht mehr länger zu ertragen war, erhielt ich vom Generalsuperior Herrn Anton Fiat die Erlaubnis nach Paris zu kommen, um Remedur zu schaffen. Als ich dort erklärte, daß man sowohl für den Klerus als auch für das Volk keine anderen Bücher als nur protestantische habe, wollte man mir anfangs nicht glauben. Aber trotz unsäglicher Mühen ließ ich mich nicht entmutigen; ich begann das Werk im Vertrauen auf Gott und gegenwärtig ist es von der größten Bedeutung für alle Chaldäer in Persien, in der Türkei, in Ägypten, in Indien und selbst in Europa; denn die protestantischen Orientalisten sind jetzt gezwungen, sich vor diesem Werke zu beugen und spenden ihm uneingeschränktes Lob; es sind 40 stattliche Bände chaldäischen Schrifttums, die ich seit 30 Jahren veröffentlichte.

Alle meine Bücher werden in Leipzig bei Drugulin gedruckt; diese Firma hat die besten chaldäischen Typen.

Eines Tages wurde ich eingeladen, einer Anzahl von Pariser Damen einen geistlichen Vortrag zu halten. Ich sprach auch von dem Werke, das mich am meisten beschäftigte. Eine Zuhörerin wollte die Kosten auf sich nehmen, die die Drucklegung der „Nachfolge Christi" verursachte, die ich ins Neuaramäische übersetzt hatte, die ich aber aus Mangel an Mitteln nicht veröffentlichen konnte. Als dieses Buch[1]) in Persien 1885 erschien, hatte es eine außerordentliche segensreiche Wirkung.

Eine andere Dame sprach den Wunsch aus, ich möge ein Gebetbuch für das Volk schreiben; sie werde die Kosten tragen. Ich ließ 3000 Exemplare abziehen, die bald vergriffen waren. Ich veranstaltete eine zweite Ausgabe in 6000 Exemplaren auf meine Rechnung. In diesen Tagen bat man mich, eine dritte Ausgabe zu veranstalten, stets in aramäischer Sprache. Der Klerus, das Volk, selbst die Häretiker sind erfreut über dieses schöne Buch,[2]) das die gebräuchlichsten Andachts-

[1]) Imitatio Christi, nunc primum ex latino in chaldaicum, idiomatis Urmiae Persidis translata. 1885, 12°, 254 p.

[2]) Manuel de piété, ou livre de prières, de méditations et des offices. 1886, 12°, 515 p. — Seconde édition. 1893, 12°, 685 p.

übungen der katholischen Kirche enthält; ich fügte Betrachtungen über die ewigen Wahrheiten bei, wie sie auf Missionen gepredigt werden. Dazu kommt noch eine Anleitung für Chorknaben, was diese bei den verschiedenen liturgischen Handlungen zu sagen und zu tun haben.

Der vierte, fünfte, sechste und siebente Band meiner Veröffentlichungen enthalten das chaldäische Brevier.[1]) Dieses erhielt seine letzte Redaktion durch den nestorianischen Patriarchen im siebenten Jahrhundert. Alle Irrtümer des Häresiarchen Nestorius waren eingeschmuggelt worden und sein Fest darin als das eines Kirchenlehrers gefeiert. Die alten Handschriften davon waren schon sehr selten geworden; deshalb konnten auch die allermeisten Priester das Brevier nicht mehr rezitieren. Mit Erlaubnis Roms korrigierte ich das Brevier und gab es heraus. Es ist dies ein Werk, das sowohl der heiligen Kirche als auch unserer Genossenschaft zur Ehre gereicht, denn nunmehr rezitieren alle Priester chaldäischer Nation regelmäßig das göttliche Offizium.

Der achte Band ist ein Katechismus[2]) im Neuaramäischen und der neunte Band ein Buchstabierbüchlein[3]) für Normalschulen.

Band zehn und elf sind die Geschichte Josephs,[4]) verfaßt vom Hl. Ephrem; ein ausgezeichnetes Gedicht, das bisher noch nicht herausgegeben wurde; ich ließ es zuerst in zehn Bücher und ein zweites Mal in zwölf Bücher eingeteilt erscheinen.

Der zwölfte Band ist die Geschichte des Alten und des Neuen Testamentes in neuaramäischer Sprache,[5]) eine Übersetzung aus dem Französischen; sie erschien in einer Auflage von 6000 Exemplaren; jedes Kapitel hat am Schluß eine kurze Betrachtung dogmatischen oder moralischen Inhaltes.

Die Bände dreizehn, vierzehn und fünfzehn bilden die Geschichte des Patriarchen Mar Yabalaha.[6]) Dieser war ein Christ, der im dreizehnten Jahrhundert in der Nähe von Peking geboren war. Auf einer Reise nach Jerusalem hielt er sich in Bagdad auf, wo er auf Betreiben der Mongolen, die damals diese Gegenden beherrschten, zum Patriarchen der Nestorianer gewählt wurde. Als Patriarch schickte er im Verein mit dem Fürsten der Mongolen eine Gesandtschaft an

---

[1]) Breviarium chaldaicum (editio prima et unica). Tres partes. 1886, 1887, gr.-8°, XII + 1042 p.; XII + 1015 p.; XII + 987 p. — Liber psalmorum, horarum diurnarum, ordinis officii divini, et homiliarum rogationum, ad usum scholarum. 1886, gr.-8°, 336 p.

[2]) Doctrina christiana, lingua chaldaica idiomatis Urmiae Persidis. 1886, 18°, 147 p.

[3]) Syllabaire chaldéen, idiome d'Ourmiah. 1886, 12°, 70 p.

[4]) Histoire de Joseph, par Saint Ephrem. Poème inédit en dix livres. 1887, 8°, IV + 265 p. — Histoire complète de Joseph, par Saint Ephrem. Poème inédit en douze livres. 1891, 8°, 369 p.

[5]) Histoire sainte. 1888, 12°, 377 p.

[6]) Histoire de Mar Yabalaha, Patriarche, et de Raban Sauma. 1888, 8°, XII + 187 p. — Histoire de Mar Yabalaha, revue et corrigée. 1895, 8°, XII + 205p. — Histoire de Mar Yabalaha, de trois autres Patriarches, d'un prêtre et de deux laïques nestoriens. 1895, 8°, XVI + 574 p.

den damaligen Papst und an die Könige von Frankreich und England. Dieses Buch ist sehr wichtig für die Geschichte des Christentums im Orient im dreizehnten Jahrhundert; es wurde von dem Orientalisten Chabot ins Französische übersetzt.

Band sechzehn ist ein Abriß der Geschichte der elf allgemeinen Kirchenversammlungen.[1]) Ich konnte den Namen des Verfassers, der ihn zuerst in lateinischer Sprache geschrieben hat, nicht ausfindig machen. Ich hatte eine chaldäische Übersetzung vor mir, die wieder nach einer arabischen Übersetzung angefertigt worden war. Die Handschrift, die mir zur Verfügung stand, war oft unleserlich; ich habe sie nach dem lateinischen Text korrigiert. Es ist ein sehr kostbares Buch, welches schon viele gute Dienste geleistet hat.

Der siebzehnte Band enthält das Chronikon syriacum des Gregorius Barhebraeus.[2]) Diese Chronik wurde in syrischer Sprache abgefaßt und 1789 durch Burns und Kirsch ins Lateinische übersetzt. Der Text und die Übersetzung waren sehr fehlerhaft. Ich habe den chaldäischen Text korrigiert und vokalisiert. Es ist eine Chronik von großer Wichtigkeit für die orientalische Geschichte. Der Verfasser starb 1286.

Die nächsten sieben Bände enthalten die Akten der Heiligen und Märtyrer des Morgen- und Abendlandes,[3]) die ich in den Bibliotheken Europas finden konnte. Diese Sammlung ist sehr wichtig; ein wahrer Schatz für den chaldäischen Klerus.

Band fünfundzwanzig ist die Kirchengeschichte des Eusebius von Caesarea.[4]) Es existieren nur zwei verstümmelte Handschriften von der Übersetzung dieser Geschichte ins Syrische. Die eine befindet sich in London und stammt aus dem sechsten Jahrhundert; die andere ist in Petersburg und wurde im Jahre 462 geschrieben. Ich hatte den Text der letzteren unter den Augen; von der Handschrift im britischen Museum ließ ich eine Abschrift machen; ich habe die Handschriften kopiert, korrigiert, vokalisiert und mit Anmerkungen versehen herausgegeben.

Der sechsundzwanzigste Band ist eine Moraltheologie, die Gregor Barhebraeus zum Verfasser hat[5]) und die ich zum ersten Mal herausgegeben habe.

---

[1]) Compendium conciliorum oecumenicorum undecim. 1888, 8⁰, 242 p.
[2]) Gregorii Barhebraei chronicon syriacum. 1890, gr.: 8⁰, VIII + 606 p.
[3]) Acta Martyrum et Sanctorum. Tomus primus. 1890, 8⁰, X + 550 p.
Acta Martyrum et Sanctorum. Tomus secundus. 1891, 8⁰, XIII + 688 p.
Acta Martyrum et Sanctorum. Tomus tertius. 1892, 8⁰, VIII + 688 p.
Acta Martyrum et Sanctorum. Tomus quartus. 1894, 8⁰, XV + 668 p.
Acta Martyrum et Sanctorum. Tomus quintus, 1895, 8⁰, XI + 705 p.
Acta Martyrum et Sanctorum. Tomus sextus. 1896, 8⁰, XI + 691 p.
Acta Martyrum et Sanctorum. Tomus septimus (seu Paradisus Patrum). 1897, 8⁰, XI + 1019 p.
[4]) Histoire ecclésiastique d'Eusèbe de Césarée. (Version syriaque, manuscript de l'an 462!!!.) 1897, 8⁰, VIII + 598 p.
[5]) Ethicon, seu Moralia Gregorii Barhebraei. 1898, 8⁰, VII + 517 p.

Band siebenundzwanzig ist ein Handbuch für gottgeweihte Seelen von dem nämlichen Verfasser,[1]) das ich gleichfalls zum erstenmal ediert habe.

Der achtundzwanzigste Band enthält desselben Autors kanonisches und Zivilrecht.[2]) Kardinal Mai hat ihm seinerzeit das größte Lob gespendet. Der chaldäische Text war bisher noch nicht veröffentlicht worden; es war nur eine sehr mangelhafte lateinische Übersetzung davon vorhanden. Ich bediente mich mehrerer Handschriften, um einen möglichst getreuen Text zu liefern. Diese mühsame Arbeit schwächte mir so sehr das Augenlicht, daß ich seither nur mehr mit großen Beschwerden meine literarischen Arbeiten fortsetzen kann.

Band neunundzwanzig ist eine Geschichte des Mönchtums im 9. Jahrhundert;[3]) ich verband damit eine Chronik über die meisten Ordensstifter und die Klöster der Chaldäer.

Der dreißigste Band ist die Geschichte des Sahdona.[4]) Dieser war Bischof und wurde von der persischen Regierung in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts als Gesandter an den Kaiser von Konstantinopel gesendet. Sahdona studierte auf dieser Reise näher die hypostatische Vereinigung in unserem Herrn; er wurde katholisch, aber deshalb abgesetzt und vom Patriarchen der Nestorianer in den Bann getan. Dieser Bischof hat ein Buch geschrieben, das von den Glaubens- und Sittenlehren und von der christlichen Vollkommenheit handelt; das Werk zeigt von außerordentlicher Belesenheit. Ferner sind von Sahdona noch fünf Briefe vorhanden, drei davon sehr umfangreich; sie sind an einen gefallenen Mönch gerichtet. Der Glaube und die Disziplin der damaligen Zeit unterscheiden sich nicht im Wesen von denen heutzutage. Die einzige vorhandene Handschrift ist von den Nestorianern verstümmelt worden. Sie wurde im Kloster auf dem Berge Sinai von unbekannter Hand gestohlen, an den deutschen Konsul in Kairo und von diesem an die Bibliothek in Straßburg verkauft, von der ich sie entlehnt habe. Die Handschrift, die ich kopierte, ist auf Pergament geschrieben und scheint mit dem Verfasser gleichalterig zu sein.

Band einunddreißig enthält siebenundsechzig Homilien des Isaak von Antiochien[5]), der um 450 nach Christi lebte. Man verwechselte ihn nicht selten mit Isaak von Ninive. Ersterer schrieb metrische Homilien um die Mitte des 5. Jahrhunderts; Isaak von Ninive, ein Bischof der Nestorianer, schrieb in Prosa gegen Ende des 7. Jahrhunderts.

---

[1]) Liber columbae, seu Directorium Monachorum Gregorii Barhebraei. 1898, 8°, II + 88 p.

[2]) Nomocanon (seu jus ecclesiasticum et civile) Gregorii Barhebraei. 1889, 8°, XIII + 551 p.

[3]) Liber Superiorum seu Historia monastica, auctore Thoma Margensi ... Historia fundatorum monasteriorum in regno Persarum et Arabum, Homilae Mar Narsetis in Joseph, et Documenta Patrum. 1901, 8°, XV + 711 p.

[4]) S. Martyrii, qui et Sahdona quae supersunt omnia, et Homiliae Mar Jacobi Sarugensis. 1902, 8°, XXI + 874 p.

[5]) Homiliae (67) S. Isaaci Syri Antiocheni. 1903, 8°, XXII + 885 p.

Im zweiunddreißigsten Bande gab ich in aramäischer Sprache einen „Monat Mariae"[1]) heraus, der viel Anklang fand; er enthält Gesänge für alle Tage des Monates Mai, die ich in den metrischen Homilien des Jakob v. Sarug (450—522 n. Chr.) fand. Kein anderer Schriftsteller von diesem Alter hat über unseren Herrn und seine heilige Mutter in so echt katholischer und frommer Weise geschrieben und gedichtet wie Jakob v. Sarug.

Die Bände dreiunddreißig bis siebenunddreißig, die mehr als 4500 Seiten in Oktav zählen, umfassen hundertfünfundneunzig metrische Homilien von einem dem Namen nach unbekannten Verfasser. Manche Homilien zählen mehr als hundertsechzig Seiten, wie die über das Sechstagewerk und über das Leiden des Herrn. Der Verfasser handelt über verschiedene Gegenstände des Glaubens und der Moral, erklärt das Alte und Neue Testament, indem er die wichtigsten Züge, Geheimnisse und Parabeln aus der Heiligen Schrift auserwählt. Diese Auswahl aus dem 6. Jahrhundert wurde das erstemal von mir veröffentlicht und enthält einen wahren Schatz.

Band achtunddreißig enthält die Schriften Isaaks von Ninive. Dieser wurde von Migne, Assemani und anderen für einen heiligmäßigen Katholiken angesehen. Nach langjährigen, sorgfältigen Untersuchungen entdeckte ich, daß Isaak von Ninive ein nestorianischer Bischof des 7. Jahrhunderts war. Da er sowohl der Form als auch dem Inhalte nach ein sehr guter Schriftsteller ist, suchten ihn die Monophysiten für sich in Anspruch zu nehmen. Ich habe in Rom, London und Mossoul alte Handschriften gefunden, die die Monophysiten gefälscht haben. Ich habe die Schriften des Isaak von Ninive das erstemal veröffentlicht. Der Orientalist Chabot hat einige Muster davon ins Französische übersetzt.

Band neununddreißig ist von Nestorius[2]) verfaßt, um seine Irrtümer zu verteidigen; es führt den Titel: „Das Buch Heraklids von Damaskus". Die Protestanten in England haben in jüngster Zeit Schriften veröffentlicht, worin sie von diesem Buche sprechen, indem sie behaupten, Nestorius sei ein guter Katholik gewesen und sei mit Unrecht vom Konzil von Ephesus verurteilt worden. Aus Liebe zu unserer Religion beschäftigte ich mich auf das eingehendste mit dieser Frage und gab zu diesem Behufe zum erstenmal den genauen Text des Buches des Häresiarchen heraus. Nach diesem Text ist Nestorius mit Recht verurteilt worden. Ein Professor in Paris und ich besorgten eine Übersetzung ins Französische. Das Buch ist ein wahrer Triumph für unsere heilige Kirche.

Hören wir, was der Orientalist Professor Nau in seiner Vorrede zum „Nestorius" pag. XXVIII, sagt: ‚Man darf nicht vergessen, daß die zwei Naturen bei Nestorius zwei unterschiedene Personen be-

---

[1]) Mois de Marie. 1904, 8°, XV + 386 p.

[2]) Nestorius. Le livre d'Héraclide de Damas. Edité par Paul Bedjan. Leipzig 1910. XL + 643 p.

deuten und daß die zwei Personen in Christus nach ihm nur durch eine einfache Wechselwirkung, durch ein rein moralisches Band vereinigt sind; es ist also gewiß, daß Nestorius nach der vorliegenden Verteidigungsschrift mit Recht als Häretiker verurteilt wurde. Dieser letzte Punkt ist besonders hervorgehoben in der Vorrede zum syrischen Text. Es bleibt uns nur noch übrig, dem gelehrten Herausgeber des syrischen Textes, Paul Bedjan, zu danken, uns den ‚Nestorius' zugänglich gemacht zu haben. Dank seiner mühevollen und unparteiischen Arbeit können Geschichtschreiber und Theologen sich Rechenschaft geben von den Eigenschaften, den Fehlern, Tendenzen und Irrtümern dieses berüchtigten Häresiarchen.'

Franz Maria Antole Roverié de Cabrières, Bischof von Montpellier, seit 26. November v. J. Kardinal der römischen Kirche, schrieb mir am 17. August 1910: ‚Ich kannte schon seit langer Zeit Ihren Namen und die schönen und heiligen Werke katholischer Wissenschaft und des religiösen Apostolates, denen Sie sich seit vielen Jahren widmen. Ihre Mitbrüder haben oft mit großen Lobsprüchen und dem Gefühle berechtigten Stolzes davon gesprochen. — In Ihrer Güte für einen alten, französischen Bischof, der alle Dinge innig liebt, die die Kirche in ihrer Geschichte und Liturgie angehen, haben Sie mir soeben Ihre letzte, außerordentlich wichtige Publikation geschickt. — Es ist das Buch, das man füglich die ‚Bekenntnisse des Nestorius' nennen könnte. Sowie in unseren Tagen sich Schriftsteller gefunden haben, die die Apologie eines Judas Iskariot geschrieben haben, die sogar den Versuch gemacht haben, den Satan weiß zu waschen, schien es auch, wie Ihr Buch zeigt, notwendig zu sein, zu beweisen, daß Nestorius in Wahrheit der Irrlehre sich schuldig gemacht hat. Gewisse neuere Schriftsteller gefielen sich nämlich in der Behauptung, dieser Bischof habe niemals Irrtümer gelehrt und die katholische Kirche habe geirrt, daß sie ihm falsche Lehren zuschrieb, die nicht die seinigen waren. — Ich bin nicht imstande, mich über derlei Fragen zu äußern; aber ich begreife vollkommen, daß es zeitgemäß ist, sie zu entscheiden, und zwar mit einer Kompetenz, der man nicht widersprechen kann. Sie, verehrter Herr, haben dies getan, indem Sie die Bekenntnisse des Nestorius übersetzten und veröffentlichten. — Die Einleitung in Ihr Buch gibt mit aller wünschenswerten Klarheit die Übersicht über das Leben und die Schriften des Nestorius; mit aller Genauigkeit haben Sie das Werk des Häresiarchen herausgegeben, indem Sie ihm nichts zuschreiben wollen, was er nicht gelehrt hat, aber indem Sie ihn auch in der Hartnäckigkeit seiner inneren Gesinnung zeigen. Genehmigen Sie usw.'

Der weitaus wichtigste Brief stammt vom englischen Orientalisten Béthune Baker; er ist datiert von Cambridge, den 28. Februar 1910: ‚Verehrter Herr! Ich fand bei meiner Rückkehr nach Cambridge Ihren ‚Nestorius'; ich hatte aber so viele Korrespondenzen zu erledigen, daß ich ungemein bedauere, so spät dazu zu kommen, Ihnen für das willkommene Geschenk zu danken. — Wie sie wissen,

hatte ich mir eine ganz andere Meinung von Nestorius und seiner Lehre gebildet, als die ist, welche ich jetzt besitze. Ich bin sehr befriedigt, daß der Text seiner ‚Apologie' veröffentlicht wurde und alle, welche das Syrische zu lesen verstehen, können sich nunmehr selbst ein Urteil bilden; allerdings müssen sie auch die Geschichte der theologischen Diskussion kennen lernen. Indem ich Ihnen noch einmal bestens danke, usw.'

Um endlich zum Schluß zu kommen, erlaube ich mir nur noch zu erwähnen, daß ich gegenwärtig eine sehr ermüdende und kostspielige Sache unternommen habe. Ich habe nämlich hundertfünfundzwanzig Lebensbeschreibungen von persischen Märtyrern, von Heiligen des Morgen- und Abendlandes von den ersten Jahrhunderten bis auf die Gegenwart ausgewählt und zusammengestellt. Dieses Werk befindet sich unter der Presse und soll in 6000 Exemplaren erscheinen. Was die Kosten anbelangt, so habe ich sie, was Druck und Versendung anbelangt, fast allein zu tragen."

Soweit der Bericht des chaldäischen Sprachgelehrten Paul Bedjan, der uns den Schatz der Schriftwerke eines zwar von uns fernwohnenden, aber sehr interessanten Volkes gehoben hat und der auch als Jubilar keine Ruhe kennt.

Wir kennen das Sprichwort: Ex oriente lux! Es beruht auf Wahrheit, wenn wir bedenken, daß die heilige Nacht einst auf Bethlehems Fluren von himmlischem Lichte erhellt wurde, das durch Christus in die ganze Welt ausgegangen ist. In neuester Zeit hat man dieses himmlische Licht durch ein Irrlicht ex oriente ersetzen wollen. Ich habe dabei die Veröffentlichung babylonischer Schriftdenkmäler im Auge, mit der vor kurzem der Orientalist Delitzsch Aufsehen gemacht hat. Die Tendenz und der Geist der Veröffentlichung wird durch das damals geprägte Wortspiel „Bibel, Babel, Bebel" gekennzeichnet. — Möge sich das Wort: Ex oriente lux! abermals im guten Sinne bewähren und der greise chaldäische Sprachgelehrte Paul Bedjan in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen ausgiebige Förderung erfahren!

Gehirn und Seele.

Von **Dr. Ernst Herzig.**

Die Wahrnehmung, daß Verletzungen des menschlichen Gehirnes mit größter Regelmäßigkeit die psychischen Funktionen beeinflussen, hatte die Folge, daß von alters her Philosophen und Naturforscher mit der Frage des Verhältnisses zwischen Gehirn und Geist sich beschäftigten. Die Zeiten vor Christus und sechzehn Jahrhunderte nach Christus mußten sich zufrieden geben mit der Beobachtung jener Gehirn- und Schädelverletzungen, welche ohne wissenschaftlich beabsichtigtes Zutun irgend eines Forschers der reinste Zufall darbot; die folgende Zeit aber gewann die großen Vorteile des Tierexperimentes und das letzte Jahrhundert noch die der mikroskopischen Technik.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatten die damals noch ganz neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der Erforschung des Sonnensystemes durch Kopernikus und auf dem der Mechanik durch Galilei eine sanguinische Überhebung der Geister hervorgerufen, die auf dem Gebiete der physiologischen Forschung dazu führte, daß man glaubte, den menschlichen Organismus als eine rein natürliche Maschine auffassen und erklären zu können. Man übertrug die Gesetze der naturwissenschaftlichen Anschauungen ohne weiteres und ohne Rücksichtnahme auf den Widerspruch der allgemein zugänglichen täglichen Erfahrung auf das psychologische Gebiet. Man übertrug die Gesetze der äußeren Erfahrung ohne weiteres auf die innere Erfahrung.

Jene Zeitrichtung hat ihren historischen Ausdruck in der Naturphilosophie Descartes' gefunden. Die reifste Frucht dieser an Vollständigkeit kaum zu übertreffenden Naturphilosophie ist die Cartesianische Lehre von der Beziehung zwischen Gehirn und Seele. Trotzdem der kühne Cartesianische Hypothesenbau heute meist nur noch historischen Wert hat, begegnet man gerade in den Anschauungen, die noch unter den Gebildeten aller Länder und Zungen über das Verhältnis von Gehirn und Seele herrschen, den Spuren des genannten Philosophen.

Descartes hält an der Geistigkeit der Seele fest und lehrt, daß diese geistige Seele in einem bestimmten Punkte des Gehirnes, in der Zirbeldrüse, mit dem Körper verbunden sei. Für diese Lehre waren die physiologischen Ansichten dem Philosophen richtunggebend: im Gehirne vereinigen sich alle Sinnes- und Bewegungsnerven. Als Bewegungen eines feinen, in den Sinnesnerven enthaltenen Stoffes, der Nervengeister, pflanzen sich die Sinneseindrücke bis zu den ganz mit

demselben erfüllten Hirnhöhlen fort. Zwischen diesen liegt die Zirbeldrüse als einziges unpaares Gebilde des Gehirnes. Eben wegen dieser Unpaarigkeit könne nur sie der Sitz der Seele sein. Die Nervengeister eilten auf Kommando der Seele von den Hirnhöhlen aus durch die Bewegungsnerven zu den Muskeln. Freilich könne auch gelegentlich ohne Wissen der Seele jener Bewegungsstrom von der einen Nervengattung auf die andere überspringen. Dann kämen jene unwillkürlichen, vielfach auch unbewußten Bewegungen zustande, die wir heute als reflektorische bezeichnen; Du Bois-Reymond mißt (in seiner Gedächtnisrede auf Johannes Müller) Descartes die erste richtige Beschreibung der reflektorischen Bewegungen bei. Alle unsere verschiedenen Geistestätigkeiten werden auf den Ablauf bestimmter Gehirnprozesse zurückgeführt: aus zurückbleibenden Bewegungsspuren in den Gehirnfasern entstehen die Phantasiebilder, aus der Bewegung der das Herz mit dem Gehirne verbindenden Nervenfasern die Gemütsbewegungen, die Begierden durch Bewegung anderer Nerven. Es ist zu beachten, daß eben Descartes als das die genannten Tätigkeiten eigentlich Erzeugende die nach seinen Ansichten punktuelle immaterielle Seele festhielt. Die Vertreter des späteren Materialismus haben nun diesen wichtigsten Teil der psychologischen Auffassung Descartes' unbeachtet gelassen und sich auf Descartes als den Vater ihrer Lehre berufen, weil sie dessen physiologische Anschauungen sich aneigneten.

Die Errungenschaften der Gehirnphysiologie aus den letzten drei Jahrzehnten sind mit der Cartesianischen Lehre nicht vereinbar. Ich werde später an einer für die Auseinandersetzung derselben günstigeren Gelegenheit darauf zurückkommen.

Das Gehirn setzt sich in seiner Hauptmasse aus Nervenfasern zusammen. Um der Theorie Descartes' gerecht werden zu können, müßte die Möglichkeit gegeben sein, daß diese letzteren so spitz zulaufen, daß sie am Ende einen mathematischen Punkt bilden. Nachdem aber die materielle Natur jede solche Endigung ausschließt, fällt damit die Ansicht von einer punktuellen Seele.

Eine solche Annahme würde sich auch mit dem tatsächlich bestehenden Orientierungsvermögen unserer Seele nicht in Einklang bringen lassen. Durch Erreichung der in einem unteilbaren Punkte sitzenden Seele würden nämlich alle Nervenreize ihre Richtung aufgegeben haben und die liebe Seele käme aus der Verlegenheit bei der Orts- und Richtungsbestimmung der Nervenreize und Nervenströme nicht heraus.

Die geschilderte Lehre des französischen Philosophen ist während des ganzen 18. Jahrhunderts in den wissenschaftlichen Kreisen die herrschende geblieben. Nur um den Punkt debattierte man, an welchem die Nervengeister die Seele am günstigsten und sichersten träfen. Albrecht von Haller (1708—1777) hat in seinen „Elementen der Physiologie" ein Verzeichnis diesbezüglicher Meinungen mitgeteilt. Die metaphysische Anschauung Descartes' über das Wesen der Seele als etwas Grundverschiedenem von der ausgedehnten, teilbaren körper-

lichen Materie wurde beibehalten. Die physiologischen Anschauungen über das organische Substrat der Seele erfuhren aber manchen Wechsel und darum die Frage: Wo ist der Sitz der Seele? eine Beantwortung, die sich mit der Descartes' nicht deckte.

Christian v. Wolff (1679—1754) gehört zu den eifrigsten Verteidigern der Cartesianischen Lehre. Es fiel ihm gar nicht ein, an der Anschauung des Seelenwesens, wie sie von Descartes gelehrt worden war, zu rütteln. Wolff war Philosoph, war kein Physiologe. Er hatte sich die psychologische Analyse des Seelenlebens zur Aufgabe gemacht und lieferte eine Einteilung der Seelenvermögen in so weit gehender Subtilität, daß es allerdings für jene, die seine Metaphysik nicht beachteten, den Anschein erwecken konnte, daß er in derselben seine Seelenlehre sich erschöpfen lasse. Neben den alten Bemühungen um den Sitz der Seele begannen sich neue Bestrebungen zu regen, welche den einzelnen Seelenvermögen besondere Gebiete zuweisen wollten. Die Erfindungskraft der Anatomen ist in dieser Beziehung ziemlich fruchtbar gewesen. Der eine wünschte das Gedächtnis in den Gehirnbalken zu verlegen, ein zweiter meinte aber in diesem eine angemessenere Wohnstätte für die Phantasie zu finden, ein dritter wollte diese wieder in die Ammonshörner verweisen und den Balken für den Verstand reservieren.

Ihre Vollendung hat diese Richtung in der im Anfang des 19. Jahrhunderts durch Friedrich Gall (1758—1828) begründeten Phrenologie gefunden. Im Zusammenhange mit den Errungenschaften der Gehirnanatomie, die bis dahin gemacht worden waren, und mit den damals herrschenden, aus den vorangegangenen zwei Jahrhunderten übernommenen metaphysischen und psychologischen Anschauungen, erscheint dieselbe nicht als etwas vollkommen Neues. Galls Erklärung, von einem Sitze der Seele als solcher könne keine Rede sein, sondern nur von einer Lokalisation ihrer Vermögen, erweist sich nur als eine richtige, ziemlich naheliegende Konsequenz aus jenen. Der Lächerlichkeit verfiel diese Phrenologie nur durch die irrigen Voraussetzungen und durch die verkehrte Methode in ihrer Ausübung. Beide sind schuld daran, daß Galls Gehirn- und Seelenlehre für uns kaum mehr als historischen Wert hat.

Gall nahm an, daß die Gehirnwindungen das wichtigste organische Substrat der Seelentätigkeit seien, und darin mußte seine Lehre als ein wesentlicher Fortschritt gegenüber allen vorausgegangenen bezeichnet werden. Wie in dieser Anschauung näherte sich Gall auch noch in einer zweiten der modernen Lokalisationstheorie, in der Feststellung nämlich, daß die einzelnen Großhirnwindungen nicht alle psychisch gleichwertig seien. Gerade mit Rücksicht auf diese Anschauung hat man auf nichtmedizinischer Seite unsere moderne Lokalisationstheorie der Gallschen Phrenologie gleichgestellt und erstere damit zu entwerten gesucht.

Nach Gall sollte der Schädel in seiner Form einzig und allein durch das wachsende Gehirn bestimmt werden und seine Oberfläche

ein getreues Abbild der Hirnoberfläche sein. Beide Behauptungen sind falsch. Wundt sagt bei Besprechung der Gallschen Phrenologie, es habe sich hier ein Zerrbild der psychologischen Vermögenstheorie mit der denkbar kritiklosesten Ausübung der naturwissenschaftlichen Beobachtungskunst verbündet. Als eine interessante historische Begleiterscheinung der Blütezeit der Gallschen Phrenologie führe ich an, daß damals wandernde Phrenologen die Stelle der horoskopstellenden Astrologen früherer Zeiten einnahmen, begreiflich bei dem unaustilgbaren Wunsche des Menschen, in die Geheimnisse seines Herzens und seiner Zukunft einzudringen.

Aus der Reaktion gegen die oberflächlichen, mit falschen Annahmen operierenden Beobachtungen Galls wurde eine Zeit gewissenhafter und vorsichtiger experimenteller Forschung geboren. Im zweiten und dritten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts wurden die Methoden der Vivisektion sorgfältig ausgebildet und auf zahlreiche, noch unerledigte Probleme, so vor allem auch auf die Untersuchung des zentralen Nervensystemes, angewendet. Dadurch wurde schon a priori die Aufhellung mancher Dunkelheiten in Aussicht gestellt.

Auf dem letztgenannten Gebiete war es Flourens (1794—1867), der auf Grund seiner Tierversuche Vorstellungen über die Bedeutung des Gehirnes entwickelte, die auf lange hinaus maßgebend blieben. Er stellte fest, daß das verlängerte Mark, die Stirnhügel und das Kleinhirn teils rein physiologische Vorgänge wie Atmung und die Herzbewegungen regulieren, teils die gehörige Ordnung der willkürlichen Körperbewegungen zustande bringen. Die beiden Großhirnhälften dagegen betrachtete er als die Organe der eigentlichen Geistesfunktionen oder, wie sich Flourens selbst ausdrückte, der Intelligenz und des Willens. Im schroffen Gegensatze zum phrenologischen Systeme nahm er eine verschiedene Lokalisation der verschiedenen Geistesfunktionen nicht an. Er lehrte, daß nach vollständiger Entfernung beider Großhirnhälften Atmung, Herzbewegung und unwillkürliche Bewegungsreflexe fortdauern, aber jede Spur intellektueller Tätigkeit und willkürlicher Handlungen vernichtet sei. Werde ein verhältnismäßig erheblicher Teil des Großhirnes entfernt, dann blieben Intelligenz und Wille in vermindertem Maße erhalten. Die Abnahme dieser Fähigkeiten halte gleichen Schritt mit dem Verluste der Großhirnmasse.

Fast 300 Jahre früher hatte der Anatom und päpstliche Leibarzt Varoli die Auffassung vertreten, die Hirnsubstanz, insbesondere die des Großhirnes, bringe die Bilder der Dinge in symbolischer Weise von aller Leiblichkeit entkleidet zur Darstellung; mit diesen Worten bezeichnete er in schöner Weise die Großhirnsubstanz als notwendiges, materielles Requisit der psychischen Tätigkeiten. Nach Jahrhunderten hatte die lange Reihe der Flourensschen Tierversuche dieser Ansicht ihre Grundlage gegeben.

Flourens glaubte aus seinen Versuchen schließen zu dürfen, daß das Großhirn in seiner ganzen Masse gleichmäßig seine Funktionen

ausübe, ähnlich etwa wie ein beliebiges Stück Leber Galle bereite und absondere.

Eine schon zu Flourens' Zeiten gemachte Beobachtung einer Aphasieform, die sich nicht als Verlust der Sprache gemeinhin, sondern nur der artikulierten Sprache äußerte, ließ sich nun mit der erwähnten Lehre nicht vereinbaren, weshalb sich schon bald der Sturz derselben vorbereitete. Die pathologische Forschung war nämlich auf Fälle apoplektischer Lähmung von der erwähnten Art aufmerksam geworden. Als die pathologisch-anatomische Grundlage war bei den Sektionen regelmäßig die Läsion eines bestimmten Gebietes in der Schläfenregion der Großhirnhemisphären, und zwar fast immer der linken, gefunden worden. Weiter gewann man durch die mikroskopischen Forschungen über die Strukturverhältnisse des Gehirnes ein Bild, welches mit der Vorstellung eines in allen Teilen gleichwertigen Organes unvereinbar war. Es wurde nämlich gefunden, daß die Fasern der Sinnesnerven im getrennten Verlaufe weit in die Gehirnmasse hinein sich fortsetzen und daß sie in voneinander getrennten Zellenansammlungen endigen, daß aber die Bewegungsnerven in räumlich davon getrennten Zellgebieten ihren Ursprung haben. Man wurde sich bewußt, daß der Versuch, die Seele irgendwo im Gehirne zu lokalisieren, eine psycho-physiologische Unmöglichkeit in sich schließe. Man gewöhnte sich allmählich daran, im Gehirne gleichsam ein Spiegelbild des ganzen Körpers zu sehen, Arbeitsteilung hier wie dort.

Wir heutigen Mediziner können uns oft nicht vorstellen, daß die Anschauungen über die Gehirnphysiologie einmal andere gewesen seien; tatsächlich aber sind die erwähnten Gesichtspunkte doch erst unter dem Einflusse des Strukturbildes, welches die mikroskopische Erforschung des Gehirnbaues erzeugte, allmählich zum Bewußtsein der Wissenschaft gebracht worden. Cuvier hatte einmal die Äußerung getan, daß die Annahme eines einheitlichen Seelensitzes von den klügeren Köpfen immer für eine seichte Hypothese gehalten worden sei. Trotzdem aber bleibt die Tatsache bestehen, daß die Anatomen erst seit Gall und Flourens aufgehört haben, nach einem Punkte im Gehirne zu suchen, der sich rein anatomisch als Sitz der einheitlichen Seele legitimieren würde. Die Meinung aller Physiologen, welche sich in der neueren Zeit mit der Untersuchung der Gehirnfunktionen beschäftigt haben, ist in diesem Punkte einheitlich und abgeschlossen.

Die Empfindungs- und die Sinnesnerven leiten während des Lebens Erregungen von der Haut und den Sinnesorganen nach dem Zentrum aller Nervenfunktionen, dem Gehirne und dem Rückenmarke, die Bewegungsnerven aber leiten vom Zentrum nach den Muskeln. Innerhalb der Zentralteile übertragen sich die von der Peripherie kommenden Erregungen aus einem Bezirk in einen anderen und insbesondere begegnen wir allenthalben gesetzmäßigen Übertragungen von bestimmten sensorischen auf bestimmte motorische Bahnen. Auf die Erregung der Sehnerven durch einfallendes Licht folgen Blinzeln der Lieder und Verengerung der Pupillen. Auf Reizung der Kehlkopf-

schleimhaut folgt Husten. Solche Reizübertragungen heißen Reflexe; sie erfolgen im Rückenmarke oder im Gehirne und erscheinen als das einfachste Vorbild der in diesen Organen sich abspielenden Prozesse.

Seitdem im Beginne der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Helmholtz bei Wirbellosen und Remak bei Wirbeltieren ein Hervorgehen von Nervenfasern aus Nervenzellen dargetan und Wagner und Bidder wichtige Erweiterungen dieser ersten Befunde geliefert haben, ist mit zunehmender Bestimmtheit die Vorstellung ausgebildet worden, daß innerhalb der Zentralorgane die Nervenzellen die maßgebende Rolle spielen und daß insbesondere sie die Übergangsstationen der Erregung sind. Man dachte sich früher die Zentralorgane als ein System von netzförmig unter sich verbundenen Zellen, in welches von der Rückseite her die sensiblen Fasern einmünden und von dem nach der Bauchseite hin die motorischen Fasern ausgehen.

Die direkten Zellenverbindungen haben aber vor der fortschreitenden Beobachtung nicht Stand gehalten. Die meisten Ausläufer der zentralen Nervenzellen lösen sich in ein Astwerk feiner Fäden auf, von denen sicher ist, daß sie nicht in andere Zellen münden. Deiters hat nun im Jahre 1865 die Entdeckung gemacht, daß eine jede zentrale Stelle neben ihren baumförmig verzweigten Ausläufern einen einfachen, wie er damals annahm, unverzweigten Fortsatz abgibt, den sogenannten Achsenzylinder oder Nervenfortsatz, welcher in eine Nervenfaser übergeht. So entstehen die Bewegungsfasern als Fortsätze von Nervenzellen, welche in der vorderen Hälfte des Markes gelegen sind. Gerlachs Forschungen führten zu der Entdeckung von einer Teilung und feinen Verzweigung der in das Rückenmark eintretenden Empfindungsfasern. Gerlach vermutete, daß die Endzweige der Empfindungsfasern ein feines Netzwerk bilden, in welches von vorneher die verzweigten Ausläufer der motorischen Nervenzellen einmünden. Die dann folgenden Arbeiten von Golgi, Ramon y Cajal, Kölliker und Retzius haben dieser Vermutung den Boden entzogen. Die durch sie gewonnenen Kenntnisse gipfeln in folgenden Sätzen: Jede dem Zentralorgane entstammende Nervenfaser entspringt als Achsenfortsatz aus einer Nervenzelle. Ihr der Zelle abgewendetes Ende läuft frei und in der Regel mit einem Büschel von verzweigten Endfäden aus. Die meisten Nervenzellen geben, außer dem Nervenfortsatze, noch eine Anzahl von baumförmig verzweigten Ausläufern ab, die auch frei endigen. Der zentrale Abschnitt der Empfindungsfasern teilt sich nach seinem Eintritte in das Rückenmark zuerst in zwei, dann in mehrere Fasern, welche alle frei auslaufen. Das Nervensystem setzt sich also aus zahllosen, von einander getrennten, in Fasern auslaufenden Zellenbezirken zusammen, den sogenannten Neuronen (Nerveneinheiten). In der grauen Substanz von Gehirn und Rückenmark bilden die Endverzweigungen dieser Einheiten kein Netzwerk, sondern einen dichten Filz. Der ununterbrochene Zusammenhang der sämtlichen Nervenelemente innerhalb der grauen Substanz, den man früher angenommen hatte, besteht nicht. Ein jeder im Zen-

tralnervensystem ablaufende physiologische Vorgang nimmt mindestens zwei, in der Regel noch mehr Systeme von Neuronen in Anspruch.

Früher verglich man die Gesamtheit: Gehirn, Rückenmark und Nerven gern mit einem reichverzweigten Telegraphensystem, in welchem die Nervenfasern als die Leitungsdrähte, die Nervenzellen als die End- und Zwischenstationen funktionieren. Dem Nervensysteme fehlt aber jener Charakter des Geschlossenseins, wie er einem arbeitenden Telegraphensysteme zukommt. Der Leipziger Gehirnphysiologe His stellte einen zutreffenderen Vergleich auf: mit der Verwaltung eines größeren Landes, bei welcher zahlreiche Behörden in bestimmter Gliederung einander bei- und übergeordnet sind. Wohl sende eine Ortsbehörde im gegebenen Falle ihre Depesche nach der übergeordneten Instanz, um sich Verhaltungsbefehl zu erbitten. Allein die Antwort erfolgt nicht durch einfache Umschaltung einer Leitung, sie ist das Ergebnis einer besonderen Verarbeitung innerhalb der Oberbehörde.

Man kann nach diesen Feststellungen den Versuch, der Seele an einem bestimmten Punkte des Gehirnes ihren Sitz anzuweisen, über den hinausgehend dieselbe nicht mehr gefunden werden könne, nicht nur vom rein philosophischen, sondern auch vom Standpunkte der experimentellen Psychophysiologie aus als eine Unmöglichkeit bezeichnen. Die Empfindungen und Vorstellungen, welche zum Zustandekommen unserer geistigen Arbeit notwendig sind, mögen immerhin irgendwo im Gehirne lokalisiert sein. Es ist aber ein für einen geistig reifen Menschen vollständig unmöglicher Gedanke, die Trägerin der psychischen Tätigkeiten, die Seele, welche das verwickelte Getriebe der Vorstellungen faßt, verkittet und verbindet, an einem Punkte leibhaftig anzutreffen.

Bei vielen ist es nun infolge der Überschätzung der tatsächlich gewonnenen Resultate zu einem Verluste des geistigen Gleichgewichtes gekommen, so daß sie dieselben mit irrigerweise daraus gezogenen Resultaten verwechselten. Die Materialisten sind über die logische Folgerung hinausgegangen, daß die geistigen Funktionen in ihrer physischen Erscheinungsweise beim Menschen an physiologische Prozesse gebunden sind, und haben die sinnlose Behauptung aufgestellt, diese Prozesse seien jene Tätigkeiten. Die Verfechter des psychophysischen Parallelismus, welche Theorie unter den heutigen Psychologen und Physiologen die weitaus ausgebreitetste ist, haben uns Verfechtern der aristotelisch-scholastischen Seelenlehre das Odium abgenommen, als würden wir nur aus klerikaler Tendenzmacherei an dem Unterscheiden der psychischen Tätigkeiten als von den physischen wesensverschiedenen festhalten. Die Materialisten sind gerade von seite derselben, abgesehen von der tatsächlich richtigen wissenschaftlichen Stellungnahme gegen die Identitätslehre von Psychischem und Physischem, mit soviel Spott und Ironie verfolgt worden, wie es ihnen von seite der scholastischen Philosophen nie geschehen ist. Im Gegensatze zum Materialismus gibt der psycho-physiologische Parallelismus zu, daß die geistigen Tätigkeiten mit den physiologischen Veränderungen und Zu-

ständlichkeiten des Gehirnes nicht verwechselt und auch nicht durch sie adäquat bewirkt werden können. Sein Prinzip lautet: Wir wissen bloß, daß mit bestimmten geistigen Vorgängen bestimmte physische und mit physischen geistige parallel gehen.

Unter den wirklich wissenschaftlichen Naturforschern und Philosophen hat der Materialismus gerade in den letzten Jahrzehnten immer mehr an Boden verloren. Die Furcht aber vor den Konsequenzen, wie sie aus der Lehre einer geistigen Seele sich ergeben müssen, hat zur Folge, daß man allerhand Ausflüchte sucht, um einer Seelensubstanz auszuweichen. Die modernsten Winkelzüge hat der psycho-physische Parallelismus, dem wohl bei allen seinen Vertretern monistische Tendenz zugrunde liegt, angewendet. Die Seele sei nur die Summe aller geistigen Tätigkeiten.

Für alle diejenigen, welche einerseits mit der Anschauung, daß Seele und Leib[1]) als zwei ungleichartige Einzelwesen auf einander wirken und die anderseits mit den materialistischen und spiritualistischen Erklärungen des menschlichen Seins gebrochen hatten, bot diese von Spinoza inaugurierte Auffassung von Seele und Leib selbstverständlich viel Bestechendes. Nach derselben soll der Zusammenhang zwischen körperlicher und psychischer Tätigkeit dadurch erklärt werden, daß man Seele und Leib als zwei immer miteinander gegebene Eigentümlichkeiten eines und desselben Einzelwesens zu begreifen habe. Ist es nun möglich, jene Wesen, von denen nach allem klaren Augenscheine wir Handlungen ausgehen sehen, Seele und Leib, als die zwei ungleichartigen bloßen Eigentümlichkeiten irgend eines Wesens zu erfassen? Und wenn dies möglich wäre, so erübrigt es immer noch, den Erklärungsgrund für die zwischen beiden bestehende Wechselwirkung zu beschaffen. In der Tatsache, daß Seele und Leib miteinander Eigentümlichkeiten eines Wesens sind, kann der Grund für diese Erscheinung nicht liegen. In der uns umgebenden Welt sehen wir Dinge mit Eigentümlichkeiten ungleicher Art, zum Beispiel Gestalt und Farbe; aber die Erfahrung lehrt, daß nicht immer, wenn ein Ding eine Gestaltsveränderung erfährt, mit dieser auch eine Farbenveränderung desselben Dinges parallel gehe, daß im Gegenteile oft eine Gestaltsveränderung eintritt, ohne daß die Farbe sich mitverändert.

Wie schon oben erwähnt, war man im 17. Jahrhunderte unter dem Einflusse der damaligen regen wissenschaftlichen Bearbeitung alles dessen, was greifbar und sichtbar war, zur Aufstellung einer Erklärung vom Wirken gekommen, die in Folgendem formuliert wurde: „Wirken, das heißt Bedingungsein für die Veränderung eines anderen Einzelwesens, ist nur einem gleichartigen Einzelwesen möglich; Ursache und Wirkung sind immer gleichartig." Die Verfechter des psycho-physischen Parallelismus sind bei ihren Angriffen gegen Materialismus und Spiritualismus immer die eifrigsten Vertreter dieses Prinzipes ge-

[1]) Unter dem Ausdrucke Leib kommt alles Materielle im Gegensatze zur Immaterialität der Seele zu verstehen; also auch das Gehirn.

wesen. Unter der Voraussetzung nun, daß Seele und Leib die zwei Seiten des einen sich verändernden Einzelwesens seien, könnte nur folgender Erklärungsversuch der Wechselwirkung zwischen beiden gemacht werden: Wenn ein Mensch sich seelisch und leiblich zugleich verändert, so ist die wirkende Bedingung seiner leiblichen Veränderung ein anderes Wesen nach der leiblichen Seite und die wirkende Bedingung seiner seelischen Veränderung dasselbe andere Einzelwesen nach der seelischen Seite. Der Parallelismus seelischer und leiblicher Veränderungen würde also nicht auf das Miteinanderbestehen von Seele und Leib als Seiten des sich verändernden, die Wirkung erfahrenden Wesens, sondern auf das, mit seinen beiden Seiten (Seele und Leib) die Wirkung erfahrende andere angeblich gleichartige Einzelwesen gegründet sein. Die Schwierigkeit ist damit nicht gelöst, nachdem die Frage nach einem Grunde zur Veränderung beider Eigentümlichkeiten jenes Einzelwesens nnbeantwortet bleibt.

Unsere heutigen Vertreter des psycho-physischen Parallelismus sind nun darauf verfallen, das Auftreten seelischer Veränderung auf jenes leiblicher als der zugrunde liegenden zurückzuführen; der Leib sei das von der Seele unabhängige Variable, die Seele aber das vom Leibe abhängige Variable. Indem sie aber damit eine Wechselwirkung zwischen Seele und Leib angenommen haben, wurde von ihnen implicite die Tatsache zugegeben, daß beide Einzelwesen seien. Eine gegenseitige Einwirkung ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. Oder sie nehmen mit den Materialisten an, die seelische Veränderung sei lediglich eine Begleiterscheinung bestimmter leiblicher Vorgänge. Damit treten sie in Widerspruch zu ihrer eigenen Behauptung, ein Einzelwesen könne nur für Gleichartiges wirkende Ursache sein.

Die Logik der Tatsachen spricht also dafür, daß die Seele nichts anderes als ein immaterielles Einzelwesen sein könne. Der innige Zusammenhang von Leib und Seele kann dann auch gar nicht anders erklärt werden als durch Wechselwirkung zwischen beiden; denn eine andere Möglichkeit für den notwendigen Zusammenhang von Einzelwesen gibt es in unserer Wirklichkeit nicht als die in der Wechselwirkung begründete.

Diese Wechselwirkung war als Tatsache der alltäglichen Erfahrung von den Vertretern des psycho-physischen Parallelismus immer festgehalten worden. Als diese aber versuchten, eine kausale Erklärung derselben zu geben, stießen sie, die doch auch auf dem Boden der Naturphilosophie standen, auf eine doppelte Schwierigkeit. Es ließen sich nämlich die physischen und psychischen Erscheinungen nicht in jenes Abhängigkeitsverhältnis bringen, welches in den empirischen Wissenschaften als kausale Erklärung gilt und in den quantitativen Äquivalenzbestimmungen seinen mathematischen Ausdruck gefunden hat; dann aber stand die Heterogenität beider Gebiete der philosophischen Erklärung eines kausalen Abhängigkeitsverhältnisses im Wege. Wundt hat die so entstandenen Schwierigkeiten in drei Beweisen zusammengefaßt, zu welchen alle Argumente der Parallelisten hinrücken: die Beweise

aus dem Kausalitätsprinzipe, die Beweise aus dem Energiegesetze und die Beweise aus dem Prinzipe der geschlossenen Naturkausalität.

Schon Leibniz hatte bei Aufstellung seiner prästabilierten Harmonie zum Beweise der Unmöglichkeit einer Wechselwirkung zwischen Seele und Leib dasselbe Kausalitätsprinzip angeführt, welches noch heute unsere Parallelisten trotz vielfacher Widerlegung in unglaublicher Verblendung immer wieder auftischen. Es wird von diesen behauptet, daß heterogene Substanzen, also auch Seele und Leib, nie in kausale Beziehung zu einander treten könnten. Gegenüber dieser Behauptung wäre vor allem zu bemerken, daß die Parallelisten ihren Beweis nicht auf dem Kausalitätsprinzipe im allgemeinen, vielmehr auf dem nur von der Naturwissenschaft ausgebildeten Kausalbegriffe aufbauen. So nennt E. König den psycho-physischen Parallelismus ein empirisches Postulat, zu welchem die Physiologie auf der einen, die Psychologie auf der anderen Seite geführt werden, sobald sie es versuchen, an der Hand des von der Naturwissenschaft ausgebildeten Kausalbegriffes über die Wechselbeziehungen zwischen physischen und psychischen Vorgängen im lebenden Organismus Rechenschaft zu geben. Angenommen also, dem naturwissenschaftlichen Kausalbegriffe müsse seine Richtigkeit auch für das psycho-physische Gebiet zugestanden werden, so kann von einer eigentlichen Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem nicht mehr gesprochen werden. „Und es ist in der Tat undenkbar", bemerkt Klinke[1]) dazu, „daß etwa die Wechselwirkung so zustande kommen sollte, daß eine gewisse Energiemenge im Systeme des Körpers verschwände, um in der Psyche eine entsprechende geistige Energie hervorzurufen. Die Psychologie scheint uns mit Klarheit bewiesen zu haben, daß sich die psychischen Phänomene in dieser Weise nicht auf die physiologischen zurückführen lassen, und daß der psychologische Materialismus ein im höchsten Grade mißlungener Versuch war, das psychische Leben aus dem physikalisch-chemischen Geschehen im Körper entstehen zu lassen. In diesem Sinne ließe sich der Ausdruck von E. König einigermaßen richtig verstehen."

Die Parelelisten übersehen, daß jener von der Naturwissenschaft ausgebildete Kausalbegriff eine spezielle Fassung und eine Einschränkung des allgemeinen Kausalitätsprinzipes bildet, welches besagt, daß jedes entstehende Sein eine adäquate Ursache dieses seines bestimmten Seins haben müsse. Wenn darum die Vertreter der Parallelismustheorien ein kausales Verhältnis zwischen Physischem und Psychischem leugnen, so dürfen dieselben nicht übersehen, daß der Begriff der Kausalität an sich und der der naturwissenschaftlichen Kausalität nicht identische Begriffe sind. Die Identifizierung beider ist eine aprioristische Behauptung.

Das allgemeine Kausalitätsprinzip läßt die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib als möglich zu. Der Beweis aus dem speziellen Kausalitätsprinzipe aber fließt mit den Beweisen aus dem Energiegesetze und der geschlossenen Naturkausalität zusammen.

[1]) Klinke, Der Monismus und seine philosophischen Grundlagen. S. 321 ff.

Soweit nun freilich die Tatsachen der materiellen Welt in Betracht kommen, sind wir zu der Behauptung berechtigt, daß bei dem Wirken zwischen Dingen derselben stets Verbrauch und Zuwachs von Energie stattfinde: Verbrauch beim Wirkung ausübenden, Zuwachs beim Wirkung erfahrenden, sowie daß in jedem solchen Falle Verbrauch und Zuwachs sich der Größe nach decken. Soweit also nur die materiellen Dinge in Frage gezogen werden, besteht jenes Gesetz vollkommen zu Recht. Aus dieser wissenschaftlichen Tatsache kann aber niemand die Berechtigung ableiten zu der Verallgemeinerung, daß bei jedem Wirken, das tatsächlich vorliegt, also auch beim Wirken zwischen dem immateriellen Einzelwesen Seele und dem materiellen Einzelwesen Leib, dasselbe Geltung habe.

Einer solchen Verallgemeinerung machen sich nun jene schuldig, welche die in der materiellen Welt gefundene und für dieselbe nach den Forschungsergebnissen unanfechtbare Wahrheit zu dem metaphysischen Dogma ausweiten, bei jeder Wirkung erhalte sich die Energie der Materie der Größe nach unverändert, ohne die notwendige Grundlage aus den Tatsachen der Wirklichkeit beschafft zu haben. Auf Grund der eigentlichen Tatsachen ist der Satz entgegenzustellen: Es ist das dem Wirken der materiellen Dinge Eigentümliche, daß die gewirkte Veränderung immer eine Energiezunahme mit sich bringt und der wirkende Stoff eine Energieabnahme zeigt; immer aber bleibt die Möglichkeit bestehen, daß beim Wirken zwischen Seele und Leib dieses Gesetz nicht Geltung hat.

Diese Möglichkeit wird zur Tatsache, wenn unter Rücksichtnahme auf den früher erbrachten Beweis der Immaterialität der Seele die faktische Wechselwirkung von Seele und Leib nicht übersehen wird.

Das Kausalitätsprinzip und das Gesetz der Energieerhaltung sind gewissermaßen die Fundamente, auf denen sich der stärkste Beweis für den Parallelismus erheben soll, der Beweis aus dem Axiom der geschlossenen Naturkausalität. Nach diesem Axiom sind sämtliche Naturvorgänge derart miteinander verbunden, daß jeder einzelne Vorgang ausschließlich nach den Prinzipien physischer Gesetzmäßigkeit aus dem vorausgehenden erklärlich ist. . . . . . . Auf diesem Axiom baut sich die Beweisführung ungefähr so auf: Eine weitgehende Induktion hat die Allgemeingültigkeit des Axioms der geschlossenen Naturkausalität bestätigt. Nun läßt sich die kausale Wechselwirkung zwischen physischem und psychischem Geschehen diesem Axiom in keiner Weise unterordnen, während der Parallelismus mit demselben im besten Einklange steht. Die Wechselwirkung kann daher unmöglich angenommen werden und der Parallelismus ist die einzig mögliche Erklärung des gegebenen Tatbestandes.

Ist der Obersatz richtig?

Sämtliche Wissenschaften haben für das Geschehen in der anorganischen Natur die Gültigkeit des Axiomes der geschlossenen Naturkausalität nachgewiesen. Darüber hinausgehend behaupten nun ganz beweislos die Parallelisten, daß jenes Axiom für alles Geschehen

gültig sei. Ein für ein bestimmtes Geschehen geltendes Induktionsgesetz stempeln sie zu einer allgemeingültigen metaphysischen Wahrheit. Nur durch diese logische Umarbeitung des Axioms im Obersatze und im Untersatze des angezogenen Beweises wird es möglich, den Schlußsatz zu erhalten.

Die aristotelisch-scholastische Philosophie hat eine alle Anforderungen der Vernunft befriedigende Erklärung über das Verhältnis von Seele und Leib (damit auch von Seele und Gehirn) gegeben: sie bilden zwei Einzelwesen, von denen das eine materiell ist, das andere immateriell. Diese beiden aber sind zu einer substantiellen Einheit verbunden.

Sie alle gingen stolz vorbei ....

Von Richard Seyß-Inquart.

Dort drunten am einsamen Mühlenwehr
Steht ein alter Rosenstrauch,
So blütenhell, so knospenschwer,
Es weht bis an mein Fenster her
Sein duftender Frühlingshauch.

Doch niemand kommt im Morgenlicht
Und niemand im Abendschein,
Der seine weißen Knospen bricht
Und ihren keuschen Schimmer flicht
Der Liebsten ins Haar hinein.

Das hat dem Alten viel Schmerz gemacht,
Viel Not und heiliges Weh.
Er weint in silberner Juninacht
Hinein in die schäumende Wellenpracht
Seiner Blüten leuchtenden Schnee.

Du armer Strauch, so böses Leid
Ist andern auch geschehn!
Mein Herz, das trug ein festlich Kleid,
Von Rosenperlen überschneit,
Doch keiner hat's gesehn.

Mein Herz, das blühte wundersam,
Ein flammendes Sonnenkind;
War keiner, der vorüberkam
Und sich ein kleines Zweiglein nahm
Als süßes Angebind'.

Sie alle gingen stolz vorbei
Und ließen mein Herz allein.
Da starb sein heißer Sehnsuchtsschrei,
Da schlief sein Traum von Glück und Mai
Mit wehem Lächeln ein ....

Harrachs Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien in den Jahren 1673—1676.

Mitgeteilt von Regierungsrat **Ferd. Menčík.**

III.[1])

1674.

Madrid. Montag 1. (Januar.) — Heundt frue hab ich ein Weil geschrieben und in dem empfangenen Rescripto mich ersehen. Umb halbe Eilfe zu Jesuitern in das Collegio Imperial gefahren und bis das Ambt angefangen, zu meinem Beichtvater P. Soutermann gegangen, deme ich aber in seinem Zimerl zu Beth kranker gefunden. Ich habe alsdann in einer tribuna[2]) an dem hohen Altar das Ambt gehört und als es zu dem Offertorio kame, hat die Predig angefangen. Weilen aber der Predigstuel so weit von mir war, der Prediger kein absonderliche Stimm und bald ganz heimlich, bald nur ein Schrei aufgethan, wie es hier gebräuchlich, habe ich nichts verstehen künnen und davor heimgegangen, Meß zu hören. Sonst ist diese die schönste Kirchen, so hier ist, groß, licht, hoch und von gueter Architectur, allein hat es auf der Seite gar kleine schlechte Capellel, die etwas verpizlet scheinen. Die Statuen und Gemähl al fresco seind gar nichts nucz, der hohe Altar ist nit übel, und gar viel und guet verguldt. In der Predig waren sehr wenig Leut und der Prediger doch von gueter estimacion. Ich bin wieder durch das Collegio hinausgangen, so sehr schlecht gebaut ist. Den ganzen Nachmittag habe ich zuegebracht, meine papeles[3]) einzurichten, und bin umb halbe 4 Uhr zu der Königin zu einer Audienz gegangen, die ich begehrt habe, und 5 papeles eingegeben. Das erste mit Referirung der progressen der Kais. Armee und Begehren der versprochenen mesaden[4]) auf etliche Monat voranhinein, auf daß J. Kais. M. mögen Dero neuen Werbungen, Recruten und andere preventionen zu herbeikommender Campagne bestreiten. Das andere war die Erinderung des Königs aus Polen Tod,

---

[1]) Vgl. „Die Kultur". 1911, XII, 4. Heft, S. 413—437 und 1912, XIII, 1. Heft, S. 67—89.

[2]) Kirchenstuhl, Halle, Galerie.

[3]) Aktenstück.

[4]) Monatsgeld, monatlicher Beitrag.

und daß J. Kais. M. verlangen zu wissen, ob J. Kön. M. und Dero Ministri etwas bei dieser Occasion ein oder anderes Subjectum zu der Cron zu portiren, vorzuschlagen hätten. Drittens Erinderung wegen des G. Montecuculi seiner gehabten Univérsal-Erlaubnis gemäs, wegen Unpaßlichkeit halber von der Armee weg und nacher Wien seie, dem Duque de Bournonville[1]) das Commando der Armee hinterlassen, also verlangten J. Kais. M., daß die Königin den Gubernator in Niderland und denen übrigen spanischen Generalen nit allein die guete Correspondenz mit dem Duque de Bournonville anbefehlen, sondern auch durch Dero Ministren in Holland zue gueter Verstandnuß ermahnen lasse.

Das Vierte war, daß J. Kais. M. der Königin des Churfürsten von Trier[2]) Coadjutor recommendiret,[3]) als deme wegen beeder treuen Beständigkeit und jezigen äußersten Ruin man mit denen vacirenden beneficien durch Absterben des Bischof von Gant in etwas künte geholfen und gratificiert werden. Zum Fünften notifizirten J. Kais. M., wie daß Sie zu mehrerem Abbruch des Feinds alle französische Waaren in Dero Erbkönigreichen und Landen verbieten lassen, in Reich ihre Werbungen eingestellt und auch solche in der Schweiz zu verhindern, auf dem Reichstag, als durch Dero Ministeren und wohl Gewogenen aller Orten zu thuen angeordnet.

Auf dieses alles hat die Königin nur generaliter, und Sie wolle mir wieder Antwort geben lassen, geantwort, und weilen Sie weiter nichts befohlen, bin ich abgetreten. Nach meiner hat der Marques Mondejar[4]) auch Audienz gehabt, und hat uns der Majordomo conde de Rovelledo aufgeführt.

Madrid. 2. Januar. — Unangesehen, daß es Posttag morgen, ist der Graf von Pötting heindt frue zu mir kommen und mich so lang aufgehalten, bis auch der Duque de Albuquerque kommen. Dieser hat mich darzue vertröstet, daß er Morgen abends in negociis zu mir kommen werde. Den ganzen Tag habe mit Schreiben zuegebracht, auf daß ich morgen zeitlicher fertig und beisetzen möge, was mir der Duque vortragen wird.

— 3. Januar. — Heunt frue habe ich den ganzen Vor- und Nachmittag geschrieben, außer der Zeit, da mich der Contestable[5]) besuecht, deme ich es nit wohl abschlagen künnen. Nach seiner ist der Duque de Albuquerque[6]) kommen und seine Commission in Namen der Königin abgelegt. Hat seinen Secretario, der auch königlicher ist, mitgebracht, deme ich zu sitzen, aber nit die Hand gegeben. Dieser hat

---

[1]) Alexander Herzog von Bournonville, Kais. Feldmarschall.

[2]) Kurfürst von Trier Kaspar von der Leyen.

[3]) Vergleiche die Anmerkung zum 11. Juli.

[4]) Diego Antonio de Croy y Peralta, marques de Mondejar.

[5]) Inigo Melchor Fernandez de Velasco, condestable de Castilla, Herzog von Frias.

[6]) Francisco Fernandez de la Cueva, Herzog von Albuquerque, Vicekönig in Neuspanien, Peru, Obersthofmeister des Königs † 26. März 1676.

ein papel, welches der Duque an mich geschrieben und seinen Befehl exprimirt, abgelesen, und der Duque ein solches mir übergeben. Die ganze Sach bestund in deme, daß der Graf Montecuculi ohne Vorwissen der Alliierten von der Armee weg seie, und theils der Armee sich über den Rhein einquartirt habe, mit deme man die Niederlanden also exponirt lasse, daß die Franzosen nach ihrem Belieben würden hausen künnen. Ich habe nichts darauf zu antworten gewußt, weilen ich keine Brief und Nachricht von der Armee gehabt habe.

— den 4. — Vormittag ist ein Obr. Wachtmeister von einem teutschen Regiment zu Pferd, Namens Mr. Serau, bei mir gwest, nach ihme der D. Juan de Castel Ruiz, so die Rentas dodales solicitirt. Nachmittag habe ich den Conte de Peñaranda[1]) besuecht, weilen er aber in geheimen Rat wollen, nit lang geblieben. Bin davor über dem Prato nuevo hinab zum Rio, und durch die puente Segoviana[2]) wieder nacher Haus gefahren. Unterwegs habe ich den König und Königin angetroffen, die spazieren in Feld gewesen. Erstlich fahrte ein Wagen mit sechs Eseln, darinnen ware der Obersthofmeister und Primer Cavallerizo, dann folgte der Leibwagen, schwarz mit weißen encerrado. Der König ziegte mir den Hut ab und ich haltete mit mein Wagen still und neigte mich zum Schlag hinaus. Nach diesem fahrte ein Wagen mit Señora de honor und dann zwei oder drei Wagen mit Hofdamas, die aber weit hinten blieben; dann die Königin fahrte sehr stark. Hinter dem Leibwagen ritten drei odr vier zu Pferd, meines Erachtens waren's cavallerizos.

— 5. Januar. — Heunt frue hat mich der P. Amon, ein Jesuiter, des Kardinal Neithardt Agent, besuecht und in Namen seiner Eminenz will vom geheisten und seine hiesigen Interesse recommendiert. Ich habe den engeländischen Botschafter visitiert und nach zwölf Uhr den Duque de Albuquerque besuecht, der mir gesagt, daß sie gestert in geheimen Rat meine Papeles vorgenommen und er, der Contestable, der Almirante[3]) und Ayala[4]) consultirt, daß man auf das erste dem Kaiser vier mesadas voran hineinschicken, welche seind vor Martio, April, Mai und Juni, denn die anderen hat man schon geschickt. Des Königs in Polen Tod betreffend, weilen es von einer hohen Importanz, haben sie verschoben, bis alle geheime Rat zusammenkommen und jeder, was darbei zu erinneren, sage. Drittens, des G. Montecuculi Abreis von der Armee betrift, hatten Sie schon ihr Meinung mir sagen lassen, und seie eben der Königin eignes Verlangen, daß die guete Correspondenz und Verständnis zwischen der Alliirten Generalitet gehalten werde. Das vierte ware zu dem Consejo de Flandes remittirt worden, umb zu wissen, in was diejenigen beneficien bestunden, so der Churfürst von Trier vor seinen Coadjutor begehre. Das fünfte als ein

---

[1]) Gasper de Bracamonte y Guzman, conde Penaranda, Präsident von Italien.
[2]) Brücke.
[3]) Juan Gaspar Enriquez de Cabrera, Herzog von Medina.
[4]) Fernando de Ayala, Fonseca y Toledo, conde de Ayala.

Nachricht wegen der Einstellung der Werbungen und Commercien im Reich und Erbländern, hatten J. Kön. M. gar gern vernommen und solche in diesen Königreichen und Landen zu thuen, auch schon wirklich anbefohlen.

Nachmittag habe ich die Condeßa de Villa Umbrosa besuecht, bei deren ihr Tia, die Condessa de Ossorno, des verstorbenen Marques de Malpica Wittib, war. Als ich weggehen wollen, ist er der Presidente de Castilia[1]) ihr Mann kommen und mich gegrueßt. Dieser wegen seines Ambts gibt keinem Potschafter die Hand und kann ohne königliches Decret auch keinen Menschen visitieren. Wir seind stehen blieben wie ein jeder kommen und also keiner weder die Hand gehabt noch gewichen, aber nit gar blieben. Ich bin nach Hof in die Metten, die Villancicos zu hören, so mir besser als neulich gefallen, und ist mein Judicium, daß sie wohl componiert, aber übel gesungen werden.

— 6. Januar. — Umb halbe zwölf Uhr bin ich nacher Hof, alwo Herr Nuntius und ich beeden Königl. Maj[ten] die Pascuas de Reyes[2]) gewunschen, gleichwie an dem Weichnachttag. Es war kein anderer Grande, der assistirte als der Obersthofmeister Duque del Infantado und Duque de Abrantes. Zu Mittag hat der P. Sutterman mit uns gessen. Habe nachmittag ein Weil mit ihme und dann mit dem Krazenbach geredt.

— 7. Januar. — Heindt frue habe ich den Dannemarkischen Pottschafter besuecht, der weit von mir a las siete chemineas wohnet. Ich habe auch vermeint, den Almirante zu besuechen, so hat er sich aber mit einer schon avisirten visita excusiren lassen, ist aber auf den Abend selber kommen und mich besuecht.

— 8. Januar — Das schlimme Wetter hat noch den Vormittag continuirt. Habe gleichwohl den hollandischen Potschafter besuecht, habe desgleichen den Duque del Infantado zu visitiren vermeint, so hat er sich aber mit der Königin Audienz, so Sie alle Montag frue gibt, entschuldigt und mich auf Nachmittag bescheiden. Hat sich aber auch entschuldigen lassen, weilen die Königin zu denen descalças gehen sollen, und wegen des üblen Wetters nit geschehen. Don Carlos Ridolfi ist zu mir kommen und einen Brief von dem Principe de Parma geben, auf welchen ich aber nit antworten solle, weilen er die Excellenza nit nimet.

— 9. Januar. — Die Sonnen hat gar fein geschienen, dieses hat mich beweget, daß ich umb zehn Uhr mit meinen zween Söhnen in das Feld gefahren. Nachmittag habe ich des Conde Chinçon Haus besichtiget, und es ziemblich guet befunden, allein liegt es in einem schlechten Gassel und begehren 3000 ducados jährlich, so unserer Münz 1500 Taller seind. Umb Drei bin ich in die Comedi al Coral de la Cruz gefahren, alwo sie eine von der Geburt Christi repraesentirt

---

[1]) Pedro Nuñez de Guzman, Marquis de Monteleagre (Graf Villaumbrosa) Praesideut von Castillien.

[2]) Osterfest.

haben, die nit übel wart. Das Thema war, wie die Invidia und der Teufel dieses misteria zu verhindern gesuecht, und doch alles durch die Lieb Gottes gegen den Menschen vollbracht worden. Auf den Abend ist der H. Nuntio zu mir kommen, haben bis nach neun Uhr mit einander geschwätzet.

— 10. Januar. — Heundt frue ist ein gewisser Don Francesco Romena zu mir kommen. Dieser gibt sich vor einen kais. Agenten aus und sollicitirt die Ausstände, die man dem Erzherzog Ferdinand von Tirol schuldig verblieben. Ich habe ihme gesagt, er solle mir Informe[1]) von seiner Administracion geben, auf daß ich ihme könne an die Hand gehen und J. Kais. M. berichten.

Ich habe wollen vormittag den Almirante de Castilla besuechen, so hat er sich aber mit seinen Geschäften entschuldiget und auf Morgen nachmittag bestimmet. Habe darvor den H. Cardenal de Arragon besuecht, der mich gar hoflich empfangen und gern hat gesehen.

— 11. Januar. — Heundt frue habe ich den Conde Ayala besuecht, der ein Schwäher des Conde de Monterey ist. Als ich nachmittag zu dem Almirante wollen, hat er mir unterwegs ein Zetl durch ein Laggei geschickt mit der Erinderung, daß die Königin ihme befehlen laßen, er solle gleich in ein extraordinari geheimen Rat kommen, dahero er meiner nit warten künne. Bin dahero zu dem Conde Charny gefahren, dene ich auch nit zu Haus gefunden; habe also ein Haus sehen wollen, in welchem der Cardinal Colonna gewohnt, sogleich neben denen descalças Reales ist. Habe aber nit hinein künnen, weilen die Schlüssel nit da waren. Bin ein wenig in ihr Kirchen und darinnen ein silberne Lampen gesehen, welche der D. Juaa de Austria nacher Sant Jago schicket. Zu Haus ist der Don Christivu Angelati zu mir kommen.

— 12. Januar. — Ich bin gleichwohl zu Haus geblieben, weilen ich in meinem eignen Hauswesen zu thuen gehabt. Habe den Don Joseph de la Cruz zu einem Camerero und den Baron de Roy[2]) zum Stallmeister deklarirt und vorgestellt.

Vormittag noch hat der Duque de Albuquerque seinen Secretario zu mir geschickt und mich erindern lassen, daß J. M. die Königin nit allein vier Mesadas verwilligt, sondern befohlen einzurichten, daß es mit dieser Ordinari möge überschickt werden. In gleichen hat er mir participirt, daß die decimas ecclesiasticas J. M. dem Kaiser bewilligt und alle difficulteten, so sich deshalben ereignet haben, superirt waren. Drittens hat er mir andeuten lassen, daß J. M. die Königin und hiesige Minister gern seheten, daß J. Kais. M. die General-Staaden in Holland ermahneten, auf alle Weis mit Engeland Fried zu machen, auf daß selbe Kron von Frankreich apartirt werde. Ich bin nachmittag umb fünf Uhr zu einer Audienz zu J. M. der

[1]) Erkundigung, Nachricht.

[2]) Im Jahre 1677 ist er aus den gräflichen Diensten ausgetreten und wurde Hauptmann in einem Dragonerregimente.

Königin und mich erstlich bei Ihnen bedankt, daß sie die 4 Mesadas voran hinein J. Kais. M. bezahlen lassen, dann habe ich ein Papel eingegeben mit der Notification der Liga, so zwischen J. K. und hiesige Kön. M., die General Staaden mit dem Herzog von Lottringen geschlossen, auch die Conditiones, so mit der Kron Dannemark abgeredt worden. Das andere, was die schweizerischen Cantonen J. Kais. M. vor ein Neutralitet mit Frankreich wegen der Grafschaft Tirol und denen äußeren oesterreichischen Landen vorgeschlagen, und was J. Kais. M. darauf geantwordt haben; dann drittens wegen der decimen, so die Königin in Dero Königreich und Landen in Walschland verwilliget haben, bittend, J. Kön. M. wolten dem Cardinal Neithardt als Dero Potschaftern am Römischen Hof befehlen, daß er auch seines Theils zu volligen und gueten Effect dieser Sach contribuire. Als ich heim kommen, ist der D. Christoval Angelati zu mir kommen.

— 13. Januar. — Wir haben heindt zwar die Post aus Teutschland erwartet, die aber wegen des Regenwetter und üblen Winterzeit ausgeblieben. J. M. die Königin seind nachmitag nacher Atocha und von dannen in den Buen Retiro,[1]) alwo der König etliche Königl geschossen. Weilen das Wetter so schön war, bin ich auch ein Weil spazieren gefahren und En la casa del Campo[2]) herumb gangen. Das Haus, obwolen es des König, ist sehr schlecht, der Garten was besser. Gleich zum Eingang ist ein große metalene Statua, so den König Phelip el Terzero zu Pferd repraesentiert, so sehr schön ist. Stehet auf einem piedestallo von Marbstein ohne einige Inscription. Und sagt man, ein Großherzog von Florenz hätte sie hieher geschickt. Weiter in dem Garten ist ein Brunn von weißen Marblstein, so gar guete Statuen und Muschel hat. Man sagt, er seie denen Türken mit Eroberung eines Schiff abgenommen worden. Es seindt noch andere Brünn mehr vorhanden, so aber schlecht und schon ganz zu Grundt gehen, auch von keiner Consideracion und alle ohne Wasser, welches auch denen Grotten abgehet, so in übrigen völlig zu Grundt gehen. Die Austheilung des Garten bestehet in bloßen Pluemenbettl oder parterre, wie man es in Frankreich nennet, hat ziemliche guete Gang, mit sehr hohen und großen Baumen. An diesem Garten ist ein sehr große huerta,[3]) so gar woll mit fruchtbaren Baumen besetzt, und sagt man, daß sie treffliches Obst tragen. In dem Haus haltet man einen lebendigen Löben, den ich aber nit gesehen.

Auf den Abend habe ich den Duque del Infantado besuecht, der als der Königin Obrister Hofmeister zu Hof losirt, und deßwegen weder mit Entgegenschickung noch Windlichtern empfangen laßt.

---

[1]) „Schöne Stille", eine große Anlage, seit 1869 Parque de Madrid, mit schattigen Gängen und Alleen, Teichen, Fontänen, Reit- und Fahrwegen.

[2]) Casa del Campo, ein weit ausgedehnter Park von König Philipp II. mit Teichen, Quellen und Gebäuden.

[3]) Frucht- und Gemüsegarten.

— 14. Januar. — Ich habe heindt frue den Grafen von Pötting besuecht, und indeme wir bei einander waren, haben sie uns die Brief aus Teutschland gebracht, die wir mit einander in der Eil gelesen. Nachmittag ist der Marques Castel Rodrigo zu mir kommen und bald nach seiner der Cardinal de Arragon, so alle beede bei vier Stundt in der Conversation geblieben und von allerlei geschwazt haben.

Als diese weg gangen, ist der Capitan Monti kommen und mir ein Paket von Grafen Tschernin[1]) gebracht, der Recommendacion von J. Kais. M., dem Fürst von Lokowicz und P. Miller,[2]) kais. Beichtvater, schüket, umb ihme den Tuson zu wegen zu bringen. Nach ihme ist auch der Inzago kommen, sein Praetension zu recommandiren, und der D. Juspe Rubin mir etliche Brief aus Teutschland zu übergeben.

— 15. Januar. — Vormittag habe ich angefangen als gemach auf die Post zu schreiben, und die Relation an J. M. den Kaiser einzurichten. Gleichwol hat der Duque de Albuquerque seinen Secretario zu mir geschickt und das Papel einhändigen lassen, in welchem J. Kön. M. verlangen, daß auch die Kais. Ministri in Haag cooperiren, die Hollander zu persuadiren, daß sie den Frieden mit Engelandt schließen, in deme der Punct des Pavillon,[3]) und auch wegen Erlegung einer Summa Gelds geschlossen, sich wegen des jahrlichen Tribut von 3 oder 4 Taller wegen des Haringfang nit in ein große Gefahr sezen. Dann ob ihnen schon ein große Ehr neben solchen Monarquen, als der Kais. und Kön. M. in Spanien in einer Allianz zu stehen, so künne doch nichts praejudiciren, daß sie in einer solchen Conjunctur dergleichen puntillien[4]) nachsehen.

Nachmittag hat mich der Duque de Naxera besuecht, nach seiner ist der Vicekanzler von Arragon und gar spat der Principe de Astiliano[5]) kommen.

— 16. Januar. — Weilen Posttag und man gnueg auf Morgen zu thuen hat, pflegt man Niemands zu besuechen, auch nicht besuecht zu werden. Auf den Abend ist der Duque de Albuquerque zu mir kommen und mir durch vier schriftliche papeles, so er durch seinen Secretario ablesen lassen, erindert: erstlich, daß J. Mt. die Königin gar gern vernommen, daß J. Kais. M. die franzosischen Werbungen in Reich und in der Schweiz zu verhindern, Ihnen angelegen sein lassen, und in Ihren Erbkönigreich und Landen die franzosischen Wahren verbotten haben. Daß J. Kön. M., in der Schweiz gleichmaßiges zu thuen, Ihren Ministren anbefohlen, auch schon die Ordre ergehen lassen, daß auch in allen Ihren Königreich und Landen die Verbietung der Wahren geschehe. Anderten hat er mich erindert, daß

[1]) Graf Humbert Czernin, kaiserlicher Botschafter in Venedig 1663—1665 und Geheimer Rat.

[2]) P. Philip Müller S. J., Lehrer des Kaisers Leopold I. 1613 † 27. April 1676.

[3]) Segel, Flagge, Schutz.

[4]) Punkt.

[5]) Ritter des goldenen Vließes, Schatzmeister der Krone Arragon, Staatsrat. † 1689. Seine Frau Maria Alvarez de Toledo, Tochter des Herzogs de Alba.

J. Kais. Mt. mit dieser Ordinari 200.000 Taller geschickt werden, welches Sie aber erst in fünf oder sechs Monat zu erheben haben. Ich habe zwar wider dieses replicirt, ist mir aber zur Antwordt worden, man hette der Zeit kein Assentisten[1]) finden künnen, die es auf andere Weis ubermachen wollen. Das dritte war, daß J. M. die Königin zu der Polnischen Kron der Zeit den Herzog von Lottringen vor den tauglichsten halten, als der sich mit der verwibten Königin wieder verheiraten künne. Zu dem Ende man den D. Pedro Ronquillo als Embiado extraordinario hin schicke, die Königin eines Theils zu condoliren und auch der Wahl zu assistiren, doch auf solche Weis, daß er sich nie von der Kais. Intention absündere, sondern demselben helfe, auf deme J. Kais. M. incliniren, keinen aber excludire, er seye dann ein Franzos oder selber Faktion zugethan. Das vierte war, daß der Card. Neidthardt hieher erindert, wie daß ihme der Card. Pio vertrauet, er habe von J. Kais. M. Befehl durch den Cardenal Patron zu wegen zu bringen, das J. Pabstlich Heiligkeit sich annehmen, einen Generalfrieden zu machen, daß man ein ebenmäßiges dem Nuntio zu Wien und venedischen Pottschafter vertrauet, daß auch dieser bei der Republica so viel richte, auf daß sie sich mit dem Bapsten interponire, wie es auch wirklich durch ihren Potschafter zu Rom geschehen. Dieses vermeinen hiesige Ministri seie immediate wider die lezt geschlossenen Tractaten, und wann J. Kais. M. doch einige Friedenstractirung verlangen, vermeinen sie, es solte nicht hinterruks und ohne Vorwissen dieser Kron geschehen. Der Duque de Albuquerque hat mich auch gebeten, ich solle ihme in Namen des Kaisers recommendiren.

— 17. Januar. — Man sagt mir, daß derjenige Irrlander mit Namens D. Roberto Obrin, so bald nach meiner Ankunft bei mir gewesen, von dem engellandischen Pottschafter auf eines Königs Befehl durch fünf vermasquierte Personen seie ermordt worden und darumben, weillen er einige Aufruhr in Irr- oder Engelandt anstifften wollen. Und sagt man, er habe es mir proponirt, ich es aber nit approbiren wollen, und ist wahr.[2])

— 18. Januar. — Heunt frue bin ich nacher Hof und wegen des Geburtstag J. D. der Erzherzogin Maria Antonia beeden J. Mten. ein Cumpliment gemacht, waren zimblich viel Grandes und Cavalieri in der Antecamera. Nachmittag ist der Duque de Naxera zu mir kommen und erindert, daß sein Schwäher Don Ferdinando Bejada zufrieden seie, sein Haus umb das zu lassen, was die ander Kais. Pottschafter bishero geben. Gar spat ist der Duque de Alba zu mir kommen.

— 19. Januar. — Ich habe heindt frue den Vicekanzler von Arragon zu besuechen vermeint, so hat er sich aber mit der Junta entschuldigt. Graf von Pötting ist vormittag bei mir gewest; nachmittag habe ich wegen des schlimmen Wetter kein Visita ablegen

[1]) Lieferant, Bankier.
[2]) Siehe oben zum 25. November.

wollen, als umb sechs Uhr abend den Herrn Nuntio besuecht, mit dem ich mich bis umb Zehn verschwazt.

— 20. Januar. — Unangesehen des schlimmen Wetter bin ich heundt frue nacher Atocha gefahren, und von dannen zu dem Pottschafter von Lucca. Zu Haus habe ich dem heiligen Sebastiano zu Ehren noch ein Meß gehört. Nachmittag bin ich in die Comedi en el Coral del Principe gefahren, und representirten diejenige, so man zu dem Geburtstag J. M. der Königin gemachet hat, so gar guet gewest.

— 21. Januar. — Umb Mittag hat mit H. Duque de Albuquerque durch ein Billette erindert, daß man bei letzer Post nur 100.000 Taller schicken künnen wegen Abgang des Commercio, versichere aber, daß es auf nächste Post geschehen werde.

— 22. Januar. — Ist allein der D. Manuel de Castro zu mir, so mich mit Würsten regalirt hat. Er ist des Fray Joseph de la Cruz, Karmeliter in Teutschland und des Abad del Monserrate y Emaus sobrino, verlangt den Titel cavallerizo de la Reyna durch mein Intercession zu erlangen.[1]) Don Christoval Angelati hat mir ein Instrument bringen lassen, so aber nit viel nuz; derjenige, so es zugehöret, hat seinen Sohn mitgebracht, einen Knaben von 15 Jahren, so gar woll darauf schlaget, componirt und einen Organisten abgibt. Umb vier Uhr bin ich nacher Hof gangen und J. M. der Königin ein papel übergeben. Erst war die Danksagung der dem Grafen von Pötting concedirten 200.000 Taller, ingleichen umb die mir verwilligte gleichmäßige Summe, umb welche Rimessa mir anbefohlen wird einzukommen; Erinnerung, daß dem Churfürst aus Sachsen versprochenermaßen zuegehalten werde und man sich bemühe, Churbrandenburg wieder zu gewinnen, Participirung der polnischen Sachen. Nachdeme habe ich den Duque de Albuquerque in Namen J. Kais. M. der Königin recommendirt, Die geantwordt, Sie wolle seiner bei Formirung des Haus eingedenk sein. Ich habe auch dasjenige der Königin vorgetragen, was mir J. M. der Kaiser wegen des Königs Heurath mündlich anbefohlen hat, auf welches Sie geantwordt, Sie wolle weiters die Sach mit mir abreden, doch sich vorhero in einem und andern derenthalben herauslassen.

— 23. Januar. — Ich habe heindt frue den Marques Mondejar besuecht, von ihme bin ich zu dem Duque de Albuquerque, und ihme der Königin Antwort gegeben, beinebems auch die Brandeburgische Sach, selben Churfürsten wieder zu gewinnen, recommendirt. Er hat sich aber gleich geweigert, des Churfürsten Wanklmuetigkeit vorgebendt, und daß er ihme vor ein Jahr 50.000 Taller und der Swerin[2]) 12.000 herausgefobt hatten, ohne daß sie dieser Monarquia einigen Dienst praestirten. Ich habe aber vorgeschlagen, sie solten ihme mesadas verwilligen und wann sie sehen, daß er nichts thuet, selbe wieder auf-

[1]) Neffe.

[2]) Otto Freiherr von Schwerin, kurbrandenburgischer Minister.

heben, mit deme impegnire man kein großes Capital und effectuirt er nit sein Versprechen, so kann man ihm es gleich wieder aufheben, welches ihme nit übel gefallen. Er hat mich gefragt, was J. Kais. M. vor einer Meinung waren, ob Sie mit Engelland brechen oder den Fried erhalten sollen, wann Sie nit selbe Kron von Frankreich absöndern künnen. Auf welches ich geantwort, sie sollen desthalben ihr eigne Convenienz betrachten, denn J. M. der Kaiser waren desthalben wenig darvor oder zuwider, indeme selbe Kron uns nit schaden noch nuzen künne. Ich habe ihme auch zulezt gesagt, das vorgestert ein alcalde[1]) in meinem Haus einen recogido[2]) suechen wollen, weilen ich aber meinen Leuthen befohlen, zu keiner Ungelegenheit Ursach zu geben, seie es dissimuliert worden. Es waren aber gestert nachts etliche Alguasiles[3]) unter mein Fenster kommen, so in einer Tavern oder Kuchel, so in meinem Haus, aber nit in meinem Bestandt ist, visitiren wollen, und neben diesem allerlei Injurien wider mein Haus ausgeworfen, als seind etliche von meinen Leuthen mit Degen hinausgangen und selbe weggejagt. Ihne Duque also gebeten, zu machen, daß dergleichen Insolenzen nit offter kommeten, dann in solchen Fall würde ich protestiren muessen, daß ich an einem Unglück, so dardurch sich ereignen möchte, nicht Ursach sein werde. Er hat mir versprochen, alsobaldt zu dem Presidente de Castilla zu schicken, auf daß er ordre, daß ich nit mehr incommodirt werde.

Ich habe noch vormittag auch den Maltesischen Pottschafter besuecht. Nachmittag nit auskommen, sondern die welsche Brief gelesen. Gar spät hat der Duque de Albuquerque mir ein Billette mit einem, was ihme der Presidente de Castilla antwortet, geschickt. Offeriren sich beede dahin zu operieren, daß meiner representacion aller Respect getragen und ich nit incommodirt werde. Noch spater seind zwei Alcaldes kommen, so auf Befehl des Presidente de Castilla sehen sollen, was ich schaffe, und daß mir kein weitere Ungelegenheit widerfahre. Ich habe mich gegen ihnen bedanket, und weilen hoffe, es werde durch die guete Anstalt des Herrn Praesidenten mir nichts übles begegnen, künnten sie auch ihr Gelegenheit brauchen.

— 24. Januar — Nachmittag habe ich wollen den Principe Astiliano besuechen, habe den Vicekanzler de Arragon[4]) davor besuecht, der mich in dem anderten Zimmer empfangen und bis an die lezte Thür begleitet, da ich ihme doch bis der lezten Thür entgegen gangen und drei Staffel über die Stiegen begleitet. Nach diesem habe ich wollen den Duque de Najera besuechen, bei dem ich mich vormittag ansagen und er kommen lassen. Weilen ich aber bis nach Fünf ausgeblieben, hat er meiner nit erwartet.

— 25. Januar — Ich habe heindt wollen den Marques Castel Rodrigo besuechen, der sich aber mit seinem Podagra entschuldigt, der

---

[1]) Richter.
[2]) Verbrecher, Missetäter.
[3]) Alguasil, Gerichtsdiener.
[4]) Melchor de Navarra y Rocafull, Herzog de la Plata.

Principe de Barbançon ingleichen, er muesse in Kriegsrat und zu einer Junta en el consejo de Indias gehen. Habe den Conde Charny besuecht, so ubel auf ist. Nach ihme habe ich wollen den Duque de Abrantes visitiren, so ist er aber zu dem hintern Thor ausgangen. Nachmittag habe ich den Duque de Sessar und Marquesa Gonzaga, des Don Diego Zapata, hiesigen Kammerpraesidentens-Gemahlin, besuecht.

— 26. Januar. — Umb sechs Uhr habe ich den H. Nuncio besuecht, bei deme ich mich bis umb zehn Uhr verschwazet.

— 27. Januar. — Vormittag bin ich zu Haus geblieben, nachmittag al coral de la Cruz in die Comedi gangen, alwo sie die batalla de Pavia y prision del Rey Francesco Primero de Francia[1] repraesentiret und sehr guet gemacht haben.

— 28. Januar. — Gestert hat mich ein teutscher Augustiner Münnich, des Secretari Noldaei bei der Regierung Sohn, so zu Wien auf der Landstraße Profeß, gebeten, bei seiner ersten Meß padrino zu sein. Weilen aber alle Pottschafter, Grandes und vornehme Cavalieri von Hof darzue mußten eingeladen werden und kein Exempl, daß ein Potschafter desgleichen functiones hier vorgenommen, als habe ich mich aus dessen entschuldiget, mich aber angetragen, incognito selber beizuwohnen, mit deme er gar wol zufrieden gewest . . . Graf von Pötting ist auf den Abend zu mir kommen, haben von unsern Briefen und Nachrichten discurirt.

— 29. Januar — Vormittag habe ich alle meine Brief theils selbst, theils durch den Secretario dezifrirt und gelesen, auch nachmittag selbe zu beantworten angefangen, und den ganzen Tag darmit zu Haus zuegebracht!

— 30. Januar. — Nachmittag bin ich zu der Königin zur Audienz, welche Sie mir umb fünf Uhr assignirt, habe J. M. in Namen des Kaisers proponirt, daß weilen so viel gelegen, daß in Polen ein wol affectionirter König vor das Haus von Österreich erwählet werde, solches aber ohne Geltsmittel schwer zu wegen zu bringen, sich aber einer von dem Haus Spinola Principe di S. Pietro erboten, Ihnen gleich 100000 Taller Paargeld zu erlegen, wann J. M. die Königin ihne zum grande machen wolten, also bitten J. M. der Kaiser, die Königin wolte Ihr belieben lassen, solches Mittel anzunehmen und dem Praetendenten den grandat zu verleihen, auf daß die hiervon rührenden Mittel möchten zu einem so heilsamen Werk employirt werden. J. M. die Königin haben hierauf geantwordt, daß Sie alzeit gar gerne J. M. dem Kaiser in seinen Verlangen willfahren, auch zu Erwählung eines wolaffectionirten König in Polen mit aller Möglichkeit concurriren wollen, allein kommete Ihr das Mittel sehr schwer vor, indeme dergleichen Praetendenten sowol in als außer Spanien mehr, Sie auch einigen in Zeit Ihrer Regierung nit machen,

[1] König Franz I. von Frankreich wurde im Jahre 1525 bei Pavia geschlagen und gefangen.

sondern dergleichen Gnad dem König bei Antretung des governo denen meritirtesten auszutheilen überlassen wollen, und wurde nit wol lauten, nachdem Sie alle mit dergleichen Antwort abgefertiget, jetzt umb Geldt solche zu verleihen. Sie wolte aber auf andere Mittel gedacht sein, daß J. M. zu dieser Vorfallenheit an die Hand gegangen werde. Ich habe replicirt, daß dieses solche Ursachen wären, die ohne Zweifel J. Kais. M. vor erheblich achten würden, allein seie an dieser Wahl so viel gelegen, daß man wohl auch was ungewöhnliches und schweres vornehmen künten, J. M. wurde freulich an Weis und Manier nit ermanglen, J. Kais. M. mit Geltmitteln an die Hand zu gehen, allein werden hiesige Ministri nit darzu incliniren, indeme ich schon bei ein und andern einen Anwurf gethan, des D. Pedro Ronquillo negotiacion wenigst mit 100000 Taller zu appogiren,[1]) indeme er gegen denen französischen Ministris wenig guetes effectuiren wurde, wann er mit lehren Handen, sie aber mit großen Summa Gelds operiren werden. Ich meines Theils wolte J. Kön. M. unterthänigst vorschlagen, Sie gaben diesem Praetendenten ein schriftliches decret oder expectanz, kraft welchen Sie versprechen, daß, wofern Sie in Zeit jeziger Minoritet grandes machen wurde, er auch darunter sein solle. Wäre es aber, daß es bis zu des Königs Regierung verschoben wurde, so wollen sich Euer M. auf das kräftigste interponiren, daß er neben andern dieses sein Verlangen erhalte. Und weilen dieses allein mein Vorschlag, auch nit wüßte ob er auf ein solches Decret das Geld auszehlen werde, kunten Sie J. M. dem Kaiser das Billette überschicken und Sie es so lang in Handen behalten, bis er die versprochene Summa erlegte, oder in Fall er es nit annehmete, Sie es wieder zurückschicken. J. M. haben Ihnen diesen Vorschlag nit misfallen lassen, sondern gesagt, Sie wollen es bedenken und mir Dero Resolution andeuten. Sie merkten aber woll, daß dieser Vorschlag von dem Marques de los Balbaces herkomme, als der diesem Spinola sein ältere Tochter geben will, auf welches ich geantwortet, es künne wol sein, weilen er auch von Haus Spinola, allein schreiben J. Kais. M. mir nichts darvon.

— 31. Januar. — Ich habe heundt den ganzen Tag mit Schreiben zugebracht.

— 1. Februar. — Ist der D. Domingo Damisa kommen, mir Information in seiner Agencia des Erzh. Leopold Wilhelms Pension halber, die Creditores und hinterlassene Bedienten zu bezahlen, zu geben.

— 2. Februar. Kaum habe ich angefangen zu schlafen, als gegen ein Uhr den Kammerdiener, so in meinem Zimmer lieget, gehen höre, und als fragte, was es wäre, sagte er, meine teutschen Leut schryeten und redeten stark auf der Straßen, er vermeine, es brenne und vieleicht in Haus. Ich sagte, er soll recht schauen. Brachte endlich die Nachricht, man habe iezt gleich mit einem Rohr in die Zimmer, wo meine zwei älteren Söhn wohnen, geschossen, ein Fenster oder Glas gesprengt,

[1]) unterstützen.

daß die Kugel in denen hülzernen Balken steken blieben und zugleich geschrien al capellano cornudo.[1] Dieser kniete und betete, als er das hörte, stunde gleich auf und sagte es meinem Stallmeister, der mit denen Teutschen, so in Haus schlafen, gleich auf die Gasse gienge, zu sehen, was es ware. Fanden, daß der Schuß aus dem Haus gegenuber geschehen seye, wolte dahero, weillen er auf dem Tach noch Licht sahe, die Thür einrennen und sehen, wer es gethan hat. Indeme schießen sie noch einmal mit einer Kugel gleich neben einem meiner Laggey in die Erd. Ich, der das hörte, ließe meinen Stallmeister ruefen, mich recht zu informiren und indeme ich vernahme, daß es beschribnermassen zugegangen, habe ich befohlen, weiter nichts vorzunehmen, sondern zu warten, bis der komme, doch solle er die Laggey das Haus bewachen lassen, auf daß Niemand herausgehe, bis man wisse, wer darinnen wohne. Wofern sie aber weiters schießeten oder sonst was vorbey gienge, solle er mich wecken lassen und die Ordre empfangen, was weiters zu thuen seye. Ich habe mir nit einbildten künnen, was dieses sein mueßte, indeme ich kein einige Feindschaft, und wann auch meiner Diener einer dergleichen hätten, wurden sie nit auf meine Kinder schießen oder den Kaplan nennen, der ein frommer Mann ist. Habe geglaubt, es möchten etwann diejenigen vier alguasiles einer sein, die man wegen meiner in die Gefangnus gestekt und ich vor zwen Tagen wieder ausgebeten.

Umb neun Uhr schickte die Condessa de Aguilar der Gräfin ein Zetl und bittet, sie wolle befehlen, daß meine Leuth zwei Studenten, die sie verwachten, aus dem Haus zu gehen erlaubten, sie hätten in der Nacht allein zwei Schuß gethan, weilen sie Dieb verspüret, mein Haus aber in geringsten nit zu despectiren vermeint. Auf dieses habe ich meinen Camerero den Don Juseph de la Cruz zu dem Conde de Aguilar und ihr geschikt, und sie von allen informiren lassen, welche geantwort, es ware ihnen leid, daß dergleichen vorbey gangen, sie nemeten sich auch weiters nit darumb an, als weil diese Leut Befreinte von einem ihrer Diener waren, bitteten sie, ich solte Barmherzigkeit gebrauchen, dann die es gethan, zwei junge unvernünftige Bueben waren und die Wittib, so ihr Zia, ein frommes guetes Weib seye. Auf dieses habe ich den D. Juseph in das Haus hinüber geschickt, ihnen es verweisen und sagen lassen, daß ich ihnen in Ansehung des Conde de Aguilar verzeihe, sonsten woll wüste, was darauf sich gebührte. Der Conde hat bald darauf seinen Stallmeister zu mir geschickt und sich bedanken lassen, daß ich in Ansehung seiner diesen Leuten verzeihen habe, sie waren da, sich zu meinen Fueßen zu werfen und umb Verzeihung zu bitten. Als ich den Officier in das andere Zimmer begleitet, knieten die Wittib, zwei Madl und zwei Pueben von 14 bis 17 Jahren nieder, sich zu bedanken. Ich

[1]) Gehörnter Kaplan, sogenannt wegen des viereckigen Hutes, welche die Jesuiten trugen.

sagte ihnen aber, sie solten es gegen den Conde de Aguilar und ihr thuen, als denen sie alle obligation hätten.

Ich habe fruhe gebeicht und communicirt. Nachdem ist der Graf von Pötting zu mir kommen, Glück zu wünschen und die Kays. rescripta und despachos zurückgebracht. Nachmittag ist der Luchesische Bottschafter zu mir kommen und mir Glück gewünscht und zugleich Urlaub genommen..... Ich habe zu Herrn Nuncio geschickt, die dispens und Erlaubnus zu haben, daß man das Kindt zu Haus taufe, der es aber nit thuen künnen und sagen lassen, daß auch der H. Card. de Toledo[1]) selbst die Macht zu erlauben nit habe, woll aber daß der Fray Martin Llego de la Trinidad Gevatter seye. Die Grafin hat es Christianus nennen wollen, der P. Sutterman aber hat vorgeschlagen, man solle es Emanuel nennen.[2]) ... Auf den Abend ist der Don Carlos Rudolfi zu mir kommen und verlangt, ich solle vor den Principe Alexandro de Parma reden, auf daß er das Generalat der Schiff armada erlange, welches ich zu thuen versprochen. Er hat mir desthalben zugeschrieben, weilen er aber die Alteza praetendirt, verlangt, daß ich ihme nit antworten solle, welches ich gar gern eingangen.

— 3. Februar. — Heunt frue ist der P. Isnardi, ein Dominicaner, Savoyer von Nation, bei mir gewest. Dieser ist Intrante und mit vielen vornehmen Herren bekannt, penetrirt viel und schreibt Zeitungen an unterschidliche Ort. Ich bin nachmittag zu der Audienz, habe die Stund umb halbe 5 gehabt. Meine Leut haben mich machen frueher gehen, also daß die Antecameren noch nit offen waren, und ich ein zimbliche Zeit in der saleta warten muessen. Habe J. M. der Königin ein papel übergeben, in welchem J. M. der Kaiser sich entschuldiget, was sich der spanische Potschafter beklaget, daß man ohne Participirung dieser Monarquia zu Rom Fridenstractaten sollicitirt, wie dann solches der Card. Altieri dem Card. Neidthardt gesagt, daß der Card. Pio aus Befehl des Kaisers mit ihme desthalben geredt habe. J. Kais. M. versicheren, daß deme nit also, und in allen ihren Kanzleyen nit einiges Concept wegen aufgetragner sothaner Commission nit gefunden noch finden werde, wollen aber nacher Rom schreiben und alle Information nehmen lassen, auf daß Sie auf das fondament dieses Werkes gelangen mögen. Es habe zwar wol der pabstliche Nuntius und venedischer Potschafter sich vermelden lassen, sie wolten ihren Principalen schreiben, daß sie sich um die Mediation zwischen denen Kais., spanischen und französischen Majten. annehmen, Schweden aber zwischen Holland, Frankreich und Engeland gleichwoll ihrerseits fortfahre. Auf welches man ihnen durch den Hofkanzler Hocher antworten lassen, wann Spanien zufrieden und Frankreich consentire, werden J. K. M., doch ohne Praejudiz Schweden, die pabstliche und venedische Mediation nit ausschlagen und versicheren beinebens, daß

---

[1]) Luis Manuel de Portocarrero, Erzbischof von Toledo, Kardinal.

[2]) Der Sohn, geboren am 2. Februar, wurde Manuel Ignacio Francesco getauft, starb aber am 2. Februar um 5 Uhr abends.

Sie nit gesindt sein ohne Vorwissen hiesiges Hof einige Fridens-tractaten anzuhören, weniger einzugehen, wie Sie dann einig und allein dahin gedenken, wie die eingehendte Campagna dem Feind zu widerstehen und guete progres zu überkommen seyen. Ich habe Ihnen auch ein Memorial und Kais. Recommendationschreiben in favor des Baron Inzaghi übergeben. Es ist heundt das Fest Sti. Blasii und hier ein großer passeo[1]) bei Attocha.

— 4. Februar. — Ich bin vormittag zu den P. Augustinern zu des P. Noldaei erster Meß, wo aber sonst niemand eingeladner und Edler war. Die Münnich haben selbst musicirt, aber nur in ripieno gesungen, auf die lezt hat ein Novits ein Jacara[2]) allein gesungen, so woll hingangen. Ihre besten Musici und Tiples[3]) seindt wegen der Faschingszeit nit hier und auf die Recreation gegangen. Mich haben sie in ein tribuna hinaufgeführt, wo ein alter Pater sein Zell hat, so sowol in die Kirchen, als Calle mayor sehen kann, hat ein kleines oratorio, wo er ein Meß lesen, einen eignen Brueder, der ihme bedient, und sonst gar wol eingericht und losirt. Das Kloster ist schön in Viereck gebaut, hat quattre corps de logis oben und unten, schöne Kreuzgang mit steinernen Seulen, und die innere facciata mit lauter Quaterstuken gezihret, so sehr schön ist.

Nachmittag habe ich wollen den H. Nuncio besuechen, der sich aber entschuldiget, er seie schon bei dem Cardenal angesagt und auf den Abend zu einer Comedi von dem Duque de Terra Nova[4]) eingeladen. Bin umb 5 Uhr zu dem Grafen von Pötting, der sich zu seiner Abreis richtet; seind bis umb Neun in der Conversation bei einander gesessen.

— 5. Februar. — Ich bin den ganzen Tag zu Haus geblieben, weilen ich heindt einen unaussprechlichen Cathar bekommen, als daß man nit über die Gassen gehen kann, ohne daß man einen begießet und hundert Insolenzien verübet.[5]) Nachmittag hat mich der Marques Montejar und D. Diego Zapata[6]), Königl. Kammerpraesident besuechet.

— 6. Februar. — Ich habe den ganzen Tag und meinen Fasching zu Haus mit Lesen und Schreiben zuegebracht. Der neue venedische Potschafter Zen hat mich heundt frue empfangen und bitten lassen, ich wolle ihme Pfingsttag frue zu seiner function des Einritt meine familia und Wagen schicken. Gestert haben J. M. die Königin den D. Melchor de la Cueva, des Duque de Albuquerque Bruedern, zum General über die Schiffsarmada, und den D. Luis Henriquez,

---

[1]) Spazierplatz, Gang.
[2]) Romanze, Ton zu solcher Romanze.
[3]) Diskant- und Fistelsänger.
[4]) Diego de Aragon, Herzog von Terranova, Connetabel und Admiral von Sizilien, Oberstallmeister, † 1674.
[5]) Es war Faschingsmontag.
[6]) Don Diego Felipe Zapata de Mendoza, Graf von Barajas, Praesident der Hacienda (Finanzen).

des Almirante Sohn von zwanzig Jahren, zum Maestre de campo über die 800 Mann von Leibregiment, so in Catalona gehen, erklärt.

— 7. Februar. — Nachmittag habe ich den Marques Castel Rodrigo in der Florida besuecht. Er bauet noch stats an diesem Haus und Garten, so gar schön zuegericht und mobiliert ist, hat 5 oder 6 Zimmer nacheinander mit niderländischen Tapezereyen und Bilder, auf die lezt ein Alcova und zwei Zimmer, so wegen vier großen doppelten Thüren mit venedischen Gläsern und großen geschnitzten Ramen vor eins scheinen. In diesen Zimmern hat er niederländische Gemähl mit verguldten Ramen, marbsteinene Tisch mit geschnitzten verguldeten Fueßen, hülzerne verguldt und versilberte Mohren, so silberne Tazen tragen, Sessel und Portiren von rotten Samet mit seidenen guldenen Franzen. Von diesem Zimmer sihet man noch ein große filada[1]) von Zimmern hinein, in denen ich aber nit gewesen. Meinen Edlleuthen und Pagen hat er Confect, allerlei Wein und Wasser gegeben. Dieser Garten und Haus ligt an dem Rio Mançanares, also daß in Sommer er von seinen Zimmern aus den ganzen passeo sehen kann. Man sagt, der Luft seye sehr ungesundt alda und siht man es an ihme selbst, als der alleweil krank.

— 8. Februar. — Heunt frue hat der venedische Potschafter seinen Einritt gehabt. Ich habe selben in der Königl. Armería gesehen. Ehe er aber kommen, hat man mir unterschidliche Waffen, so sie aldar aufheben, gewisen. Die meisten bestehen in des Kaisers Caroli V. Curas, so er wol in Krieg als Turnieren gebrauchet. Die in Krieg haben alle ein kleines Bildl de la Assumption de Nuestra Señora. Man zeigt auch von Philipe II. III. y IV., sambt etlicher Prinzen Harnisch, Unterkleider und Decken vor die Pferdt, so sie zu unterschiedlichen Festen gebraucht haben. Das Curioseste meinen Gedanken nach waren zwei Waffen aus China, von Schiepen[2]) eines Meerfisch und allerlei Farben Panzer, so alles mit Fürneys angestrüchen. Man zeigt auch ein Senften, deren sich der Kaiser Carolus V. in Feld bedienet, darinnen geessen, geschrieben und geschlafen hat. Allerlei Wagen, so unterschidliche Vy-Reyes geschickt und vier Schlitten, so aus Niderland kommen sein. In einem kleinen Zimmer haben sie allerlei Gewehr, so aber nichts rares. Umb halbe Eins ist der Potschafter kommen, war aber nichts Particulares als wie in meinem Einzug. Die Königin hat befehlen lassen, daß kein Wagen als des pabstlichen Nuncii und meiner folge, auf daß kein Ungelegenheit entstehe, weilen aber ohne dies kein anderer da war als des Hollandischen Botschafter, hat man solchen mit gehen lassen. Dieser Potschafter hat einen Wagen von Venedig in 13 Pallen gebracht, er war von rotten bluembten Samet in- und auswendig, das Gestell gar woll et en relief geschnitzt, alles eußenwerg mit Bluemen und Ziraten gemacht und alles verguldt.

[1]) Reihe.
[2]) Schuppen.

— 9. Februar. — Heundt frue habe ich den Venedischen Pottschafter besuechet, der sehr mittelmäßig und allein mit Damasc in seinem Haus mobiliert ist. Von ihme bin ich zu dem Duque de Albuquerque und ihme etliche des Kaisers Interesse recommendirt, der mir gesagt, daß J. M. die Königin den Grafen Montecuculi mit einem Fürstentitel in Walschland und 3000 Ducados à 10 R de plata cala uno auf die nachst fallendte Lehen in Königreich Napoli angewisen, begnadet. Nachmittag habe ich bei J. M. der Königin Audienz gehabt und Ihnen vier papeles eingereicht. Das erste participirend dem Project, so Dannemark, Brandeburg, Braunschweig-Zell und Wolfenbütel und die Landtgräfin von Hessen mit Ihr. Kais. und Kön. Mt., auch Holland eingehen wollen, daß der Marques de los Balbaces und hollandischer ministre in Wien wollen: J. Kais. M. sollen den dritten Theil der Subsidien mit beitragen, dessen sie sich wegen der ohnedies schweren habenden Ausgaben entschuldigen und weigern. Das anderte war die noticia, daß die Kron Schweden und Churbrandeburg Ihre Anno 1666 gemachte Liga beede sich befleißen wollen, sich als mediatores zu den Fridenstractaten zu offeriren. Solte aber dero Interposition keinen Effect erreichen, solle jedem Theil freistehen, sich auf solche Seiten zu schlagen, die ihme belieben werde. Vermeinen also J. Kais. M., man solle keine Mittel und Weis sparen, beede diese Theil zu gewinnen. Das tritte Papel war wegen der Lottringischen Vasallen, so hier an diesem Hof leben, deren Guetter man confisciren und in die repressalien nehmen will mit dem Vorwand, sie waren anjiezo Unterthanen des Königs aus Frankreich, als welcher selbes Herzogthum vollig besitze, habe also remonstrirt, daß gleichfalls Frankreich das ganz Land frei besitze und man in Gefahr stehe, täglichen solche Länder und Ort im Reich zu verliehren, daß, wenn man dessen Unterthanen alle wolte vor Feind und franz. Vasallen erkennen, es ein großes Nachdenken und Praejudiz im Reich verursachen würde. Lezlich habe ich die Recommendationsschreiben von J. Kais. M. und Marques de los Balbares samt einem papel eingegeben, in welchem wegen des Grafen Tschernin alten Haus unter der seinigen Meriten den Tuson verlanget. Nach meiner hat J. M. die Königin den Conde de Aguilar umb die Gnadt daß, sie ihn zum Oberleutenant über dero Leibregiment gemacht, die Händt geküßt. Auf den Abend ist der Condestable zu mir kommen, mir das pesame[1]) wegen des verstorbenen Kindl zu geben.

[1]) Beileidsbezeugung.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Totenwacht.

Von **Richard Seyß-Inquart.**

König Gorme hält einsam Totenwacht
Im marmornen Krönungssaal.
Dort ruht auf der Bahre in schweigender Pracht
Jung Astrid, sein Eh'gemahl.

König Gorme blickt mit forschendem Sinn
Der Toten ins Angesicht;
Wie seltsam dünkt ihm die Königin
Im flackernden Kerzenlicht?

Wie leuchten die Wangen so märchenhold,
Wie lächelt ihr Mund so weh?
Wie lieblich fließt ihrer Locken Gold
Um der Stirne schimmernden Schnee?

König Gorme sinnt, in Gedanken tief,
Sein Herz tut müden Schlag;
Da ist ihm, als ob eine Stimme rief
Vom Sarg her, dumpf und zag:

„Jens Gorme, ein brennender Dornenreif
War die Krone auf meinem Haupt.
Du hast mich bewacht wie der lauernde Greif
Die Beute, die er geraubt.

Dein Szepter war mir ein harter Stab
Und der Purpur drückte mich schwer,
Mein Leben rann arm und finster ins Grab,
So nachtkalt und liebeleer.

Nur einmal schien mir der Sonne Strahl,
Und ich trank ihn mit lechzender Gier:
Der junge Jarl von Arendahl,
Der brachte die Sonne mir!

Der Einzige, dem Du blind vertraut,
Der hat Deinen Herd entweiht!
Er hat mir ins weinende Auge geschaut,
In mein ungemessenes Leid.

Das war ein Blick, — ich vergaß ihn nie
Und gab ihn flammend zurück!
Da wußte der Graf, wie das Herz mir schrie
Nach Lenzsturm und Mutterglück.

Und vor Jahr und Tag, als am wogenden Sund
Du gestritten um Krone und Reich,
Da hat er geküßt meinen rosigen Mund,
Meine Haare, seidenweich.

Da kam er geritten über das Moor
Und umschlang meinen zitternden Leib.
In jener Nacht, Jens Gorme, Du Tor,
Ward ich Arendahls seliges Weib!

Und der Knabe, den Dir mein Schoß gebar,
Ist Blut von seinem Blut!
Trägt er nicht Arendahls finsteres Haar,
Seinen trotzigen Wikingermut?" —

König Gorme hört schauernd die sündige Mär',
Sein Blut erstarrt zu Eis,
Dann wieder umfängt ihn, gewitterschwer,
Ein Glutstrom, fieberheiß.

Er sinnt und träumt, bis im Morgengrau
Der Tag durch die Halle rinnt
Und still um die tote, fürstliche Frau
Seine dämmernden Schleier spinnt.

Da schrickt Jens Gorme aus böser Not,
Den Kämmerer winkt er zur Stell'
Und gibt ihm ein feierlich Königsgebot,
Sein Wort klingt hart und hell:

„Die Großen des Reiches rufe herein!
Sie mögen in frommem Gebet
Ein Paternoster der Seele weih'n,
Die vor Gott, ihrem Richter, steht."

Der Kämmerer eilt. — Und es läuten bang
Die Glocken Jung Astrid zur Ruh',
Und es wallen die Großen mit düsterem Sang
Der schimmernden Bahre zu.

Voran ein Knabe, trotzig und stark,
Das Auge zu Boden gebannt,
Er sinkt in die Knie an der Mutter Sarg
Und hebt zum Gebete die Hand.

Und es folgt ihm ein Ritter, adlerkühn,
Sein Antlitz ist ernst und fahl.
König Gormes Augen blitzen und sprühn:
Das ist der von Arendahl!

König Gorme späht nach der Heldengestalt
Und er späht nach dem Prinzen hin,
Da tönt es wieder — mit Höllengewalt —
Vom Sarge der Königin:

„Der Knabe, den Dir mein Schoß gebar
Ist Blut von seinem Blut!
Trägt er nicht Arendahls finsteres Haar,
Seinen trotzigen Wikingermut?"

Und wieder blickt Gorme den Prinzen an
Und den Grafen in fiebernder Qual,
Und es hämmert sein Hirn in Verzweiflung und Wahn,
Seine Hand umklammert den Stahl,

Er zückt den Dolch — in Arendals Brust
Verbirgt sich sein blinkender Schein,
Dann stößt ihn der König voll mordender Lust
Dem Knaben ins Herz hinein — —

Ein Wehschrei gellt durch der Gäste Schwarm,
Der Estrich glüht blutigrot,
Graf Arendahl hält sein Kind im Arm
Und beide sind still und tot.

Der König starrt irre und spricht kein Wort,
Die Edlen drängen und flieh'n. — — —
Im Sarge — umschauert von Haß und Mord —
Ruht lächelnd die Königin.

Umschau.

Aus Zeitschriften. — Der Elsässer P. Leo Wieger S. J., Missionär in Südost-Tscheli, der bedeutendste katholische Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, erzählt in den „Katholischen Missionen“ (Januarheft 1912: „Forschergänge eines gelehrten Jesuiten“) von seinen Erlebnissen in China und Japan auf der Suche nach seltenen Literaturschätzen. Der Gelehrte beabsichtigt nämlich, eine allgemeine Geschichte der chinesischen Literatur mit vollständiger Bibliographie zu schreiben, und wollte daher feststellen, was von den Schätzen der Vorzeit noch erhalten ist und was nicht. Zu diesem Zwecke unternahm er eine Rundfahrt zu den berühmtesten Büchereien und Archiven des Ostens. Über Zikawei, die bücherreiche Zentrale der französischen Jesuitenmission in China, ging sein Weg nach Japan, das seine Kultur, Wissenschaft und Schrift ja von China entlehnt und jahrhundertelang in engster geistiger Beziehung zum Reich der Mitte gestanden hat. Die Bibliotheken der kaiserlichen Hochschule und der Universitäten von Waseda und Keio standen dem Forscher offen, es bestätigte sich jedoch seine Vermutung, daß die eigentlichen Seltenheiten sich in der Bibliothek der alten Schogune befinden müßten. Auch zu dieser Bibliothek erhielt P. Wieger Zutritt und Kataloge, aber nun stellte es sich heraus, daß die wertvollsten Bücher nicht hier, sondern in der Bibliothek der „Tigerpforte“, das heißt der streng reservierten Privatbibliothek des Mikado, aufbewahrt werden. Mit einiger Schwierigkeit gelangte P. Wieger bis zum Historiographen der kaiserlichen Familie, der ihm erklärte, die gesuchten Werke seien unter der Obhut des kaiserlichen Hofmarschalls und niemand, auch kein einheimischer Gelehrter, erhalte je Zutritt zur kaiserlichen Bibliothek. Zum größten Erstaunen des Historiographen fand P. Wieger sich in den Katalogen zurecht, die ihm auf seine Bitte gereicht wurden, und sagte dann sehr höflich, er begreife, daß ihm der Zutritt zur Bibliothek verweigert werde, aber er sei eigens nach Japan gekommen, um diese Bücher einzusehen, und müsse nun daheim sagen, daß seine Reise vergeblich gewesen. „Der Pfeil hatte den Japaner mitten ins Herz getroffen. Hah, dieser Ausländer würde bitter enttäuscht von dannen gehen und drüben sagen, daß die japanische Seele doch nicht die großherzigste aller Seelen und die Japaner doch nicht die gefälligsten Menschen der Welt seien, hätten sie doch einen Gelehrten der zu Forschungszwecken eigens die weite Reise zu ihnen gemacht, abschlägig beschieden und hinauskomplimentiert.“ Der Historiograph erklärte plötzlich, er wolle doch noch mit dem Hofmarschall sprechen, und am Tage darauf hatte P. Wieger die Erlaubnis in Händen, in der kaiserlichen Bibliothek arbeiten zu dürfen. „Pünktlich fand ich mich bei der ‚Tigerpforte‘ ein,“ schreibt er; das

Personal war von meiner Ankunft verständigt. Man stellte mir für die Zeit meines Aufenthaltes das Kabinett eines Archivisten zur Verfügung. Ich gab an, was ich wünschte. Fünf Minuten später lag das Buch auf meinem Tisch. Mittlerweile waren sämtliche Beamten still in das Zimmer eingetreten und standen an den Wänden herum mit dem Ausdruck der lebhaftesten Neugier in ihren Zügen. Was wird der Europäer tun? Das war die Frage, die auf allen Gesichtern lag. Man muß nämlich wissen, daß für sie die chinesische Sprache, für welche sie eine fast abgöttische Verehrung haben, eine außerordentlich schwierige Sprache ist, da sie den ganzen chinesischen Satzbau förmlich umkehren müssen, um ihn zu verstehen. Ich begriff meine Lage vollkommen. Nachdem ich das kostbare Buch mit beiden Händen ehrfurchtsvoll emporgehoben, öffnete ich es, schlug eine Abhandlung über chinesische Alchimie auf und gestattete mir den Luxus, denselben in chinesischer Art, daß heißt halblaut im Sing-Sang-Ton zu lesen. Im nächsten Augenblick hatte ich das ganze Personal hinter meinem Rücken, wo es mit den Augen meiner Lesung im Buche folgte. Selbst die kleinen Tee-einschenker waren herbeigelaufen, um das Wunderding zu sehen. Ich sagte so obenhin auf englisch: ‚Heutzutage konstruiert man die Glaskolben (Retorten) anders, als sie hier gezeichnet sind, und die chemische Verbindung wird anders formuliert, als hier auf dieser Seite erklärt wird.‘ Es war klar, der Europäer der den Text so leichtlich herunterlas, verstand ihn auch. Nun gab es eine wahre Explosion des Erstaunens. ‚Shinano‘ (es ist ein Chinese). — Nein, ‚Doitsuno kakushi‘ (es ist ein deutscher Doktor). — ‚Sensei‘ (es ist ein Gelehrter). Die ovalen Äuglein der kleinen Teeeinschenker waren vor Verwunderung ganz rund und ich war mit einem Schlage der Tagesheld der ‚Tigerpforte‘ geworden. Einige Augenblicke darauf zogen sich alle bescheiden zurück und ich war von respektvollem Schweigen umgeben. Um meine Zeit gut auszunützen, arbeitete ich täglich 30 bis 40 Bände durch. Alles, was ich verlangte, wurde mir sofort gebracht. Nach drei Tagen sagte mir der Bibliothekar im Vertrauen: ‚Es sind noch andere geheime Kataloge vorhanden; falls Sie dieselben zu sehen wünschen, stehen sie Ihnen zur Verfügung.‘ Natürlich wollte ich sie sehen und meine Hefte füllten sich mit kostbaren Notizen aller Art.“ Einen Monat lang arbeitete der deutsche Gelehrte in der kaiserlich-japanischen Bibliothek. Die Beamten blieben von liebenswürdigster Zuvorkommenheit und holten sich häufig bei ihm Auskunft über die chinesische Literatur, wobei sie ihm manchmal Fragen stellten wie zum Beispiel: „Welche Ähnlichkeit und Unähnlichkeit besteht zwischen dem deutschen Dichter Goethe und dem chinesischen Poeten Li-tä-pä?“ Als einzigen Beweis der Dankbarkeit erbaten die Bibliotheksbeamten ein Exemplar von P. Wiegers Werk, sobald es erschienen sein werde. — Nicht minder interessant war ein Besuch des Gelehrten im berühmten taoistischen Tempel und Kloster Pä-yüm-koan in China, zu dem die Lazaristen von Peking ihm den Zutritt erwirkt hatten. Der Vorsteher des Klosters, eines aus dem 15. Jahrhundert stammenden prächtigen Baues, empfing den Fremden liebenswürdig, aber nicht ohne Mißtrauen. Nach Austausch der in China üblichen Höflichkeitsphrasen fragte P. Wieger nach der Bibliothek und der Chinese führte ihn zu einem Schranke, in dem sich nur die gewöhnlichen Gebetbücher der Mönche befanden. „Jetzt war der Augenblick, meinen Trumpf zu spielen,“ erzählt P. Wieger. „Ich war nämlich in der kaiserlichen Bibliothek von Tokio auf einen alten Bücher-

katalog gestoßen, der, Gott weiß wie, sich dahin verirrt hatte, und wußte also Bescheid. ‚Nicht die kleine Bibliothek,‘ sagte ich gelassen. ‚Vor 80 Jahren ist von der großen Bibliothek Ihres Tempels ein vortrefflicher Katalog gemacht worden.‘ Bei diesen Worten wechselte der Vorsteher seine Farbe und der alte Mönch, der ihn begleitete und in dem ich gleich den Gelehrten des Klosters vermutet hatte, verschlang mich fast mit seinen Blicken.“ Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Katalog gebracht, P. Wieger aber verlangte nun auch die Bibliothek selbst zu sehen. Mit größter Liebenswürdigkeit lud der Vorsteher ihn ein, doch zuerst zu frühstücken, wahrscheinlich, um inzwischen einige Bücherschätze beiseite schaffen zu lassen; aber P. Wieger ließ sich nicht überlisten und bestand auf seinem Wunsche. Nun wurden zwei Novizen herbeigerufen und beauftragt, die Fensterläden im oberen Pavillon zu öffnen. Sie verschwanden durch eine Seitentür und der Pater eilte ihnen sofort nach, um konstatieren zu können, in welchem Zustande die Bibliothek sich gewöhnlich befinde. Er fand einen recht verstaubten Saal, an dessen Nordwand vier sehr große, mit gelben Papierstreifen versiegelte Schränke standen. Die Siegel wurden geöffnet und der deutsche Gelehrte stand vor deren Inhalt. „Es sind herrliche, in gelbe Seide gebundene alte Werke aus der Zeit der Mings. Vor den Augen des Vorstehers und seines Gelehrten machte ich meine Feststellungen und Notizen, wobei ich die Bände ehrfürchtiglich in die Hand nahm und mit zärtlicher Sorgfalt aus ihren Kasten herauszog und zurückstellte. Die beiden Chinesen waren sichtlich gerührt und gewonnen durch die Liebe, die ich den kostbaren Scharteken erwies. .... Die Bände gesehen zu haben, war schon etwas. Aber ich verlangte mehr. Es fanden sich hier Sachen, die ganz einzig, unbekannt, ja ungeahnt waren.“ P. Wieger fragte daher, ob einige dieser Bände kopiert werden könnten, und zwar von den Mönchen selbst und gegen gute Bezahlung. Der Vorsteher ging darauf ein und versprach, eine buchstäblich genaue Kopie der gewünschten Bände anzufertigen, P. Wieger solle ihm nur sagen, in welchem Kasten der Bibliothek sich die Bücher befinden, er selbst kannte seine Bibliothek nämlich so gut wie gar nicht! Die Redaktion der „Katholischen Missionen“ bemerkt dazu, daß der Chinese sein Wort gehalten und vorzügliche Abschriften geliefert habe. „So hat P. Wieger ein Material zusammengebracht, wie es sich wohl noch nie in den Händen eines Sinologen befand. Es gilt, dasselbe jetzt noch endgültig zu bearbeiten.“

Auch P. Dahlmann S. J. weiß in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (1911, Heft 10: „Ein historischer Fund in der Kaiserlichen Universitätsbibliothek von Tokio“) von einem interessanten Buche zu erzählen, bei dessen Durchforschung P. Wieger ihm behilflich war. Ein junger Japaner, stud. jur. Jasuda, brachte ihm eines Tages die sorgfältig angefertigte Kopie eines halb chinesisch, halb japanisch abgefaßten Manuskriptes, das er in der Universitätsbibliothek von Tokio gefunden hatte. P. Dahlmann konstatierte, daß der chinesische Teil einen nach Fragen und Antworten gegliederten kurzen Unterricht über Gott enthielt, während der japanische Teil Erklärungen zu Bildern gab, die Gegenstände der heiligen Messe darstellten. Genaueres mußte sich aus dem Originalmanuskript ergeben, das ihm die Universitätsbibliothek bereitwillig zur Verfügung stellte. In den einleitenden Worten zu dem Manuskript sagt der Schreiber: „Seit einigen Jahren haben sich die Handels-

beziehungen Japans zum Ausland vorteilhaft zu entwickeln begonnen. Das wird zur Folge haben, daß die christliche Religion bald nach Japan kommen wird. Diese Religion ist über der ganzen Erde und bei allen Völkern verbreitet. Wenn diese christliche Religion in unser Land kommen wird, so wird das der Lehre Buddhas den Todesstoß geben. Darum beeile ich mich, schon jetzt etwas von der christlichen Lehre kennen zu lernen. Aber es ist sehr schwer, ein Buch darüber zu erhalten. Denn bis zur Stunde ist die christliche Religion und sind alle Bücher über die christlichen Lehren und Gebräuche verboten. Kürzlich fiel mir nun eine kleine Schrift in die Hände und ich entdeckte darin einen Unterricht über die christliche Religion. Einiges kann ich verstehen, anderes ist mir noch unverständlich. Ich mache mir daher diese genaue Abschrift." Diese Abschrift, welche Bilder und Schriftzeichen getreulich wiedergibt, muß im Jahre 1860 oder 1861 entstanden sein, als die alten Gesetze gegen die christliche Religion noch in voller Kraft waren. Aus dem Inhalte aber wurde P. Dahlmann nicht recht klug; er wandte sich daher an den gerade damals in Tokio weilenden P. Wieger, und dieser erklärte nach eingehender Prüfung des Manuskriptes: „Was Sie vor sich haben, ist ein Unikum. Es ist nicht mehr und nicht weniger als der älteste, bisher ganz unbekannte Zeuge des volkstümlichen katechetischen Unterrichts, wie er seit den Tagen des P. Matteo Ricci, des Begründers der Mission, in China gegeben wurde." Das Schriftchen, nach dem die Abschrift gemacht worden ist, stammt aus dem Jahre 1619 und stellt den ältesten volkstümlichen chinesischen Katechismus vor, die erste praktische Einführung in die christliche Lehre, in einfacher Mandarinsprache abgefaßt. „Die Darstellung gibt uns einen Einblick in die Art und Weise, wie man schrittweise vorging, um allmählich in die erhabensten Geheimnisse des Glaubens einzuführen ... Man kann die schlichten Ausführungen nicht lesen, ohne von innerer Bewegung ergriffen zu werden bei dem Gedanken, daß durch den Mund dieses anspruchslosen Zeugen der christlichen Wahrheit die Gnade des Weltheilandes zu einem der ältesten und größten Völker der Erde zu reden beginnt." Von wo und wie kam nun dieser älteste chinesische Katechismus nach Japan? Nach dem Dialekt, dessen sich der Verfasser bedient, bestimmte P. Wieger Macao als den Ort der Abfassung des Büchleins. Macao war gegen Ende des 16. Jahrhunderts Ausgangspunkt und Hauptstützungspunkt für das Apostolat in China und Japan und Ort der großen Jesuitenniederlassung Sao Paulo. Einem der Missionäre von Macao muß das Büchlein gehört haben, mit ihm ist es nach Japan gekommen, mit ihm ist es in den Zeiten der Verfolgung im 17. Jahrhundert in die Hände der Verfolger gefallen, wie sich aus dem zweiten, in japanischer Sprache abgefaßten Teil des Manuskriptes schließen läßt. Dieser zweite Teil enthält nämlich nicht, wie P. Dahlmann anfänglich meinte, eine volkstümliche Belehrung über heilige Geräte und geweihte Gegenstände, sondern Angaben darüber, wie und woran man einen Missionär erkennen könne. Das Schriftchen war also eine Art richterliches Inquisitionsinstrument, das dazu dienen sollte, Missionäre zu identifizieren und Christen ausfindig zu machen. „Am leichtesten konnte der Missionär erkannt werden an dem Altargeräte, das er bei sich führte, kurz, an dem kleinen Inventar seiner armseligen Habe, die er verborgen von Ort zu Ort trug. Die Beschreibung eines solchen Inventars liefern die Bilder. Daß diese

Beschreibung auf einer Mischung von halbem Wissen und von Unkenntnis beruht, dafür liefert fast jede Erklärung einen köstlichen Beleg .... Das Durcheinander der Gegenstände, die dargestellt werden, zeigt, daß man kein Verständnis von den Dingen hatte, die man gefunden. Man half sich mit unzureichenden Erklärungen, die man Christen abpreßte, welche ihren Glauben verleugnen mußten, und entstellte noch obendrein das gerichtliche Ergebnis." Das nächste Blatt nennt die Namen der vier religiösen Orden, die in China und Japan wirkten: Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, macht aus ihnen aber „vier Sekten der christlichen Lehre". Auch eine Liste christlicher Tauf- und Heiligennamen ist beigefügt; den Abschluß des Ganzen aber bildet die vorgeschriebene Abschwörungsformel, durch welche die Christen ihrem Glauben entsagen mußten. — Über den Verfasser des Katechismus, der den ersten Teil des interessanten Schriftstücks bildet, läßt sich nichts Näheres erforschen. Eine Bemerkung am Schlusse des Büchleins nennt als „Erklärer" einen gewissen Ki. — P. Wieger folgert nun: „Wenn Ki einen europäischen Namen vertritt, so muß sich derselbe unter den Missionären aus der ersten Epoche der chinesischen Mission finden. Allen nach China kommenden Patres und Brüdern wurde ein chinesischer Name aus den in China gebräuchlichen Familiennamen gegeben", und zwar ein Name, welcher der ersten Silbe des europäischen Namens am nächsten kam. Der Name des „Erklärers" muß also mit Ki angefangen haben. Und da erinnert P. Wieger an den böhmischen Pater Wenzeslaus Kirwitzer, der als Begleiter des P. Schall 1622 nach Macao kam und schon 1626 dortselbst starb. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er es, der sich dieses Katechismus bei Erklärung der christlichen Religion bediente. Nach seinem Tode ist das Büchlein dann mit einem todesmutigen Glaubenszeugen nach Japan gekommen, als bereits die Christenverfolgung ausgebrochen war. In den Wandlungen, die das Schriftstück durchgemacht, spiegelt sich der Wandel einer dreihundertjährigen Epoche wieder.

Nicht vielen Lesern dürfte es bekannt sein, daß der erste Anstoß zur Abhaltung Eucharistischer Kongresse von einer Frau ausging. Hanny **Brentano** berichtet hierüber in der Revue „Österreichische Frauenwelt" (1912, Heft 2: „Der Ursprung der Eucharistischen Kongresse"), indem sie das Wirken dieser Frau, der Französin Therese Tamisier, schildert. Über die Lebensumstände des Frl. Tamisier ist wenig bekannt, da sie aus Demut nichts über ihre Persönlichkeit und ihre Tätigkeit in die Öffentlichkeit dringen ließ; selbst ihr Name wurde verschwiegen, wenn man von den Eucharistischen Kongressen sprach, und erst nach ihrem kürzlich erfolgten Tode erfuhr die katholische Welt, wem sie im Grunde genommen die Eucharistischen Weltkongresse, diese großartigen Manifestationen des Glaubens, zu verdanken hat. Ohne eigentlich an die Veranstaltung von Kongressen zu denken, wollte Therese Tamisier die Andacht zur heiligen Eucharistie in irgend einer Weise beleben; sie verfiel auf den Gedanken, Wallfahrten nach eucharistischen Gnadenorten zu propagieren. Diese Idee fand den Beifall ihres Seelenführers, des klugen Abbé Chevrier, und wurde von dem Kreise Gleichgesinnter, der sich um Frl. Tamisier allmählich gesammelt hatte, mit Begeisterung aufgegriffen. Der fromme Prälat Louis Gaston de Ségur sagte bereitwillig seine Hilfe zu und im Frühling 1874 fand eine eucharistische Wallfahrt zur Heiligen-

kreuzkapelle von Avignon statt. Am 4. August desselben Jahres versammelte sich eine Anzahl von Verehrern der heiligen Eucharistie beim Bischof von Belley Richard, dem späteren Erzbischof von Paris, um zu beraten, was geschehen könnte, um die eucharistische Andacht im Volke zu stärken, — es war also eine Art Miniaturkongreß, dessen Teilnehmer noch keine Ahnung davon hatten, daß ihr Beisammensein der bescheidene Vorläufer war zu internationalen Zusammenkünften größten Stils. Einige Zeit nach dieser Beratung sprach Msgr. Mermillod, der von der Bundesregierung aus der Schweiz verbannte Bischof von Genf, und Frl. Tamisier die bedeutsamen Worte: „Um diese Ideen zu prüfen und die Mittel zu ihrer Ausführung zu studieren, wird man an einen Eucharistischen Kongreß denken müssen; heutzutage richtet man ohne Kongresse auf keinem Gebiete etwas aus.“ — Während der folgenden Jahre wurden in Frankreich bald hier, bald dort eucharistische Wallfahrten mit daran schließenden Beratungen veranstaltet. Frl. Tamisier nahm an den meisten von ihnen teil, arbeitete nach Kräften bei den Vorbereitungen und der Propaganda mit, war aber noch nicht zufrieden: ihr schwebte eine größere, allgemeinere Glaubenskundgebung vor. Der Kreis ihrer Anhänger wuchs; immer mehr kirchliche Würdenträger interessierten sich für ihre Ideen, auch der Papst erfuhr davon. Dennoch schien die Ausführung dieser Ideen noch unmöglich; weder in Frankreich noch in Belgien, wohin Fräulein Tamisier selbst reiste, ließ sich ein Ort finden, der zu Abhaltung eines solchen Kongresses geeignet gewesen wäre. Aber man verzagte nicht: am 17. Januar 1881 fand bei Msgr. de Ségur eine Beratung statt, in welcher beschlossen wurde, trotz — oder gerade wegen — der religiösen und sozialen Krisen, die über Frankreich hereingebrochen waren, an der Idee der Eucharistischen Weltkongresse festzuhalten, in aller Stille ein Programm auszuarbeiten und Teilnehmer zu werben. Plötzlich aber verlor der greise, von körperlichen Leiden schwer heimgesuchte Msgr. de Ségur allen Mut und erklärte die Ausführung des Planes für unmöglich. Und doch war sie näher als er ahnte: wenige Tage, nachdem er an Frl. Tamisier einen mutlosen Brief geschrieben, kam die Nachricht aus Lille, man sei dort bereit, „noch im Laufe des Sommers einen Internationalen Eucharistischen Kongreß abzuhalten, die Sache lasse sich ganz leicht machen, wenn man das Programm etwas vereinfache; es komme weniger darauf an, Großes zu bieten, als darauf, endlich einmal einen Anfang zu machen“. Msgr. de Ségur faßte wieder Mut; in Lille und in Paris arbeitete je ein Komitee mit Feuereifer, die in kürzester Zeit schier Unglaubliches leisteten. Msgr. de Ségur war es nicht beschieden, das Erblühen jahrelanger frommer Hoffnungen zu erleben: „Wenige Tage vor dem Kongreß, am 9. Juni 1881, schied er aus diesem Leben, ein Alleluja auf den Lippen. Noch auf dem Krankenlager hatte er die Einladungsschreiben an verschiedene Kirchenfürsten unterzeichnet. Therese Tamisier aber war es vergönnt, nicht nur dem Kongreß von Lille, diesen bescheidenen Anfang einer endlosen Reihe glänzender Veranstaltungen, zu erleben, sondern sich auch überzeugen zu dürfen, daß ihre Idee schnell in der ganzen Welt Fuß faßte und daß die Eucharistischen Weltkongresse eine Einrichtung geworden sind, die wir uns aus dem katholischen Leben nicht mehr fortdenken können.“

„Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutschen Universitäten“ erzählt Professor Anton Chroust in „Über den Wassern“

(IV. Jahrgang, Heft 25) allerlei Interessantes. Die ältesten deutschen Universitäten, Prag, Wien, Krakau, Heidelberg, Köln und Erfurt, waren nach dem Muster der Pariser Universität gebildet: es fehlten weder die vier Fakultäten noch die vier Nationen, ebenso waren die Bursen von Paris nach Deutschland verpflanzt worden. Diese Bursen waren ursprünglich Wohltätigkeitsanstalten, die aus frommen Stiftungen hervorgegangen waren und den armen Scolaren sowie den beaufsichtigenden Lehrern Wohnung und Lebensunterhalt für geringes Entgelt oder ganz umsonst boten. Allmählich fingen die Universitätsbehörden an, das Aufkommen solcher Bursen, deren Vorteile sie erkannten, zu begünstigen, so daß die ganze Entwicklung schließlich dahin zielte, die Universität in eine Anzahl von Konvikten oder Internaten aufzulösen, in der Art wie das in den englischen „Colleges" noch heute geschieht. Die Bursen haben großen Einfluß auf das mittelalterliche Universitätswesen ausgeübt: „Sie haben es dem Mittellosen erleichtert, die langen Studienjahre zu überstehen, sie haben bei Lehrern und Schülern die Einfachheit der Lebensführung auch dann erhalten, als im 15. Jahrhundert der zunehmende Wohlstand in allen Ständen zu Genußsucht und Verschwendung führte, sie haben den geistigen Wechselverkehr zwischen Lehrenden und Lernenden, die derselbe Tisch speiste, dasselbe Dach deckte, beständig gemacht und haben, wie sie selbst nur auf Grund des ehelosen Lebens der Lehrer und Schüler bestehen konnten, vor allem beigetragen, der Universität in ihrer äußeren Erscheinung ein kirchliches Gepräge, das ja nicht zum geringsten Teil auf dem Zölibat beruhte, auch dann noch zu bewahren, als die Wissenschaft, die hier gelehrt wurde, aus einer Dienerin der Kirche längst zu einer selbstständigen Macht geworden war." Jeder Scolar mußte sich gleich nach der Immatrikulation einer Burse oder einem Kollegium anschließen; ausgenommen waren nur vornehme Standespersonen, hohe kirchliche Würdenträger und solche Studenten, die bei ihren Eltern wohnten. Nach einer grotesken, oft in Roheit ausartenden Zeremonie wurde der „Bachant" — so hieß der, der zum erstenmal die Universität bezog, — in die Gemeinschaft der Konbursalen aufgenommen und hatte sich nun um jene Vorlesungen zu kümmern, die für die Erlangung des ersten akademischen Grades nötig waren. Die wichtigsten Kollegien wurden vormittags gelesen, zuweilen schon von 5 Uhr früh an, die übrigen nachmittags; Donnerstag und Sonntag waren ganz frei, an den Samstagen fanden die Disputierübungen statt. „Für das Verhalten in der Vorlesung gibt es zahlreiche Vorschriften, der Scolar soll seinen Text, den der Magister erklärt, aufgeschlagen vor sich haben; zum mindesten sollten drei zusammen einen solchen besitzen. Bänke in den Hörsälen waren zu Anfang ein unbekannter Luxus, noch das älteste Wiener Universitätssiegel zeigt die Scolaren vor dem Katheder auf dem Boden sitzend. Späterhin ist es ein Ehrenvorzug, in der ersten Bank zu sitzen (Grafenbank), der aber durch eine höhere Einschreibegebühr erkauft werden mußte. Während der Vorlesung sind Zeichen des Beifalls und des Mißfallens untersagt, die Scolaren sollen sich — so sagen die Statuten — verhalten wie schweigsame Jungfrauen." — Bevor der Scolar nach zwei Jahren, während derer er sich den sogenannten artistischen Studien widmete, zur ersten Prüfung zugelassen wurde, mußte er schwören, daß er seine Schulden bezahlt und die Vorlesungen pünktlich besucht habe und daß er sich an den Examinatoren nicht rächen werde! Es war ratsam, die prüfenden Magister noch vor der

Prüfung zu einem Schmause zu laden, um sie günstig zu stimmen. Nach bestandenem Examen wurde der Scolar zum Baccalarius und studierte nun zwei weitere Jahre auf die Magisterprüfung. Hatte er diese glücklich hinter sich, so wurde er nach Ablauf einer bestimmten Frist vollberechtigtes Mitglied der Fakultät und konnte die ordentlichen, das heißt für die Prüfung geforderten Vorlesungen halten. Daneben konnte er sich nun den theologischen oder juristischen Studien zuwenden, die nach sechs bis zehn weiteren Jahren „zum Gipfel aller akademischen Größen emporführten, zum Doktorat der Theologie. Wie selten aber ein derartiges Ereignis war, lehrt die Umständlichkeit und das große Aufheben, das man von einer solchen übrigens sehr kostspieligen Doktorpromotion machte. In Wien versammelten sich Rektor und Dekane, Magister und Scolaren vor dem Hause des Doktoranden und geleiteten ihn in feierlichem Zuge unter dem Schall der großen Glocke nach der Stephanskirche. Im Beisein des Hofes und der städtischen Behörden eröffnete der Kanzler der Universität, dem als Vertreter der geistlichen Gewalt die Erteilung der Lizenz nach erfolgter Billigung des Kandidaten durch die Fakultät zustand, mit einer Ansprache an den Doktoranden die Feierlichkeit. Auf des Kanzlers Aufforderung besteigt jener das Katheder und bittet um Erteilung der Abzeichen der Doktorwürde, worauf er dem Promotor Platz macht, der ihn zum Doktor proklamiert. Dann erheben sich alle anwesenden Doktoren der Theologie von ihren Sitzen und bilden einen Kreis um den Doktoranden, der dann knieend die Abzeichen der Würde entgegennimmt: das aufgeschlagene Buch als Sinnbild der Lehre und Forschung, den Bruderkuß zum Zeichen der Eintracht und das Doktorbarett als Abzeichen der erlangten Würde. Dann besteigt der neue Doktor nochmals das Katheder und hält einen Vortrag. Unter Trompeten- und Paukenschall und Glockengeläute wird er feierlich nach Hause geführt. Den Abschluß der Feierlichkeit bildete der Doktorschmaus, bei dem es so hoch herging, daß das Konzil von Vienne eine obere Grenze der aufzuwendenden Summe festsetzte.“ — Nicht weniger prunkvoll war die Promotion der Juristen: „Als ein Italiener 1463 zu Basel die juristische Doktorwürde erlangte, veranstaltete er neben anderen Festlichkeiten sogar ein Turnier auf dem Münsterplatz. Eine einzige juristische Promotion zu Wittenberg zieht sieben Schmäuse nach sich; an einem davon nehmen auch die Damen der Universität teil, nach dem Mahle wird getanzt.“ Festschmäuse gab es auch sonst recht häufig, da alle feierlichen Universitätsakte, Versammlungen und Wahlen mit einem Schmause beschlossen wurden. „Bei der Durftigkeit des mittelalterlichen Alltagslebens, bei der durchschnittlichen Armut von Lehrern und Schülern waren die Schmäuse für viele die einzige Gelegenheit, sich einmal gütlich zu tun.“ Denn an gewöhnlichen Tagen gab es in den Bursen nur zwei Mahlzeiten, bei denen Grütze, Gemüse und mageres Rindfleisch die Hauptrolle spielten. An Gelegenheit zur Abhärtung fehlte es auch sonst nicht: die Schlafzimmer, in denen zehn bis zwölf Scolaren schliefen, waren unheizbar man stand sehr früh auf und ging früh zu Bett; um 8 oder 9 Uhr abends wurde die Burse geschlossen und der Vorsteher nahm den Haustorschlüssel in Verwahrung. Wer zu spät heimkam, mußte eine Geldstrafe entrichten, ebenso derjenige, der sich im Umgang statt der lateinischen der deutschen Sprache bediente oder der sich unbefugter Weise in der Küche aufhielt; auch auf verschiedene andere Übertretungen standen Geldstrafen; wer beim Ein- oder Aus-

steigen durchs Fenster ertappt wurde, zog sich eine strenge Strafe zu. War der Vorsteher einer Burse zu nachsichtig, so verbot der Rektor den Scolaren, in dieser Burse zu wohnen. — Eine sehr wichtige Persönlichkeit war der Pedell. „Er übt im Namen des Rektors die Polizeigewalt über alle Angehörigen der Universität, er hat die Aufsicht über den Karzer, besorgt die Ladungen, fahndet auf Nachtschwärmerei und nimmt Verhaftungen vor. Seine Entlohnung für eine so vielseitige Tätigkeit findet er in einer Prämie für jede Anzeige, außerdem in einer Kollekte, zu der alljährlich alle Universitätsangehörigen nach festen Sätzen beizutragen haben. Der entsprechenden Bestimmung fügen die Wiener Statuten von 1389 noch bei: ‚Aber alle ermahnen wir, besonders aber die Adeligen und die sich wie Adelige halten, daß sie noch über den bestimmten Ansatz hinaus sich dem Pedell nobel und freigebig erweisen mögen.‘ Er war in der Tat ein vielgeplagter Mann, namentlich auf den großen Universitäten wie Wien, Köln, Leipzig, Erfurt, wo einige Tausend Studenten unter seiner Obhut standen. Nicht seine geringste Mühe war es, darüber zu wachen, daß die Mandate des Rektors wegen der Kleiderordnung und wegen des Waffentragens gehörige Beachtung fanden; denn dem Klerikus, dem halbgeistlichen Studenten, standen weder weltliche Kleider noch blanke Waffen an.“ Die Wiener Studenten durften erst 1513 nach einer großen Universitätsfehde den langen, dunklen, umgürteten Ärmelrock und die „Gugel“, eine Art Kapuze, gegen weltliche Tracht eintauschen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts drang die französische Hoftracht auf den deutschen Universitäten ein, bis der Umschlag kam: das Naturburschentum, zu dessen Zeiten die Studenten in Jena mit Schlafrock und Nachtmütze ins Kolleg wanderten. In Bezug auf das Waffenverbot war man in Wien am strengsten, während auf anderen Universitäten ein Auge zugedrückt wurde, solange es nicht zu Mord und Totschlag kam. Das Duell ist erst am Ende des 16. Jahrhunderts aus Frankreich nach Deutschland herübergekommen und hat im 18. Jahrhundert an den norddeutschen Universitäten seinen Höhepunkt erreicht. „Erst als die Not des Vaterlandes den Studenten zu ernstem, heiligem Zweck die Waffen in die Hand drückte, brach jene höhere Auffassung von Mannesmut und Mannesehre sich Bahn, die auf den Schlachtfeldern sich bewährt hatte.“

„Religiöse Zeichen im Sozialismus“ meint die protestantische Zeitschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart“ (1911, Heft 12) zu bemerken. Es heißt da: „Ein recht erfreuliches Zeichen der Zeit dafür, daß der als neue Religion gepriesene Sozialismus nicht imstande ist, das menschliche Herz auf die Dauer zu befriedigen, zeigt das Beispiel des Züricher sozialdemokratischen Pfarrers Pflüger. Die Tatsache, daß dieser bedeutende und in Versammlungen so gern gehörte sozialdemokratische Redner in seiner Kirche statt Gottes Wort — Politik predigte, hatte zur Folge, daß sich Pflügers Kirche mehr und mehr leerte, weshalb er sein Pfarramt aufgab und sich in den Großen Rat wählen ließ. Er empfahl zu seinem Nachfolger einen Gesinnungsgenossen aus Winterthur. Aber was geschah? Die Arbeiter wählten den vorgeschlagenen Pfarrer nicht, sondern einen positiv gläubigen Pfarrer und für zwei andere Stellen zwei gleichfalls positive, christlichsoziale Pfarrer. Und mit welcher Erklärung? Pflüger ist uns als Genosse lieb und wert, als Pfarrer ist er uns nicht ‚religiös genug‘. Also auch des Arbeiters Herz ist unruhig, bis es ruht — in Gott.“ — Interessant ist auch ein an derselben Stelle wiedergegebenes

sozialdemokratisches Urteil über Jatho[1]): „Der sozialdemokratische Schriftsteller Mehring schreibt in der ‚Neuen Zeit‘: ‚Die Kirche ist so wenig eine Zwangsanstalt wie die Partei; sie kann niemand zum Eintritt zwingen und niemand am Austritt hindern. Sie verlangt nur von allen, die ihr angehören, die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften, wie die Partei von jedem, der ihr angehört, die Verpflichtung auf das Programm verlangt. An sich wäre es ja schön und würde uns eine schwere Arbeit abnehmen, wenn nun die alte Kirche zerstört würde; mit der neuen Kirche, die man auf ihren Trümmern errichtete, würden wir im Zeitraum einer Nachmittagspredigt fertig werden.“ So richtig schätzen die Feinde der Kirche die Haltlosigkeit der neuprotestantischen Lehren ein!

Wie sehr das kirchliche Leben der Protestanten darniederliegt, zeigt auch eine Notiz im „Pastor bonus“ (XXIV. Jahrg., Heft 4: „Zur religiösen Bewegung“), der wir folgendes entnehmen: „Aus einer Denkschrift des Kieler Konsistoriums über das kirchliche Leben in Schleswig-Holstein (1,504.339 Protestanten und 45.000 Katholiken) erfahren wir, daß in Schleswig von 100 Personen etwa 6, in Holstein 1·76 Prozent, in Lauenburg 4·85 Prozent Sonntags zur Kirche gehen. 1908 gingen ohne Konfirmanden und deren Angehörige 16·4 Prozent zum Abendmahl. Im Jahre 1890 waren in Kiel noch 106, 1908 nur mehr 36 Theologiestudierende. Die Zahl der ungetauften Kinder ist 7·12 Prozent, der wilden Ehen 10·52 Prozent. 25 Prozent der Gestorbenen wurden nicht kirchlich beerdigt.“ Weiter heißt es: „Schon 1904 wurden in Berlin von 47.200 Kindern christlicher Eltern 5800 nicht getauft, von 20.730 unter Christen geschlossenen Ehen 7388 nicht kirchlich eingegangen, von 32.000 Gestorbenen 17.000 (also über die Hälfte!) nicht kirchlich beerdigt. Dort wurden noch 1907 17.442 evangelische Paare kirchlich getraut, im Jahre 1908 aber waren es nur noch 9390, also ein Rückgang in einem Jahre von 7000. Speziell für Berlin dürfte sich in diesen Zahlen die Wirkung der sozialdemokratischen antikirchlichen Propaganda dokumentieren. Die Beteiligung am kirchlichen Abendmahl zeigt seit dem Jahre 1903 in allen deutschen evangelischen Landeskirchen einen unaufhaltsamen Rückgang. In der Provinz Brandenburg beteiligten sich noch vor 10 Jahren über 33 Prozent der evangelischen Bevölkerung am Abendmahl, diese Ziffer ist auf 28 Prozent zurückgegangen, in Berlin beträgt sie nur 15 Prozent, aber auch in der Rheinprovinz nur 23 Prozent. Wenn man berücksichtigt, daß manche fromme Personen häufiger zum Abendmahl gehen, so ergibt sich für Berlin, daß hier überhaupt nur noch 7 bis 8 Prozent der evangelischen Gemeindemitglieder durchschnittlich einmal im Jahre das kirchliche Abendmahl begehen. Eine evangelische Kirchenzeitung schreibt dazu: ‚So wächst mitten in der Christenheit ein heidnisches Geschlecht heran.‘“ Mit Recht meint „Pastor bonus“ dazu: „Da hätte man in protestantischen Ländern wahrlich etwas Besseres zu tun, als die ‚Los-von-Rom‘-Bewegung zu schüren.“

Eine interessante Bewegung macht sich in dem religiösen Leben Rußlands während der letzten Jahre bemerkbar: seit dem Toleranzedikt des Zaren vom 17. April 1905 bis zum 1. Jänner 1909 sind nach der amtlichen Statistik 301.450 Austritte aus der orthodoxen Kirche erfolgt, und zwar: 233.000 zur

[1]) Vgl. „Die Kultur“ XII, Heft 4, S. 498 ff.

katholischen Kirche, 50.000 zum Islam, 14.500 zum Protestantismus, 3400 zum Buddhismus, 400 zum Judentum und 150 zum Heidentum (in Sibirien).

Von P. Hüfner, Franziskanermissionär im Kloster Mariental im Bezirk Wiesbaden, ist dem „Pastor bonus" (XXIV, Heft 3) ein Bericht über eine Volksmission in Kreuznach zugegangen, aus dem zu ersehen ist, daß diese Mission einen ganz auffallend guten Erfolg gehabt hat. Der Badeort Kreuznach ist über die Hälfte evangelisch, er zählt nämlich unter zirka 25.000 Einwohnern nur 10.000 Katholiken. Über die Hälfte der Ehen sind Mischehen, von denen viele vor dem akatholischen Pfarrer mit akatholischer Kindererziehung geschlossen wurden, kurz, die seelsorglichen Verhältnisse sind die denkbar schwierigsten. Durch die Volksmission, die während einer Woche im Frühling vorigen Jahres abgehalten wurde, trat eine erfreuliche Veränderung in dem religiösen Zustande der katholischen Bevölkerung ein: „Es fanden Bekehrungen in überaus großer Anzahl statt, es ereigneten sich während der Mission Szenen so rührend und ergreifend, daß sie auch dem Gleichgültigsten die Tränen in die Augen trieben. Ein Wetteifer entstand, wie ihn die Geschichte Kreuznachs noch nie gesehen hat. Arbeiter brachten ihre Kollegen, Jünglinge ihre Freunde, Kinder ihre Väter, Eltern ihre Kinder, Frauen ihre Gatten zum Beichtstuhl. Ein Beamter führte siebzehn Kollegen zur Religion zurück. Gegen tausend Männer suchten und fanden den lange verlorenen Anschluß an die Kirche wieder." Angesichts eines solchen Erfolges fragte man fern und nah: Wie kam dieser Erfolg zustande? Darauf anwortet P. Hüfner: „Neben der Gnade und dem Segen des barmherzigen Gottes, ohne den wir nichts vermögen, verdankt die Mission von Kreuznach ihren ganz außergewöhnlichen Erfolg einer höchst zeitgemäßen und durchaus neuen Methode der Vorbereitung und Durchführung der Mission selbst." Die gründliche Vorbereitung und damit der große Erfolg der Mission wurde nämlich erreicht durch die praktische Einrichtung einer Missionszeitung, die unter dem Titel „Missionsblatt — Rette deine Seele" etwa vier Monate lang alle 14 Tage in großem Zeitungsformat erschien und von Vertrauensmännern in jede Familie, in der sich ein Katholik befand, getragen wurden. Als Vertrauensmänner fungierten Kongreganisten, denen je 40 bis 50 Familien zugewiesen waren. Die Zeitung ist in ihrer Ausführung einer Tageszeitung möglichst genau nachgebildet: ein Leitartikel, der mehr als die Hälfte der Zeitung einnimmt, verbreitet sich in jeder Nummer über die Mission und ihren Inhalt, über die Geschichte und die Wirkungen der Volksmissionen und die Einwände gegen sie, schildert die Art und Weise der Beteiligung und fordert zu zahlreicher Beteiligung auf; das Feuilleton bringt einen Roman, welcher die Volksmission zum wesentlichen Inhalt hat; dann folgen authentische Berichte über Missionen im In- und Auslande, Briefe von Missionsteilnehmern, Berichte von Missionären über ergreifende Szenen bei dieser und jener Mission usw. „Dieses Missionsblatt hatte wunderbaren Erfolg. Es klärte die Gläubigen auf über die Volksmission, zeigte deren Notwendigkeit und hohe zeitgemäße Bedeutung, beseitigte wirksam die landläufigen Einwände, lenkte die Aufmerksamkeit auf die Mission nnd spannte die Erwartungen aufs höchste. Die gegnerische Presse beobachtete scharf diese neue Einrichtung und schwieg, der beste Beweis von der Wirksamkeit des Missionsblattes. In unserer Zeit genügt in schwierigen Verhältnissen eine gewöhnliche kurze einmalige Ein-

ladung nicht mehr. Die Erfahrung hat das doch zur Genüge erwiesen. Schließlich versendet jeder Verein seine Einladung zu dieser und jener Festlichkeit und Versammlung. Solche Einladungen werden daher kaum beachtet, erst recht nicht von einer im Glauben gleichgültigen Bevölkerung, wenn es sich um eine religiöse Veranstaltung handelt. Anders, wenn während mehrerer Monate alle 14 Tage eine Zeitung ins Haus gebracht wird. Steter Tropfen höhlt den Stein. Allmählich greift man doch zu einem solchen Blatte.

Ein Bild friedfertigster Eintracht, für unsere Tage fast unbegreiflicher Toleranz von Protestanten gegen die katholische Geistlichkeit in Oberschlesien zeigt ein von Friedrich dem Großen herrührender, vom 4. Januar 1773 datierter Erlaß, den Joseph Wehowsky in der Zeitschrift „Oberschlesische Heimat" (Band VII, Heft 3) mitteilt. Der Erlaß, der dem Kurrendenbuche der Pfarrei Köberwitz im Kreise Ratibor entnommen ist, lautet: „Da unßer Oberschlesisches Consistorium nicht ohne Befrembden in erfahrung gebracht, das Vielle Evangelische Einwonner, sogar an solchen orthen, wo Evangelische Prediger in der Nähe sindt, dennoch die actus Ministeriales, als Tauffen, Begräbnußen, undt Trauungen ohne aller Noth durch katholische Geistliche verrichten laßen, undt da durch denen Evangelische Predigern die Sdola accidentien entziehen, dergleichen Betragen aber wieder die allgemeine principia undt ordnung Laufft, nach welcher ein jeder sich zu denen Predigern der Religion, so er Bekännet, zu halten undt bey solchen die sacra administriren zu laßen schuldig ist; so wirdt hierdurch Verordnet undt fest gesetzet; das rgulariter Evangelische Ein wohner die actus Ministeriales durch einen Ihrer Religion zugethannen Geistlichen verrichten lassen sollen, undt sindt dahero sämtliche Catholische Geistliche schuldig und Verbunden, künftighin die Evangelische Einwohner wen sie dergleichen actum von Ihnen Verlangen, von sich ab undt an die Prediger ihrer Religion anzuweißen; Es leidet jedoch dieße Regel billich nur einschränkung, wen ein Nothfall vg: Bey schwachen Taufflingen Vorhanden oder aber der Evangelische Prediger allzu weith, undt über 7 Meilen entfernt ist, mithin dessen Herbey hollung große Beschwerde Verursachen würde als welchen Fall so dann denen entfernten Landes Inwohnern die wahl frey bleibet, die actus Ministeriales auch bei Catholischen Geistlichen verrichten zu laßen. Es muß aber auf diesen fall derjenige der den actum Verrichten läßt, solches bey nahmhaffter Straff dem Prediger seiner Confession, zu dem er sich sonsten hält, so forth nebst der ursache, warum es geschehen, anzeigen, damit die Jährlisten in ansehung deren gebohrnen undt gestorbenen richtig undt mit Zuverläßigkeit angefertiget werden koennen. wonach sich zu richten."

Im selben Hefte weist Alfons Nowack nach, „Wie die Eichendorffs in Schlesien ansässig wurden": Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam der Alchimist Michael Sendiwoj aus Polen nach Prag, wo er sich bald die Gunst Kaiser Rudolfs II. erwarb und zum Hofrat ernannt wurde. Großmütige Geschenke des Kaisers ermöglichten ihm den Ankauf der Güter Lukowic und Lotha. Er spielte eine große Rolle in dem alchimistenfreundlichen Prag, bis er wegen Ausbeutung eines seiner begeistertsten Gönner in Haft genommen wurde. Durch Vermittlung eines andern Gönners befreit, begab Sendiwoj sich 1603 nach Dresden, wo Kurfürst Christian den Alchimisten Setonius in den Kerker hatte werfen lassen, um von ihm das Geheimnis des sogenannten

Setonischen Elixirs zu erzwingen. Sendiwoj erhielt den Auftrag, Sentonius im Kerker auszuhorchen, verhalf aber diesem zur Flucht und ging mit ihm nach Krakau, wo Setonius bald darauf starb. Sendiwoj erbte den Rest des Wunderelixirs, nahm damit seltsame Verwandlungen vor und gewann dadurch abermals des Kaisers Gunst. Im Jahre 1620 finden wir ihn am Hofe Ferdinands II., der ihm die Freiherrnwürde verlieh, ihn mit Geschenken überhäufte und ihm u. a. die Güter Deutsch-Krawarn und Kauthen in Oberschlesien schenkte, die dem Landrichter Kaspar Mazak von Ottenburg infolge seiner Beteiligung am Mansfeldschen Einfall konfisziert worden waren. Sendiwoj, Freiherr von Skorkau starb 1636 oder 1637. Etwa ein Jahrzehnt vor seinem Tode hatte seine einzige Tochter Veronika Marie den kaiserlichen Rittmeister Jakob von Eichendorff geheiratet. So kam der Besitz Sendiwojs an die Familie von Eichendorff. Als Veronika Marie 1641 ihr Testament aufsetzte, verschrieb sie ihre Güter Krawarn und Kauthen samt allem Zubehör ihrem Gatten, der zur katholischen Kirche zurückgekehrt war. Jakob von Eichendorff vermachte, da er kinderlos war, die ererbten Güter dann wieder seinem Neffen Hartwig Erdmann von Eichendorff, dem Stammvater der oberschlesischen Eichendorffs, der 1679 vom Kaiser Leopold in den Freiherrnstand erhoben wurde.

In der „Sozialen Kultur" (1911, Heft 11) berichtet Schloß vom ersten „Volkshaus" in Budapest, einem neuen Heim der Wohltätigkeit, das draußen in der Vorstadt inmitten von Fabriken, Arbeitshäusern und Lagerplätzen eröffnet worden ist. Es ist ein Heim „jener noch neuen, modernen Wohltätigkeit, die sich von der bisherigen alten darin unterscheidet, daß sie sich nicht bloß vom Gefühl leiten läßt, sondern mehr von klarer Einsicht, von vernünftigem, wissenschaftlichem Erfassen sozialer Notwendigkeiten und Schäden. Wer immer an eines der drei Tore dieses schmucklosen, ernsten Hauses pocht, erhält alles, was seines Leibes Notdurft erheischt, ein warmes Essen, ein sauberes Bett, ja mehr noch, er erhält auch Bücher, Zeitungen, erhält Rat und Belehrung — doch nichts geschenkt. Er hat für all dies Arbeit zu leisten — sofern er zu arbeiten vermag — und ein einziger in den lichten und freundlichen Arbeitssälen verbrachter Tag wird den Verzweifelten, der hier Zuflucht fand, wieder den Wert und die Würde der Arbeit lehren, ihm neue Zuversicht und Hoffnung schenken. Dies ist der Hauptzweck der neuen Anstalt: Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen über Krisen und Nöten hinwegzuhelfen. Es ist für Arbeit jeglicher Art, auch der allerleichtesten Art gesorgt, die keinerlei Vorkenntnisse erheischt, und es ist als Entgelt für vollen Unterhalt ein Minimum an Leistung festgesetzt, das jeder bewältigen muß, der seine Hände zu regen vermag. Tut er ein übriges, arbeitet er mehr, so wird ihm der Überschuß bezahlt und er kann, wenn er wieder ins Leben hinaustritt, einen Spar- und Zehrpfennig mitnehmen." Aber auch später darf er den Beistand des Volkshauses in Anspruch nehmen: es gewährt ihm zum Beispiel im öffentlichen Speisesaal ein billiges Mittagessen, wobei eine Suppe mit 6, eine Portion Gemüse mit 8 und eine Fleischspeise nebst Gemüse mit 16 Hellern berechnet wird, — Preise, die heutzutage geradezu märchenhaft klingen. Und ist einer wirklich so arm, daß er auch das nicht bezahlen kann, so geht er ins Erdgeschoß in die Volksküche, wo die Allerbedürftigsten ganz unentgeltlich gespeist werden. Doch das Volkshaus

sorgt auch für die Kinder der Armen: „Die ganz Kleinen können, während die Eltern in der Arbeit sind, hier unter steter Aufsicht und Wartung einem Leben entgegenwachsen, dessen Schrecknisse sie noch nicht ahnen, und die Größeren, Schulpflichtigen, finden wohleingerichtete Lernzimmer und auch Gelegenheit zu belehrendem Spiel und Zerstreuung." Das Volkshaus enthält auch eine schöne Bibliothek; Bücher, Zeitungen und Zeitschriften jeder Art liegen auf; die einzige Tendenz, die zu bemerken ist, ist die Bekämpfung des Alkoholismus, wie auch in allen Speisesälen strenges Alkoholverbot herrscht. — „So ist also das neue Volkshaus gleichzeitig Asyl, Arbeitsstätte, Volksküche, Volksrestaurant, Kindergarten, Bibliothek; aber es ist noch mehr: es ist das erste ungarische ‚Brockenhaus', eine Anstalt, in welcher aller in den Familien unnütz und unbrauchbar gewordene Hausrat und Tand jeglicher Art gesammelt, repariert und wieder veräußert oder verschenkt wird. Auf diese Art gewinnt man nicht nur eine Fülle von Arbeitsmöglichkeiten für Angehörige aller Gewerbe, sondern man vermag gleichzeitig in den armen Volkskreisen hundert Bedürfnissen nachzukommen, für die sonst nirgends die Mittel aufzutreiben wären." — „Die solide Zweckmäßigkeit des Baues und aller seiner Einrichtungen, die bis ins letzte Teil geschmackvoll sind, trotzdem jeder, auch der kleinste Luxus vermieden wurde, sind staunenswert. Überall ist die modernste Hygiene sichtlich das leitende Prinzip. Jeder Eintretende wird in ein Bad geführt, in dem es von Nickel, Email und Marmor blinkt, und unterdessen werden seine Kleider desinfiziert. Er wird auch weiterhin zur Reinlichkeit erzogen, muß vor dem Essen die Waschapparate mit Mundspülglas benützen, die in keinem Badezimmer der teuersten Stadtwohnung tadelloser sind, und er schläft in Betten und ißt an Tischen, wie sie in unseren Kasernen etwa lange nicht so gediegen und komfortabel sind. Die Küche mit ihren blitzenden Nickelkesseln, die Waschküchen mit Zentrifugalwinden, die Plättstuben mit Gasbetrieb, das alles erweckt den Neid mancher Hausfrau."

„Wohl keine Erscheinung in der Lebewelt macht einen so tiefen Eindruck auf den Menschen als das jährliche Wandern unserer Zugvögel", schreibt Professor Dr. Kathariner in der wissenschaftlichen Beilage zur „Germania" (1911, Nr. 48: „Der Vogelzug"). „So gewohnt wir dieses sich alljährlich wiederholende Hin- und Herziehen sind, so legt es doch immer wieder von neuem dem Menschen Fragen vor, auf die es schwer, beziehungsweise unmöglich ist, eine allseitig befriedigende Antwort zu geben. Die hauptsächlichsten lassen sich dahin zusammenfassen: Was treibt die Vögel im Herbst dazu, ihre Heimat zu verlassen, wer zeigt ihnen den Weg nach dem milden Süden, und was führt sie im Frühling wieder zurück? Daß es nicht Mangel an Nahrung und Wärme ist, was die Vögel gegen Süden treibt, erhellt daraus, daß auch die gefangenen Zugvögel im Herbst unruhig werden, obgleich es ihnen weder an Futter noch an Schutz vor Kälte fehlt. „Der Kuckuck und der Pirol verlassen uns schon Anfang August, wo doch Nahrung in Hülle und Fülle vorhanden ist und die Temperatur draußen ihren Höhepunkt erreicht. Manche Vögel gehen weiter nach Süden, als aus diesen beiden Gründen erklärlich wäre. So wurde ein in Pommern erbrüteter und gezeichneter Storch jenseits des Aequators bei Fort Jameson in Südafrika erlegt. Andererseits gingen im milden Winter 1909/10 die Lachmöven viel weniger weit nach Süden und überwinterten in nördlicheren

Gegenden als sonst. Sie blieben schon in Süddeutschland, an den Seen Südbayerns und des Salzkammergutes." Somit läßt sich der Grund, warum die Vögel südwärts ziehen, nicht mit Sicherheit beantworten. Genaueres weiß man dank der von Dr. Thienemann eingeführten, mit Nummer und Adresse versehenen Aluminiumringe, die um den Lauf eines Zugvogels gelegt werden, über Richtung und Geschwindigkeit des Vogelzuges. Aber wie die Vögel ihren Weg finden, ist ein Rätsel, auf das man auch sonst im Tierleben stößt. „Man denke nur an die Wanderungen der Fische zur Laichzeit, zum Beispiel der Lachse aus dem Meer in die Bäche des Süßwassers, wo sie ihren Laich absetzen, und der daraus entwickelten Generation, die ins Meer wandert, um bei gegebener Zeit wieder von ihm aus ihren ‚Geburtsbach' aufzusuchen, oder an Hunde und Katzen, welche ihre Heimstätte auch dann wieder auffinden, wenn sie zur Nachtzeit oder in der Narkose stundenweit weggebracht waren. Man nimmt für solche rätselhafte Erscheinungen einen besonderen, den Tieren eigenen Sinn in Anspruch," den sogenannten magnetischen Sinn, für dessen Vorhandensein der Umstand spricht, daß die Zuverlässigkeit der Brieftauben seit Einführung der drahtlosen Telegraphie bedeutend abgenommen hat und daß zum Beispiel Ratten und Mäuse, die in einem „Irrgarten" ganz eingeübt waren, den Ausgang nicht fanden, sobald derselbe in der Kompaßrichtung verschoben war. Die Vögel fliegen nicht immer direkt südwärts; die Schwalben aus England zum Beispiel beschreiben bei ihrem Zuge einen Weg in Form eines Z: „Sie fliegen über den Kanal nach Nordfrankreich, dann durch Frankreich und Spanien nach der Meerenge von Gibraltar und durch Nordafrika zur Nilmündung." Die Störche ziehen zunächst nach Osten, die Nebelkrähen aus den russischen Ostseeprovinzen durchqueren die norddeutsche Tiefebene bis ins nördliche Frankreich. „Allgemein läßt sich sagen, daß von den Zugvögeln jener Weg gewählt wird, der ihnen die größte biologische Sicherheit bietet, das heißt auf dem sie von Stelle zu Stelle ihre Nahrung finden." Die Rückkehr der Zugvögel im Frühling geschieht auf ganz bestimmten Straßen und zu ganz bestimmten Zeiten. „Der Hauptweg führt das Rhonetal aufwärts über den Genfersee, sodann die Aare abwärts über Basel in das Rheintal." In Süddeutschland, speziell in Bayern, stützt sich die ornithologische Forschung auf sehr genaue, systematisch durchgeführte Beobachtungen. „Es kommen für Bayern zwei Einfallspforten in Betracht: die eine liegt in der Würzburger Maintalgegend, die andere führt nördlich der Rauhen Alp in der Gegend von Krailsheim durch das Altmühltal in die Donauebene. Von diesen beiden Bezirken aus, wo die Vögel derselben Art ungefähr am gleichen Tage eintreffen, breiten sie sich über das Land aus. Von Würzburg aus geht eine Partie nach Westen, eine größere nach Süden, letztere bevölkert das Land zwischen Regnitz und Schwaben. Der im Donautal eingefallene Strom teilt sich ebenfalls; die einen ziehen entlang der Donau nach Osten bis zum bayrischen Wald, die anderen gehen nach Süden in das Iller-Lechtal. In konzentrischen Ringen breitet sich von diesen Gebieten frühester Ankunft der Vogelstrom in drei bis vier Wochen über das ganze Land aus. Zuerst werden die Flußtäler und Ebenen bevölkert, dann das Hügelland und ganz zuletzt zwei scharf umschriebene Gebiete: der fränkische Jura in der Gegend von Ansbach und Nürnberg sowie die Gegend südlich der Donau zwischen Regensburg und Ingolstadt. Sie werden, wie das Alpengebiet, unge-

fähr sieben Wochen nach dem Eintreffen der Arten im Lande besiedelt." In ähnlich interessanter Weise, die geradezu wie ein wohlüberlegtes und durchdachtes System erscheint, wird Württemberg besiedelt. Was die Ankunftszeit der verschiedenen Arten betrifft, so läßt sich konstatieren, daß die Feldlerche am frühesten zurückkehrt, nämlich schon im Februar. Auch die weiße Bachstelze trifft Ende Februar oder Anfang März ein. Der März ist ferner der Ankunftsmonat für die Buchfinken (von denen nur die Weibchen wandern, während die Männchen hier überwintern), die Hohl- und Ringeltauben, Kiebitze und Waldschnepfen; im April stellen sich Rauchschwalbe, Rotschwanz, Kuckuck, Bluthänfling, Wendehals, Rotkehlchen und viele andere ein, als die letzten erscheinen Anfang. Mai Nachtigall, Grasmücke, Fliegenschnäpper und Schafstelze. Die Ankunftszeiten des Storches schwanken zwischen Ende Februar und Anfang Mai. Ueber die Höhe, in welcher der Vogelzug vor sich geht, herrschen verschiedene Meinungen. Einige Ornithologen wollen eine Höhe bis zu 10.000 Metern beobachtet haben, doch dürften alle derartigen Schätzungen weit über die Wirklichkeit hinausgehen. Abgesehen davon, daß in so großen Höhen die Temperatur zu niedrig und die Luft zu dünn ist, was eine Erschwerung des Fliegens bedeutet, widersprechen alle bisher gemachten Erfahrungen der Annahme, daß der Vogelzug sich in solchen Höhen vollzieht." Über die Schnelligkeit des Fluges existieren ebenfalls übertriebene Vorstellungen; der Zug zeichnet sich weniger durch Schnelligkeit als durch Stetigkeit aus. Die Schwalbe zum Beispiel soll den Weg von Nordafrika über das Mittelmeer nach Deutschland ohne Unterbrechung zurücklegen. Selbstverständlich hängt die Flugschnelligkeit auch davon ab, ob der Wind fördernd oder hindernd wirkt. „Auch ist die Geschwindigkeit eine andere beim Herbst-, eine andere beim Frühjahrszug. Ersterer erfolgt im allgemeinen langsamer; ist Futter reichlich vorhanden, so bleiben die Tiere tage-, ja wochenlang an einem Platz. Auch bezüglich der Ausdauer, welche die Zugvögel haben, herrschen mitunter falsche Vorstellungen. Daß sie totmüde auf Schiffen sich niederlassen, ist ja eine allbekannte Tatsache. Ebenso, daß es hauptsächlich die Erschöpfung ist, welche sie den italienischen Vogelstellern in die Netze treibt. Immerhin bleibt ihre Ausdauer bewundernswert genug, legt doch ein amerikanischer Regenpfeifer (Charadrius virginicus) die Strecke von 5500 Kilometern, welche zwischen seiner Heimat in Labrador und der Winterstation in Brasilien liegt, in einem Fluge zurück." — Jedenfalls ist der Vogelzug ein Gebiet, das noch lange nicht genügend erforscht ist und wohl kaum je ganz erforscht werden wird.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Zeit und Ewigkeit.

Von Hofrat **Dr. O. Willmann.**[1])

Es ist das Vorrecht des Dichters, die beiden großen Sphären, aus denen wir unsere Eindrücke, Anregungen, Erfahrungen schöpfen: die Natur und das Menschenleben, in Kontakt und Austausch zu bringen; er darf dem Seelenlosen Seele verleihen und das Seelische in sichtbarem Sinnbilde auffangen, und so Menschenschicksale und Naturvorgänge sich wechselseitig beleuchten lassen. So tat es Homer, der Vater der Dichter, in seinem allbekannten Gleichnisse von dem Kommen und Gehen der Generationen und dem Sprossen und Fallen der Blätter:

„Gleichwie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Wind verstreuet die einen am Boden, und andere wieder
Treibt der knospende Wald, wenn genähert der Stunde des Lenzes:
Also der Menschen Geschlecht; dies wächst und jenes verschwindet."[2])

Aber schon ein Vorfahr Homers, der priesterliche Sänger Musaios, hat dem Gedanken von der Vergänglichkeit des Natur- und Menschendaseins mit dem gleichen Bilde Ausdruck gegeben:

„Also hält es die nährende Flur mit dem Sprossen der Blätter:
Löst von den Eschen die einen und macht dafür andre erstehen.
So ist der Umtrieb auch bei der Menschen Geschlechte und Stämmen."[3])

Hier klingt der Mythus an, nach welchem die Menschen aus Eschen hervorgegangen sind, wie die nordischen Mythen von der Esche Ygdrasil erzählen, und ebenso ist die Verwandtschaft von Baum und Mensch durch ein Wortspiel: *φύλλα*, Blätter und *φῦλα*, Stämme, angedeutet. Auf dieser Symbolik beruht aber auch ein alter Kultusbrauch der Mysterien: den Andächtigen gab der Hierophant Zweige in die Hände, deren Bedeutung ein orphischer Hymnus erklärt:

„Zweigen ist gleich, was den Sinn der sterblichen Menschen beschäftigt;
Nichts hat Bestand hier auf Erden, es treibet da alles im Kreise
Rastlos um, und es mag kein Teil des Ganzen beharren.
Wie er den Lauf antrat, so ist sein Anteil am Wandel."[4])

---

[1]) Vortrag geh. in der Wiener Urania am 15. April 1912.
[2]) Ilias 6, 146 f.
[3]) Bei Clemens Alexandrinus, Stromata, VI, 618.
[4]) Clemens V, S. 242, Orphica, Ausg. v. Abel, S. 256.

Was diese Aussprüche und Gebräuche eingegeben hat, ist das tiefe Gefühl für die Beschränktheit und Gebrechlichkeit des Menschenlebens, wie es Lenau elegisch ausdrückt: „Vergänglichkeit, wie rauschen deine Wellen dahin durchs Lebenslabyrinth." Elegisch nennen wir diese Stimmung, nach dem griechischen ἔλεγος, das ist Trauerlied. In den threnodischen Elegien der Alten klingt derselbe Ton wieder; es gibt aber auch einen Zweig der antiken Prosaliteratur, wo wir jenem Wellenschlag lauschen, uns aber auch ein aus dem Labyrinthe leitender Faden geboten wird: es sind die Trostschriften, consolationes, *παραμυθητικοί*, von denen zwei von Plutarch und drei von Seneca erhalten sind, die vorwiegend den frühen Tod Jugendlicher zum Gegenstand haben und den Trost in der Unsterblichkeit der Seele finden.

Der Umtrieb der Dinge löst nun aber nicht bloß elegische Gefühle aus, sondern regt auch die Phantasie an, und so finden wir auch lebensfrohe antike Poesien, die sich „Wandelbilder", Metamorphosen nennen: Ovids Dichtungen dieses Namens sind allbekannt und beliebt. Er legt einem Philosophen Betrachtungen in den Mund über den Lauf des Geschehens, der keine Rast und Ruhe kennt: „Nichts Beharrendes gibt es auf dem Erdenrund und als Wandelbild ist alles gestaltet; die Zeit selbst gleitet in unaufhaltsamer Bewegung dahin, nicht anders als ein Fluß; kann ja der Fluß nicht still halten und ebensowenig die flüchtige Stunde; sondern wie Welle auf Welle getrieben wird und jede herandringende die vorige verdrängt, um selber verdrängt zu werden: ganz so fliehen die Zeiten dahin und folgen einander, immerdar neu; was vordem gewesen, liegt jetzt dahinten, und es wird, was nicht gewesen, jeder Augenblick ist ein Neues"[1])

Der Denker, der diesen Wechsel und Wandel zum Weltprinzip erhob, ist Herakleitos von Ephesos, genannt der Dunkle. Er lehrt: Alles fließt, wir können nicht zweimal in denselben Fluß steigen, Tag und Nacht, Krieg und Frieden, Fülle und Mangel, Leben und Tod, alles geht ineinander über und ist eines, und alles wird zu allem. Kein Ding ist dies und jenes, sondern es wird es nur; Dasein ist Kreuzung von Bewegungen, dem Quirlen des Mischtrankes vergleichbar, dem Spielen eines Kindes, das Steinchen durcheinander wirft. — Es ist nicht zu verwundern, daß sein Schüler Kratylos noch einen weiteren Schritt tat und lehrte: Wir können auch nicht einmal in einen Fluß steigen, denn er wird beim hineinsteigen ein anderer, und wir können über die Dinge keine giltigen Aussagen machen, da sie nicht still halten, also nur mit dem Finger darauf zeigen.[2]) — In diesem Übertrumpfen der Theorie tritt ihre Paradoxie zutage: der Wechsel und Wandel wird zu Wirbel und Wirrnis, worin das Denken gequirlt wird und zum Spiele herabsinkt.

So verstehen wir, daß diese Theorie die entgegengesetzte hervortrieb. Die Lehre vom Flusse der Dinge fand ihre Gegnerin in der eleatischen Theorie von dem unentwegten, einheitlichen, ewigen,

[1]) Metamorphosen, 15, 177 ff. [2]) Aristoteles' Metaphysik, 4, 5, 26.

gotteswürdigen Sein. Von ihrem Begründer Xenophanes sagt Aristoteles: „Er richtete seinen Blick auf den Himmelsbau und sagte: Gott ist das Eins.“ Der ruhende, alles in sich hegende Himmel trat als Symbol an Stelle des Flusses, der Gedanke des unbedingten, ungeteilten Seins an die Stelle des Umtriebes, die Ewigkeit an die Stelle der Zeit. Bei Parmenides wird das Werdende, Zeitliche zur Region des Scheines, des Sinnentruges, dem das einheitliche Sein, als Inhalt der Denkenden, die Wahrheit ergreifende Erkenntnis gegenübertritt. — Diese erhabene Anschauung ist heute nicht mehr bloß Gegenstand gelehrter Rekonstruktion, sondern ein solcher des allgemeineren Interesses, da wir wissen, daß sie ihr Seitenstück in der indischen Vedantalehre hat. Auch dem Vedantisten gilt die umtreibende, sichtbare Sinnenwelt als das Gebiet des Namenwerks und Gaukelspiels, die Region der Täuschung, der Avidja, das ist Unwissenheit; der Wissende erkennt, daß nur das Brahman ist, das körperlose, nur im Geiste geschaute, einige, ewige Wesen, in das unser Geist aufzugehen bestimmt ist, wenn er dem Kerker des Leibes entfloh.

„Wie Ströme rinnen und im Ozean,
Aufgebend Name und Gestalt, verschwinden:
So geht, erlöst von Name und Gestalt,
Der Weise ein zum göttlich-höchsten Geiste.“[1])

Mit der Außenwelt sind wir vor Gott durch Aug' und Ohr verbunden, den Weg ins Innere müssen wir selbst suchen:

„Nach auswärts hat die Höhlungen gebohrt
Der durch sich selbst ist, darum sieht der Mensch
Nach außen nur, nicht in die inn're Seele,
Ein Weiser wohl sah umgewandten Auges
Das inn're Selbst, Unsterblichkeit ersehnend.“[2])

Tiefsinnig und schön, aber auch hier geht die kühne Spekulation in Paradoxie aus. Von den Eleaten sagt Aristoteles: „Sie reden, als ob es keine Natur gäbe“.[3]) Sie fliehen aus der gegebenen Welt in eine gedankliche, unsichtbare, in der es aber nur einen Gedanken gibt: das All-Eine, und dieser Gedanke wirkt, möchte man sagen, hypnotisierend, wie ein glänzender Gegenstand auf das Auge, wie denn auch jenes innere Schauen des Vedantisten von dem Gebrauch der Sinne, von der Beobachtung der Erfahrung abzieht. Da ist unser christlicher Mystiker, Angelus Silesius, besser beraten, wenn er sagt:

„Zwei Augen hat die Seel', eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin nach der Ewigkeit.“

Und er weiß, daß die Ewigkeit mit nichten in Eines verrinnt, sondern eine Überwelt ist, zu der wir nicht durch Sinnen, Grübeln, Sehnen, sondern durch handelndes Überwinden der Zeitlichkeit eingehen sollen, was aber deren Erkenntnis voraussetzt. Das ist echte Mystik, die indische ist unechte, steuerlose, ist Mystizismus, Theosophie.

---

[1]) P. Deussen, Das System des Vedanta, 1883, S. 514.
[2]) Das., S. 230. [3]) Vom Himmel, 3, 1.

Xenophanes hatte auf den Himmelsbau geblickt und aus ihm den Gedanken des All-Einen geschöpft: die Himmelsbewegungen lehrten aber den Menschengeist noch anderes. Die Gestirne sind das Maß der Zeit und sie geben uns eine andere Vorstellung von ihr als jene von dem versinkenden Vorher und dem verdrängenden Nachher; sie geben uns die Vorstellung eines geregelten Ablaufs mit Wende- und Höhenpunkten, mit gesetzmäßiger Wiederkehr, also den Gedanken des Gesetzes der Zeit. In diesem Sinne lehrte Pythagoras: „An den Himmel ist alles geknüpft und von da wird alles verwaltet", der Grundgedanke der antiken Astrotheologie.

Aber schon uralter Völkerglaube will wissen, daß die Zeit am Himmel nicht rastlos forteilt, sondern an den Sonnenwenden stillsteht, und daß dann die Ewigkeit in die Zeit hereinragt.[1]) Besonders in germanischen Sagen haben sich Züge des gemeinsamen Mythus erhalten: in den Sonnenwenden, am 21. Juni und 21. Dezember wird die Vergangenheit Gegenwart; längst versunkene Schlösser, Städte, Kirchen werden wieder sichtbar; in der Christnacht, auf welche die Sagen übertragen werden, läuten Glocken unter der Erde und am Meeresgrunde. Das irdische Treiben und alles Schadenbringende ist dann stillgestellt. Die englische Sage von dem Christnachtssegen, den der Hahnenkraht gewährt, ist aus Shakspeares Hamlet bekannt:

„Sie sagen, immer wenn die Jahrszeit naht,
Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
Die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel.
Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Keine Elfe faht, noch mögen Hexen zaubern:
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit."

Wie die Vergangenheit, so wird auch die Zukunft an jenen Tagen Gegenwart; die Sonntagskinder, die Sonnwendtagskinder sehen, was geschehen wird, eine weiße Taube fliegt durch die Gaue, und wo sie sich niederläßt, wird das Jahr gut. Nach dem Mysterienglauben der Alten öffnen sich die Pforten des Jenseits, es kommen die Menschenseelen an der Sommersonnenwende zur Geburt auf die Erde und steigen die der Abgeschiedenen beim Wintertiefstand der Sonne wieder zum Himmel auf.[2]) Götterlieblinge wurden lebend in das Jenseits entrückt gedacht, wobei sie den Menschen als Schlafende erschienen, so Epimenides von Kreta. Verwandte Züge zeigt auch die Legende, so die berühmte Erzählung vom Mönche Felix, der abends im Psalter las: „Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag von gestern, der dahingegangen, und wie eine Nachtwache" (Ps. 89, 4), und als er daran zweifelte, hörte er einen Vogel so lieblich singen, daß er ihm in den Wald nachging und durch die ganze Nacht ihm

---

[1]) Zu dem Folgenden vergleiche Wolfgang Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. 1870, I, S. 104 f. und 143 f.

[2]) Porphyrios, Nymphengrotte, 16 f. — Makrobius, Traum des Scipio, I, 12.

zuhörte. Als die Morgenglocke läutete, ging er ins Kloster zurück, aber siehe, niemand erkannte ihn und ihm waren alle Gesichter fremd; denn was ihm als eine Nacht erschienen, waren hundert Jahre gewesen; er hatte ein Tröpflein der Ewigkeit gekostet.

Kindlich, aber sinnig wird in einem Volksmärchen das Verhältnis von Zeit und Ewigkeit bestimmt: Ein Hirtenbüblein, das wegen seiner klugen Antworten bekannt war, wird zu dem Könige beschieden, der ihm die Frage vorlegte, wie lange die Ewigkeit dauere, und der Knabe gibt den Bescheid: In Hinterpommern liegt ein Berg ganz aus Demant, eine Stunde hoch, breit und lang, und alle hundert Jahre kommt ein Vöglein dahin und wetzt seinen Schnabel daran. Wenn nun der ganze Berg weggewetzt ist, so ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei. Der metaphysischen Prüfung hält freilich die Erklärung des klugen Bübleins nicht stand; denn Ewigkeit ist nicht unermeßliche Zeit, sondern Zeitlosigkeit, verliehene beim unvergänglichen Geschöpf, wesenhafte bei Gott allein.

Wenn unser Geist von der gemessenen Zeit, die ihn die Himmelsbewegungen lehrten, zur unermeßlichen vordringt, so verrinnt ihm das Ewige nicht in ein All-Eines, sondern er vermag es als eine unsichtbare Überwelt zu denken, die mit unserer sichtbaren in Verkehr steht, wie Himmel und Erde verkehren. Ja der Überwelt ist vorgedacht, was in der Erdenwelt erscheint, dort sind die Segenskräfte bestellt, die fördern, was hier geschehen soll, und dort ist niedergelegt, was geschehen ist, Gutes und Böses.

Die Vorbestimmung des Zeitlichen von Ewigkeit her sinnbildet die Heilige Schrift als die Eintragung in ein Buch: das Buch des Lebens. „In deinem Buche sind alle geschrieben und die Tage verzeichnet, ehe noch da ist, wer in ihnen lebe." (Ps. 138, 16.) „Was noch nicht ist, dessen Name ist schon genannt." (Pred. 6, 10.) „Es ist bei Gott beschlossen und versiegelt in seinen Schätzen." (Deut. 32, 34.) Die Rabbinertradition dehnt das auf alle Wesen aus: „Als Gott die Welt schuf, so ordnete er jede Sache nach ihrer Art und setzte obere Kräfte über sie. Alle Geschöpfe haben ihren verordneten Schutzgeist oben, dessen Freude es ist, ihnen zuzuflößen; aber er kann nicht Einfluß üben, bis sie Lobgesang gesagt haben."[1]) Unser Glaube an den Schutzengel nimmt das Wahre dieser schönen Intuition auf; er steht vor Gott und wirkt aus der Ewigkeit heraus auf das Zeitliche, und die Kirche lehrt uns den Lobgesang, der seine Segenskraft entbindet.

Eine Rabbinertradition weiß aber auch zu sagen, wie alles irdische Geschehen verewigt wird: die Welt ist von einem Äther von Saphirglanz umschlossen und in diesen tragen sich wie in ein Buch alle Taten und Worte der Menschen ein; die guten Taten werden weiter übertragen in den Äther des Paradieses, die bösen in den des Gehinnom, wo sie beide haften bis zum Tage des Gerichtes.[2])

---

[1]) Die Nachweisungen in des Verfassers Geschichte des Idealismus, I², S. 621. [2]) Das., S. 185.

Daß das Zeitliche, Sichtbare aus dem Ewigen, Unsichtbaren stammt, war der allgemeine Glaube des alten Morgenlandes; die Lehre vom Schutzgeiste war besonders bei den Persern ausgebildet, die Geheimkulte der Magier übermittelten dem griechischen die Lehre von dem *δαίμων μυσταγωγός*, der den Menschen durch das Leben leitet. Das Ewige als Vorbild des Zeitlichen ist der Grundgedanke der platonischen Ideenlehre, deren Ausdruck man in den Goetheschen Worten finden darf:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis."

Die sichtbaren Dinge sind nur der Reflex der ewigen Wesenheiten; von der Sinnenwelt gilt die Lehre vom heraklitischen Flusse; sie würde uns keine Erkenntnis gewähren; da wir aber bleibende, schlechthin gültige Erkenntnisse haben, so strahlt das Ewige sie unserem geistigen Auge ein. So haben wir in unserem Erkennen Anteil am Unvergänglichen, und solchen Anteil muß auch unser Dasein haben: wir sind unvergänglich, unsterblich, wie dies Plato in dem berühmten Dialoge Phädon dem todesfreudigen Sokrates in den Mund legt. Ideenlehre und Unsterblichkeitslehre sind bei Plato zwei Äste eines Stammes: der Lehre vom Ewigen, das unsere Erkenntnis und unser Dasein trägt. Die Wurzeln dieses Stammes aber sind gebettet in die Traditionen von den Unvergänglichkeit verleihenden Gottheiten, den „großen Schutzgeistern" und Seelenführern, wie sie in den Mysterien verehrt wurden. Ein Symbol derselben, das Samenkorn der Demeter-Ceres, das in die Erde gesenkt wird, um als Pflanze wieder zu erstehen, ist uns am geläufigsten. Der Heiland selbst würdigt es der Anführung in dem Gespräche mit den Griechen, die ihm die Apostel zugeführt hatten. (Joh. 12, 20—25.) Den seelenführenden, Unsterblichkeit versprechenden Gottheiten Ägyptens und Vorderasiens hatten die Israeliten nur zu gerne ihr Ohr geöffnet und brachten ihnen theurgische Kulte dar, und die Propheten predigten scharf gegen die Sikkut und Kyjun und Kochal und Dayon. (Amos 5, 26.) Sie wiesen auf den wahren Seelenführer hin, der erst kommen und seinem Volke und durch dieses allen Völkern die Ewigkeit erschließen wird, auf den Messias, dessen Einzug das Psalmwort weissagt: „Öffnet, ihr Fürsten, eure Tore, springet auf, ihr ewigen Pforten, daß der König der Glorie Einzug halte." (Ps. 23, 7.)

Der Vers wird im Rorateamt gesungen, das seinen Namen führt von dem inbrünstigen Gebete des Propheten Isaias: „Tauet, ihr Himmel, von oben her und ihr Wolken regnet den Gerechten, die Erde tue sich auf und lasse den Heiland entsprossen." (Is. 45, 8.) Der sichtbaren Welt sind diese Bilder entnommen: die aufspringenden Tore, der Tau und Regen des Himmels, die sprossende Erde, aber was sie ausdrückten, ist der Eintritt des Unsichtbaren in die sichtbare Welt, der Ewigkeit in die Zeit, wenn die Fülle der Zeiten gekommen ist. Die Präfation des Weihnachtsfestes spricht es aus: „Durch das

Mysterium des fleischgewordenen Wortes ist ein neues Licht dem Auge unseres Geistes aufgestrahlt, so daß wir, indem wir Gott sichtbar erkennen, durch ihn zur Liebe des Unsichtbaren hingerissen werden." Dieses Geistesauge starrt nicht mehr in die Ewigkeit, das Zeitliche darüber verlierend, wie das Auge des Theosophen; es bedarf auch nicht mehr des Regenbogenspieles der Mythen und Sagen; es sucht nicht mehr nach dem Seelenführer: der Christ weiß, daß diesen ein beglücktes Geschlecht mit Augen gesehen und daß er in der Kirche fortlebt und Leben spendet. Zur Liebe des Unsichtbaren reißt das Mysterium der Inkarnation hin, aber entfremdet nicht der sichtbaren Welt, auf die der Abglanz jener Liebe fällt. Für den Christen verhalten sich Zeit und Ewigkeit wie Wanderschaft und Heimat. Ein Spruch aus einem Jesuitendrama lautet: Non sumus pro tempore nati, non est viatoris nugari cum horis: Wir sind nicht für die Zeit geboren, es ist nicht Sache des Wanderers, mit den Stunden zu scherzen; und eine Aufschrift auf der Uhr in Oxford sagt von den flüchtigen Stunden: Pereunt et imputantur. Sie vergehen, aber sie werden angerechnet.

Das Christentum lehrt nicht die Flucht aus der Welt, sondern die Überwindung der Welt um der Liebe willen, die dem Unsichtbaren gilt, und darum auch die Überwindung der Zeit durch den Zug des Geistes und Herzens nach der Ewigkeit, die Überwindung der Zeitmeinungen, deren Gewoge dem heraklitischen Flusse ähnelt.

Man hat von einem Triebe des Menschen nach Unsterblichkeit, nach einem auf sie weisenden Instinkte seiner Natur gesprochen, und auch in Zeiten des Unglaubens hat man daran festgehalten; so der englische Philosoph Ferguson, so der jüdische Moses Mendelssohn, der einen „Phädon" als Seitenstück des platonischen Dialogs schrieb, so sein Freund Lessing; der sinnige Claudius sagt einmal, gleich einem Fische auf dem Sande verlange der Mensch nach einem Ozean. Wir können es vielfach erleben, daß sich in Weltkindern, denen sonst das Diesseits nicht als Stätte der Wanderschaft, sondern als Heimat gilt, etwas regt wie ein Ewigkeitsgedanke, wenn sie an einem offenen Grabe stehen. Das Requiem æternam und das A porta inferi hat schon manches Herz erschüttert, wohl auch, dürfen wir glauben, eines und das andere bekehrt. Vom Frieden spricht das Grab, aber doch nicht von einem Frieden, der nur Pause des Kampfes ist, sondern von ewigem Frieden. Aus der Stimme der Mitternacht, in der auch die Zeit still steht, hört Nietzsche den Gesang heraus: „Die Welt ist tief und tiefer als der Tag gedacht; tief ist ihr Weh. — Lust tiefer noch als Herzeleid. Weh spricht: Vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit." Was er unedel Lust nennt, ist Friede, den freilich der Unglückliche nur wie aus weiter Ferne sah.

Wir sprechen von Altersfriede und Altersfreude. Wenn man in den Jahren vorgeschritten ist, vergeht einem die Zeit weit schneller als in jüngeren Jahren; man begreift gar nicht mehr, wie andere

Leute Zeitvertreib suchen können, die Zeit vertreibt sich ja selbst. Das ist eine Überwindung der Zeit, die bei befriedetem Gemüte von selbst eintritt. Eigentlich beruht sie auf einem Defekt, auf der Verlangsamkeit der Seelentätigkeit, die dem Stillstande entgegengeht, aber wenn wir in dem Stillstande nicht unser Ende erblicken, so dürfen wir in dem Zuschreiten zu demselben ein Vorwirken der Ewigkeit begrüßen. Es gibt aber noch eine ganz anders geartete, eine rüstige Überwindung der Zeit, die mit der des Raumes zusammenhängt. Wir sind heute stolz auf die Überwindung des Raumes, vermöge deren wir Strecken in Stunden durchmessen, in welchen sich unsere Vorfahren durch Tage fortschieben mußten. Wir haben uns ferner zu Herren des Raumen gemacht auch in dem Sinne, daß wir das Fernste an unsere Augen heranziehen und das Kleinste als großes Bild erhaschen. Über den Unterschied dieser Umbildung des Raumes von der der Zeit stellt der geistreiche Lichtenberg eine Betrachtung an: „Wir können ein Hirsekorn ungeheuer vergrößern, aber eine Sekunde können wir zu keiner Minute und zu keiner Viertelstunde machen. Das wäre vortrefflich, wenn wir das könnten." Es ist also eine Art Zeitmikroskop, das er wünscht, das ein Gegenstück leistete zu der Umbildung eines Wassertropfens in eine kleine Welt, aber es steht bei uns, in die Zeitteile eine kleine Welt von Gedanken zu legen: Stunden fruchtbaren Nachdenkens, gelingender Gedankenbildung, gesegneter Kontemplation erscheinen uns auch in der Rückerinnerung als lebenerfüllt und belebend. Daß wir aber in diesem Punkte über unsere Vorfahren hinausgekommen wären, läßt sich nicht behaupten; ja sie hatten mehr Zeit und sie verstanden es sehr wohl, deren Abschnitten solche geistige Erfüllung zu geben.

Zur Eroberung und Erfüllung der Zeit wirken alle Seelenkräfte, wie in einer Fuge einsetzend, zusammen. „Das Sinnenleben webt ganz in der Gegenwart, der Erinnerung ist es gegeben, die Vergangenheit festzuhalten, dem Willen, in die Zukunft zu greifen; Vernunft und Gemüt erheben sich bis zu außerzeitlichen Werten, aber erst im Glauben und Hoffen ergreift die Seele das Ewige." So gibt die Religion auch die höchste Auffassung der Seele, indem sie sie als unsterblich begreifen macht:

„Die Kraft, die schöpferisch den Schöpfer preist,
Die denkt und dichtet, sie kann nicht zerstieben,
Sie schwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie schaffet droben in dem Reich des Lichts." [1])

[1]) Zarathustra, 6. Aufl. 1896, S. 471.
[2]) Aus des Verfassers Empirischer Psychologie, am Schlusse.

Wildhelm von Österreich.

Von **Dr. Richard v. Kralik.**

Im Jahre 1314, ein Jahr vor der Schlacht bei Morgarten, wurde ein Heldenepos oder Ritterroman „Wildhelm von Österreich" gedichtet. Die Dichtung führt uns an den Wiener Hof. Ein gewisser Johann von Würzburg ist der Dichter. Er widmet sein Buch den Brüdern Friedrich und Leopold von Österreich. Den Stoff will er von einem Bürger Dieprecht in Eßlingen empfangen haben. Vielleicht ist das ein Bekannter des Schulmeisters Heinrich von Eßlingen, des Minnesängers, der auch viel über Rudolf von Habsburg gedichtet hat. „Wildhelm von Österreich" ist ebenso wie die Mären des Enenkel oder wie die Neidhartlieder aus Ottos des Fröhlichen Zeit eine romantische Ausdichtung von Motiven der Babenbergerzeit. Und wie bei Enenkel und Neidhart, so wird man auch hier Wien als den Ort annehmen müssen, wo sich durch Volkssänger der geschichtliche Stoff so abenteuerlich umgestaltete. Diese Umdichtung ist für den Geist der Zeit in Österreich, in Wien, so charakteristisch, daß wir hier einen kurzen Inhalt des wenig bekannten Heldengedichts geben wollen.

Leopold von Österreich (es ist offenbar Leopold V. der Tugendhafte, 1177—1194 gemeint) wallfahrtet nach Ephesus zum heiligen Evangelisten Johannes, um sich einen Sohn zu erbitten. Er fährt über Marseille, er wird nach Zyzia (Scythia oder Byzanz?) verschlagen. Der König Agrant (ein Heide) nimmt ihn auf und macht die Wallfahrt mit, denn auch er hat keine Nachkommenschaft. Ihre Gebete werden erhört. Agrants Gattin bekommt eine Tochter Agleie, Leopolds Gattin einen Knaben. Sie will ihn Leopold nennen (es ist Leopold der Glorreiche); aber der Vater nennt ihn wegen seiner wilden Wallfahrt Wildhelm oder Wildehelm, Wildhalm. Der Jüngling wächst auf, träumt von Agleie und sucht sie. Er zieht heimlich fort von Wien, die Donau hinab über Ungarn, Walachei, Tartarei, das Windische Reich, über Pannonien ins Ostermeer (Schwarzes Meer). Das „Kind von Wien" erblickt dort einen Walfisch, auf dem Bäume wachsen. Er hält ihn für eine Insel und steigt auf ihn. Der führt ihn nach Zwingen, der Hauptstadt von Zyzia. Wildhelm nennt sich dort Rial. König Agrant nimmt ihn wohlwollend auf, weil er glaubt, daß Apollo ihn gesendet habe. Wildhelm verliebt sich in Agleie und sie sich in ihn, aber sie werden behütet, so daß sie

nur durch Liebesbrieflein sich verständigen können. König W a l w a n von Phrygien wirbt indessen um Agleie und sie wird ihm zugesagt. Er kommt, erfährt aber bald, daß der König von Marokko ihm feindlich sei. Die Hochzeit wird also aufgeschoben. Walwan nimmt den Nebenbuhler Rial mit und schickt ihn zum König von Marokko, M e l c h i n o r, um diesem Fehde anzusagen, den Boten aber dadurch zu verderben. Rial begegnet auf dem Weg einem Ungeheuer „Abenteuer" genannt, mit dem Hund „Fürst", der Abenteuer erspüren kann. Er bekommt den Hund mit und so gelangt er in ein W u n d e r l a n d der Liebenden. Dort erhält er einen wunderbaren Helm und Schild. In Marokko angelangt, rettet er eine Botin, die eben wegen Kriegsbotschaft gehenkt werden soll; ihn selber rettet ein Wunder. Er wird der Freund des Königsohns und zieht mit den Marokkanern gegen Phrygia. Dort bei Smyrna ist auch König Agrant mit seiner Tochter angekommen, bereit zur Hochzeit. Die Liebenden verständigen sich aber wieder durch Brieflein. Wildhelm tötet im Kampf den Nebenbuhler und nimmt den Agrant gefangen. Die Stadt wird erobert. Zur Sühne soll Agleie dem Freund Wildhelms gegeben werden. Aber Wildhelm tötet ihn unabsichtlich im Turnier. Man will Wildhelm strafen, aber die Zauberin P a r k l i s e entführt auf einem G r e i f e n den „werten Ostermann" zu neuem Abenteuer. Er tötet den M e r l i n, den ungeheuerlichen Teufelssohn, und befreit fünf schöne Königinnen, die dieser entführt und gefangen gehalten hat. Er befreit dazu auch den König G a i l e t von Spanien, der früher vergebens versucht hat, die Königinnen zu retten. Es stellt sich nun heraus, daß das österreichische Haus ebenso wie das des Königs Agrant miteinander und mit der G r a l e s s i p p e verwandt sind. König S e n a b o r von Kappadozien aus Trojas Geschlecht hatte nämlich einen Sohn P a r i l l e (das ist aus dem Titurelgedicht bekannt); Parille hatte zwei Söhne: T i t u r i s o n, den Vater des Titurel, und den A g r a n t von Zyzia. Das ganze Geschlecht stammt von Troja. Gailet ist, wie aus dem Parzifal bekannt ist, der Oheim G a m u r e t s, des Vaters des Parzifal. Gailets Schwestertochter ist aber Wildhelms Mutter, die Gattin des Herzogs Leopold von Österreich. (Nach der Geschichte war sie die Tochter des Königs Geisa II. von Ungarn.) Die durch Merlins Tod erlöste Königin K r i s p i n e bietet sich liebend dem Wildhelm als Gattin an; da sie aber sieht, daß sein Herz bereits anderweitig vergeben ist, verspricht sie ihm großmütig, ihm durch eine List zu seiner Holden zu verhelfen. Krispine ist nämlich die Schwester des Sultans S a l a d i n. Er ist vor kurzem gestorben und sein Sohn, der junge Sultan, ist in ihrer Hut. Sie schickt nun zu König Agrant und läßt um Agleie für ihren Neffen werben, weil sie weiß, daß diese Werbung niemand abschlagen darf. Nach der Episode eines Turniers bei der Königin von Kandia, die auch gerne den Wildhelm hätte, findet die Hochzeit statt, in Krispines Land Belgalgan, in der Hauptstadt Solia am Nil. Der König Agrant ist am Morgen nach der Hochzeit sehr empört, als er hört, der Bräutigam seiner Tochter sei nicht der junge Sultan, sondern an

seine Stelle sei Wildhelm getreten, der unbekannte. Dafür ist seine Tochter um so froher, als sich ihr der Bräutigam zu erkennen gibt. Um diesen Betrug zu rächen, beschickt Agrant alle Länder, ihm beizustehen. In ungeheuren Scharen kommen sie heran. — Zum Glück erfahren das die christlichen Kreuzfahrer durch einen fahrenden Spielmann, als sie vor Damiette liegen (eigentlich nach der Geschichte vor Akkon). Auch Herzog Leopold von Österreich ist dort, Wildhelms Vater. Die Christen ziehen also über den Jordan daher, um sich in den Kampf einzumengen. Der alte österreichische Ritter von Pillichsdorf trägt das Heerbanner von Österreich mit der weißen Binde im roten Feld. Es kömmt auch der Herzog von Bayern, der aber Unfug und Raub treibt. (Man erinnert sich, daß auch um 1313 Österreich mit Bayern in Fehde stand.) Es kommen König Marx von Ungarn, die Grafen von Heimburg und von Tirol, dann die Dienstherren von Österreich. Vor allen der Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn des Kaisers Friedrich (Barbarossa), der vor kurzem auf dieser selben Kreuzfahrt ertrunken war (1190). Die Kreuzesfahne trägt der Graf Zollern von Rotenburg. Der Dichter zählt nun eine Fülle von deutschen Grafen, Herren, Bischöfen, Äbten auf. Auch König Richard (Löwenherz) von England kommt, und König Philipp von Frankreich, die Nachfolger des Königs Artus. Herzog Leopold von Österreich hat den Vorstreit. Er wird gefangen, aber von seinem Sohn Wildhelm gerettet. Die Christen siegen. König Agrant läßt sich taufen, schon aus Dankbarkeit gegen den heiligen Johannes von Ephesus. Mit ihm werden 12.000 Heiden Christen. (Man denkt daran, daß beim vierten Kreuzzug der schismatische Griechenkaiser versprach, katholisch zu werden.) — Während Leopold mit Wildhelm nach Wien zieht, bleibt Agleie im Schutz von vier österreichischen Rittern zurück; das sind der von Kuenring, der von Pillichsdorf, (dessen Nachkomme Dietrich 1314 Marschall von Österreich war und vom Dichter gepriesen wird), der von Tällisbrunnen (Zellisbrunnen) und der Tugendhafte Schreiber. — Am Hof zu Wien finden sich nun die Herren von Österreich, Steier, Mähren, Böhmen und Baiern ein. „Der Hof zu Österreich stand nie so würdereich. Doch sieht man jetzt auch darin solche, die Herz und Sinn nach der Würde vereinen: das sieht man täglich scheinen an ihrer lobereichen Tat. Seht, wie ein Edelfalk aufgaht in wilde Luft durch freie Luft, so sie die Mannheit in der Brust tragen, die der Ehren gehrt. Die geblümten Fürsten wert laben mit ihrer Hilfe Kraft die meiste teutsche Ritterschaft. Mancher ihrer genießet. Ihr Panthersmut entschließet den Schrein der siebenfachen Tugend, den sie hier in ihrer Jugend fürstlich haben bewährt. Nach dem Recht han sie begehrt, weise, kühn, bescheiden. An den Gebrüdern beiden ist jeder Lasterfleck verwischt. Ihr hohes Lob erfrischt schwaches Lobes Fäule. Sie sind des teutschen Landes Säule. Sie gefallen reinen Weibern. Es wird von ihren Leibern vollführt in ihres Lebens Frist, davon immer zu sagen ist. Wie fürstlich greifen sie alles an! Ich mein dich, hochgeborner

Mann, Herzog Friedrich von Österrich, und Leupolden, der immer sich bewährt vor denen, die nun leben; denen ich hie dies Getícht geben will zu Ehren. Was ich han in diesem Buche hie getan, in ihrem Dienst ist das geschehn. Wisset, niemand darf gestehn, daß ich sie rühme um Gaben. Mir sagen oft die Schwaben, sie seien karg und geben nit. Doch manchen Reicheren man sieht von ihnen fahren als zu ihnen hin. Drum ich ihnen hold im Herzen bin, obwohl mir nie Gutes von ihnen geschah. Das wär ein schwaches Loben ja, preist' ich um Gut einen Mann, der Lob und Ehre nie gewann. Nur ihr würdiges Leben machet, daß ich gegeben dies Buch ihnen zur Ehre han; durch keine Gabe ist das getan. Doch soll sich niemand Lohns erwehren, will er sich nur mit Ehren nähren. Gott gebe ihnen ein selig Leben, hier und dort mög er ihnen geben der Welt Wunsch und ewigen Lohn mit Engelsfreude im Himmelsthron!" — Nach dieser eingeschobenen Widmung erzählt der Dichter, daß Agleie einen Sohn bekommt, Friedrich (der Streitbare) geheißen, der später Herzog von Österreich ward, und den er auch noch besingen könnte, wenn es Gott ihm gönnte. Wildhelm wird dann auf einer Jagd bei Mons Salvia durch den vergifteten Pfeil eines Gegners getötet. Agleie stirbt aus Schmerz. Der Tugendhafte Schreiber beklagt das Liebespaar. Auch die Eltern Wildhelms sterben. Man bringt den jungen Friedrich nach Österreich. Der Dichter würde noch mehr von diesem Heldensohn berichten, wenn er erst für diese Arbeit Dank empfängt. Wer dergleichen wünscht, dem steht er zu Dienste bereit; aber wer ohne Dank Arbeit treibet, der wird verdrossen. In ihm sind noch beschlossen viel wilde Abenteuer, gäben die Herren ihm zur Steuer einen guten Dank. Aber das verdrießt ihn, daß er nach Gut werben muß. „Sage ich, singe ich, freundlicher Gruß wird mir selten geteilet mit. Weil das ist der Welt Sitt', so muß ich dichten meiden". Zum Schluß sagt er, daß er die Märe aus dem lateinischen Original übersetzt hat, das König Agrant aufzeichnen ließ. Er vollendete es in der Kreuzwoche des Jahres 1314, da man vor Asperg lag. Burg und Stadt Asperg (Hohenasperg) wurde 1312 durch Konrad von Weinsberg zerstört und dann von Graf Eberhard dem Erlauchten von Württemberg neu aufgebaut.

Dies höchst merkwürdige Gedicht ist zum erstenmal von Ernst Regel in den „Deutschen Texten des Mittelalters" herausgegeben worden (1906). Es zählt in der Ausgabe 19.585 Verse. Die älteste Pergamenthandschrift ist in Gotha, aber eine gute Papierhandschrift ist auch zu Wien in der Hofbibliothek. In dieser Wiener Handschrift macht der Schreiber folgende (lateinische) Schlußbemerkung: „Drei Finger schreiben und der ganze Körper arbeitet dabei. Das Ende ist da, aber der Schreiber möchte jetzt auch das Geld haben. Und so ist es vollendet durch mich, Eberhardus Sculteti von Möchingen. Est mihi pecunia krank, quia nihil datur mihi nisi habdank." Sonderbarerweise wird das Gedicht immer als „Wilhelm" zitiert, und auch der Herausgeber setzt auf den Titel die Form „Wilhelm von

Österreich", obwohl der Text immer richtig **Wildhelm** hat und der Name auch so erklärt wird. Wilhelm, Willehalm ist ein ganz anderer Name, der gar nicht mit Wildhelm verwechselt werden kann. Wir müssen auf Wildhelm bestehen, weil dies eben nur der Beiname für Leopold ist, wie auch aus dem Text klar hervorgeht. Ich lege schon deshalb Wert darauf, weil dadurch der Charakter des großen Gedichtes als einer historischen Sage um so deutlicher hervortritt. Das ist das Anziehende an diesem Gedicht. Es schließt sich an die anmutigen Fabeln Enenkels an. Es bezeugt, daß es außer Enenkel einen reichen Sagenstoff, die Babenberger betreffend, gegeben haben muß. Ja der Dichter scheint uns anzudeuten, daß er sein Gedicht in ähnlicher Weise auch noch fortsetzen könnte, daß diese romantischen Fabeln über Leopold den Tugendhaften und Leopold den Glorreichen (1198—1230) nur die Einleitung bilden zu einem Epos über Friedrich den Streitbaren, dessen Bearbeitung unterblieb, da der Dichter, wie er klagt, nicht genug Dank und Anregung fand. Dieser Sagenkreis hätte die drei letzten Generationen der Babenberger umfaßt. Nur die kurze Regierung Friedrichs des Katholischen, des älteren Bruders Leopolds des Glorreichen (1194—1198), ist übergangen. Man sieht, daß außer den Kreuzzügen besonders die Heiraten der Babenberger mit oströmischen Prinzessinnen die Phantasie der Dichter anregten, hier also besonders die Hochzeit Leopolds des Glorreichen mit Prinzessin Theodora, der Enkelin des byzantinischen Kaisers Isaak Angelos.

Das zweite Hauptmotiv des Gedichtes ist der beabsichtigte Nachweis, daß das österreichische wie das byzantinische Haus mit der sagenhaften Gralessippe zusammenhänge. Vielleicht hängen aber auch beide Motive zusammen, das Motiv der byzantinischen Heirat und das Motiv des Grales. Ich möchte darüber eine Hypothese andeuten.

Die Hochzeit mit Theodora (= Agleie) fand zu Wien im Jahre 1203 statt, wahrscheinlich bald nach dem 12. November, wie ich in meiner Geschichte Wiens vermute, bald nachdem Wolfger von Passau mit Walther von der Vogelweide, hochzeitlich ausgestattet, nach Wien kamen. In diesem und im folgenden Jahre fanden aber in der Familie der jungen Griechin zu Byzanz die tragischesten Schicksalswechsel statt. Isaak starb Ende Jänner 1204, sein Sohn Alexios wurde im Februar ermordet, die Kreuzfahrer bemächtigten sich im April Konstantinopels und gründeten das lateinische Kaisertum von Byzanz. Da die Griechen sich nicht mit der römischen Kirche vereinigen wollten, setzte es arge Gewalttaten ab. Dabei wurden die kostbarsten Kleinodien geplündert. Unter anderem auch eine höchst wertvolle Achatschale, deren Geäder das Monogramm Christi zeigte und die daher wohl als die Abendmahlschale, als der heilige Gral galt. Diese Schale kam ins Abendland. Lange Zeit war sie im Besitze des burgundischen Hauses. Durch Maria von Burgund kam sie später in den Besitz des Hauses Österreich, bildete eines der Hauskleinode höchsten Wertes und befindet sich noch heute in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien. Es wäre nicht unmöglich, daß schon Wolfram von Eschenbach, dessen Parzifal in den

nächsten Jahren nach 1204 gedichtet ist, an diese Achatschale gedacht hat. Jedenfalls hat man sich zu Wien gerade zu der Zeit, aus der unser Gedicht von Wildhelm stammt, sehr für die Gralsage interessiert. Als Friedrich der Schöne 1326 auf sein Mitkönigtum mit Ludwig dem Bayer endgültig verzichtete und nach Wien zurückkehrte, wies er den Augustiner-Eremiten 1327 den Platz für die jetzige Augustinerkirche an, aus Dankbarkeit dafür, daß sich die bayrischen Augustiner um seine Freilassung bemüht hatten. Der Grundstein wurde 1330 gelegt. An die Kirche schloß sich eine Georgskapelle, die noch vor der Kirche fertiggestellt und 1341 eingeweiht wurde. Sie befindet sich noch heute neben dem Presbyterium, sieben Stufen tiefer und sollte damals als Versammlungsort für die von Otto dem Fröhlichen, dem Bruder Friedrichs, gestiftete adelige Gesellschaft der „Templeise" dienen. Das war also eine Gralgesellschaft, ein Gralbund, eine Erneuerung der in den Gedichten Wolframs und Albrechts verherrlichten Gralsritterschaft. Man wird sich bei Gelegenheit des im September 1912 zu Wien stattfindenden Eucharistischen Kongresses an diese poetischen und romantischen Zusammenhänge erinnern dürfen. Jedenfalls besteht eine Beziehung zwischen dem Gedicht und der Templeisenritterschaft.

Zum Schluß noch ein Wort über den Kunstwert des Gedichtes von Wildhelm. Man darf es nicht unterschätzen. Es geht ein rüstiger epischer Zug durch das Ganze; die breite Erzählertechnik ermüdet doch niemals; man muß sich nur in die Interessenwelt jener Zeit versetzen, um noch heute mit historischem Interesse dem Dichter zu folgen. Am bedeutendsten scheint mir der Epiker in der Komposition des Ganzen zu sein. Es ist fast ohne gleichen in der Kunstgeschichte des Mittelalters, wie es unser Dichter versteht, die anfangs so einfachen Fäden der Ereignisse zu verwickeln, wie er immer stärkere Motive zur starken Steigerung heranzieht und so allmählich als gewaltige Lösung des Ganzen endlich gar den großen Kreuzzug mit all seiner historischen Gegenständlichkeit heranzieht. Diese Lösung ist ganz einzig und wirkt gerade auf den modernen Leser vielleicht noch überraschender und überwältigender, als sie damals auf die Zeitgenossen wirkte. Kaum jemals sonst ist diese Mischung von Sage und Geschichte besser gelungen. Es ist, wie wenn wir aus einem schönen Märchenland durch eine herrliche Pforte in eine noch glänzendere Wirklichkeit träten. Das Märchen gewinnt durch diese Geschichtlichkeit auf einmal blühenderes, blutvolleres Leben, die Geschichte wird vom Zauberschein des Märchens in magische Beleuchtung gerückt.

Grönlandreise.

Von E. H—s.

I.

Eine Hitzwelle war über Europa hereingebrochen, als wir am 10. Juni 1910 Wien verließen, und sie begleitete uns auf der Reise gegen Norden bis Christiania. Eine angenehme Unterbrechung der heißen Bahnfahrt bot uns am Tage nach der Abreise die Überfahrt mit der Fähre von Saßnitz nach Trelleborg. Grün winkten die Buchenwälder Rügens über die dunkelblaue See. — Sonntag, den 12. mittags lief unser Zug in Christiania ein, wo uns der Rheder der „Laura", K. Magnus Gjaever, empfing und ins Hotel Viktoria führte. Gegen Abend unternahmen wir einen sehr angenehmen Spaziergang längs des herrlichen Christianiafjordes. Überall Menschen zu zweien oder in Gruppen unter den Bäumen im Grünen gelagert, aber alle so merkwürdig still, wie andächtig gesammelt, dabei aber den mitgebrachten Mundvorrat verzehrend. Am Strande überall Badende — und draußen auf dem glitzernden Wasser eine Menge Dampfbarkassen, Motor- und Segelboote.

Wir nahmen unser Nachtmahl im Yachtklub, der auf einer Insel gelegen ist, und bewunderten die Hunderte von stattlichen Segelyachten, welche in langen Zügen — lautlos, feenhaft dahingleitend — in den Hafen zurückkehrten. Es war einer jener nordischen Abende, die ihren so eigenen Zauber haben und elegisch stimmen.

Am 14. entführte uns und unsere Sieben- (oder mehr)-sachen die Bahn von Christiania. In Malmö stiegen wir in den Schlafwagen der schmalspurigen Bahn, die uns am Morgen des 15. nach Drontheim brachte.

Schon gestern hatte es hie und da zu regnen angefangen und nun war der Wettersturz da. Nieseln, Nebel und Wind begleiteten unsere Einschiffung an Bord des kleinen, aber netten Dampfers „Erling Jarl", der uns nach Tromsoe bringen sollte. Die Sommeranzüge wanderten in die Koffer und Winterkleider kamen auf die Tagesordnung. Nachmittags, nachdem wir aus dem großen Drontheimfjord für einige Stunden in das offene Meer gekommen waren, fing das Schiff recht unangenehm zu rollen an, so daß meine zwei Reisegenossen, Bruder Karl und Professor Lorenz, dem Meeresgotte opferten und ich selbst auch Sehnsucht nach ruhigem, festem Boden fühlte.

Die Fahrt erinnert mich hie und da an meine und Karls Reise von Vancouver nach Alaska hinauf: die Farbe des Wassers, die Möven, mancher Blick auf die steilen, felsigen, schneebedeckten Küstenberge, die aber hier bedeutend niedriger sind. Sie ist recht unwirtlich, diese wildzerrissene norwegische Küste mit den vielen schwarzen, vorliegenden Felseneilanden, besonders wenn schlechtes Wetter herrscht und der eisige Wind Nebel und mit Schnee vermischten Regen daherjagt.

Am 16. mittags wurde in Bodoe angelegt, wo wir das ganz nette und interessante Museum für Fischerei besuchten. Abends waren wir in Svolvaer auf den Lofoten, zackigen, schwarzen Inseln mit weißen Schneeflecken, die wie die spitzen Rückenflossen eines Riesenhais aus dem Meere ragen.

Am Freitag, den 17., vormittags waren wir in Tromsoe. Hier lag schon unsere „Laura" unter Dampf, — ein schmucker, weißgestrichener Dreimaster, von dem die österreichische Flagge wehte. Als wir nachmittags einen Besuch an Bord machten, entdeckten wir, daß die „Laura" eigentlich recht klein, wenn auch, wie es scheint, ein bewährtes Eisschiff ist. Besonders die sechs Schlafkabinen sind recht eng, dafür ist der Salon ein ganz gemütlicher kleiner Raum. Es gab noch viel zu besorgen, und da das Wetter auch nicht einladend war, gingen wir erst am nächsten Tage nachmittags an Bord und lichteten um 8 Uhr abends die Anker. Die beiden Gjaever waren noch an Bord und ebenso verschiedene Angehörige der Mannschaft. Endlich ertönten drei dumpfe Pfiffe der Dampfpfeife und wir glitten aus Tromsoe hinaus, den Fjord hinauf.

Da der starke Nordweststurm auch noch am nächsten Tage anhielt, blieben wir Sonntag, den 19., in Hansnäs vor Anker.

Montag, den 20., fuhren wir am Vormittage bis Skaarö, der alten Walfischstation Gjaevers, welche knapp am offenen Meere und doch geschützt gegenüber der Vogelinsel Fuglö liegt. Hier gingen wir nachmittags ans Land, um über eine Höhe zum Meere zu gehen und dessen Zustand zu prüfen. Es schien zwar noch eine Dünung vorhanden, aber keine sehr arge; doch wehte noch immer für uns Gegenwind. Trotzdem beschloß Kapitän Oyen, in See zu gehen.

Wir hatten unsere Gewehre mitgenommen und Lorenz brachte auch fünf Möven und ein Schneehuhn fürs Museum heim. Beim Zurückgehen besahen wir uns die allmählich verfallenden Gebäude der Walfischstation Gjaevers: ein Haus, in dem das Fett ausgesotten, und ein anderes, in welchem das Riesenskelett zerstampft und verkocht wurde. Seit zirka fünf Jahren steht die Fabrik still, da das Gesetz, welches jeden Walfischfang verbietet, Herrn Gjaever einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung gemacht hat. Mächtige Rippen und Wirbelknochen lagen noch umher, aber das Ganze machte einen traurigen Eindruck. Das Land mit seiner grünenden Decke von Moosen, Zwergweiden und Saxifragen, an vielen Stellen versumpft, erinnerte mich an die Hochplateaus der Berge im Yukongebiet, auf welchem die Caribous zu finden waren.

Nach 6 Uhr lichtete die „Laura“ ihren Anker und verließ Skaarö, indem sie ihren Kurs zwischen der großen Insel Vannö mit den hohen, schwarzen, noch tief mit Schnee bedeckten Felsbergen und der steil in fast senkrechten Felswänden aus dem Meere steigenden Insel Fuglö, dem Brutplatze Tausender von Vögeln, hinaus ins offene Meer nahm. Da die „Laura“ anfing, tüchtig zu rollen, zogen wir uns bald in unsere Kojen zurück.

Dienstag, den 21. Juni.

Da sich der Wind vormittags allmählich drehte und von Nordost gegen Nord blies, setzten wir alle Segel auf und machten so 5 Knoten in der Stunde. Abends wieder mehr bewegt. Ich lese noch um $^1/_2$12 Uhr nachts in meiner Koje bei Tageslicht (!), welches durch die kleine, runde Scheibe hereinfällt.

Mittwoch, den 22. Juni.

Vormittags sommerlich warm. Die Sonne scheint auf die blaue, glatte, leicht wogende Fläche des Meeres. Nachmittags bläst der Wind von Süden und wir kommen gut vorwärts. Gegend Abend Regen. Domino gespielt.

Donnerstag, den 23. Juni.

Nachts sprang der Wind wieder von Nordwest um und früh flaute er fast ganz ab. Etwas Nebel, dann hie und da Sonnenblicke, so daß Oyen die Position aufnehmen konnte. Wir haben in den letzten 24 Stunden 118 Meilen gemacht und sind schon zwischen dem 73. und 74. Grad nördlicher Breite. Das Meer ist auffallend einsam: keine Fische, keine Vögel sind zu sehen, außer zwei Sturmvögeln, die uns schon lange folgen. Nachmittags erscheint für kurze Zeit eine große dunkle Raubmöve in elegantem Fluge.

Freitag, den 24. Juni.

Alles grau in grau. Das Meer, das langsam auf- und niederwallt, ist kaum vom nebligen Himmel zu unterscheiden und gleicht bald den Nebelmeeren, welche man oft im Gebirge unter sich erblickt, bald, wenn die Oberfläche leicht gerippt ist, einem grauen, poliertem Schweinsleder oder glatter Seide. Da die Maschine nachts unregelmäßig gegangen ist, stoppen wir nachmittags, um sie durch zwei Stunden zu reparieren, was die „Laura“ benützt, um ganz unglaublich zu rollen, obwohl dazu scheinbar gar keine Ursache vorhanden ist. Doch wir sind jetzt an diese Schaukelei schon ganz gewöhnt.

Die Seeleute haben in einem alten Topf ein Pulver gefunden, welches einige für Strychnin halten. Um es zu untersuchen, werden ein paar Fettklumpen damit bestreut und den Sturmvögeln vorgeworfen, von denen bald mehrere Kadaver auf dem Meere schwimmen. — Der erste Seehund zeigt sich zweimal, indem er seinen runden Kopf heraussteckt. Einige Alken und eine Seeschwalbe umkreisen das Schiff. Das Wasser ist mit einer merkwürdigen fettartigen Substanz überzogen, die nach Ansicht des Kapitäns von geschmolzenem Eise

herrührt. Auch einzelne Klumpen Seetang und etliche Stücke Treibholz kommen dahergeschwommen.

Samstag, den 25. Juni.

Windstill, — grau in grau. Später Sonnenblicke. Der Kapitän richtet den Kurs mehr gegen Norden. — Gegen Süden sehen wir eine Anzahl Seehunde auf der Wanderung begriffen, doch sie verschwinden bald. Auch einen Delphin oder kleinen Walfisch sehen wir mehrmals seinen schwarzen Leib mit den scharfen Rückenflossen aus der Tiefe wälzen. Den ganzen Nachmittag herrschte leicht nebliges Wetter und das eintönige Grau des Wassers und des Himmels wurde durch nichts mehr unterbrochen.

Nach des Kapitäns Berechnung sollten wir das Eis schon erreicht haben, aber wir alle blickten umsonst danach aus. Doch vor dem Schlafengehen, um $^1/_2$12 Uhr, versicherte Oyen, daß die rauhere Luft sowie der „Eisblink“ im Westen auf nahes Eis schließen lassen.

Sonntag, den 26. Juni.

„Eis!“ ruft Karl, und als ich durch die Luke hinausschaue, starre ich mit bewundernden Augen auf eine ganz neue Welt. Größere und kleinere Eisschollen von verschiedenster Gestalt, manche flach, andere übereinandergetürmt oder durch Wasser und Sonne zu den merkwürdigsten Formen gebildet, alle oben mit weißem Schnee bedeckt und unten im schönsten Blau und Grün schillernd, ziehen gespensterhaft vorbei. Und schon heißt es, sich zur Jagd fertig machen, denn eine Bartrobbe wird in der Ferne gesichtet und das Boot liegt bereits klar neben dem Schiff. Oyen dirigiert noch von der Tonne im Maste die Ruderer, in welcher Richtung sie zu fahren haben, und bald sehe ich — im Bug des Bootes liegend — die Robbe, die hie und da den Kopf sichernd hebt. — Lautlos nähert sich das Boot der Beute, während ich mit gestochener Büchse im Anschlage liege und nach dem Kopfe ziele, der aber, da hier an der äußeren Eiskante der Puls des Ozeans noch sehr fühlbar ist, auf und niedertanzt. Auf etwas über hundert Schritte glaube ich den Moment zum Schießen gekommen, da das Tier anfängt unruhig zu werden. Schwer fällt sein Kopf nieder: die erste Robbe liegt. Es ist ein jüngeres Exemplar der Bartrobben, die sehr selten so weit vom Festlande, d. h. von Grönland, gesehen werden.

Gleich darauf wird eine Klappmütze oder, wie die Jungen dieser Art heißen, Blueback gemerkt. Karl stellt ihr nach, doch sie gleitet ins Wasser. Aber schon wenige Minuten darauf kommt er vom Bug der „Laura“ auf ein zweites Tier zum Schuß und erbeutet seinen ersten Seehund. Nun kommt Lorenz an die Reihe; da zwei Bluebacks nebeneinander liegen, soll ich nach seinem Schusse versuchen, noch auf den zweiten zu schießen. Seine Kugel geht fehl, während meine das Ziel erreicht. Dann schießt wieder Karl einen Blueback, der links, hoch am Rande einer Scholle liegt, mit zwei Schüssen, und ich einen von zweien, die rechts liegen, während der zweite, von

Karli angeschossen, sich über den Rand der Scholle ins Meer stürzt und entkommt. Zuletzt erlegen Karli und Lorenz von zwei nebeneinanderliegenden jeder den seinen. Nachmittags erlege ich zuerst eine junge Grönlandrobbe, welcher ich, da sie nicht tödlich getroffen ist, noch einen Schuß in den Kopf geben muß. Sie stürzt dennoch ins Wasser, wird aber von den mit dem Boote schnell hinfahrenden Leuten noch mit der Harpune herausgeholt. Karl erlegt eine Ringelrobbe, eine andere wird leider von Lorenz angeschossen und taucht unter die Scholle.

Wir hatten schon längst in der Ferne die Segel eines großen Schiffes entdeckt, welches à la „Fliegender Holländer" gespenstisch über den Eisschollen dahinsegelte; der Kapitän erkannte es als die „Skotia", einen Walfischfänger, dessen Kapitän ihm bekannt ist und seit vielen Jahren in diesen Gewässern den Fang des kostbaren, aber immer seltener werdenden Grönlandwales betreibt.

Um uns über die Eisverhältnisse zu erkundigen, hielten wir auf den Walfischfänger zu und hißten die Flagge. Nach zwei Stunden hatten wir ihn erreicht und sahen das große, schwarze, dreimastige und auch mit einer Dampfmaschine versehene Schiff nahe vor uns; wir erkannten deutlich die an der Bordwand zusammengedrängte Bemannung und nun begrüßte uns der Kapitän von der Kommandobrücke aus mit einem „Good afternoon"! Ich rief ihm hinüber, daß Oyen mit ihm zu sprechen habe und ob er nicht zu uns an Bord kommen wolle. Auf seine bejahende Antwort schickten wir eines unserer Boote hinunter, welches bald den Kapitän und dessen Sohn brachte. Er war ein bärtiger älterer Schottländer mit sympathischen Augen und schien sich zu freuen, nach langer Zeit wieder mit der Außenwelt in Berührung zu kommen. Wir erzählten ihm vom Tode des englischen Königs und er teilte uns bei einer Zigarre und einem Glase Whisky mit Soda in der Kabine seine Beobachtungen über das Eis mit. Diese lauteten freilich höchst ungünstig. Schweres Eis komme von Norden herab und die Küste sei durch zusammengepreßtes Eis ganz unnahbar; er glaube nicht, daß Grönland heuer erreicht werden könne. Die stets von Osten und Süden wehenden Winde und der Umstand, daß noch kein fester Nordweststurm das Eis auseinandergetrieben habe, seien Schuld daran. Der Kapitän lud uns ein, sein Schiff zu besuchen und wir säumten nicht, die Gelegenheit zur Besichtigung eines echten Walfischfängers zu benutzen. An einer Strickleiter klommen wir die steile, hohe Bordwand empor und gelangen auf das Deck, das viel geräumiger ist als das der „Laura". Die „Skotia" ist schon mit einer Expedition am Südpol gewesen, und der Kapitän zeigte uns mit Stolz die Karte dieser Fahrt. Dann gingen wir in die geräumige Kajüte hinab, wo ein offenes Feuer behaglich im Ofen brannte. Im Schiffsraum zeigte der Kapitän uns die Stöße von Fischbein der drei bisher erbeuteten Wale, eines davon 9·40 Meter lang. Dann erklärte er uns den Gebrauch der Harpunierkanone, einer Art Wallbüchse auf

einem Fangboot, mit welcher die Harpune in den Leib des Wales geschossen wird. Man muß bis auf zwanzig Meter heranfahren, um zu schießen, — ein gewaltiger Unterschied gegen früher, wo die Walfischfänger bis auf wenige Meter an das Ungeheuer heranruderten und es mit ihrer Armeskraft harpunierten. Ist der Wal auf diese Art festgemacht, so wird er durch ein anderes Boot mit einem Sprenggeschoß getötet. — Die Grönlandwale sind in den letzten Dezennien von den Walfischfängern aller möglichen, besonders aber der nordischen Nationen fast ausgerottet worden, und der einst blühende Erwerbszweig des Walfischfanges wird bald der Geschichte angehören. Unser Schottländer, der auch die Gewässer bis hoch in die Davisstraße bejagt, ist einer der letzten seiner Zunft, die er nun schon ein Menschenalter betreibt. Kapitän Oyen sagte uns, daß ein einziger gefangener Grönlandwal die Kosten einer Reise einbringe.

Nach gegenseitigem „Good luck"-Wünschen verließen wir die „Skotia" und fuhren wieder auf unsere „Laura" hinüber, welche in ihrem weißen Kleide neben dem schwarzen, ungeschlachten Walfischfänger ganz schmuck aussah. Da inzwischen Nebel eingefallen war, so verschwand die „Skotia", mit der wir noch schnell Flaggensalut tauschten, nach wenigen Minuten vollkommen unseren Blicken.

Wir hielten den Kurs nach Norden und kamen bald in freies Wasser, wo die Maschine gestoppt wurde, da zur Fahrt zu wenig Ausblick war. Über dem Stern des Schiffes wölbte sich ein fast vollständiger Nebelbogen, von der strahlenden Sonne, die nur hie und da das Nebelmeer durchbrach, gebildet. Blau lag die spiegelglatte Fläche des Meeres da, nur mit wenigen schwimmenden Eisschollen bedeckt, und eine friedliche Stille senkte sich auf uns herab. Bloß weit draußen in großer Ferne konnte man die Brandung des Meeres an den Schollen der äußeren Eiskante vernehmen.

Montag, den 27. Juni.

Seit morgens befinden wir uns wieder auf der Fahrt mit halber Dampfkraft, durch größere und kleinere Schollen. Es weht eine scharfe Brise von Südwesten und es ist empfindlich kalt. Wir können nicht weit vom offenen Meere sein, da der Seegang deutlich wahrnehmbar ist und die großen Eisschollen auf und abwogen. Erst spät vormittags, als der Wind ein wenig abflaut, sehen wir die ersten Seehunde und Lorenz erbeutet eine junge Klappmütze. Obwohl sie nach dem Schuß regungslos liegen geblieben ist, rutscht sie denn doch ins Wasser hinab, bevor die zwei Mann mit dem Boote hinkommen. Doch sie entdecken sie schwimmend und harpunieren sie.

Weniger gut erging es mir, da meine Klappmütze angeschossen entkam. Nachdem Karl eine Ringelrobbe auf einer nahen Scholle erlegt hatte, schoß ich noch eben vor dem Lunch eine junge Klappmütze.

Bei dem Lavieren durch die Eisschollen kamen wir heute öfter als früher mit ihnen in unsanfte Berührung. Ein anderes Schiff,

das keinen Eispanzer aus Eichenholz, wie unsere „Laura" besitzt, würde Gefahr laufen, leck zu werden. Einmal steuerten wir geradewegs zwischen zwei schweren Schollen durch: bum—krrsch—sch — und die Schollen bersten, drehen sich mehrmals um sich selber und gleiten zur Seite. Gefährlich kann der sogenannte Eisfuß einer Scholle (der sich oft weit unter dem Wasser in blau dunkler Tiefe fortsetzt) werden wenn er mit der Schraube in Berührung kommt.

Nachmittags kommen wir in offenes Wasser, aber da wieder, Nebel einfällt, müssen wir stoppen.

Ein Sturmvogel wurde von unseren Leuten mittels eines Bindfadens, an dessen Ende ein Stück Fleisch an einem Querholze befestigt war, gefangen; gierig versuchte er im Kampfe mit 10 bis 12 Genossen, das Fleisch hinabzuwürgen. Da er vom Boden nicht auffliegen konnte, spazierte er watschelnd auf Deck umher, bis wir ihn, das Haupt grün gefärbt, wieder seinem Elemente zurückgaben. Hier gelang es ihm, auf der Wasserfläche laufend, auf- und schleunigst davonzufliegen.

Das Packeis ist vor uns, wie wir, als der Nebel sich ein wenig hob, entdecken konnten, und der Kapitän versuchte, gegen ein großes Eisfeld zu dampfen. Doch da die mächtigen Schollen dicht gepackt waren und eine starke Dünung herrschte, wollte er das Schiff nicht in die Gefahr bringen, eingeschlossen und gedrückt zu werden, und steuerte wieder hinaus in offenes Wasser. Hier hielten wir einige Zeit Kurs Südost gegen Ost, dem Winde entgegen, stoppten dann und fahren nun wieder zurück gegen das große Eis.

Dienstag, den 28. Juni.

Es war 2 Uhr nachts, als Kapitän Oyen an meine Kabinentür pochte und rief: „Isbjörn!" Ein starker Bär sei von der Tonne aus weit im Eise liegend gesehen worden, es sei schwer, ihn durch Leute gegen das offene Wasser zu treiben; vielleicht (aber es sei unwahrscheinlich) gelinge ein Anpürschen. — Bald saß ich mit Karl in dem von 4 Mann geruderten Boote; wir fuhren etwas verschlafen und mit geringen Hoffnungen, aber innerlich doch etwas aufgeregt und gespannt dem Abenteuer entgegen. Wegen des gegen das Eis wehenden Windes mußten wir weit hinabfahren, bevor wir uns hineinwagten. Das Schiff mit seinen drei Masten wurde immer kleiner und man konnte nur mehr mit dem Gucker den Mann in der Tonne ausnehmen, der uns mittels einer Fahne dirigieren sollte. Nun waren wir im Eis; diese Fahrt durch die großen Schollen wird mir unvergeßlich bleiben. Von der Größe unsrer „Laura" bis zu ziemlich ausgedehnten Feldern lagen die Schollen so dicht nebeneinander, daß sie von weitem wie Festland aussahen. Wenn man aber nahe an sie herankam, fanden sich schmälere und breitere Kanäle, durch die wir im Zickzack in diese märchenhafte Eiswelt eindringen konnten. Es war nicht ungefährlich, zwischen den sich auf- und niederbewegenden Schollen, an denen das Wasser hoch aufspritzte, durchzufahren, da sie unser schwaches Fahrzeug

zu zerdrücken drohten. Einmal waren wir gerade durch eine enge Gasse durchgekommen, als sich dieselbe auch schon ruhig, aber mit unwiderstehlicher Gewalt schloß. Hie und da stieg ein Mann auf einen der schneebedeckten Eisberge, um mit dem langen Fernrohr auszulugen und wegen der Orientierung auch zurück nach der „Laura" zu spähen. Jetzt hatte er den Eisbären entdeckt und bald konnte auch ich, am Bug des Bootes stehend, das Tier in weiter Ferne als gelblichen Sack hinter einem kleinen Eishügel sehen. Die Leute schwatzten in norwegischer Sprache aufgeregt durcheinander und Ruder, Eispickel und Kiel knirschten laut auf den in den Kanälen schwimmenden kleineren Schollen, so daß ich große Angst hatte, der Bär werde uns hören. Doch das Rauschen der Brandung schien diese Geräusche zu übertönen, denn wir kamen stetig näher. Jetzt stieg ich auf eine Scholle, setzte mich und schoß auf den — wie ich schätzte — 60 Schritte (es werden aber gegen 100 gewesen sein) entfernten Bären, der — da meine und seine Scholle sich hoben und senkten — bald auf-, bald niederging. Nach dem ersten Schuß fiel er schwer nieder, wurde wieder hoch und machte einige Schritte. Nach dem zweiten Schuß rollte er über und seine 4 Pranken waren in der Luft. Doch wieder kam er in eine sitzende Stellung, von mir abgewendet und nun gab ich ihm eine Kugel spitz von rückwärts. Wieder rollte er über und gegen mich zu ins Wasser, kam an unsere Scholle und machte Miene, heraufzusteigen, rollte aber wieder ins Wasser zurück. Die zwei hinter mir auf die Scholle gestiegenen Leute sprachen aufgeregt auf mich ein. Ich glaubte zuerst, sie riefen mir zu, zu schießen, und gab dem Bären noch einen Schuß im Wasser. Dann aber verstand ich, daß sie meinten, ich solle ihn nicht mehr beschießen, da sie fürchteten, er könne unter die Eisscholle kommen und verloren gehen. Indessen war Karl mit den zwei anderen Leuten im Boote herumgerudert, und während ein Mann die Harpune bereit hielt, gab er dem Bären auf fünf Schritt den Fangschuß ins Haupt. Schnell war mit einem Seile eine Schlinge um den Hals des Bären geworfen, und während ich mit den zwei Leuten, eine Wasserrinne überspringend, ans Ufer eilte, kam Karl mit dem Bären im Schlepptau heran. Im Wasser sah der gelbliche Körper nicht groß aus, als wir ihn aber aufs Eis gezogen hatten, lag ein starker Bär von über zwei Meter Länge vor uns.

Schon während des Anpürschens war die Aussicht durch den aufkommenden Nebel immer beschränkter geworden und jetzt war der Nebel da, nicht einen Moment zu früh, und hüllte alles in seinen grauen Mantel ein. „Wie werden wir jetzt aus diesem Eislabyrinth zum Schiffe zurückfinden?" war meine Sorge, als die Dampfpfeife aus weiter Ferne zu uns herüberdrang und uns so die Richtung zur Heimkehr angab. In gleichen Absätzen ertönte sie noch oft und später sogar das Nebelhorn, bis wir nach zirka 20 Minuten aus dieser im Nebel noch unheimlicher anzusehenden Polarwelt mit dem Bären zur „Laura" zurückgekehrt waren, wo wir von Kapitän Oyen und Lorenz, die keine Schüsse gehört hatten, mit Jubel empfangen wurden.

Der Bär wird abgezogen, sein Fett eingepökelt. — Vergebliche Sprengversuche mit Dynamit auf der Scholle, an der wir verankert sind. — Wir geben den Leuten wie üblich für den ersten Eisbären zwei Flaschen Kognak für Toddy. Durch die Flasche, die von früh, wo einige „drinks“ für die Mannschaft gegeben wurden, übrig war und die der Kapitän zu sich genommen und nicht unbenützt gelassen hatte, wurde Unheil gestiftet, denn wir verlebten eine ängstliche halbe Stunde, als Oyen mit heiserer Stimme wie ein Verrückter kommandierte, die Maschine bald stoppte, bald angehen ließ, ganz unglaubliche Manöver ausführte, ja sogar die Dampfpfeife schrill ertönen ließ. Endlich begab er sich in die Kabine und der Steuermann übernahm die Führung des Schiffes zu allgemeiner Beruhigung.

Karl schoß eine ganz kleine Ringelrobbe, und noch kurz vor Mitternacht lagen er und Lorenz im Anschlag auf eine Klappmütze, die aber vorzeitig ins Wasser ging. Wir photographierten die Mitternachtssonne.

Mittwoch, den 29. Juni.

Früh fuhr ich bei hellem Sonnennebel eine große Klappmütze mit dem Boote an, doch sowohl diese als auch hinter ihr eine kleine rutschten früher ins Wasser.

Ein herrlicher, sonniger Tag! Ich stieg, als der Bootsmann von der Tonne herabrief, daß man Land sehe, hinauf zu ihm (nichts für schwindlige Leute!) und konnte durchs Fernrohr am westlichen Horizonte die Konturen einer Küste sehen. Grönlands Küste! Zirka 50 Seemeilen entfernt, — scheinbar so nah und doch vielleicht heuer unerreichbar, denn ein undurchdringlicher Eispanzer liegt zwischen ihr und uns. Soweit das Auge reicht, nichts als dickes Packeis. Wir nehmen daher unsern Kurs wieder östlich und südlich. Es war herrlich da hoch oben in der Tonne, und das Schiff unten sah merkwürdig klein und schmal aus.

Nachmittags wurden wieder hie und da Klappmützen gesichtet und wir erlegten 7 davon (Lorenz und Karl je 2 und ich 3). Die „Skotia“ kam wieder zum Vorschein und wir passierten sie auf wenige Seemeilen.

Donnerstag, den 30. Juni.

Wir sind wieder in offener See, denn es rollt ganz gehörig. Wir fahren in nordöstlicher Richtung der Eiskante entlang, um zu suchen, ob wir nicht eine Rinne finden, um dort hineinzukommen. Doch wie ein wildaufgetürmter fester Wall zieht sich das dicht aneinandergepackte Eis dahin. Nur sehr wenige einzelne Schollen, die wir mit zwei Mann am Steuer oft mit knapper Not umschiffen, wogen am äußeren Meere auf und ab. Die Brandung am Eiswall rauscht und zischt und heftig wiegen sich die oft hochaufgetürmten, blau und grün schimmernden Riesenschollen. — Als wir bis 11 Uhr vormittags noch immer kein Ende dieser chinesischen Mauer sahen, gaben wir den Versuch auf, kehrten um und dampften denselben Weg wieder

zurück, um unser Glück weiter südlich zu versuchen. Karl und Lorenz ziehen es vor, der starken Bewegung halber in ihren Kojen zu bleiben, sind aber beim Lunch mit gutem Appetit zur Stelle. Wir werden nicht müde, die an uns vorüberziehende Wandeldekoration zu beobachten. Der Nebel, durch den die Sonne blendend weiß scheint, weicht nach und nach. Prächtige Färbungen in den Eishöhlen, hoch aufspritzende Brandung, Eisschollen von den bizarrsten Gestalten fesseln uns auf Deck. Nachmittags, wo wir durch dichteres Eis in offeneres blaues Wasser kommen, wird es wunderschön und die Sonne scheint wirklich heiß herab — auch noch jetzt um 11 Uhr nachts! Von der Kommandobrücke aus sieht man das Land. — Erst um ½1 Uhr reißen wir uns gewaltsam von diesem Schauspiel los und gehen zu Bett.

Es ist der Klang . . .

Von Richard Seyß-Inquart.

Wenn Deine Hand auf meiner Stirne ruht,
Da sinken meine heißen Augen zu,
Und süße Ruh'
Geht himmelsselig durch mein junges Blut.

In solchen Stunden scheint das Leid verbannt,
Die Sorge schläft, die mich umklammern will;
Ich lausche still:
Mir ist, als singe Deine blasse Hand.

Es ist der Klang, der längst verwehte Klang,
Mit dem die Mutter, wenn in dunkler Nacht
Ich aufgewacht,
Mein Kindesherz in helle Träume sang.

Es ist der Klang, den tief im Blütenhag
Die Amsel durch den blauen Flieder trug.
Sie schlug und schlug . . .
Ein blondes Glück in meinen Armen lag.

Es ist der Klang, den einst die Orgel wob,
Als ich nach manchem harten Sturm und Streit
Mich Gott geweiht
Und am Altar den Kelch des Heiles hob.

— — — — — — — — — — — —

Wenn Deine Hand auf meiner Stirne ruht,
Da sinken meine heißen Augen zu,
Und süße Ruh'
Geht himmelsselig durch mein junges Blut.

Der heilige Koloman.

Von **Dr. Julius von Newald.**

Es ist wohl weniger die persönliche Bedeutung des frommen Mannes, als die Fülle geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Beziehungen, die den 1002 zu Stockerau getöteten irischen Pilger zu einer bemerkenswerten Gestalt machen. Das oft gefeierte Martyrium Kolomans stellt sich als ein Stück ältester niederösterreichischer Landesgeschichte dar; die qualvolle Hinrichtung des harmlosen Wanderers ist ein packendes Sittenbild für jene rauhe Zeit; die Art der Genugtuung aber, die dem Toten ward, ist charakteristisch für ein Entwicklungsstadium, das noch manchen Rest heidnischer Wildheit mit tiefer Religiosität verband. Für Stockerau, den Ort des Todes, wie für Melk, die Hauptstätte der Verehrung, zählt das Schicksal Kolomans und seiner Leiche zu den ersten historischen Nachrichten. Aber weit hinaus über die Grenzen der Ostmark, bis ins Bayrische und Ungarische, dringt der Ruf seines Namens; an vielen Orten entstehen Kirchen und Kapellen zu seinen Ehren; in Niederösterreich ward er Landespatron.

Wie sich die ursprünglich nur in ein paar Worten aufgezeichnete Geschichte des Irländers allmählich zur umfangreichen Darstellung entwickelt, ist höchst bezeichnend für die mittelalterliche Legendenbildung wie für die Heiligenverehrung, den Wunderglauben und den Reliquienkult. In der stattlichen Kolomanliteratur, die bis in die erste Zeit österreichischer Historiographie hinaufreicht, malt sich der stille, sammelnde Fleiß der mönchischen Schriftsteller, aber auch die phantasievolle Ausschmückungskunst der Bearbeiter.

Ein Märtyrer im eigentlichen Sinne, ein für sein Bekenntnis Gestorbener ist ja Koloman nicht, auch kein Glaubensbote, kein Künder des Evangeliums, da das Land seines Todes schon lange christlich war. Aber unstreitig groß ist der ethische Gehalt der Legende, aus der die hohe Achtung vor der unerschütterlichen Wahrheitsliebe des Helden spricht. Höchst dürftig fließen noch zu jenem Abschnitt der österreichischen Geschichte, in dem Kolomans Tod — das einzige, was von ihm überliefert ist, — fällt, die Quellen. Vom ersten Babenberger, Luitpolt, steht ja kaum mehr fest als seine Belehnung mit der Ostmark, die man in das Jahr 976 verlegt. Daß er die ungarische „Eisenburg" erobert, wird heute fast durchaus in das Gebiet der Fabel verwiesen; daß er eben dort, also in Melk, ein Säkularkanonikat gegründet habe, ist unsicher. Beglaubigt ist, daß er und seine nächsten Nachfolger die

treuen Hüter der Reichsgrenzen gegen Osten und Nordosten waren; das allein ist von einem österreichischen wie von einem deutschen Gesichtspunkt Ehre genug.

Luitpolts Nachfolger, nicht durch Erbrecht, sondern im Wege kaiserlicher Bestellung, wurde 994 sein Sohn Heinrich, den die Chronisten fortis oder fortis armatus nennen. Unter ihm, der noch durchaus kein Landesherr, sondern ein unter dem Herzog von Bayern stehender Reichsbeamter war, lesen wir zum erstenmale den Namen, der zu weltgeschichtlichem Klange bestimmt war: Ostarrichi, 996. Für die Geschichte dieses zweiten Babenbergers bildete der Tod und die Beisetzung Kolomans das einzige hervorstechende Moment.

„Scoticae gentis oriundus" heißt Koloman in den ältesten Nachrichten. Aber Schottland und Irland wurden bis ins 12. Jahrhundert von den Schriftstellern häufig verwechselt. Irland hieß meist infolge der Stammverwandtschaft beider Völker Scotia major oder Scotia Hibernica. Die Geschichte der Christianisierung des Kontinents führt eine Anzahl aus der „grünen Insel" gekommener Glaubensboten an. Irischen Ursprungs waren die „Schotten" in Regensburg, von wo sie nach Wien kamen. So darf man auch in Koloman einen Iren sehen. Der Charakter des Königssohnes wurde ihm aber offenbar erst durch spätere Ausschmückung beigelegt.

Fassen wir zunächst die Kolomanlegende, wie sie sich in der Hauptsache schon bald nach seinem Tode darstellt, zusammen. Vom unwiderstehlichen Drange getrieben, die heiligen Stätten zu sehen, verließ er sein Vaterland oder (wie man später hinzufügt) heimlich den Hof seines königlichen Vaters. Damals schon zogen zahlreiche Pilger aus dem westlichen Europa nach dem gelobten Lande. Unter dem Schutze des frommen Kaisers Heinrich II., des letzten aus sächsischem Stamme, nahmen sie ihren Weg über Deutschland, um dann durch Ungarn, wo König Stefan eben mit Eifer die Einführung des Christentums betrieb, und durch das byzantinische Reich zu Lande, oder aus einem Seehafen der Adria nach Palästina zu gelangen. So kam auch Koloman, wie ein Einzelvorläufer der Kreuzzüge, die Donau herab oder vielleicht durch Böhmen[1]) nach der Ostmark, in die Gegend des heutigen S t o c k e r a u.[2]) In manchen der älteren Darstellungen wird der Ort nicht genannt.

Unter vielen Drangsalen und Beschwerden war Koloman in ein Gebiet gelangt, das wohl schon im Machtbereiche des Markgrafen lag, wo aber infolge der steten Kämpfe mit den böhmischen und

---

[1]) Keiblinger hält in seiner Geschichte von Melk (S. 142) das letztere für wahrscheinlich, da man in Eisgarn, Gerichtsbezirk Litschau, nahe der böhmischen Grenze, in einer 1713 erbauten Kapelle den Stein zeigte, auf dem Koloman während seiner Wanderschaft geruht.

[2]) Stockerowe, Stocherowe, Stockarawe, Stockorow, Stockorau, Stocchaerouwe und ähnliche Formen finden sich in den Quellen, um die Wende des 13. zum 14. Jahrhunderts erst Stockerau. Vgl. die vortreffliche Geschichte der Stadt von Dr. Albert Starzer (1911), welche auch die Beziehungen des Ortes zu Koloman gründlich und ausführlich erörtert.

ungarischen Nachbarn die Verhältnisse recht bedroht und unsicher waren. Gerade das Schicksal Kolomans ist bezeichnend für die bedrängte Lage dieser deutschen Siedelungen. Durch seine Sprache und seine Kleidung kam der irische Wanderer dem Volke fremd und verdächtig vor.[1]) Man argwohnt, daß sich unter der Maske des Pilgrims ein böhmischer oder ungarischer Späher berge. Das Volk schlug ihn mit Besen und schleppte ihn zum Richter, der ihn bis zum nächsten Tage in ein Gefängnis sperrte.

In Stockerau zeigte man noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts diesen Kerker, ein Verlies ohne Licht und Luft, in einem Hause, das einst das Rathaus gewesen sein soll.[2])

Am nächsten Tage wurde der Fremdling vor den Richter geführt.[3]) Befragt, erklärte er, ein Pilger zu sein, der nach Jerusalem wandere. Und dabei blieb er auch, nachdem man ihn „entsetzlich gestrichen" und alle Martern angewendet, um von ihm ein Geständnis zu erpressen. Erhitzte Steine und glühende, in Form eines Eies gestaltete Kugeln wurden ihm an den bloßen Leib gelegt. Ein „boshafter Hammerschmied" zwickte ihn mit einer glühenden Zange. Das Fleisch an seinen Beinen wurde zersägt und zerrissen usw. Koloman blieb bei seiner Behauptung. „Er ist bereit, viel lieber zu sterben als von der Wahrheit nur Nagelbreit zu weichen."

Dem Volke blieb er der Spion. Man hängte ihn zwischen zwei Mördern an eine dürre, blätterlose Hollunderstaude.[4])

Das Ereignis, an dessen geschichtlichem Kern trotz mancher späterer Ausschmückung nicht zu zweifeln ist, wird auf den 17. Juli 1012 verlegt.[5])

Die drei Leichen wurden der Zeitsitte gemäß den Raben zum Fraße preisgegeben. Aber nur die der zwei Räuber wurden von den Vögeln gefressen. Dem Leichnam Kolomans näherte sich kein Getier. Auch zeigte der Körper nicht die geringste Spur von Verwesung; das Gesicht behielt seine blühende Farbe; Haare, Bart und Nägel wuchsen wie an einem Lebendigen. Ja, nach einiger Zeit fing der abgestorbene

---

[1]) Nicht durch unbesonnenen Tadel der Landesbräuche, wie ein neuester Geschichtschreiber erwähnt, — sagt Keiblinger, Geschichte von Melk, S. 142.

[2]) Kuriositäten- und Memorabilien-Lexikon von Wien, von Realis. I. Band, S. 843.

[3]) Der bayrische Geschichtsschreiber Veit Arenpeck aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts scheint zuerst die Behauptung aufgestellt zu haben, daß der Richter aus dem Hause derer von Volkensdorf war. „Er war (meint Keiblinger, S. 143) sicher kein gewöhnlicher Ortsrichter, kein gemeiner, der Rechte und Gesetze unkundiger Mann, sondern ein höherer markgräflicher Beamter, über Leben und Tod entscheidend, etwa ein zu Stockerau angesessener Landrichter." Eine Annahme wie so manche andere.

[4]) Juritsch, Geschichte der Babenberger und ihrer Länder (S. 33) sieht in dieser sagenhaften Begebenheit den Beweis, daß in jenen Gegenden außer der markgräflichen noch die Volksjustiz geübt wurde.

[5]) Das Datum erscheint schon in der „Vita Colomanni". Später verwechselte man häufig Kolomans Todestag mit dem der Überführung seiner Leiche nach Melk (13. Oktober).

Hollunderbaum frisch zu blühen an und der Ast, an dem Kolomans Leiche hing, trieb neue Knospen. Noch andere Wunder ereigneten sich. Ein gewißer Rumaldus, dessen Sohn seit Jahren durch Gicht gelähmt war, ließ infolge eines Traumes ein Stück aus dem Fleische der unverwesten Leiche schneiden und den Körper seines Sohnes damit bestreichen. Alsbald wurde dieser gesund. Aus der Wunde aber war frisches Blut geflossen. Ähnliche Fälle wiederholten sich.

Nun entstanden dem Volke von Stockerau schwere Zweifel an der Schuld des getöteten Pilgrims. Einige „zartfühlende Bewohner" des Ortes nahmen die Leiche von dem Baume, an dem sie ein Jahr gehangen, Geistliche und eine große Volksmenge brachten den Körper Kolomans unter religiösen Gesängen in eine liebliche, nahe der Donau gelegene Au und bestatteten sie dort in der Nähe einer kurz vorher erbauten Kapelle (1013). Ein Jahr darauf trat die Donau, wie so oft in jenen Gebieten, aus ihrem Bette und zerstörte alles in der Umgebung. Nur der mit frischem Gras bewachsene Grabhügel Kolomans blieb völlig verschont, indes die Kapelle daneben bis zur Hälfte im Wasser stand. Diese neuen wunderbaren Vorfälle erweckten im Volke die Überzeugung, daß man sich mit jenem Akte der Volksjustiz an dem vermeintlichen Spion schwer geirrt und an einem auserwählten Diener des Herrn versündigt habe.

Die Kunde von den merkwürdigen Ereignissen an der Leiche und am Grabe des Irländers drangen bald zum Ohre des Markgrafen. Heinrich ließ sich durch Geistliche ausführlichen Bericht erstatten, dann ließ er den Leichnam aus dem Grabe nehmen. Obwohl mehr als zwei Jahre seit dem Tode verstrichen waren, fand man den Körper in einem Zustande, als wäre er am selben Tage begraben worden. Die Leiche, die einen „wohlriechenden Duft ausströmte", wurde in kostbare Leinwand und Tücher gewickelt und im feierlichen Zuge, in dem der Markgraf selber und Bischof Megingaudus von Eichstädt[1]) waren, aus Stockerau gebracht. Heinrich ließ das kostbare Pfand gegen Melk führen. „Praecepit" sagt die Vita Cholomanni „ut in suam civitatem honorifice transferrent miraculis glorificatum corpus" (worin man einen Beweis erblickt, daß dieser zweite babenbergische Markgraf seinen Sitz in Melk gehabt habe). Auf der Reise während des Nachtlagers erkühnte sich ein fremder Geistlicher, heimlich die große Zehe von Kolomans Fuß abzuschneiden, und reichliches Blut floß aus der Wunde. Am nächsten Tage nahte sich ein elender gelähmter Tropf, der durch Gebet an der Leiche alsbald geheilt wurde. Unter großen Freudenzeichen erreichte der Zug „Medelick itzt Melk genannt".[2]) In der dortigen Kirche, die damals noch die von Welt-

[1]) Auch Megingald oder Megingoz, angeblich ein naher Verwandter Kaiser Heinrich II., des Heiligen. Nach anderen Quellen war es ein Bischof von Halberstadt.

[2]) „Tandem pervenerunt ad civitatem nomine Medlicham, in qua pretios thesauri pignora Marchionis jussu fuerunt reponenda" heißt es in der „Vita" was man als Beleg für die Bedeutung, die Melk damals schon besaß, betrachtete.

geistlichen besorgte Hauskirche des Markgrafen sein mochte, wurde die Leiche „australi in abside" beigesetzt. Das geschah am 13. Oktober 1014 und dieser Tag ist dann der Gedächtnistag des Martyrers geblieben.

Der Ruf Kolomans drang von da bald über die Grenzen der kleinen Ostmark hinaus, nach Steyermark, Schwaben, Bayern, Franken, namentlich auch nach Ungarn, wo eben König Stefan die Christianisierung seines Landes eifrig betrieb. Um dieses Ziel zu fördern, wollte der König den wundertätigen Leichnam des frommen Gottesmannes in seinen Besitz bringen. Zufällig weilte damals des Markgrafen Heinrich Bruder, Erzbischof Poppo von Trier — einer der bedeutendsten Geistlichen seiner Zeit († 1047) — in Ungarn. Durch seine Vermittlung, durch inständiges Bitten, vielleicht sogar durch Drohungen bewog Stefan den Markgrafen, ihm Kolomans Leiche zu überlassen, die dann unter den größten Ehren nach Ungarn gebracht wurde. Aber das Land wurde nun durch Mißwachs, Hungersnot und Seuchen heimgesucht, bis König Stefan, den Finger Gottes erkennend, die Leiche wieder mit großen Ehren und reichen Geschenken an den Markgrafen überschickte[1]).

Seitdem die Leiche des Märtyrers wieder dort war, wo sie nach Gottes Willen offenbar sein sollte, nämlich in Melk, mehrten sich die Wunder am Grabe Kolomans. Täglich kamen Personen hieher wallfahrten und brachten zahlreiche Geschenke mit. Ein geiziger Mensch nun, namens Hugo, drang nachts durch ein Fenster in die Kirche, um die frommen Gaben zu rauben. Alsbald bekam er statt seines Antlitzes eine häßliche „Hundsgosche", statt zu reden bellte er. Erst nachdem er am Grabe gebetet, erhielt er sein menschliches Gesicht und seine menschliche Sprache wieder. Gleich strenge strafte Gott alle, die sich dem Grabe in frevelhafter Absicht nahten. Einem Schlosser, der es erbrach, hing die Kinnbacke ein Jahr lang hinab; ein Maler mit Namen Ludwig, der seine Kunst am Grabe versuchen wollte, wurde an allen Gliedern gelähmt. Dagegen wurde ein seit Jahren stummer Mensch, Gnanno, der im Kloster diente, durch das Gebet am Grabe Kolomans von seinem Leiden geheilt. Ein gleiches war es bei der Tochter des Grafen Wolfrad, die stumm und gekrümmt war, ein Ähnliches bei drei anderen Mädchen und so fort[2]).

Wenngleich über einen formellen Kanonisationsprozeß des irischen Pilgers oder Königssohnes nirgends etwas zu finden ist, wenn auch die Kenntnis von seinem Leben sich auf die Nachrichten von seinem Martertode beschränkt und dieser selbst mit dem Bekenntnis des

[1]) In der Vita heißt der ungarische König Peter, wäre also Stefans Neffe und Nachfolger. Doch war dieser Peter nicht mit Heinrich gleichzeitig. Die ganze ungarische Episode leidet an gewissen Widersprüchen und ist kaum sicher beglaubigt. Das Haupt Kolomans bis auf die in Melk aufbewahrte Kinnbacke soll damals in Stuhlweißenburg zurückbehalten worden sein.

[2]) Alle diese Wunder sind in der „Vita Cholomanni" ausführlich beschrieben, während die Geschichte des Märtyrers selber dort nur in knapper Form berichtet wird.

Glaubens nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht, wurde Koloman doch frühzeitig als Heiliger der Kirche betrachtet. So heißt es in einer Urkunde, die Markgraf Ernst 1056 dem Stifte Melk gab, in den Martyrologien aus dem zwölften Jahrhundert und in den Melker Annalen desselben Jahrhunderts: heilig, selig, Blutzeuge. Man wisse leider nichts — sagte die unten noch zu erwähnende deutsche Darstellung der Legende aus dem Jahre 1774 — von des Heiligen Jugend. „Aber um sich von seiner Frömmigkeit einen echten Begriff zu machen, ist die einzige Pilgerreise hinlänglich, die er Gott zu Liebe angetreten. Gewiß, daß ein Prinz, der unter den Zärtlichkeiten des Hofes erzogen ward, von der höchsten Stufe seines Ranges sich so weit herabließ, dazu wurde ein wahrhaftig königlicher und recht christlicher Sinn erfordert, der über alles Irdische weit hinausreichet."

Die hohe Verehrung, die man Koloman schon so bald nach seinem Tode zollte, ist mit eine Ursache, daß die rührende Geschichte von seinem Diener Gotthelm oft erzählt und dieser selbst, allerdings auch nicht im Wege einer offiziellen Beatifikation, unter die Seligen gerechnet wurde. Der treue Diener hatte, nach der Legende, als Koloman verschwand und nicht mehr wiederkam, sich aufgemacht, um den Herrn zu suchen; furchtlos durchwanderte er weite Lande; endlich vernahm er, daß Kolomans Leiche in Melk hoch verehrt werde. Er machte sich dorthin auf den Weg, erlag aber im Dorfe Mauer, eine Stunde östlich von Melk und sozusagen im Angesicht von dessen Türmen, den schrecklichen Beschwerden seiner langen Reisen. Auch er wurde in der Klosterkirche beigesetzt. Als seine Ruhestätte bezeichnet die Tradition einen Grabstein (vielleicht römischen Ursprungs) in der Stiftsgruft.

Man hat manchmal betont, daß die erste Erzählung von Kolomans Martyrium erst mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tode entstanden sei. Das ist nun nicht richtig. Bischof Thietmar von Merseburg erzählt am Schlusse des 2. Buches seiner Chronik zum Jahre 1017, also fünf Jahre nach dem Stockerauer Ereignisse, in knappen Worten das Wesentliche von Kolomans Geschichte (Monumenta Germaniae, Scriptores, III. Band, Seite 860). Den Schauplatz des Martyriums verlegte er an die „Grenze der Bayern und Maravenser". Weder Stockerau noch eine Jahreszahl werden genannt, auch von einer fürstlichen Abkunft Kolomans kommt kein Wort vor. Dann enthalten die berühmten Altaicher Annalen zum Jahre 1012 die kurze Nachricht, der heilige Koloman habe zu Stockarawe den Märtyrertod erlitten. Endlich bringt eine Handschrift im Stift Admont aus dem 12. Jahrhundert, deren Verfasser unbekannt ist, die Passio Cholomanni[1]), die sich fast völlig mit der sofort zu besprechenden Melker Handschrift deckt.

---

[1]) Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen, Band 2, S. 319, Monumenta Germaniae, Scriptores, Band IV, S. 675 ff. Siehe auch Starzers Geschichte von Stockerau, S. 17.

Unzweifelhaft wurde Koloman seit der Überbringung seiner Leiche nach Melk dort hoch in Ehren gehalten. Daß Markgraf Leopold II. der Schöne, dem Zuge der Zeit und dem Rate Altmanns von Passau folgend, die bisherigen Säkularkleriker in Melk durch Benediktiner aus Lambach ersetzte (1089), kann mit einiger Sicherheit angenommen werden. Von einer wirklichen Klostergründung darf man aber wohl erst seit Leopold dem Heiligen sprechen, der 1113 die neuerbaute oder wiederhergestellte Kirche einweihen ließ und selbe reich dotierte. In seinem dritten Abte Erchenfrid oder Erchanfried (1121 bis 1163) hatte das Religiosenheim (das fortgesetzt die Gunst der Babenberger genoß, auch als diese ihre Residenz nach dem Kahlenberg, später nach Wien verlegten) einen Mann, der insbesondere für den wissenschaftlichen Ruf seines Hauses wichtig wurde. Er ist Begründer jener „Melker Annalen", in die von 1123 bis 1564 die geschichtlichen Ereignisse von Mitlebenden eingetragen wurden, die den Anfang einer österreichischen Geschichtschreibung überhaupt bedeuten und die in allen österreichischen Klöstern nachgeahmt wurden.[1]) In Erchenfrids Zeit, in der sich zu Melk auch dichterische Bestrebungen regten, begann das Necrologium Mellicense. Dem Abte selber schreibt man endlich die (schon wiederholt bezogene) Vita Cholomanni zu, die zwar nicht die älteste Legende ist, für die späteren Bearbeitungen aber meist grundlegend wurde. Hieronymus Pez bemerkt mit Recht, daß des Abtes Autorschaft für die Vita wohl mehr durch die Tradition als durch bestimmte Zeugnisse zu erweisen sei. Die Überlieferung dürfte sich hauptsächlich auf einen Zusatz im Necrologium Mellicense stützen, den eine offenbar spätere Hand zur Nachricht vom Tode des Abtes Erchenfrid macht: „qui historiam Sancti Cholomanni dicitur dictasse". In kräftigem Latein wird in dieser Vita Koloman als „vir Dei", als „invictus Christi miles", als „fortissimus Athleta" gefeiert. Auch hier ist Koloman nur ein irischer oder schottischer Pilger und kein Königssohn. Der Ort seines Todes wird nicht genannt, es heißt nur, daß er „in orientalem Noricae regionem, cui a plaga orientali Pannonia, ab aquilonari adjacet Boemia", kam.

Der Nachfolger Erchenfrids, Abt Sighard, soll in der ältesten Melker Klosterkirche dem Koloman einen Altar errichtet haben. Die Wallfahrten zum Grabe des Heiligen mehrten sich. Als Zeichen besonderer Verehrung führt Keiblinger in seiner Geschichte von Melk an, daß schon im 13. Jahrhunderte der Gedächtnistag Kolomans, (13. Oktober), ähnlich wie Michaeli, Georgi, St. Gilgen usw., als Termin für gewisse Geld- oder Naturalleistungen der Untertanen an die Herrschaften in Übung war. Endlich wurde der Heilige, wenngleich auch ohne offizielle Erhebung, der Landespatron von Niederösterreich, und „hie Sankt Koloman!", ein oft gehörter Feldruf.

[1]) Über ihre Bedeutung vgl. Vancsa, Geschichte von Nieder- und Oberösterreich, Band I, S. 6 f. und 353.

Der Hauptsitz seiner Verehrung blieb immer das Stift Melk, das häufig geradezu „Monasterium Sancti Cholomanni" genannt wird, während er selber dessen praecipuus patronus heißt. Auch die kirchlichen Literaten beschäftigten sich gerne mit ihm, zum Beispiel der sogenannte Anonymus Leobiensis aus dem 14. Jahrhunderte, bei dem sich die Einzelheit findet, wilde, gezähmte Tiere hätten den Leichnam des Gottesmannes, trockenen Fußes durch die Donau schreitend, zum Begräbnisorte in Melk gebracht.[1])

Die erste, im romanischen Stile erbaute Klosterkirche zu Melk war 1297 durch einen furchtbaren Brand zerstört worden. Es dauerte Jahrzehnte und ist hauptsächlich der Tätigkeit des Abtes Ulrich II. „des zweiten Gründers" († 1324) zu danken, daß sich das Stift von diesem schweren Schlage erholte. Unter Abt Johann I. († 1371) erhielt es ein neues, prächtiges Denkmal für Koloman, das wir nur mehr aus einem Stiche kennen. Unter einem reich mit Figuren ausgeschmückten Baldachin ruht die Gestalt des Heiligen, nun schon mit der Krone auf dem Haupte und dem Szepter in der Hand. Charakteristisch sind die am Sockel angebrachten Figuren von betenden Königen und Äbten, eine aus den Niederlanden stammende Sitte.[2]) Das Denkmal war ein Geschenk des dem Kloster besonders gewogenen Herzogs Rudolf IV. des Stifters, der zwischen seinem großen Ahn König Rudolf und Kaiser Maximilian I. unstreitig der bedeutendste Habsburger war. Der ehrgeizige Mann, der eigenmächtig den Titel eines „Pfalzerzherzogs" annahm und die Erhebung seiner Lande zu einem Königtum Österreich anstrebt, der aber auch als der Schöpfer des Stephansturmes und der Wiener Universität seine geistige Höhe erhärtet hat, besaß regen Sinn für das Historische mit einem kleinen Hang zum Phantastischen. So ließ er in der Melker Stiftsgruft den Deckel vom Sarge Gotthelms heben. Man fand aber keine Inschrift, sondern nur die Gebeine mit einem an der Stirne des Schädels befestigten, dem Ansehen nach aus Teig geformten kleinen weißen Kreuze, welches bei unvorsichtigem Anfassen zerfiel.

Im selben Jahre 1365, in dem nach der Inschrift das Koloman-Denkmal vollendet worden, starb Herzog Rudolf IV., erst 27 Jahre alt. Und um ebendiese Zeit schrieb der Melker Kapitular Bernhard Truchseß oder Dapifer die Vita Beati Gotthalmi,[3]) in der, wie es scheint, zum erstenmal Koloman als irischer Prinz bezeichnet wird. Der zum Prunke neigenden Zeit mag der schlichte Pilgrim nicht mehr genügt haben.

Als Landespatron von Niederösterreich verschwindet Koloman durch die Kanonisierung des Markgrafen Leopold III., die das Haus

---

[1]) Hieron. Pez, Scriptores rerum austriacarum. Band I, Seite 765.

[2]) Das schöne Werk, das der Gleichgültigkeit und Neuerungssucht einer späteren Zeit zum Opfer fallen sollte, ist im Bande Melk der Österreichischen Kunsttopographie Seite 279 abgebildet.

[3]) Abgedruckt bei Pez, Scriptores rer. austr. — Ausführlich berichtet hierüber Keiblinger, Gesch. von Melk, S. 152 ff.

Habsburg 1485 nach fast 130jährigen Bemühungen durchgesetzt hat. Aber gerade mehrere namhafte Schriftsteller des wiederauflebenden Humanismus beschäftigten sich mit Koloman, so Ladislaus Suntheim, Wolfgang Lazius, Wiguleus Hund, Baronius und andere. Sie alle nehmen die königliche Abkunft des Heiligen als sicher an. Derlei genealogische Phantasien lagen ja im Geschmacke der Zeit. Anton Formanus, Prior des Dominikanerklosters Dumformiley in Schottland (im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts), gab als Kolomans Eltern den schottischen König Macolm und dessen Gemahlin, die heilige Margarete an. Der Melker Abt Sigismund Thaler († 1529) sandte sogar Geistliche nach Schottland, um nachzuforschen. Dann bestritt Hugo Vardäus, ein irischer Minorit des 17. Jahrhunderts, die Behauptung des Formanus und nannte König Malachias II. von Irland und dessen Gattin Maura oder Mora, Tochter des Königs Brian in der irischen Provinz Moun, als Kolomans Eltern. Die Sache wurde auch noch von neueren Historikern (so Heller, Urwalek und anderen) erörtert. Eine wissenschaftliche Basis haben diese Abstammungshypothesen wohl nicht.

Das Kloster Melk hatte seinen ersten und ältesten Schutzheiligen nicht vergessen. Abt Rainer Landau errichtete 1637 im Hofe des damaligen, heute verschwundenen Stiftsgebäudes einen Kolomani-Brunnen, der dann 1722 vom Abte Berthold von Dietmayer dem Markte Melk geschenkt und der heute noch als ein schönes Stück der Renaissancekunst auf dem Rathausplatze zu sehen ist. Auf einer aus wasserspeienden Delphinen geformten Säule steht die Statuette des Heiligen im Pilgerhut und Wanderstab, die Krone zu seinen Füßen. Dagegen verschwand eben damals das schöne, von Herzog Rudolf gespendete Kolomani-Grabmal spurlos. Bekanntlich baute im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts Abt Berthold von Dietmayer, „die Perle der Prälaten", das Stift vollständig neu auf. Der geniale Jakob Prandauer, der sich so bescheiden einen St. Pöltner Maurermeister nennt, schuf mit Kosten, über deren Niedrigkeit wir heute staunen, in Stift und Kirche ein Meisterwerk der Barocke. Nicht mit Unrecht hat man Melk, vom Standpunkte eines wahrhaft fürstlichen, harmonischen Prunkes in Anlage und allen Einzelheiten, das schönste österreichische Kloster genannt. Aber eben damals verfuhr man, nur nach Neuem und Herrlichem strebend, mit den Resten der Vergangenheit recht unbarmherzig. Das Kolomani-Grabmal, das sich wohl im neuen Hause hätte unterbringen lassen, wurde 1735 einfach beseitigt und keine Spur ist von ihm geblieben. Es habe sich, sagt das Baujournal jener Tage, wie um solchen Vandalismus zu entschuldigen, „die Sach nicht anders schickhen oder thuen lassen, als daß eines oder das andere auch nutzbahres auf die Seite müsset geräumet werden."[1])

[1]) Siehe Österr. Kunsttopographie, Band Melk, Seite 213. — Die Baugeschichte des Stiftes, die einen integrierenden Bestandteil dieses Bandes bildet, wurde zum erstenmal und nach den Quellen durch Prof. Dr. Katschthaler dargestellt.

Freilich erhielt Koloman in dem neuen, herrlichen Münster von Melk einen Altar, der nach Umfang, Komposition und Prunk selbst einer großen Kirche als Hauptaltar dienen könnte. Unter einem säulengetragenen, reich mit Figuren geschmückten, von Gold und Marmor schimmernden Aufbau steht der Sarkophag, darüber ein schlanker Obelisk und neben ihm die kniende Figur des Heiligen mit den traditionellen Emblemen. Auch vor der Westfassade der Kirche sehen wir das Steinbild des Heiligen, der hier jung, schlank und mit lebhafter Geberde dargestellt ist; und ein zweites Mal an der herrlichen, gegen Osten gelegenen Stiftsporte, mit seinem Gegenstücke, dem heiligen Markgrafen Leopold, gleichsam als Hüter des Klostereingangs. Endlich steht eine kleine Kolomanifigur auf einer schmalen Felsspitze am Donaukai nördlich vom Stifte.

Die dem Abte Erchenfrid zugeschriebene „Vita" war zuerst 1669 aus einem Codex der Wiener Hofbibliothek durch die Commentarii des Petrus Lambecius (Band II, Seite 611) veröffentlicht worden. Nach Melker Handschriften druckte sie der dortige Kapitular Anselm Schramb in seinem berühmten „Chronicon Mellicense" (1702) und Philibert Hueber in seiner „Austria ex archivis Mellicensibus illustrata" ab. Endlich hat sie Hieronymus Pez (geb. 1685, gest. 1762) in seine „Scriptores rerum austriacarum"[1]) (die erste Ausgabe Leipzig, Gleditsch, 1721) aufgenommen. Pez, der Sohn der uralten Sadt Ybbs, zählte — wenn er auch seinem einst europäisch berühmten Bruder Bernhard an Bedeutung nachsteht — zu den vornehmsten wissenschaftlichen Zierden des Stiftes Melk und hat durch seine umfangreiche Sammlung der „Scriptores" für die österreichische Geschichtschreibung ganz außerordentliches geleistet. Mit der Legende befaßte sich Pez außerdem in einer besonderen Publikation.

Die Verehrung Kolomans gab sich in der Weihe zahlreicher Kirchen, Kapellen und Altäre zu seinen Ehren kund. Die älteste Kapelle dürfte nach Keiblinger die im Jagdschlosse Loup (Laab am Walde, Niederösterreich) gewesen sein, das vielleicht schon vom Markgrafen Heinrich dem Starken gegründet worden war. Eine andere war die auf der berühmten Burg Aggstein. Hieher sind auch die Pfarrkirche zu Weikendorf (im Gerichtsbezirke Matzen, Niederösterreich, einverleibt dem Stifte Melk), die schöne Stadtpfarrkirche in Stadt Steyr, St. Veit in der Au bei Seitenstetten, Mondsee in Bayern, Perlach bei München, Massenhausen bei Freising, St. Emmeran in Regensburg und zahlreiche andere zu setzen. — Am sogenannten, heute geschlossenen Bischoftore der St. Stephanskirche in Wien sieht man einen Stein in Messing-

[1]) Band I, S. 94 — 109 der Scriptores enthält die „Vita Sancti Colomanni Martyris, auctore ut creditur Erchenfrido, abbate Mellicense ex. mss. codd. bibliothecae mellicensis". Vorausgeschickt sind der Vita „observationes praeviae" des Herausgebers, kritische und erläuternde Bemerkungen. Angehängt sind einige sequentiae, hymni et collectae zu Ehren Kolomans, darunter eine Hymne des Johann Stobäus, Geschichtschreiber Kaiser Maximilians I., aus dem Jahre 1517.

fassung, der Tradition nach derselbe, auf dem Kolomans Bein zersägt wurde. Er war durch Herzog Rudolf den Stifter, einen besonderen Verehrer des Heiligen, hieher versetzt und mit einer Inschrift versehen worden. St. Stephan besaß auch ein sieben Zoll langes Knochenstück vom Arme Kolomans. In die Schatzkammer der PP. Kapuziner zu Wien gab Erzherzog Matthias 1592 eine ihm vom Melker Abte Kaspar Hofmann geschenkte Reliquie Kolomans. Auch viele Kirchen in Österreich und in Bayern (Ebelsberg, Schwangau, Pfronten und andere) besitzen oder besaßen Reliquien des Heiligen.

An der Stelle, wo Koloman gestorben, nach anderen an der Stelle seines Grabes, wurde 1641 ein Kloster gegründet, das sich S. Colomanni conventus O. S. Francisci nannte und mit einer kleinen Kirche verbunden war. Es wurde durch Josef II. aufgehoben und ist heute baulich fast verschwunden. Im Besitze der Stadtgemeinde Stockerau ist auch ein altes, durch die sonst nicht übliche Darstellung des Heiligen merkwürdiges Bild: der bärtige Koloman steht im Vordergrunde, in der Linken den kreuzgeschmückten Pilgerstab, in der Rechten einen Strick. Im Hintergrunde sieht man, wie die Henkersknechte die Leiter an einen Baum lehnen.

Endlich sei hier einer längst völlig entschwundenen Kolomani-Erinnerung aus dem mittelalterlichen Wien gedacht, die in den meisten Wiener Topographien und Geschichten übersehen ist. Sechsundvierzig Jahre nach der Entstehung des Heiligengeistspitals gründeten Wiener Bürger das Allerheiligenspital (1254), eine Kranken- und Versorgungsanstalt für alte Bürger, außerhalb des Kärntnertores, also etwa da, wo die heutige Ring- mit der verlängerten Kärntnerstraße sich kreuzt. Das Spital wuchs rasch durch fromme Spenden und bald entstand, der Zeitsitte gemäß, eine eigene Bruderschaft zu seiner Erhaltung. 1337 baute nahe dem Spital Meister Jakob, Arzt und Pfarrer zu Himberg, eine kleine Kirche zu Ehren des heiligen Koloman und schenkte sie dem Spital, wie aus einer Bestätigungsurkunde des Bischofs Albert von Passau (1338) zu ersehen ist. Wie üblich, legte man in der Nähe auch einen Gottesacker an, zu St. Koloman benannt, der wiederholt vergrößert wurde. Die Kirche verschwand in der ersten Türkenbelagerung von 1529 spurlos. Erhalten blieb eine schöne, dem heiligen Koloman geweihte Wegsäule, die wir aus einer Abbildung kennen. Mit Figuren, Spitzbogen, Baldachinen und Fialen reich geschmückt, in eine Spitze mit Kreuzrose auslaufend, dürfte sie ein wertvolles Stück edelster Gotik gewesen sein. Nach der Inschrift stammte die Kolomani-Säule aus dem Jahre 1332. Sie stand am linken Wienufer in der Gegend der späteren Elisabethbrücke. 1809 wurde sie als angeblich ganz baufällig beseitigt.[1])

Zum Schlusse sei hier eines Schriftchens gedacht, das, anonym erschienen, eine knappe deutsche Darstellung der Kolomanlegenden

---

[1]) Vergl. Realis, Kuriositäten- und Memorabilien-Lexikon, Bd. I, S. 343, und Kisch, Wiener Vorstädte, Band II, S. 4—7.

nebst einer Reihe von Gebeten zu seinen Ehren enthält. Es betitelt sich: „Kurzgefaßte Geschichte von dem Heiligen, königlichen Pilger und Märtyrer Koloman, des ganzen Niederösterreiches und besonders des Benediktinerstiftes Melk Schutzherrn, dessen Gebeine allda ruhen. Nebst einer Neuntägigen Andacht" (Krems bei J. C. Richter, 1774). Das in sehr warmem Tone gehaltene Büchlein, das heute eine bibliographische Seltenheit sein dürfte, stammt nach Keiblinger von dem begabten Melker Kapitular Marian Paradeiser.

Das uralte, nun aus dem gutsuntertänigen Markte zur emporblühenden Stadt gewordene Melk hat in seinen, 1452 durch Kaiser Friedrich III. verliehenen Jahrmarkt vom 13. Oktober eine lebendige Koloman-Erinnerung. Im Stifte wird der 900. Todestag des ältesten Schutzpatrons heuer mit großer Feierlichkeit begangen werden.

Maria Dolores.

Von Richard Seyß-Inquart.

Im Frührot Deines Lebens kam das Leid
Und warb um Deine stolze Mädchenblüte,
Und es versank Dein Herz voll Licht und Güte
In dunkle Nacht, in Schmerzenseinsamkeit.

Nun trägst Du still und klaglos alle Not,
In Deinem Auge nur träumt weher Schimmer
So traurig ernst, wie müder Herbsttagsflimmer,
Wenn längst das letzte Sommerglück verloht.

Im Leiden ward Dein Leben zum Gebet,
Und Deine Liebe fließt mit klaren Fluten
In jene Tiefen, wo die Seelen bluten
Und wo das Elend um Erbarmen fleht.

Und Deine sanfte, segenschwere Hand
Gibt Kraft und Himmelstrost den vielen andern,
Den armen Schwestern, die nach hartem Wandern
Ermattet sanken in den heißen Sand.

So wandelst Du verklärt, madonnenmild,
Ein lichter Engel, unter uns auf Erden
Und alle müssen besser, reiner werden,
Wenn sie geschaut Dein wundertrautes Bild.

Auf Deiner Stirne schimmert Fürstenglanz,
Doch heller sieht mein Blick die Krone strahlen,
Die Gott Dir wob aus Deinen stillen Qualen:
Die Krone Christi, — Seinen Dornenkranz!

Die Bankgeschäfte.

Von E. Schwiedland.

Der Bankier übt der Hauptsache nach Kapitalleihe, indem er einerseits verfügbare Gelder zu leihen nimmt und anderseits eigene wie fremde Gelder weiter verleiht. Überdies vermittelt er aber den Zahlungsverkehr, handelt mit Geldsorten und Wertpapieren und begründet ertragversprechende Unternehmungen verschiedener Art.

Bankunternehmungen sind Einzelunternehmen und Erwerbsgesellschaften (insbesondere Aktiengesellschaften und Kreditgenossenschaften).

Unter den Aktienbanken — die ihr Grundkapital in den eingezahlten Aktienanteilen haben und, als große Unternehmer mit öffentlicher (für die Aktionäre bestimmter) Rechnungslegung, leichter Zutrauen erreichen als private Bankiers — treten die Typen der Notenbank, der Hypothekenbank und der Kreditbank (auch Handels-, Mobil-, Spekulations- oder Gründungsbank) hervor, denen sich in England noch eigene Depositen- und Diskontobanken zugesellen.

Hypothekenbanken gewähren Darlehen gegen grundbücherliche Verpfändung von Liegenschaften und beschaffen hiezu das Geld zum guten Teil durch Ausgabe von Schuldverschreibungen (sogenannten Pfandbriefen), die sie an Kapitalisten verkaufen; sie sind also Vermittler zwischen geldbedürftigen und kapitalbesitzenden Wirtschaften. Notenbanken nehmen eine ganz eigenartige Stellung ein und besorgen auf Grund eines gesetzlich gewährten Sonderrechtes die Ausgabe von Banknoten, die das Metallgeld im Verkehre ersetzen; hiezu nehmen sie, wie Nasse sagt, gewissermaßen bei dem gesamten Publikum Kredit. Kreditbanken aber üben eine vielgestaltige Tätigkeit, deren wesentlicher Zug die Vermittlung ist zwischen Leuten, die Kapital fruchtbringend veranlagen wollen, und solchen, die es benötigen. Sie sind Geldgeber der mannigfaltigsten Unternehmer, wichtige Organe zur Deckung des staatlichen Kreditbedarfes, aber auch Eigentümer weiterer Betriebe (von Handels-, Transport-, Industrie- oder Bergwerksunternehmungen usw.) und infolgedessen vielfach ein produktionsregelnder Faktor, ferner Wertpapierhändler, Vermittler des Abschlusses von Börsegeschäften; sie übernehmen Gelder und gestatten den Erlegern, darüber durch Zahlungsanweisungen zu verfügen, und vermitteln so die Geldverrechnung zwischen Privaten und Geschäftsleuten. Sie nehmen also zur Leihe und geben zur Leihe Geld wie Wertpapiere, gründen Erwerbsunternehmungen in der Absicht, diese später in Anteilen weiterzuveräußern, kaufen und verkaufen Geldzeichen, ungemünzte

Edelmetalle, private wie öffentliche Schuldverschreibungen und Anteile an erwerbenden Kapitalien (Aktien, Kuxe, Teilhaberscheine), nehmen ferner Zahlungen für fremde Rechnung entgegen und bewirken selbst solche.

Sind die modernen Banken wichtige Faktoren und Organisatoren der kapitalistischen Wirtschaft, so waren die ersten Banken bloß Aufbewahrer von Edelmetallen in Barren wie Münzen. Aus dem Vorrat (Konto) des einzelnen konnten zugleich Übertragungen innerhalb des Kreises (Giro) der Teilnehmer vorgenommen werden.[1]) Die in die Bank getragenen Vermögen blieben dort in Obhut, müßig, ohne Zinsen zu bringen. Die Teilnehmer waren sozusagen Genossenschafter und die Bank ihr gemeinsames Organ. Gegenseitige Zahlungen der beteiligten Kaufleute erfolgten durch Ab- und Zuschreibung vom Anteil des einen Teilhabers auf das Konto des anderen. Solche Übertragung durch bloße Abschrift und Gutschrift ließ die Gefahr einer Abnutzung, eines Verlustes, einer Verfälschung vermeiden und die Übertragung des Eigentums mit der größten Leichtigkeit durchführen; die Deponenten brauchten das Geld nicht einmal zu zählen oder hin- und herzutragen.[2])

Auch gegenwärtig übernehmen noch Banken Werte als bloße Hüterinnen zur Verwahrung, doch knüpft sich ihr Interesse vornehmlich an den Erlag von Geldern, die sie fruchtbringend verwenden dürfen und dafür verzinsen (Depositen).

Werte, welche die Bank nicht auf diese Art benutzen soll, verwahrt sie bloß, und zwar auf zweifache Weise: entweder unberührt, als reine Verwahrungsdepots (wie etwa Schmuckstücke, Silbergeräte, verschlossene Schatullen, Manuskripte), für deren unversehrte Rückgabe sie Sorge trägt, oder — als Verwaltungsdepots — unter Anwendung einer gewissen Pflege: um fällig werdende Zinsscheine abzutrennen und gleich ausgelosten Papieren einzulösen, andere über Auftrag zu veräußern, neue dafür dem Depot einzuverleiben usw., worüber sie mit dem Kunden Verrechnung führt; zu seinen Gunsten einkommende Barbeträge werden fortlaufend verrechnet und stehen zu seiner Verfügung; die Bank kann sie, falls sie bei ihr belassen werden, nutzbringend verwenden und bezieht dadurch von ihnen einen Zinsengewinn, desgleichen aus besorgten Ankäufen, Verkäufen oder Umtauschoperationen Provisionen. Für die hinterlegten Wertpapiere und sonstigen Objekte beanspruchen die Banken meist Aufbewahrungsgebühren, verwalten indes, um Gelder im Verrechnungsverkehr heranzuziehen und Kunden zu gewinnen, solche Depots auch unentgeltlich.

Die Aufbewahrungsgebühren betragen zumindest ein Viertel vom Tausend des Kapitalwertes der (offen) hinterlegten Papiere oder eine feste Gebühr für feuer- und einbruchsichere, nachts besonders bewachte

---

[1]) Schon die Namen Konto und Giro weisen auf den italienischen Ursprung dieser Einrichtung hin.

[2]) Um unter den Münzwirren der Zeit den Metallgehalt der Münzen zu sichern, schufen die Teilnehmer eines Giro mitunter für sich ein eigenes Rechnungsgeld, eine fiktive Summe, die bloß die Bank und ihr Teilnehmerkreis als Einheit annahm.

Kästchen in eingemauerten Stahlkammern (Safedeposits), deren Benützung den Kunden zusteht. Dort — unter gemeinsamer Sperre — hinterlegte Gegenstände kennt selbst die Bank nicht, der Erleger erhält den Schlüssel seines Kästchens und kann zu diesem nach Vorweisung eines Scheines, Abgabe seiner Unterschrift und Angabe eines verabredeten Wortes, sozusagen des mündlichen Schlüssels, so oft er will, gelangen. Das Verhältnis zwischen der Bank und dem Kunden ist hier ein Mittelding zwischen einem Miet- und einem Verwahrungsvertrage, denn sie haftet auch für eine entsprechende Überwachung der Stahlkammer und für die Überwachung des Zutrittes zu ihr.[1])

Die Hauptsache ist den Banken, Gelder zur freien, nutzbringenden Verwaltung — Verwendungsdepots — anzuziehen. Dazu treffen sie auch Sparkasseneinrichtungen, das heißt sie behändigen Einlegern, denen die Bankverrechnung ungewohnt ist, „Erlagsbüchel", und treten hiezu durch ihre Bankfilialen werbend auf. Anderseits stellen sie auf runde Beträge lautende Bescheinigungen aus, entsprechend hinterlegten Summen, sogenannte Kassenscheine. Nach der Zeitdauer, für welche diese Beträge erlegt werden, ist ihre Verzinsung höher oder niederer. Wer immer zur Verfallszeit den Schein vorweist, erhält den angeschriebenen Betrag sowie die aufgelaufenen Zinsen; mithin kann dieser Anspruch übertragen werden.[2])

So erlangt die Bank Gelder zur Verfügung (Depositen), die sie ergiebig anlegt, indem sie nur für den täglichen Bedarf — zur Abhebung seitens der Einleger oder zur Ausführung ihrer Überweisungen — entsprechende Beträge flüssig hält und den Rest verleiht. Sie ist hier nicht mehr Hüterin, sondern einerseits Kreditnehmerin, anderseits Kreditgeberin und kann infolgedessen die ihr zur Nutzung überlassenen Gelder verzinsen. Je erheblicher diese Summen sind, desto mehr Zwischengewinn fällt ihr zu; daher ist es ihr höchst wichtig, über namhafte fremde Kapitalien zu verfügen. Immerhin sollen die fremden Gelder im Interesse der Flüssigkeit der Mittel der Bank etwa das drei- bis vierfache des eigenen Kapitales (Aktienkapital und Reserven) nicht überschreiten.

Als Erläge werden außer Geld und fälligen Kupons auch (den Einleger berechtigende) Schecks und Wechsel angenommen, die ihm nach Einlösung gutgeschrieben werden. Werden für Rechnung des Kunden Beträge erlegt (von Mietern Mieten, von Schuldnern Schuldzinsen),

---

[1]) Die Newyorker Safe Deposit Company besitzt ein befestigtes unterirdisches Bauwerk. Wände und Decken sind ein Meter stark, die Decken mit Stahl und Kupfer gesichert, das Tor mit Stahl beschlagen und einhalb Meter stark. Es öffnet sich erst, wenn man durch einen geheimen Mechanismus den marmornen Türstock zum Weichen gebracht hat; versteckte Taster setzen überdies ein entferntes Läutwerk in Bewegung, sobald man sich dem Tore nähert. Ein unbefugtes Eindringen wäre übrigens für Einbrecher sehr gefährlich, denn man kann in den Raum — worin sich 25.000 eiserne Kästchen verschiedener Größe für Kunden befinden — heiße Dämpfe einpumpen.

[2]) Ähnlich geben Schweizer Banken „Depositenobligationen" auf sechs, neun oder zwölf Monate aus, französische Banken „Bons" oder „Rezepisses" usw.

so verständigt ihn die Bank vom Einlaufen dieser Summen; anderseits berichtet sie ihm, wenn sie für ihn Zahlungen besorgt, Wechsel eingelöst, Wertpapiere gekauft oder sonstwie Auslagen gemacht hat.

In England führen weder bemitteltere Kaufleute und Fabrikanten noch bessergestellte Private ihre Kasse selbst, sondern wer ein mittleres bürgerliches Einkommen hat, überträgt seine Kasse einem Bankier, dem er alle Zahlungen zuweist, die er zu empfangen hat, und durch den er alle Zahlungen bewerkstelligt, die er zu machen hat, wie das bei uns seitens mancher durch die Postsparkasse geschieht.

Die Gelderläge können nun in der Giroabteilung oder in laufender Rechnung (Kontokorrentverkehr) erfolgen.

Girogelder — niedrig verzinst und provisionsfrei verwaltet — stehen zu jederzeitiger Verfügung mittels Schecks bereit. Dem Erleger wird ein Scheckbuch ausgefolgt, das fortlaufend numerierte Anweisungsformulare enthält, die er im Bedarfsfalle abtrennt und mit einem Zahlungsauftrag an die Bank ausfüllt (etwa: „Zahlen Sie an X. in Y. 1000 Kronen"). Die Form und den wesentlichen Wortlaut des Schecks bestimmt das Scheckgesetz, das auch den Kreis der Anstalten und Personen bezeichnet, auf die Schecks ausgestellt werden dürfen (die „passiv scheckfähig" sind).

Ist nun der durch eine Scheckanweisung Berechtigte ebenfalls Kunde der Bank, so erfolgt keine Barzahlung, sondern nur ein Umschreiben (wie bei den alten Teilnehmern an einem Giro). Doch auch Kunden verschiedener Banken können auf diesem Wege sich untereinander ohne Zahlungsvorgang verrechnen, und hiedurch wird eine starke Verringerung des Bargeldverkehres herbeigeführt, denn die bezüglichen Banken vollziehen dann ihrerseits an Stelle von Übertragungen bloß gegenseitig Belastungen beziehungsweise Gutschriften, deren Überschuß allein sie untereinander ausgleichen. Die Feststellung ihrer gegenseitigen Forderungen und Verpflichtungen ist das Clearing (die Klärung, Klarstellung). Die Ausgänge und Eingänge jeder Bank gegenüber jeder andern werden addiert und die sich ergebende Differenz zugunsten der einen beteiligten Bank ist die Schuld der andern. Dieser Saldo braucht aber ebenfalls nicht bar beglichen zu werden, sondern läßt sich jeweils bei der Notenbank, wo alle Teilnehmer ihre Konti haben, wie in einer Zentral-Girobank zulasten der einen und zugunsten der andern Bank eintragen.[1])

---

[1]) Das Bankers-Clearing-House in London begleicht ungeheuer zahlreiche Umsätze, da man in England auch Beträge unter ein Pfund Sterling durch Anweisungen zu bezahlen pflegt. Mehr noch scheint die Zahlung durch Schecks in Newyork eingebürgert zu sein, wo man sogar im Restaurant damit bezahlt. Diese Schecks wandern zunächst an die Banken ihrer Empfänger und von diesen an die Banken der Zahlungspflichtigen; hiezu tauschen die Banken verpflichtende und berechtigende Anweisungen gegeneinander im Clearinghouse aus; etliche 30 solcher Anstalten bestehen in der nordamerikanischen Union, die bedeutendste in Newyork. An 60 Pulten sitzen und stehen da je zwei Vertreter von 60 Banken: der eine empfängt die seine Bank belastenden Schecks und der andere entlastet dabei gegebenenfalls zugleich sein Institut durch Gegenschecks.

Die Einbürgerung des Scheckverkehrs ist eine Frage der kaufmännischen Erziehung, der Kommerzialisierung des Verkehrs; sie hat eine Reihe günstiger Wirkungen, unter anderem auf die Währung, da der Verkehr von Banknoten große Kosten für den Notendruck, der Hartgeldumlauf aber einen namhaften Zinsenverlust an dem zur Barzahlung beanspruchten Geld verursacht, dieses ferner, bei einem ausgebildeten Scheckverkehr, anderweitig nutzbar gemacht werden kann. Eine Ausbreitung dieses Anweisungsverkehres verringert durch die Vermehrung der Zirkulationsmittel die Ansprüche an Banken um Wechseleskontierung; sie ermäßigt aber auch durch die Verringerung des Bedarfes an Geldsorten die Ansprüche an die Notenbank und erleichtert dieser hiedurch die Einhaltung eines gleichen Zinsfußes. Anderseits schwächt sie freilich, indem sie die Noten aus dem Verkehre drängt, die überragende Stellung der Notenbank zugunsten der Großbanken. Immerhin bezeichnet ein Autor die Verwendung baren Geldes gradezu als eine naive Form des Zahlungsverkehres, die es verhindert, daß mehr Geld dem Kreditverkehre zugänglich werde (Rießer).

Verrechnung in laufendem Verkehr wird Kunden eingeräumt, die von der Bank einen bestimmten Kredit zur Verfügung erhalten. Hiedurch erweitert die Bank ihre Beziehungen zu Kreisen des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft, des Bergbaues, der Transportunternehmungen usw. Der Kontokorrentverkehr spiegelt die gesamten Beziehungen der Bank wieder und ist in Deutschland wie Österreich deren Wurzel und Grundlage. Dabei tritt die Bank in wechselndem Ausmaße kreditgebend in Beziehung zu ihren Kunden laufender Rechnung. Das sind Deponenten, die zeitweise mehr oder weniger Geld in Anspruch nehmen, dagegen aber auch ihre Einnahmen bei der Bank erlegen lassen. Die Bank besorgt ihren Zahlungsdienst, den sie hiedurch bei sich zentralisiert, und gewinnt damit Einblick in die jeweilige Geschäftslage, dient ihren Kunden auch beim Ankauf von Wertpapieren und findet so schließlich den Weg, sich an einzelnen Industrieunternehmungen dauernd zu beteiligen, ihre Umwandlung in Aktiengesellschaften zu besorgen, ihre Vereinigung mit anderen Betrieben herbeizuführen, die Kartellbildung zu befördern, Kartellbureaus zu führen usw. Die Zinsen von dargeliehenen Beträgen werden in der Regel mit 1 Prozent über dem Zinsfuß der Notenbank, Zinsen erlegter Beträge dagegen 1 Prozent unter „Bankzinsfuß" berechnet; überdies werden Provisionen erhoben.

Geschäfte, durch welche die Bank Schuldnerin wird, nennt man Passiv-, solche, durch die sie Gläubigerin wird, Aktivgeschäfte. Können nun ihre Verpflichtungen in kurzer Frist fällig werden, soll sie auch nur ebenso befristete sie berechtigende Geschäfte abschließen, um

---

Der Überschuß an Belastung ist bar zu begleichen. Durch diese Verrechnung werden in Newyork täglich Zahlungen für 120 bis 250 Millionen Dollars (600 bis 1200 Millionen Kronen) gegenseitig aufgewogen (kompensiert), also ihre Vollführung umgangen.

im Bedarfsfall ihre Mittel flüssig machen zu können. Liquidität der Mittel und Verteilung der Risken (durch Verschiedenartigkeit der Anlagen) bewirkt die Sicherheit ihrer geschäftlichen Lage.

Einlagen, die jederzeit auf Verlangen flüssig zu machen sind, haben für Banken geringeren Wert als solche, die nur nach vorangegangener Kündigung und nachfolgender Frist fällig werden. Allein auch von Depots mit jederzeitigem Rückforderungsrechte ziehen erfahrungsgemäß nie alle Leute sämtliches Geld zugleich zurück. Daher werden Gelder nur nach dem jeweiligen voraussichtlichen Zahlungsbedürfnis der Kunden flüssiggehalten, der Rest dagegen wird in nutzbringenden Geschäften angelegt — freilich nur in solchen, die sicher und rasch abwickelbar sind, damit die Bank, wenn einmal mehr Geld verlangt würde, als flüssig erliegt, sich mit Aussicht auf baldige Einnahmen Geld anderwärts verschaffen könne. (Wird etwa Gold- und Silberhandel betrieben, so läßt sich gegen Edelmetallbarren stets Geld beschaffen; desgleichen lassen sichere Wechsel, die man erworben hat, sich jederzeit weiterbegeben, das ist zu Geld machen, und so kann man auch einem plötzlichen Ansturm — Run — standhalten.)

Immerhin ist es vorteilhaft, Geld für längere Frist verfügbar zu haben. Je weniger Beträge flüssig erliegen und je mehr gegen Abberufung gesichert sind, um so mehr gewinntragende Geschäfte können eben gemacht werden. Demgemäß vergütet auch die Bank Gelder im Giroverkehr am niedersten (etwa 3 Prozent), jederzeit abhebbare Kontokorrentgelder etwas höher (4 Prozent) und Kapitalien, die etwa einen Monat oder länger vor ihrer Behebung gekündigt werden müssen, wieder höher ($4^1/_2$ Prozent).

Nehmen wir, um ein Schema zu konstruieren, an, ein Bankier verfüge über eine Million fremdes Geld und verwende davon bar 100.000 Kronen, im Wechseleskont 500.000 Kronen, zu Lombardgeschäften 200.000 Kronen, zu Darlehen gegen Verrechnung 200.000 Kronen. Macht er nun mit den nutzbaren 900.000 Kronen 6 Prozent, also 54.000 Kronen Gewinn, so könnte er sämtliche Depots — 1 Million — mit 5·4 Prozent verzinsen. Entrichtet er aber nur 4 Prozent, so verbleiben ihm 14.000 Kronen, zahlt er bloß $3^1/_2$ Prozent, gar 19.000. (Ähnlich macht es die Postsparkasse, die nur 2 und 3 Prozent zahlt, die ihr geborgten vielen Millionen aber zu $4^1/_4$ und $4^1/_2$ Prozent anlegt.) Das Beispiel zeigt, daß der Gewinn wesentlich von der Größe des Fonds beeinflußt wird, der müßig bar verharrt. Dieser aber ist durch die Zeitdauer bedingt, innerhalb deren man Guthaben zu Geld machen kann; ist dies jederzeit möglich, so braucht der Barvorrat nur relativ gering zu sein.

Ein anderer Umstand, der für den Gewinn Bedeutung hat, ist die Höhe der geschäftlich verwendeten Geldmittel.

Diese sind fremde wie eigene Gelder. Jeder Bankier bedarf in Wirklichkeit eigenen Vermögens für die illiquiden Geschäfte sowie als Sicherung für den Fall, daß die Depositen irgendwie materiell gefährdet würden. Der Gewinn, den der Bankier mit dem gesamten verfügbaren Kapital macht, ist zugleich die Entlohnung seines

Kapitals und seiner Tätigkeit; er ergibt sich beim Depositengeschäft erst nach Abzug der Zinsen, den die Deponenten erhalten. Vom Umfang der Mittel, mit denen die Bank arbeitet und Gewinne macht, hängt demgemäß ihr Gewinn in entscheidender Weise ab. Besitzt etwa der Bankier selbst eine Million Kapital und drei Millionen Depositen, so stellt sich sein Erträgnis entsprechend günstig. Erzielt er zum Beispiel vom Umsatz 6 Prozent, das sind 240.000 Kronen Gewinn, so zahlt er davon zu 4 Prozent 120.000 Kronen aus und ebensoviel bleiben ihm für sein weit kleineres Kapital; er macht somit als Vermittler sein eigenes Geld fruchtbar zu 12 Prozent — wovon freilich seine Geschäftsunkosten zu bestreiten sind. Stets hängt sein Gewinn wesentlich von der Höhe seiner Umsätze, das ist der verfügbaren und verwendeten Gelder ab.

Geschäfte, in denen jederzeit rückforderbare Summen angelegt werden, die sich also rasch abwickeln lassen, sind die Eskontierung von Wechseln sowie Lombardierungen, das sind Geldleihe gegen Pfand (ein von den lombardischen Geldwechslern ausgebildetes Geschäft). Edelmetall-Lombard ist Belehnung von Gold und Silber in Barren, Münzen oder Schmuck, — Warenlombard Verpfändung von Waren, Warrants oder Bescheinigungen über unterwegs befindliche Waren (Konnossamenten oder Ladescheinen), — Effektenlombard Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren. (Eine rasche Realisierung von Pfändern erleichtert auch das Handelsrecht.) Leichtverderbliche, sich rasch entwertende oder im Preise stark schwankende, nicht leicht vom Orte versetzbare, sowie schwer und kostspielig aufzubewahrende Waren sind überhaupt nicht, alle andern nur zur Hälfte oder zu drei Vierteln ihres jeweiligen Marktwertes belehnbar. Tritt ein bedeutender Preisrückgang ein, so muß der Schuldner den bis zur Höhe des belehnten Pfandwertes fehlenden Betrag ergänzen (zuschießen).

Anstatt baren Geldes kann die Bank auch eigene Wechsel (Akzepte) hingeben. Der ausländische Gläubiger wird unter Umständen den Wechsel einer Bank lieber nehmen als den seines Schuldners, da er gewohnt ist, den Verfall der an Zahlungsstatt erlangten Wechsel durch Diskontierung bei irgend einer Bank zu antizipieren. So erlangen die („Waren-“ oder „Rembours“) Wechsel größere Sicherheit und Verwendbarkeit für den Empfänger. Infolgedessen werden sie aber auch mit dem verhältnismäßig geringsten Abzug diskontiert, stellen also ein Mittel zu wohlfeiler Geldbeschaffung dar. Beschafft man sich durch Bankkredit gegen vierprozentigen Diskont bares Geld, das man im eigenen Betriebe mit zehn Prozent fruchtbar machen kann, so erhöht man damit beim gleichen eigenen Betriebskapital erheblich seinen Gewinn. Freilich führt man dann sein Unternehmen zum Teil mit fremdem, geschuldetem Geld, das am Fälligkeitstage abzuzahlen oder durch Hingabe von Wechseln späterer Fälligkeit zu decken (zu prolongieren) ist. Wird dieses Schuldverhältnis seitens der Bank nicht gutwillig verlängert, so kann allerdings der Schuldner dadurch in große Ungelegenheiten geraten.

Aus dem Kontokorrentverkehr entwickelte sich auch der kommissionsweise Verkauf vertretbarer Erzeugnisse von Kunden, das ist die Führung von Warenabteilungen von Banken, die hiedurch ihre Gewinne an dem Verkehr mit den bezüglichen Kunden steigern.

Besitz der Bank an Wertpapieren zur Anlage erlegter Gelder ist nur innerhalb bestimmter Grenzen zulässig, da ein Wertpapierbesitz riskant und schwer verkäuflich werden kann und dann die Kapitalien der Hinterleger oder das dafür haftende eigene Kapital der Bank gefährdet wären. Neuerdings finden Bestrebungen statt, die Banken zur Anlage ihrer Reserven in Staatsrenten zu bewegen, um hiedurch neuen Absatz für Staatsanlehen zu gewinnen.

Eine große Rolle spielt im Bankbetriebe der Ankauf (Diskont oder Eskont) von Wechseln, von deren Nennbetrag vorweg ein dem jeweiligen Zinsfuß entsprechender Abzug gemacht wird. Diese Wechsel kaufen die Banken zur kurzfristigen Anlage flüssiger Gelder; im Bedarfsfalle können sie sie auch täglich an der Börse weiterverkaufen oder — mit ihrer eigenen Unterschrift versehen, woraus sich eine Mithaftung ergibt, — an die Notenbank gelangen lassen (zum „Reeskont" girieren), die diese Wechsel, ebenfalls mit einem Eskontabzug, kauft. Die vermittelnde Bank berechnet den Wechselverkäufern in der Regel außer dem Diskont noch eine Provision, entsprechend dem jeweiligen Wechselbetrage.[1])

Möglichkeit der Heranziehung fremder Kapitalien bietet auch die Ausgabe von Bankschuldverschreibungen, das ist von Schuldscheinen der Bank, die, durch bestimmte Einkommensquellen dieser besonders gedeckt, in langen Zeiträumen tilgbar sind und ihren Eigentümern einen festen Zinsenanspruch gewähren. Sie werden aus diesen Gründen von Kapitalisten gekauft und bewirken hiedurch den Zufluß des Kapitals als ihres Nennwertes an die Bank.

* * *

Banken betreiben Handel mit Wertpapieren und Münzen für fremde Rechnung (kommissionsweise) oder zum Absatz auf eigene Rechnung (spekulationsweise). Im letzteren Falle können sie Schuldverschreibungen vom Aussteller erwerben und zu Markte bringen; dies wird als Emission bezeichnet.

Erhielten Fürsten, Städte und Staaten ehedem bei großen Privatbankiers Darlehen, die beiderseits kündbar waren, so vermittelt eben heute die Bank zwischen dem Schuldner und den Leuten, denen sie die

[1]) Dieses Geschäft setzt natürlich große Firmen- und Sachkenntnis voraus. Eigene Diskontobanken, wie sie in England bestehen, arbeiten wesentlich mit Kapitalien, die ihnen Depositenbanken für kurze Fristen anvertrauen. Vielfach wurden sie durch Krisen hinweggeschwemmt. (Die Firma Baring Brothers, die 1890 zusammenbrach, hatte damals nicht ganz vier Millionen Pfund Sterling eigenes Kapital und für fast 20 Millionen — also das Fünffache — Wechsel im Umlauf, die sie diskontiert und weiterbegeben hatte.) Gelddarlehen gewähren solche Banken nicht.

zahlreichen, auf runde Nennbeträge lautenden Schuldscheine — u. zw. unter Ausschluß willkürlicher Kündigung — verkauft. Dadurch wird das große Publikum — der Steuerträger selbst — zum Gläubiger von Staat, Land oder Gemeinde. Der Ausschluß der Kündigung des Darlehens seitens des Gläubigers, das ist des Käufers der bezüglichen Schuldscheine, behindert ihn nicht, da ihm die Möglichkeit zusteht, die Schuldverschreibung weiterzuveräußern. So erlangt dieses Papier eine Beweglichkeit in der Veränderung des Zinsberechtigten. Als vertretbare Ware zu einem Gegenstand des Handels geworden, gelangen öffentliche Schuldverschreibungen in immer größerem Umfang in den Besitz von Kapitalisten und Sparern des Inlandes wie des Auslandes.

So nahmen Staaten, Provinzen und Gemeinden im Laufe des 19. Jahrhunderts gegen Schuldscheine Milliarden auf, die wohlhabenden Kreise dagegen gelangten zu verhältnismäßig gut zinsenden Kapitalsanlagen. Der beständig vor sich gehende Verkauf und Ankauf öffentlicher Schuldscheine aber ist zu einem regelmäßigen Handelszweig geworden.

Der Handel mit Wertpapieren umfaßt auch den Ankauf und Verkauf von Wechseln, die im Ausland zahlbar sind. Deren Rolle ist im internationalen Zahlungsverkehr sehr erheblich.

Ein Verkauf von Effekten wie von Waren nach dem Auslande bringt Geld ins Land; die Verzinsung der auswärts abgesetzten Effekten sowie die Einfuhr ausländischer Waren hingegen entführen Geld. Dadurch haben unendlich viele Zahlungen aus jedem Lande in andere zu erfolgen.

Der Handel mit Devisen, das ist mit Wechseln ausländischer Fälligkeit, befördert nun die Begleichung von Schulden im Auslande; durch die Zusendung „ausländischer" Wechsel an eigene Gläubiger im Auslande kann man diese befriedigen, ohne daß die Versendung barer Geldsorten erforderlich wird. Den bezüglichen Bedarf an fremden Wechseln decken die Banken, die solche kaufen und verkaufen; sie haben die Schwankungen des Erfordernisses daran vorauszusehen und decken den jeweiligen Bedarf, indem sie Wechsel in entsprechender Zahl bereitwillig abgeben.

Infolge des engen Kontaktes zwischen dem Devisen- und dem Währungswesen hat indes der Staat auch dem Handel mit Devisen seine Aufmerksamkeit zugewandt, das heißt die Notenbanken zogen diesen Handel unter seiner Aufsicht an sich. Hiedurch verlor er wesentlich von seiner Bedeutung für die sonstigen Banken, doch wurde anderseits eine Stabilisierung des Wertes der Geldsorten der einzelnen Währungen im Verhältnis zu einander erreicht.

Von untergeordneter Bedeutung, aber nicht zu entbehren, ist der Handel mit Geldsorten für Zwecke der Versendung und des Reiseverkehrs. Allerdings ist dieser Handel durch die internationalen Beziehungen der Banken stark eingeschränkt worden, denn mit Kredit-

briefen ausgestattete Personen können jetzt auf Rechnung der ausstellenden Bank überall landesübliche Geldsorten erhalten.

Das reguläre Einkommen der Banken erwächst:

1. daraus, daß sie bei Darlehen einen höheren Zins fordern, als sie selbst ihren Gläubigern gewähren,

2. aus Vermittlungsgebühren (Provisionen) bei allen Aufträgen, die sie ausführen, und

3. aus einem Zwischengewinn beim Ankauf und Verkauf von Wertpapieren oder bei der Umwechslung von Geldsorten.

Diese Gewinne sind die des laufenden, gewöhnlichen Bankbetriebes.

Von diesem zu unterscheiden sind irreguläre, Spekulations- oder Finanzgeschäfte.

Die Absicht der Banken ist hier, bei einer Investition einen einmaligen, erheblichen Unternehmergewinn einzuheimsen.

Dazu bieten schon lange Emissionsgeschäfte Raum; das ist die Übernahme öffentlicher Schuldscheine der Staaten, Provinzen, Gemeinden oder sonstiger Korporationen zu einem festen Preis und ihr Absatz auf eigene Rechnung an das Publikum, vor allem an die eigenen Bankkunden. Der Betrag, um den sie teurer abgesetzt als erworben wurden, bildet den Emissionsgewinn der Bank. Er ist unter Umständen sehr erheblich und rasch verdient, doch zeigt sich in letzter Zeit das Bestreben der Staaten, eigene Organe (die preußische Seehandlung, die österreichische Postsparkasse) zum Emissionsdienst heranzuziehen. Auch sonst verringerte sich mit der Einbürgerung der öffentlichen Schuldverschreibungen, mit der Vermehrung der Banken und der Hebung des allgemeinen Wohlstandes der Gewinn an der Begebung öffentlicher Anlehen, und daher wurden die Banken dazu gedrängt, neben den „Staatsgeschäften" andere Erwerbszweige auszubilden.

Zunächst besorgten sie nun den Ankauf großer Grundkomplexe und den Verkauf der daraus gebildeten Parzellen (Terraingeschäfte) und die Finanzierung von Eisenbahnen, das ist die Beschaffung der Mittel für deren Gründung und Betrieb. Damit ging auch die Begebung von Schuldverschreibungen und der Verkauf der Aktien von Eisenbahnen parallel. In dem Maße jedoch, als der Staat die volkswirtschaftliche Bedeutung des Eisenbahnbetriebes erkannte und zur Verstaatlichung der Bahnen schritt, nahm die Ergiebigkeit auch dieser Geschäftsquelle ab.

Daher wandten die Banken sich nunmehr der finanziellen Unterstützung der Industrie zu. Neben den Darlehensdienst für Industrielle im Kontokorrentverkehr trat ein Vermitteln zwischen den Unternehmern des gleichen Industriezweiges, um sie zu einem Zusammenschluß zu bringen, wobei die Leitung der Warenkäufe oder -verkäufe, die Regelung der kaufmännischen Beziehungen und der finanzielle Dienst für einen ganzen Industriezweig derselben Bank zufallen konnte; sie wurde damit zur Verwahrerin der einlaufenden und Darleiherin der benötigten Summen und die Hauptstelle für kaufmännische und industrielle Meldungen des bezüglichen Industriezweiges. Die Angliederung

technischer Berater der Bankleiter wie der angeschlossenen Industriebetriebe — also technische Beratung der Industrien über Veranlassung der Bank —, ferner die kaufmännische Leitung und Beherrschung dieser Betriebe ergab sich damit.

Das Vorbild für das Erstreben hoher Unternehmergewinne durch Gründungen bot den Banken zuerst im großen Stile der 1852 in Paris entstandene „Crédit Mobilier“, der ein Kapital von 60 Millionen Franken der Gründung aussichtsreicher Unternehmungen zuwandte, um im geeigneten Zeitpunkte seine in einem Unternehmen festgelegten Mittel durch den Verkauf seines Eigentums daran wieder frei zu machen und dabei als Kaufpreis den kapitalisierten Betrag der künftig erhofften reichlichen Erträge der bezüglichen Unternehmung einzustreichen.

Solche Gründungen betreffen industrielle Unternehmungen, Eisenbahnen, Bergwerke, Kanäle und auch Banken auf Aktien und können ungemein einträglich sein. Um dabei möglichst günstig abzuschneiden, werden oft auch grobe Machenschaften geübt.

Wenn zum Beispiel eine Bank eine Eisenbahn baut und sich vom Staate dafür zur Ausgabe eines besonderen, auf diese Bahn bezüglichen Aktienkapitals von 11 Millionen ermächtigen läßt, dann aber die Bahn für 8 Millionen vollkommen ausrüstet, so kann sie das ganze nominelle Aktienkapital von 11 Millionen zum Nennwert an den Mann bringen, sobald die Bahn ein Erträgnis von etwa $4^1/_2$ Prozent dieses Betrages ergibt. Behält also die gründende Bank die Aktien bis zu diesem Zeitpunkte, um sie nach Ausschüttung solcher Erträgnisse an die Börse zu bringen, so macht sie den Gründungsgewinn von 3 Millionen, das ist von fast 30 Prozent ihrer Kosten. Nun kann aber die Ausgabe in unsolider Weise beeilt werden, indem man die Bilanzen der begründeten Unternehmung künstlich günstig färbt, das Publikum durch Mitteilungen in Zeitungen beeinflußt und die Kurse der Aktien durch Börsenmanöver über ihren Nennwert emportreibt. Bis der Stock von Aktien angebracht, der Gewinn also eingeheimst ist, kommen erst die richtigen Verhältnisse an den Tag. Die Aktionäre der gründenden Bank haben dann den Gewinn, jene der Bahn aber den Schaden.

Oder eine Bank bürgert einen neuen Industriezweig ein. Die neue Fabrik koste 1 Million, ihr Reinertrag sei 50.000. Nun wird durch zu wenig Abschreibungen und zu hohe Bewertungen der Vorräte und Maschinen die Bilanz schöner gemacht, durch größte Reklame und Sparsamkeit in der Erzeugung der Umsatz gesteigert und ein Erträgnis von 80.000 herausgerechnet. Damit ist die Zeit gekommen, um durch Aneifern des Publikums in den Zeitungen die Aufmerksamkeit auf das Unternehmen zu lenken und dessen Aktien an der Börse einzuführen. Das Publikum sieht ein weiteres Steigen der Erträgnisse dieser Papiere voraus, erhofft glänzende finanzielle Ergebnisse und kauft die Aktie, entsprechend einem Erträgnis von 8 Kronen, um 200 Kronen. Bei 10.000 Aktien, die ursprünglich zu 100 Kronen bewertet wurden, macht der Erlös jetzt anstatt 1 Million deren 2 aus, und die Bank hat 100 Prozent

Gründungsgewinn, von dem nur der Zinsenverlust der ersten Jahre und die Reklamekosten aller Art abgehen. Bis sich dann etwa herausstellt, daß bei solider Geschäftsrechnung das Erträgnis auf die Dauer nur 6 Prozent ausmachen kann, sinkt der Wert der Aktie auf 150 und den Schaden haben die Käufer. Durch den Verkauf hat die Bank bis dahin ihre Kapitalien längst aus dem Unternehmen gezogen und sich weiteren ähnlichen Schöpfungen zugewendet.

Jahrzehnte lang trug nun die Bevölkerung ihre Ersparnisse vorwiegend in die Sparkasse oder Postsparkasse oder legte sie in Schuldverschreibungen des Staates oder der Länder und Gemeinden an, um nicht das Kapital Verlusten auszusetzen. Indes ist das Gebaren der Banken heutigentags im allgemeinen vorsichtig und sehr solid geworden, und die Teuerung veranlaßt nun ihrerseits selbst kleinere Kapitalisten, höherzinsende Wertpapiere zu bevorzugen. Die Banken sind heute besorgt, nur empfehlenswerte Aktien in den Handel einzuführen, und können für spekulative Ausschreitungen, die an den Börsen vorkommen und Privaten Verluste verursachen, nicht verantwortlich gemacht werden, obgleich sie in weitgehendstem Maße Kreditgeber der berufsmäßigen Spekulanten sind.

Die Neigung des kapitalbesitzenden Publikums, Aktien zu kaufen, nimmt allerdings dann zu, wenn die Kurse steigen. In Zeiten solcher Haussen überleiten sich die in Sparkassen und sicheren „Anlage"papieren ruhenden Kapitalien der Bevölkerung zum Teil in minder wertbeständige, aber mehr Erträgnisse und Werterhöhungen versprechende „Spekulations"-papiere.[1])

Spekulationsgewinne lassen sich auch seitens der Banken durch den Ankauf von Anteilen (namentlich Aktien) fremder Unternehmungen erzielen, deren spätere Preiserhöhungen man voraussieht, doch können solche Spekulationen in fremden Aktien auch sehr gefährlich werden.

In Krisenzeiten — 1873, 1882, 1901 — sind tatsächlich manche Banken infolge verfehlter Gründungen und leichtfertiger Spekulationen verkracht oder konnten sich nur durch Liquidation oder Fusionen vor dem Konkurs erretten. Wird aber liquidiert, das ist getrachtet, das unbewegliche Vermögen zu verkaufen, so dauert das oft Jahrzehnte; hochbesoldete Liquidatoren warten ruhig passende Gelegenheiten zum Verkaufe ab und ziehen einen Gehalt dabei; die Aktionäre aber müssen ebensolang auf einen Erlös aus vorhandenen Realitäten warten, erhalten keine Gewinstquote und Verzinsung mehr und büßen auch ihr Kapital zum größeren Teil oder gänzlich ein.

---

[1]) Wenn die Kurse schon anfangen, imaginäre zu sein, setzt die Erwerbung von Industrie- und ähnlichen Papieren seitens kleinerer Leute erst recht ein. Die geldkräftigen Besitzer, insonderheit die großen Geschäftshäuser, pflegen dann ihre Effekten abzustoßen und wälzen so das gesteigerte Risiko auf schwächere Schultern ab. Kommt später ein Kursrückgang, so werden vom Verluste nur die letzten Käufer getroffen, deren Vermögen nun eine empfindliche Schmälerung erfährt, bis die Kurse, oft nach Jahren, wieder ansteigen.

Freilich hatte auch das österreichische System, wonach Aktienunternehmungen vom Staate konzessioniert und im Betriebe „überwacht" werden, unser Publikum anfangs allzu vertrauensvoll gestimmt. In Wirklichkeit besteht jedoch die staatliche Vigilanz darin, daß ein Staatsbeamter als „landesfürstlicher Kommissär" den Sitzungen des Verwaltungsrates sowie der Generalversammlung beiwohnt und die äußerliche Beachtung der Statuten überwacht. So mußte denn das Publikum erst durch vielfachen Schwindel solcherart staatlich „konzessionierter" und landesfürstlich „überwachter" Institute aus eigenem Schaden klug werden. Dazu bot der 1873er Krach besondere Gelegenheit. In dessen Folge aber ist unser Publikum noch jetzt vielfach abgeschreckt, Vermögen in Bankaktien anzulegen, ja selbst den Banken Kapitalien im Verrechnungsverkehr zu übertragen, und diese Furcht schädigt die Entfaltung der Volkswirtschaft, indem sie die Kapitalsleihe verteuert und eine reichlichere Befruchtung produktiver Unternehmen durch Kapitalien verhindert. Diese konzentrierten sich vielmehr in Staatsschuldverschreibungen und dergleichen, deren Zinsen durch Steuergelder aufgebracht werden müssen.

Reichtum.

Von Ilse Franke.

Wie wunderlich, zu wissen,
Daß alles sich erfüllt,
Daß uns, was wir noch missen,
Aus tausend Tiefen quillt.

Die Ströme, die sich stauten
In Geröll und Sand,
Rauschen nun mit lautem
Jauchzen zum seligsten Strand.

Die wir so reich an Gnaden,
Laßt uns zu unsrem Fest
Alle die Armen laden,
Die Gott noch hungern läßt.

Freiherr Max von Gagern 1810—1889.[1])

Von **Dr. Friedrich Lauchert.**

Max von Gagern, der jüngste der drei Brüder Gagern, die eine historische Bedeutung erlangt haben, wurde als jüngstes der zehn Kinder des Freihern Hans von Gagern am 25. März 1810 zu Weilburg an der Lahn in Hessen-Nassau geboren. Nachdem er in sehr jugendlichem Alter an den Universitäten Heidelberg, Utrecht und Göttingen seine juristischen Studien gemacht hatte, trat er nach dem Wunsche seines Vaters im November 1829 in den niederländischen Staatsdienst, wo er eine Anstellung im königlichen Kabinett erhielt. Nach dem Ausbruch der belgischen Revolution von 1830, die zu der Lostrennung Belgiens vom Königreich der Niederlande führte, nahm er Urlaub von seiner Stellung im Kabinett und trat als Freiwilliger in das holländische Heer ein, dem sein ältester Bruder Friedrich als Generalstabschef des Herzogs Bernhard von Weimar angehörte. Er machte als Leutnant den erfolglosen Feldzug mit und blieb bis Anfang 1833 im Militärdienst. Hierauf kehrte er nur auf kurze Zeit wieder nach dem Haag in seine frühere Stellung im Kabinett des Königs zurück, nahm aber bald seine Entlassung aus dem ihn nicht befriedigenden Amte.

Während der zwei nächsten Jahre lebte Max, der im Oktober 1833 geheiratet hatte, auf dem Gute seiner Eltern zu Hornau im Taunus, mit der schwierigen Wahl eines neuen Berufes beschäftigt. Durch den Verkehr mit dem gelehrten Historiker Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt in wertvoller Weise angeregt und gefördert, beschäftigte er sich in dieser Zeit mit historischen und staatswissenschaftlichen Studien, insbesondere mit Quellenstudien zur deutschen

---

[1]) Vergl. Ludwig v. Pastor, Leben des Freiherrn **Max v. Gagern** 1810—1889. Ein Beitrag zur politischen und kirchlichen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Großenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet. Mit dem Bildnisse Gagerns Kempten, Jos. Kösel, 1912. XVI und 499 S., gr.-8°. (Preis M. 8·—; gebunden in Halbleder M. 10.—.) — In diesem schönen Werk zeichnet Hofrat von Pastor auf Grund eines reichen authentischen Quellenmaterials von Briefen und Aktenstücken, autobiographischen Aufzeichnungen und wichtigen mündlichen Mitteilungen von dem Leben und der politischen Wirksamkeit Gagerns ein in hohem Grade wertvolles Bild, durch das insbesondere unsere Kenntnis der politischen Vorgänge in den Revolutionsjahren 1848/49 in bedeutsamer Weise erweitert wird.

Reichsgeschichte, in der Absicht, sich der Laufbahn eines Universitätsdozenten zu widmen. Seine Wahl fiel auf Bonn, wohin er im Frühjahr 1836 übersiedelte. Er arbeitete hier zunächst seine Dissertation aus, eine quellenmäßige historische Arbeit über das Leben des Kaisers Arnulf (Vita Arnulfi Imperatoris. Bonn 1837); auf Grund derselben erhielt er in Halle am 12. Jänner 1837 die philosophische Doktorwürde und vollzog dann im Sommer seine Habilitation als Privatdozent für Geschichte in Bonn. Er las hier über deutsche Reichsgeschichte und über Politik. Um diese Zeit spielten sich am Rhein die wichtigen kirchenpolitischen Ereignisse ab, die unter dem Namen des Kölner Kirchenstreites bekannt sind, und es wurde für den jungen protestantischen Gelehrten von großer Bedeutung, daß er dieselben in der Nähe aus eigener Anschauung verfolgen konnte; durch seinen katholischen Freund Hermann Müller erhielt er genauere Aufklärungen über das Wesen der Sache. In seinen persönlichen Sympathien nahm Max von Gagern für den mutigen und charaktervollen Erzbischof Klemens August Stellung gegen das brutale Verfahren der preußischen Regierung in diesem ersten preußischen „Kulturkampf"[1]), bloß aus Gerechtigkeitsgefühl, ohne daß er der katholischen Kirche damals schon mit Bewußtsein innerlich näher getreten wäre. Vor der Öffentlichkeit übte er dabei die größte Zurückhaltung in seinen Äußerungen; schon das Bekanntwerden seiner persönlichen Stimmung gegenüber den Regierungsmaßregeln genügte aber, um ihm jede Aussicht auf eine akademische Karriere in Bonn und in Preußen überhaupt zu verderben, wie ihm der Kurator der Universität, von Rehfues, selbst zu verstehen gab. Dies veranlaßte ihn, da sich ihm günstige Aussichten für eine Anstellung im nassauischen Staatsdienst boten, im Herbst 1840 aus seiner Stellung als Privatdozent in Bonn auszuscheiden.

Im November 1840 wurde er als Ministerial-Assessor mit dem Titel Legationsrat in das nassauische Staatsministerium nach Wiesbaden berufen; im nächsten Jahre ernannte ihn Herzog Adolf zu seinem Kammerherrn und im Juli 1842 erfolgte seine Beförderung zum Ministerialrat. In den nächsten Jahren wurde er vorzugsweise im diplomatischen Dienst verwendet. Während er sich im Sommer 1843 im Dienste seines Hofes in Baden-Baden aufhielt, vollzog er hier am 28. August dieses Jahres[2]), innerlich seit langem vorbereitet, seine Konversion zur katholischen Kirche[3]). Aus der gemischten Ehe eines protestantischen Vaters und einer katholischen Mutter stammend, in welcher die männlichen Kinder in der Religion des Vaters, die weib-

[1]) Von großem Interesse sind die von Pastor gebotenen ausführlichen Mitteilungen aus Gagerns Korrespondenz mit seinem Vater und seinen Brüdern aus dieser Zeit.

[2]) Also nicht erst im Jahre 1853, wie nach einem bisher weit verbreiteten Irrtum selbst auch in Herders Konversations-Lexikon III, 984 steht.

[3]) Die Geschichte dieser Konversion und ihrer Vorbereitung durch die vorausgehende religiöse Entwicklung Gagerns ist in Pastors Werk S. 118—152 mit reichlichen Mitteilungen aus seinen Aufzeichnungen und Briefen eingehend dargestellt.

lichen in der der Mutter erzogen wurden, war er im Protestantismus aufgewachsen, ohne eine gründliche religiöse Unterweisung zu erhalten. Späterhin, seit den Studienjahren, stand er dem protestantischen Kirchenwesen, das seine religiösen Bedürfnisse nicht befriedigte, sehr indifferent gegenüber, während er für die katholische Religion, trotz der in der Schule beigebrachten gewöhnlichen Vorurteile, als für die Religion seiner Mutter eine gewisse Achtung hegte, ohne sie näher zu kennen. Die Gelegenheit zum Verkehr mit Katholiken und zur zunehmenden Einsicht in das Wesen der katholischen Religion fand er erst seit seiner Bonner Zeit. Einen tief nachwirkenden Eindruck machte auf ihn dabei, wie schon oben erwähnt, das Kölner Ereignis[1]). Der Verkehr mit dem edlen und gerecht denkenden Protestanten Böhmer trug wesentlich dazu bei, manche anerzogene Vorurteile zu zerstreuen und ein achtungsvolles Verständnis für die katholische Kirche als geschichtliche Erscheinung anzubahnen. Weiters kam Gagern dann am Anfang seiner Wiesbadener Zeit durch die Angelegenheit der Limburger Bischofswahl, zu deren friedlicher Regelung er als Beauftragter der nassauischen Regierung die Verhandlungen mit dem Internuntius Cappacini im Haag zu führen hatte, mit einer Anzahl von ausgezeichneten Katholiken in Berührung. Alle diese Momente trugen dazu bei, die tief religiös veranlagte Natur Gagerns, die im Protestantismus ihre Befriedigung nicht finden konnte, endlich durch mannigfache Schwankungen und Kämpfe zu der Erkenntnis zu führen, daß er das, was er suchte, nur in der katholischen Kirche finden könne. Mit Männern wie dem Domkapitular Diehl und dem neugewählten Bischof Blum in Limburg, den Domherrn Lennig und Moufang in Mainz besprach er dann seine Absicht zu konvertieren, bis er diese zu dem oben genannten Zeitpunkte ausführte.

Im Winter 1843/44 wurde er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach St. Petersburg gesandt, um die Verhandlungen über den Abschluß des Ehevertrages zwischen dem

---

[1]) Vergl. v. Pastor S. 121: „In den Anfang der Bonner Dozentenzeit fiel jenes Ereignis, das in der religiösen Entwicklung Deutschlands Epoche machte und auch auf das ganze spätere Leben Max von Gagerns bestimmend wirkte: die Verhaftung des Erzbischofs Klemens August von Köln durch die preußische Regierung. Diese Gewaltmaßregel erregte nicht bloß die Entrüstung der Katholiken, sondern auch die vieler rechtlich gesinnter und klar blickender deutscher Protestanten. Zu diesen gehörte Max von Gagern. Es war zunächst nur das rein menschliche Gefühl, das ihn zur entschiedenen Mißbilligung dieser schreienden Rechtsverletzung bewog; zur Klarheit über das Wesen der von dem Erzbischof mit so viel Standhaftigkeit und Heldenmut verteidigten katholischen Kirche, zur Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens hatte er sich damals noch nicht durchgerungen. Trotzdem gab das Kölner Ereignis den ersten Anstoß zu seiner sechs Jahre später erfolgten Konversion. „Ich bin oft gefragt worden", heißt es in seinen Aufzeichnungen, „was im Leben zuerst bei mir den Entschluß hervorgebracht habe, mich zum katholischen Glauben zu bekennen. Und ich wußte es nicht mit einem Worte, nicht mit einem bestimmten Tage anzugeben. Die erste stärkere Anziehung der Gnade aber muß ich schon in die Zeit der Gefangennahme des Erzbischofs Klemens August Ende 1837 verlegen."

Herzog Adolf von Nassau und der Großfürstin Elisabeth zu führen. 1844—47 war er nassauischer Gesandter am holländischen und belgischen Hofe.

Die bedeutsamste Episode in der politischen Wirksamkeit Gagerns hängt mit dem Ausbruch der revolutionären Bewegung von 1848 zusammen. Nach dem Märzsturm in Wiesbaden war er es, der auf die Haltung des Herzogs Adolf einen heilsamen und entscheidenden Einfluß gewann. Seiner Anregung entsprechend, beauftragte ihn der Herzog mit einer Mission zunächst an die süddeutschen Fürstenhöfe, um eine Vereinigung zu gemeinsamem Handeln in der Angelegenheit einer Reform der Bundesverfassung zustande zu bringen[1]). Das Programm zur Lösung des deutschen Einheitsproblems, das Max von Gagern im Einverständnis mit seinem Landesfürsten vertrat, entstammte dem Kopfe seines ältesten Bruders Friedrich. Dieser war der erste, der in zwei zunächst nicht zur Veröffentlichung bestimmten Druckschriften die kleindeutsche Lösung der Frage klar formulierte; von ihm übernahmen seine Brüder Heinrich und Max diese Ideen. In seiner darnach bestimmten politischen Wirksamkeit war Max von Gagern „damals die Seele der Bestrebungen in Südwestdeutschland, welche eine Reform des deutschen Bundes in nationaler und einheitlicher Beziehung durch Preußen erstrebten"[2]). Das Vertrauen seines Fürsten berief ihn zum Führer der von Nassau angeregten gemeinsamen Gesandtschaft der südwestdeutschen Mittelstaaten an den König von Preußen, die diesen nach den vorausgegangenen Vereinbarungen unter den beteiligten Fürsten und Regierungen zur Annahme der deutschen Kaiserkrone bestimmen sollte. Die am 23. März 1848 stattgehabe Audienz dieser Gesandtschaft bei Friedrich Wilhelm IV. fand diesen edlen aber unentschiedenen Fürsten unter der in Berlin herrschenden Aufregung freilich keineswegs auf der Höhe der Situation und brachte für Gagern eine große Enttäuschung.

Von Berlin eilte Max von Gagern nach Frankfurt zum Vorparlament und wurde von Herzog Adolf unter Enthebung von seiner bisherigen Stellung in Wiesbaden zum Vertrauensmann von Nassau und Braunschweig beim Bundestage bestellt. Er wurde Präsident des Ausschusses der siebzehn Vertrauensmänner und gehörte der aus diesem

[1]) Das darüber handelnde 9. Kapitel in Pastors Werk (S. 176—254) ist von besonderer Wichtigkeit für die politische Geschichte dieser Zeit, da hier an der Hand eines reichen ungedruckten Aktenmaterials die bedeutsamen diplomatischen Verhandlungen, bei denen Max von Gagern eine so wichtige Rolle gespielt hat, zum erstenmal vollständig aufgehellt werden. Vor allem wird hier auch der Verlauf der Audienz der Gesandtschaft der südwestdeutschen Mittelstaaten, deren Führer Gagern war, bei Friedrich Wilhelm IV., worüber bisher gar nichts Näheres bekannt war, zum erstenmal auf Grund der bisher unbekannten Berichte Gagerns und des hessen-darmstädtischen Gesandten Grafen Lehrbach genau dargestellt. — Der Anhang des Werkes enthält zahlreiche Briefe und Aktenstücke aus der auf die Ereignisse des Jahres und auf Gagerns diplomatische Mission sich beziehenden politischen Korrespondenz Gagerns und des Herzogs Adolf von Nassau mit den deutschen Fürsten und Regierungen.

[2]) von Pastor S. 201.

gebildeten engeren Kommission von fünf Mitgliedern an, die mit der Ausarbeitung des Entwurfes einer Reichsverfassung beauftragt wurde. Im April erlebte er den Schmerz, daß sein ältester Bruder, der General Friedrich von Gagern, der, auch von ihm dazu aufgefordert und seinem eigenen deutschen Patriotismus folgend, aus Holland nach Deutschland gekommen war, um seine Kraft in diesen gefährlichen Zeiten dem Vaterlande zu widmen, von den badischen Freischärlern meuchlerisch ermordet wurde. Nach der Eröffnung der Nationalversammlung, in die er als Vertreter des Wahlbezirkes Hadamar gewählt wurde, stand er seinem zum Präsidenten gewählten Bruder Heinrich in Unterstützung seiner Politik treu zur Seite. Nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser wurde er bei der Bildung des von diesem zu ernennenden Reichsministeriums als Unterstaatssekretär in das Reichsministerium der Auswärtigen Angelegenheiten berufen. Kaum hatte er dieses neue Amt, das er bis zum Mai 1849 behielt, Anfang August 1848 angetreten, als er mit der ebenso schwierigen wie undankbaren diplomatischen Mission betraut wurde, sich als Bevollmächtigter des Reichsministeriums nach den Herzogtümern Schleswig-Holstein zu begeben, um die deutschen Interessen bei dem bevorstehenden Waffenstillstand in dem von Preußen für das Recht der Herzogtümer mit Dänemark geführten Kriege zu wahren, eine Aufgabe, die ihm durch das Vorgehen der preußischen Regierung in verletzender Weise erschwert wurde. Anfang September war er wieder in Frankfurt, wo er sich an der weiteren Arbeit des Parlamentes beteiligte, bis sich dasselbe nach der Ablehnung der Kaiserwahl durch Friedrich Wilhelm IV. auflöste.

Als er nach diesem endgiltigen Scheitern der von ihm und seinem Bruder verfolgten politischen Ideale am 1. Januar 1850 in den nassauischen Staatsdienst zurückkehrte, mußte er sofort die Wahrnehmung machen, daß sich auch hier die Situation zu seinen Ungunsten verändert hatte. Infolge seiner politischen Bestrebungen in den Jahren 1848—49 wurde er nicht mehr für die auswärtigen Angelegenheiten verwendet, sondern als Ministerialrat an die Landesregierung versetzt, was gegenüber seiner früheren Stellung eine offenbare Herabsetzung bedeutete. Auch daß er die persönliche Gunst des Herzogs nicht mehr besaß, bekam er bald zu merken. Dazu kam, daß die Schwierigkeiten, die sich für ihn im nassauischen Staatsdienst aus seiner Stellung als überzeugter Katholik ergaben, sich in Folge der kleinlichen „Kulturkämpferei" der nassauischen Regierung in den nächsten Jahren noch vermehrten. Endlich veranlaßte ihn eine neue Zurücksetzung, seine im August 1854 erfolgte Ernennung zum Referenten für katholische Schulangelegenheiten unter Streichung seines Namens aus den Mitgliedern des Regierungskollegiums, im September dieses Jahres aus dem nassauischen Staatsdienste auszutreten.

Während er sich im folgenden Winter im Privatleben in Hornau aufhielt, empfing er die Nachricht, daß er vom König Leopold I. von Belgien an den Kaiser von Österreich empfohlen worden sei. Im

Mai 1855 erfolgte seine Berufung nach Wien unter Ernennung zum Ministerialrat im außerordentlichen Dienste des Ministeriums des kaiserlichen Hauses und des Äußern. Zwar erwuchsen ihm anfänglich aus seiner politischen Vergangenheit Schwierigkeiten in seiner Stellung im Ministerium des Äußern; aber bald fand er in den maßgebenden Kreisen und auch am Kaiserhofe Vertrauen und Hochschätzung[1]). Seit Dezember 1859 wurde er mit der Leitung der handelspolitischen Abteilung im Ministerium des Äußern betraut. Dazu wurde er im Mai 1860 auch an die Spitze des Preßdepartements in diesem Ministerium gestellt. Am 10. Juni 1862 wurde er in den ordentlichen Status der Hof- und Ministerialräte dieses Ministeriums eingereiht. Über die Bedeutung seiner Tätigkeit als Leiter des handelspolitischen Departements urteilt sein Biograph[2]): „Man kann sagen, daß die in dieser Zeit von Österreich eingeschlagene Vertragspolitik zum guten Teile der Initiative Gagerns entsprang. Was er weiterhin geleistet, kann man am besten daraus ermessen, wenn man bedenkt, welch bedeutsame und schwierige Aufgaben infolge der Neugestaltung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn durch den Ausgleich des Jahres 1867 an das Ministerium des Äußern herantraten. Ein glänzendes Zeugnis erteilte ihm in dieser Hinsicht sein letzter, schwer zu befriedigender Vorgesetzter, der Minister des Äußern Graf Andrássy, in dem anläßlich von Gagerns Pensionierung dem Kaiser unterbreiteten Vortrag. In diesem wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die erwähnten Aufgaben ‚nur durch eine schöpferische Gestaltungskraft, verbunden mit einer kundigen Hand, zu einer festen Organisation gefügt werden konnten; daß diese Aufgaben in Freiherrn von Gagern ihren Meister fanden, daß er dabei im eigentlichsten Sinne des Wortes Schule gemacht habe und daß das Verdienst für das allen gerechten Wünschen entsprechende Funktionieren der handelspolitischen Sektion in erster Reihe ihm zuzuerkennen sei‘."

Wie Max von Gagern war auch sein Bruder Heinrich nach allen mit Preußen erlebten Enttäuschungen in das großdeutsche Lager übergegangen[3]). Die Brüder hatten Gelegenheit zu ständigem vertrauten Verkehr, als Heinrich im Jahre 1864 als hessischer Gesandter nach Wien kam, in welcher Stellung er bis 1872 blieb. Einen großen

[1]) Eine interessante Korrespondenz führte er in den Jahren 1861—1864 mit dem Herzog Ernst von Koburg, als dieser durch seine Vermittlung Wiederannäherung an Österreich suchte. Durch die von Pastor S. 369—402 daraus gebotenen Mitteilungen werden die Memoiren des Herzogs Ernst wesentlich ergänzt in Bezug auf diesen Wiederannäherungsversuch und auf seine Tätigkeit in der deutschen Frage in diesen Jahren.

[2]) Pastor S. 403.

[3]) Pastor S. 405: „An diesem Umschwung hatten weniger die persönlichen Täuschungen und Kränkungen die er preußischerseits erfahren mußte, Anteil als die Haltung des Berliner Kabinetts im Jahre 1859. Im Frankfurter Parlament hatte einst General von Radowitz erklärt, „unser Rhein wird am Po verteidigt", und nun ließ man die Österreicher auf den Schlachtfeldern der Lombardei gegen Franzosen und Piemontesen verbluten. Das empörte Heinrich von Gagern und bewirkte seine Abwendung von der Partei der Gothaer."

Schmerz bereitete Max von Gagern der für Österreich unglückliche Ausgang des Krieges von 1866, dabei besonders auch der Verlust der staatlichen Selbständigkeit seiner nassauischen Heimat und das Geschick seines ehemaligen Landesherrn. Die Aussöhnung zwischen Herzog Adolf und Gagern hatte schon vor 1866 stattgefunden und es entstand wieder eine langjährige vertrauliche Korrespondenz zwischen ihnen bis zum Tode Gagerns. „Es rührte Gagern tief, daß sein ehemaliger Landesherr (am 19. April 1873) die drei Stockwerke zu seiner Wiener Wohnung hinaufstieg, ihm die Insignien des höchsten Ordens, den er zu vergeben hatte (des Großkreuzes des Verdienstordens Adolfs von Nassau), persönlich zu überbringen." (Pastor S. 411.)

Am 16. März 1873 wurde Gagern auf sein Ansuchen in den bleibenden Ruhestand versetzt, unter Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat, und 1881 in das Herrenhaus des Reichsrates berufen, wo er seinen Platz auf der Rechten nahm. Während der ganzen Zeit seines Lebens in Wien bekundete er eine rege Teilnahme an allen katholischen Bestrebungen; sowohl das katholische Vereinsleben wie die katholische Presse hatte an ihm einen eifrigen Förderer. Eine rege caritative Tätigkeit entfaltete er besonders im Vincentiusverein, in dem er bis Ende 1882 die Stellung des Präsidenten des Oberverwaltungsrates von Österreich bekleidete. Er gab auch im Jahre 1857 die Anregung zur Berufung der Schwestern vom armen Kinde Jesu nach Wien und ließ sich die Förderung des von ihnen geleiteten Erziehungsinstituts, des Vincentinums in Döbling, immer angelegen sein. In den späteren Lebensjahren nach seinem Rücktritt in den Ruhestand beschäftigte ihn die Aufzeichnung seiner eigenen Lebenserinnerungen. Einen Ausschnitt daraus veröffentlichte er unter dem Titel „Jugenderinnerungen aus dem Gebiete der Nationalität" in dem Jahrbuche „Die Dioskuren", 15. Jahrgang 1885 (neuer Abdruck Regensburg 1889). In der weiteren Ausarbeitung seiner Erinnerungen, die er bis in sein letztes Lebensjahr fortsetzte und die seinem Biographen L. v. Pastor als wertvolle Quelle für die frühere Lebenszeit vorlagen, kam er nur bis zum Jahre 1844. Er starb am 17. Oktober 1889 in Wien und fand seine Ruhestätte seiner Verfügung gemäß auf dem Friedhof zu Schönau bei Leobersdorf.

„Freimut und unbestechliche Charakterfestigkeit," sagt Pastor (S. 447), „hat Gagern in allen Lagen seines Lebens bewiesen. In jeder Hinsicht zeigte er sich als echten Edelmann. Ritterlich wie seine äußerliche Erscheinung waren auch sein Geist und sein Charakter. Für einen unedlen Gedanken hätte er kein Verständnis gehabt. Ein so hoher Idealismus, wie man ihn nur selten antrifft, war der Grundzug seines Wesens."

Die Chelmer Frage.

Ein Beitrag zur Geschichte der nationalen und konfessionellen Kämpfe in Rußland.

Von **Dr. Sigismund Gargas.**

Zwischen nationalen und konfessionellen Bewegungen hat es von jeher vielfache Berührungspunkte gegeben. Die Religion eines jeden Volkes bildet ein gutes Stück seiner Kultur, und wenn sie ins Volksbewußtsein eingedrungen ist, gehört sie mit zu den geschichtlichen Überlieferungen des Volkes und macht sich in seinem Leben und seiner Gesittung weithin geltend. Wenn die nationalen Sonderheiten Hand in Hand gehen mit konfessionellen, so gewinnen sie in einem außerordentlich hohen Grade an Stärke und Bedeutung und jede dieser sozialen Erscheinungsreihen bildet mit ein Moment, das die Erhaltung der Sonderheiten der anderen Kategorie stärkt und stählt.

Besonders im Kampfe macht sich dies geltend. Wenn zwei Völker aufeinanderstoßen, die nicht bloß ethnisch, sondern auch konfessionell verschieden sind, so bildet der Glaube der Väter eine starke Waffe im nationalen Kampfe. Der tiefe sittliche Ernst, der den Ausgangspunkt des Glaubens bildet, gereicht zum Nutzen, hauptsächlich in der Offensive, also in erster Reihe für Völker, die ihre historisch-politische Individualität zu wahren suchen, die bestrebt sind, ihr eigenes Volkstum in nationaler und konfessioneller Hinsicht vor Angriffen zu erhalten.

Diese Axiome dürften die besten Belege finden in der Geschichte des Kampfes der katholischen Kirche in Rußland, der zum großen Teil auch den Kampf des polnischen Elementes mit dem russischen bedeutet. Es ist dies teilweise zugleich ein Kapitel aus der Geschichte der Bestrebungen und der Hindernisse der Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen.

Die Union der beiden Kirchen, die im 16. Jahrhundert auf dem Gebiete des polnischen Reiches zustande kam und eine Anzahl von Anhängern der orthodoxen Kirche ruthenischer (kleinrussischer) Abstammung mit der römischen Kirche vereinigte, war von jeher den russischen Zaren ein Dorn im Auge, weil sie den auf diese Weise in Osteuropa vordringenden Katholizismus wohl nicht mit Unrecht für eine Schwächung ihres eigenen Machtgebietes ansahen.

Schon im Beginne des 18. Jahrhunderts kam dies zum Vorschein, als Zar Peter aus Anlaß eines in Polen ausgebrochenen Kampfes um den polnischen Thron die Grenzen des polnischen Reiches

überschritt. In Polock kam er volltrunken in die unierte Basilianerkirche, schnitt mit dem Degen einem der Mönche Ohren und Nase ab und seine Begleiter ermordeten einige Geistliche. Der Zar ließ die meisten Klöster niederbrennen und die Mönche nach Rußland führen, wo er sie durch die Folter zwang, den orthodoxen Glauben anzunehmen.

Während der inneren Unruhen in Polen, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als das russische Heer wiederum nach Polen kam, wurden die Unierten zu Hunderten ermordet, ihre Kirchen zerstört und sie selbst gezwungen, der orthodoxen Kirche sich anzuschließen und die katholische zu verlassen. Nach der ersten Teilung Polens wurden die unierten Geistlichen in Gefängnisse geschickt.

Besonders seit dem Jahre 1897 war man russischerseits eifrig bestrebt, die unierte Kirche vollends zu zerstören. Alle höheren geistlichen Stellungen wurden Persönlichkeiten anvertraut, die wohl der russischen Regierung genehm, keineswegs aber auf das Wohl der katholischen Kirche bedacht waren. Die übrige Geistlichkeit trachtete man zu korrumpieren, und wenn dies nicht gelang, wurde sie den schrecklichsten Martern preisgegeben.

Besonders berüchtigt waren die Martern, denen die unierten Nonnen in Minsk ausgesetzt waren. Sie wurden nach Witebsk deportiert, wo sie den schrecklichsten Foltern unterworfen wurden; zwei Jahre lang wurden sie von einem orthodoxen Kloster ins andere geschleppt, bloß weil sie ihrem katholischen Glauben treu bleiben wollten; sie wurden an die Mauern geworfen, der Augen beraubt, mit Ruten geschlagen, lebendig begraben, ertränkt usw.

Der orthodoxen Kirche brachte dies wenig Nutzen. In Berezow, Czyze, Izabelin, Korwin, Lozin, Zyskow, Piaski, Porozów, Szaroszow, Szczyt usw. wurden die orthodoxen Geistlichen von den Bauern aus der Kirche hinausgeworfen. In Dudakowice starben die Bauern unter den Rutenschlägen ihrer Verfolger und blieben dennoch ihrem Glauben treu. Dreizehn Jahre hindurch bemühte man sich, die Gemeinde in Dudakowice von der Richtigkeit des orthodoxen Glaubens zu überzeugen, bis endlich im Jahre 1854 ihr Widerstand durch die Androhung ihrer zwangsweisen Uebersiedlung ins Innere Rußlands gebrochen wurde. Der Pfarrsprengel Dziernowice hielt noch länger aus, bis er 1858 freiwillig dem orthodoxen Glauben beitrat.

Anfangs der Siebzigerjahre bestand die Union nicht mehr außerhalb des Königreiches Polen, weil derjenige Teil der dortigen Bevölkerung, der formell orthodox war, die orthodoxen Geistlichen und die orthodoxen Kirchen boykottierte und mit allen möglichen Mitteln katholisch zu werden trachtete. Die Union bestand nunmehr bloß innerhalb des Königreiches Polen, in Podlasie und im Gouvernement Lublin. Aber auch hier wurden die Unierten, wiewohl sie meistens ruthenischer Abstammung waren, infolge der gewaltsamen Politik der russischen Regierung der orthodoxen Kirche immer mehr entfremdet und der polnischen Kultur immer mehr zugetan. So ist es denn erklärlich, daß man die Massen dieser unierten Bevölkerung vor

allem zu russifizieren suchte. Man führte da 1864 russische Schulen ein, indem man die Bevölkerung als russisch bezeichnete. Dies rief eine starke Erregung unter den Unierten hervor, besonders da dieselben bisher polnische Schulen benützen konnten. Die russischen Schulen in den Städten waren leer und die Elementarschulen kamen trotz großer Unterstützungen von seiten der Regierung gar nicht zustande. Die geheimen polnischen Schulen wurden geschlossen und ihre Gründer und Lehrer strenge bestraft.

Nach der Russifizierung der Schule kam die Frage der Russifizierung der unierten Kirche an die Reihe und die Regierung ordnete an, daß in den Kirchen an Stelle der polnischen russische Predigten treten sollen. Doch erklärten die meisten Geistlichen, sie seien bloß der polnischen Sprache in genügendem Grade mächtig und könnten Predigten in einer anderen Sprache nicht halten. Die ihnen übermittelten offiziellen Predigtensammlungen wiesen sie zurück, wofür sie mit Geldbußen belegt wurden, die man jedoch bald einstellte, weil es offenbar wurde, daß diese Geldbußen nicht von den Geistlichen, sondern von der Bevölkerung getragen wurden.

Das Chelmer Bistum wurde mit einer der Regierung genehmen Persönlichkeit besetzt, dem Kanonikus Wojcicki, der in den meisten Kirchen das Orgelspiel und das Singen polnischer Lieder verbot und die Anordnung traf, die kirchliche Liturgie möge von allen Neuerungen gereinigt werden, die von der Regierung nicht bestätigt wurden. Doch wagten die meisten Geistlichen es kaum, diese Anordnung in Ausführung zu bringen, und als einer der Priester eine russische Predigt hielt, verließ das ganze Volk die Kirche.

Die Regierung hielt jedoch in ihrem Verfolgungswahn nicht inne. Die volkstümlichsten Priester wurden gefangen genommen, aber dies entfachte einen um so heftigeren Widerstand gegen die Verfügungen der Konsistorialbehörde. Den widerspenstigen Geistlichen wurde mit ihrer Entfernung aus den Pfarrsprengeln gedroht. Gleichzeitig wurden die meisten Kirchen alles dessen beraubt, was sie den katholischen ähnlich machte. Dies rief eine Volksempörung in vielen Pfarreien hervor. Im Oktober 1873 gab das Chelmer Konsistorium einen Erlaß heraus, der der unierten Geistlichkeit bloß bis Neujahr 1874 gestattete, der orthodoxen Kirche sich freiwillig anzuschließen. Doch hatte diese Anordnung nur einen teilweisen Erfolg. Die russische Regierung meinte, daß, nachdem sie den Widerstand der Geistlichkeit wenigstens zum Teile gebrochen hatte, die Bevölkerung zur Konversion geneigt sein werde. Dennoch war der Widerstand der Bevölkerung über alle Maßen heftig, vielleicht gerade infolge der grausamen Maßnahmen.

So verbot zum Beispiel in Drelow, Bezirk Radzyn, der Stabskapitän Andrejew den widerspenstigen Bauern, das Vieh zu füttern. Das Vieh ging nach einer Woche zugrunde. Der Vorsteher Kotow befahl, die vor der Kirche versammelten Bauern mit Rutenhieben zu belegen. Viele wurden erschossen, die überlebenden auf die roheste Weise gefangen genommen.

In Pratulin (Bezirk Konstantynow) erschien der Bezirksvorsteher mit Militärassistenz, um den orthodoxen Geistlichen in die Kirche einzuführen. Als das Volk die Kirche umzingelte und den Geistlichen nicht hineinlassen wollte, feuerte das Militär und 13 Leute wurden erschossen, 30 verwundet. Dennoch wollten die anderen die Kirchentür nicht verlassen. Der Oberst, der den Befehl führte, riß die einzelnen Leute aus der Menge heraus, schlug sie mit den Fäusten auf den Kopf und zog sie an den Haaren am Boden.

In den nächsten Jahren wurden die Widerspenstigen ebenfalls wiederholt geschlagen, gefangen genommen, deportiert und ihr Hab und Gut konfisziert. In vielen anderen Orten geschah ähnliches.

Auf diese Weise kam die „freiwillige" Rückkehr der Unierten zur orthodoxen Kirche zustande. Den Angaben der lokalen Behörden zufolge hatten kaum 20.000 Unierte den orthodoxen Glauben nicht angenommen, nach den Berichten des Beamten, der aus St. Petersburg hingeschickt wurde, 35.000. Aber auch diese Ziffer ist nur scheinbar richtig, denn man hat hier bloß diejenigen Pfarrgemeinden berücksichtigt, deren Widerstand durch keinerlei Verfolgungen gebrochen werden konnte und die den Anschluß an die orthodoxe Kirche nicht unterzeichnet haben. Wie viele Widerspenstige es in Pfarrgemeinden gab, wo die Unterschriften erzwungen wurden, das erwies die Geschichte der folgenden Jahre bis zum Toleranzpatent v. J. 1905.

Die Bezirke, die von der damals unierten Bevölkerung bewohnt waren, befanden sich in einem wahren Belagerungszustand, der gegen alles gerichtet war, was nicht orthodox und nicht russisch war. Da die Widerspenstigen eigene unierte Kirchen nicht besaßen, sich aber als Katholiken betrachteten, so besuchten sie die römisch-katholischen Kirchen und mußten zu diesem Zwecke oft meilenweite Märsche, bis nach Lublin, Warschau, Czenstochau machen, und dies auch in dem Falle, wenn sich an Ort und Stelle katholische Kirchen befanden, da es der katholischen Ortsgeistlichkeit unter der strengsten Strafe verboten war, irgendwelche religiösen Dienste den Unierten gegenüber zu verrichten. Während jeder Wallfahrt nach Czenstochau wurde auf die ehemals Unierten wie auf wilde Tiere Jagd gemacht. In Warschau und Lublin wurden immerfort unierte Gruppen aufgefangen, die beichten, ihre Kinder taufen oder sich trauen lassen wollten. Ein Teil der Widerspenstigen ging über die Grenze nach Galizien, um ihren religiösen Pflichten nachkommen zu können.

Im Jahre 1886 wurden allerhöchst genehmigte Vorschriften herausgegeben, denen zufolge Unierte bestraft wurden, die die orthodoxen Tauf-, Trauungs- oder Beichterlässe außer acht ließen. Die orthodoxen Geistlichen und Kirchendiener, im Vereine mit der Landpolizei, verfolgten die Widerspenstigen ohne Rast und Ruh. Unmündige Kinder wurden oftmals ihren Eltern entrissen und zur orthodoxen Taufe geführt. Die Führer der Widerspenstigen wurden in entfernte Gouvernements gebracht, wo wiederum die Ortsbehörden die Unglücklichen verfolgten.

Die im Jahre 1877 bestellte Untersuchungskommission forschte nach, ob nicht etwa der Großvater oder der Vater eines Katholiken, der möglicherweise ruthenischer Abstammung war, ein Unierter gewesen sei; und auf einer derartigen Grundlage wurden solche Katholiken als Orthodoxe erklärt. Da die Widerspenstigen die orthodoxen Kirchen und die orthodoxen Geistlichen boykottierten, besaßen sie keinerlei von der Regierung anerkannte Tauf-, Trau- oder Sterbescheine. Dies rief eine außerordentliche Komplizierung der Verhältnisse hervor und war die Quelle so manchen sozialen Übels, da die Kinder der „ungesetzlichen" katholischen Ehen als illegitim behandelt wurden. Dieser Zustand zog in den betreffenden Gegenden ganz unvorhergesehene Folgen nach sich, so vor allem eine große Anzahl von Feuersbrünsten in den Kirchen unierter Ortschaften. Die widerspenstigen Eltern, die auf irgendwelche Weise ihre von der Regierung als illegitim erklärten Kinder versorgen wollten, brannten ihre Anwesen nieder, um so wenigstens die Feuerversicherungsprämie unter die Kinder verteilen zu können.

Die Verfolgungen hörten für die Widerspenstigen niemals auf. Der orthodoxe Geistliche und der Polizeimann beobachteten jede seiner Handlungen mit äußerster Genauigkeit, um im besten Falle eine Abschlagszahlung vom Widerspenstigen zu erlangen. Die verschiedensten gesetzlichen Bestimmungen beschränkten ihn in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit; so wurde er zum Beispiel ausgeschlossen von der Möglichkeit der Benützung der Hilfe der Bauernbank, um Boden kaufen zu können.

Während des Militärdienstes, war der Widerspenstige wiederum den verschiedensten Verfolgungen ausgesetzt, wenn er die orthodox-religiösen Funktionen nicht ausüben wollte.

Dank der Anwendung derartiger Methoden wurde es dem orthodoxen heiligen Synod möglich, in seinen Jahresberichten die allmähliche Abnahme der Widerspenstigen feststellen zu können. Trotzdem hegte man während der Durchführung der allgemeinen Volkszählung im Jahre 1897 starke Zweifel, ob denn die freiwilligen Deklarationen der Bevölkerung diese „Abnahme" gehörig zum Ausdruck bringen würden. Deshalb gestattete man der Bevölkerung in den ehemals unierten Gegenden nicht, selbst die Rubrik Konfession und Sprache auszufüllen, was natürlich neue Kämpfe hervorrief, wenn man die Widerspenstigen, die sich als Katholiken und Polen betrachteten, überall als orthodoxe Russen oder als orthodoxe Kleinrussen bezeichnete.

Der Wert derartiger statistischer Feststellungen wie auch der Wert der vordem gekennzeichneten Konversionsmethoden äußerte sich in seiner vollen Ausdehnung erst nach dem Toleranzpatent vom Jahre 1905. Nach der Statistik der orthodoxen Geistlichkeit fielen noch in demselben Jahre 1905 nicht weniger als 146.000 Widerspenstige, im ganzen in den Jahren 1905—1909: 165.747 ab, eine Ziffer die jedenfalls hinter der Wirklichkeit stark zurückbleibt: von Kennern wird sie auf zirka 200.000 angegeben.

Dies führte jedoch zu einem neuen Stadium in dem vorher gekennzeichneten Kampfe. Die Verfechter des orthodoxen Imperialismus sannen auf neue Mittel, um die in Verlust geratenenen Gläubigen für die orthodoxe Kirche wiederum zu gewinnen.

Der Wiener Kongreßvertrag vom 9. Juni des Jahres 1815 bildete aus einem Teile der dem Szepter der Romanows unterworfenen Länder des ehemaligen polnischen Reiches einen Staat, der unzertrennlich mit der Krone der Romanows verbunden sein sollte. Es war das sogenannte Kongreßpolen, dessen gesonderte rechtliche Stellung von den an dem Kongreß teilnehmenden Staaten: Rußland, Österreich, Preußen, Frankreich, Großbritannien, Schweden, Spanien und Portugal, völkerrechtlich festgelegt wurde. Bestimmte Gebiete des Königreiches Polen wurden der Herrschergewalt des Zaren unterworfen. Im Artikel I dieses Vertrages heißt es wörtlich: Le Duché de Varsovie . . . est réuni à l'Empire de Russie. Il y sera lié irrévocablement par sa Constitution, pour être possédé par l'Empereur de toutes les Russies, des héritiers et des successeurs à perpetuité. Sa Majésté Imperiale se reserve de donner à cet état, jouissant d'une administration distincte, l'exténsion intérieure qu'elle jugera convenable. Elle prendra avec les autres titres celui de Czar, Roi de Pologne, conformément au protocole usité et consacré pour les titres attachés à les autres possessions.

Das Königreich Polen bildeten diejenigen Teile des ehemaligen polnischen Reiches, die bei der dritten Teilung Polens im Jahre 1795 von Katharina II. an Preußen und Österreich als rein polnische Gebietsteile überlassen wurden, während Katharina II. Lithauen, Podolien, Wolhynien und die Ukraine für sich in Anspruch nahm. Die damals festgelegte Grenze blieb denn auch die Grenze zwischen dem Königreich Polen und Rußland bis zum Wiener Kongreß 1815; der Wiener Vertrag gab diesen Grenzen seine Weihe, indem er wohl den russischen Kaiser ermächtigte, sie weiterhin nach Osten zu verschieben, mit keinem Worte jedoch die Möglichkeit der Einengung dieser Grenzen erwähnte, so daß eine derartige Einengung zweifellos dem Geiste des Wiener Vertrages direkt widersprechen würde.

Daher ist auch die Festlegung der Grenzen des Königreiches Polen nicht völlig in das freie Ermessen der russischen Regierung gestellt, denn diese Grenzen waren keineswegs administrative Grenzen innerhalb eines und desselben Staatswesens, sondern politische, staatsrechtliche Grenzen, sodaß alle Signatarmächte des Wiener Vertrages befugt und verpflichtet waren, an jeder jeweiligen Einengung der Grenzen des Königreiches Polen anteilzunehmen. Ohne Intervention und ohne Zustimmung dieser Mächte könnten daher diese staats- und völkerrechtlich gesicherten Grenzen des Königreiches Polen keinerlei Einbuße erleiden.

Daran hat man denn auch in der Tat bis zum Toleranzpatent vom Jahre 1905, beziehungsweise bis zum massenhaften

Übertritt der Unierten zur katholischen Kirche unter allen Umständen festgehalten. Nicht einmal die polnischen Aufstände brachten darin irgend eine Änderung, wenn sie auch den Verlust der Autonomie und die Unterwerfung des Königreiches Polen unter die gesetzgebende Gewalt Rußlands und die russischen Verwaltungsorgane nach sich zogen, eben deshalb, weil man auch russischerseits einsah, daß international gezeichnete Grenzen bloß in Form eines neuen internationalen Vertrages eine Änderung erleiden könnten. Dies sprach auch klar und deutlich die Londoner Konferenz v. J. 1873 aus, indem sie den Grundsatz aufstellte, daß ein durch einen internationalen Vertrag festgelegter Zustand eine Änderung nur erfahren dürfe mit Zustimmung aller Mächte, die an dem bezüglichen Vertrage teilgenommen haben.

Was nun das Königreich Polen anbetrifft, so muß vor allem daran festgehalten werden, daß eine Reihe von staatsrechtlichen Akten der russischen Kaiser die gesonderte Stellung dieses Königreiches anerkannten. Ist ja doch schon der Wortlaut des Wiener Vertrages vom Jahre 1815, der von einem Königreich Polen ausdrücklich spricht, nicht ohne staats- und völkerrechtliche Bedeutung und kündigt ja doch auch der König und Kaiser Alexander I. den Polen die Bildung eines Königreiches an.

Auch die Verfassung des Königreiches Polen vom 27. November 1815 ergibt unzweifelhaft den Beweis, daß dieses Land eine politische und juristische Einheit bilden sollte, die mit Rußland bloß einen Staatenbund auszumachen bestimmt war. Eine besondere Verwaltung, ein besonderer Landtag, besondere Krönungsfeierlichkeiten u. a. sind doch zur Genüge charakteristische Merkmale eines besonderen Staates im weitesten Sinne des Wortes.

Wiewohl das organische Statut vom 14. Februar 1892 das Königreich Polen seiner wichtigsten nationalen Einrichtungen beraubte, hörte man nicht auf, dieses Land als eine besondere Provinz zu betrachten, die zwar mit dem Kaiserreich verbunden, keineswegs aber in dasselbe einverleibt war.

Abgesehen von der Aufhebung des Landtages blieb doch das ganze Verwaltungssystem entschieden gesondert. Das Budget, die öffentlichen Schulden, die Steuern, die Verwaltung, eine besondere Einbürgerung und vor allem eine besondere Krone des Königreiches Polen waren genügende Merkmale einer besonderen Stellung des Königreiches Polen, das auch als ein besonderes Erbteil des regierenden Hauses von Rußland anerkannt wurde, und wiewohl in der Folgezeit die tatsächlichen Verhältnisse diesmal weit verschieden waren von diesen staatsrechtlichen Bestimmungen, so müssen vom juristischen Standpunkte aus die Bestimmungen des organischen Statuts vom Jahre 1832 als bisher geltend angesehen werden, da es eben keinerlei späteren staatsrechtlichen Akt gibt, der diese Materie anders regeln würde.

Auch in den russischen Staatsgrundgesetzen der Vergangenheit und der Gegenwart wurde die gesonderte staatsrechtliche Stellung

des Königreiches Polen vielfach anerkannt. So im Artikel 4 dieses Gesetzes, wo von den besonderen Kronen des Königreiches Polen und des Großfürstentumes Finnland die Rede ist, die unwandelbar mit der kaiserlichen Krone vereint sind. Auch der Artikel 36, welcher eine bloße Wiederholung des Artikels 3 des organischen Statuts bildet, spricht von der Krönung der Monarchen als der Könige von Polen und bemerkt ausdrücklich, daß dies ein ganz besonderer staatsrechtlicher Akt sei. Denselben prinzipiellen Standpunkt nehmen dann auch die Staatsgrundgesetze vom Jahre 1906 ein.

Diese staats- und völkerrechtlichen Grundsätze wurden völlig über den Haufen geworfen durch das in der dritten Reichsduma eingebrachte Projekt der Bildung eines besonderen Chelmer Gouvernements aus einem Teile des Gouvernements Lublin und einem Teile des Gouvernements Siedlce sowie der Absonderung dieses neuen Gouvernements vom Königreich Polen.

Der diesem Projekt innewohnende Gedanke, war nicht neu: schon im Jahre 1889 hatte der Oberprokurator des heiligen Synods, Pobiedonoszew, diesen Vorschlag dem Minister des Innern unterbreitet, indem er, auf die Vorschläge des Warschauer orthodoxen Erzbischofs Leontius über die Einführung des julianischen Kalenders zurückgreifend, meinte, daß bloß in dem Falle eine derartige Maßregel sich leicht bewerkstelligen ließe, wenn die orthodoxen Teile des Königreiches Polen dem Kaiserreich einverleibt würden. Damals erklärte sich der Warschauer Generalgouverneur Feldmarschall Gurko sowohl gegen die Einführung des julianischen Kalenders als auch gegen die Absonderung dieses Landes, indem er darauf hinwies, daß in den Händen des Warschauer Generalgouverneurs die Fäden der ganzen römischen Propaganda zusammenliefen, deren Mittelpunkt sich außerhalb der unierten Gebiete befinde. Ferner wies Gurko darauf hin, daß die Hauptgewähr für das Gedeihen der Wiederkehr der Unierten zur orthodoxen Kirche vor allem auf der Tätigkeit der orthodoxen Geistlichkeit beruhe. Der heilige Synod gab jedoch seine Pläne nicht auf und erinnerte daran bei der jedesmaligen Neubesetzung der Stelle des Warschauer Generalgouverneurs.

Der Nachfolger Gurkos, Generaladjutant Graf G. Szuwalow, bekannte sich als Anhänger des Gedankens der Bildung eines besonderen Chelmer Gouvernements, wenn es auch zweifelhaft erscheint, ob er mit der Ausscheidung desselben aus dem Königreich Polen einverstanden war. Ablehnend verhielt sich dagegen der Nachfolger Szuwalows, Prinz Imeretynsky, und zwar vornehmlich aus strategischen Rücksichten.

Nach dem Berichte Imeretynsky gibt es drei Formen, das Chelmer Gouvernement abzusondern: entweder wird das Gouvernement Chelm vom Generalgouvernement Warschau abgesondert und unmittelbar dem Minister des Innern oder dem Generalgouverneur in Kijew unterstellt; die zweite Modalität wäre, daß das Chelmer Gouvernement unter der Verwaltung des Generalgouverneurs in Warschau verbliebe,

aber besonderen Ausnahmsgesetzen unterworfen würde; die dritte Modalität würde endlich darauf beruhen, daß das Gouvernement Chelm unter der Verwaltung des Generalgouverneurs in Warschau verbleibt und in derselben Art wie die übrigen Gouvernements des Königreiches Chelm verwaltet wird, ohne jeden Hintergedanken, irgend welche beeinträchtigende Einrichtungen dort einzuführen, zu dem Zwecke, um in Zukunft die endgiltige Absonderung dieses Gouvernements vom Sprengel des Generalgouverneurs in Warschau durchzuführen.

Sollte die erste Modalität gewählt werden, so wird es nötig sein, im Gouvernement Chelm dieselben Einrichtungen einzuführen, die in den westlichen Gouvernements (Lithauen, Podolien, Wolhynien, Kijew) bestanden haben und welche von der Regierung als notwendig angesehen wurden, um der Polonisierung der russischen Bevölkerung vorzubeugen. Dabei muß jedoch mit dem überaus niederdrückenden Eindruck, den bei der polnischen Bevölkerung des Königreiches dieser Beginn der Zergliederung Polens hervorrufen müßte, gerechnet werden. — Sollte der dritte Modus gewählt werden, so würde eine derartige rein administrative Änderung der Grenzen der Gouvernements des Königreiches Polen die russische Sache keineswegs günstiger gestalten. — Was endlich die zweite Modalität betrifft, so muß sie nach Imeretynskys Ansicht als direkt undurchführbar bezeichnet werden. Abgesehen davon, daß eine derartige Entscheidung von den Polen noch drückender empfunden würde als die Absonderung des Gouvernements Chelm, würden die Polen darin den ersten Versuch erblicken, das System der Beschränkungen auch in den übrigen Gouvernements des Königreiches Polen einzuführen; sie würden sie als den Beginn der allmählichen Russifizierung Polens nach preußischem Muster betrachten.

Überhaupt läßt sich nach Imeretynskys Darlegung schwer eine Vorstellung davon machen, auf welche Weise der Generalgouverneur im Stande wäre, neun Gouvernements auf einer und derselben Grundlage, und bloß das zehnte auf einer anderen, exzeptionellen zu verwalten. Es erscheine endlich höchst zweifelhaft, ob die antipolnische Politik, wie sie in den westlichen Gouvernements getrieben wird, auch in dem künftigen Gouvernement Chelm Anwendung finden könnte. — Auch Imeretynskys Nachfolger, Czertkow, nahm dieselbe Stellung ein, indem er meinte, daß infolge der geographischen Bedingungen der früher Unierten es unmöglich sei, aus den ehemals unierten Ortschaften eine territoriale Einheit zu bilden von einer geschlossenen oder einer vorwiegend orthodoxen Bevölkerung, sodaß auch in dem abgesonderten Gouvernement Chelm die Regierung genötigt wäre, die konfessionellen und ethnographischen Eigentümlichkeiten jeder Nationalität des neuen Gouvernements zu berücksichtigen und, den lokalen Bedingungen entsprechend, exzeptionelle Anordnungen zu treffen. Czertkow tritt auch der Annahme entgegen, als ob die Stadt Chelm als Hauptstadt des neuen Gouvernements im Stande wäre, eine lebendige Anziehungskraft auf die orthodoxe Bevölkerung

auszuüben, die heute Lublin oder Siedlce als derartige Zentren anzusehen gewohnt ist, weil es in absehbarer Zukunft keinerlei Aussichten auf eine wirtschaftliche Entwicklung Chelms gebe.

Aber auch abgesehen davon und abgesehen von den Rücksichten der Militärverwaltung gebe es Czertkow zufolge Schwierigkeiten ganz anderer Natur. Die rechtliche und ökonomische Kultur des Königreiches Polen unterscheide sich nämlich in vielen Beziehungen von der Verfassung der westlichen Gouvernements. Czertkow erwähnt hier 1. die Besonderheit der Bauernverfassung, das private Eigentumsrecht, den Anteil der Bauern an der Gemeindeselbstverwaltung, die Allgemeinheit der Gemeinde, die Sonderheit der lokalen Sonderinstitutionen; 2. das Hypothekenrecht und die Tätigkeit der Bodenkreditgesellschaft; 3. ein besonderes Steuerwesen; 4. Mangel einer Ständeverfassung und Mangel von Organen, die die Stände vertreten würden; 5. Code Napoleon und 6. Sonderheit der gerichtlichen Einrichtungen.

Die Erhaltung aller dieser Sonderheiten in dem projektierten Gouvernement Chelm nach seiner Loslösung vom Bereich des General-Gouvernements in Warschau würde jeder sachlichen Grundlage entbehren und die Durchführung des Projektes nicht im geringsten berechtigt sein, — ihre Aufhebung im Wege der Legislative würde in vielen Fällen einen gewaltsamen Schritt bedeuten, der für die Bevölkerung allzu schwierig wäre (zum Beispiel der Übergang zu einem anderen bürgerlichen Gesetzbuch, zu einem anderen Bodenkreditsystem u. a.). In anderen Fällen wiederum würde es mit einem ziemlich bedeutenden Risiko für die Regierung verbunden sein, zum Beispiel die Einführung des Grundsatzes der Wählbarkeit für die Stadtverwaltung des Gouvernements Chelm, wo die orthodoxe Bevölkerung ausschließlich einer niederen Klasse angehören, die höhere dagegen, mit Rücksicht auf den Vermögenszensus, ausschließlich aus Polen und Juden bestehen würde.

In politischer Beziehung würde die Einbeziehung des Gouvernements Chelm in das südlich-westliche Land eine praktische Bedeutung nur insofern haben, daß die Regierung mit Bezug auf diese Ortschaften an der Politik des nördlichen und des südwestlichen Landes festhalten würde, welche die völlige Russifizierung der ganzen Bevölkerung anstrebt; aber ein derartiger Standpunkt würde sich in einem prinzipiellen Gegensatze mit den grundsätzlichen Aufgaben der russischen Regierung befinden, die konsequent bloß die Abwehr der Polonisierung und der Katholizisierung der echt russischen Bevölkerung des Chelmer Landes anstrebt.

Wenn aber die Anwendung derartiger exzeptioneller Mittel zur Russifizierung der Mehrheit der Bevölkerung des Gouvernements Chelm, die doch aus fremd-nationalen und fremd-konfessionellen Bestandteilen sich zusammensetzt, nicht in der Absicht der Regierung liegt, so wäre die Lage dieser Bevölkerung, auch wenn das Gouvernement vom Königreich Polen nicht getrennt wäre, dieselbe wie früher; daneben darf nicht außeracht gelassen werden, daß die vorgeschlagene Modalität

sicherlich bei der polnischen Bevölkerung große Gärung hervorrufen und daß die regierungsfeindliche Agitation in allen Gouvernements des Königreiches Polen bedeutend zunehmen würde. Dieser Umstand und die für die Landesverwaltung daraus entspringenden Komplikationen dürfen sicherlich nicht außer acht gelassen werden, wenn man erwägt, daß die positiven Ergebnisse, die nach der Absonderung des Gouvernements Chelm erwartet werden, nicht nur die schwachen Seiten dieses Projektes nicht überwiegen, sondern strittig und zweifelhaft sind und durch das wirkliche Staatsinteresse keineswegs geboten erscheinen.

Endlich weist Czertkow auf die großen Kosten der Absonderung des Chelmer Landes hin und meint, daß es viel vorteilhafter für die russische und orthodoxe Sache wäre, wenn man diese Summe zur Stärkung der kulturellen Kampfmittel mit dem russisch-polnischen Einflusse anwenden würde.

Dieses Gutachten Czertkows, das am 25. September (8. Oktober) 1901 dem Ministerium des Innern überreicht wurde, lähmte für eine gewisse Zeit die weiteren Versuche des heiligen Synods, das Chelmer Land abzusondern. Hierzu kam, daß Rußland infolge des russisch-japanischen Krieges und der inneren Wirren sich von argen äußeren und inneren Gefahren umgeben und zur Ausgabe des Toleranzpatentes vom 30. April 1905 genötigt sah. Der infolge dieses Patentes erfolgte massenhafte Uebertritt zur katholischen Kirche rief einen wahren Schrecken innerhalb der orthodoxen Geistlichkeit hervor und machte den Gedanken der Trennung des Gouvernements Chelm vom Königreiche Polen wiederum äußerst sympathisch; als die Wogen der Revolution sich einigermaßen beruhigt hatten und die nationalistisch reformierte Verfassung die Oberherrschaft gewann, wurde dieses Projekt wiederum aktuell, ja erschien nun begehrenswerter als ehedem.

Für die absolutistische Regierung war es so ziemlich gleichgültig, ob das Chelmer Gebiet dem Verbande des Königreiches Polen angehöre oder nicht. Die Polen wurden ja überall russifiziert und verfolgt. Nicht so in der verfassungsmäßigen Aera, denn jetzt fürchteten die russischen Nationalisten, die unter dem Eindruck der russischen Revolution standen, das polnische Volk werde doch früher oder später irgendwelche Rechte erlangen, — sie wollten daher das Gebiet, wo die Polen Herren bleiben würden, möglichst einengen.

Hierzu gesellten sich auch gewisse Momente der auswärtigen Politik. Schon seit Jahrzehnten war der russische Nationalismus bestrebt, das Russentum nach außen hin auszubreiten; diesem Umstande verdankt die russische Propaganda in Ostgalizien und in Oberungarn ihr Entstehen, jene Propaganda, welche die Ruthenen in diesen beiden habsburgischen Ländern für das Russentum zu gewinnen trachtet und, von Jahr zu Jahr an Stärke zunehmend, den Beweis erbringen möchte, daß die Ausbreitung des Russentums über das eigentliche ethnographische Gebiet immerhin möglich erscheint.

Die orthodoxe Geistlichkeit entwickelte im Chelmer Gebiete eine äußerst rege Tätigkeit, in der sie es an Schmähungen der katholischen Kirche in Wort und Schrift nicht fehlen ließ. In dem vom heiligen Synod und dem Warschauer Generalgouverneur unterstützten und vom Chelmer Konsistorium herausgegebenen Blatte „Chelmskija Cierkownyja Listy" und der volkstümlichen Beilage dazu, „Chelmskij Narodnyj Listok", findet sich in den Jahren 1909 bis 1911 eine Reihe besonders krasser Schmähartikel vor. Schon die Titel dieser Aufsätze sind äußerst vielsagend: „Ist der Katholizismus Christentum oder Heidentum?", „Besitzt der Katholik eine Seele?" (Antwort: „Ich zweifle!") „Die Unwahrheiten des päpstlichen Glaubens". In verschiedenen Aufsätzen und bei verschiedenen Anlässen wurden die katholische Religion und ihre Priester ganz straflos beschimpft, oft gegen jedes moralische Gefühl.

Selbst der Chelmer orthodoxe Bischof nennt den katholischen Glauben in einer seiner in diesem Blatte veröffentlichten Predigten eine „schreckliche Folter der Wahrheit", die katholische Kirche „die Synagoge des Satans" usw. Die Geistlichen werden die Hofkomödianten des Teufels und verruchte Henker genannt, die Priester und die Bischöfe seien nacktbeinige Bestien, die den Antichrist ankündigen, usw. Der Chelmer Bischof Eulogius bereiste in diesen Jahren wiederholt das ganze Gebiet und hielt eine Reihe antikatholischer und antipolnischer Reden. Damit es den Anschein erwecke, als ob die Bauern massenhaft die Ankunft des Erlösers vom polnisch-katholischen Joch erwarteten, findet der bischöfliche Kongreß gewöhnlich während der Jahrmärkte statt.

Indem man auf diese Weise die öffentliche Meinung zu präparieren trachtete, gelang es den russischen Nationalisten, die Regierung Stolypins dahin zu bringen, daß in der dritten Duma in der ersten Hälfte des Jahres 1909 eine Regierungsvorlage, betreffend die Absonderung des Gouvernements Chelm eingebracht und im Mai 1912 in dritter Lesung beschlossen wurde.

Der Entwurf enthielt eine genaue Angabe des Gebietes des künftigen Gouvernements Chelm, Beschränkungen des polnischen und katholischen Elementes sowie die Privilegien der Orthodoxen, die auf diesem Gebiet nach dessen Absonderung vom Königreich Polen ins Leben treten sollen.

Der Entwurf verbietet den Gebrauch der polnischen Sprache in den Selbstverwaltungskörpern und in den Volksschulen, verbietet die Bildung von Privatschulen mit polnischer Vortragssprache, ja selbst den Privatunterricht dieser Sprache. Die Feier der katholischen Feiertage wird allen amtlichen Stellen verboten. Der Entwurf verbietet den Polen und Katholiken Boden außerhalb der Städte anzukaufen, den Polen vom Königreich Polen, sich im neuen Gouvernement anzusiedeln. Die Polen sollen von allen amtlichen Stellen entfernt werden, die für sie gänzlich unzugänglich sein werden. Außerdem enthält der Entwurf eine vollständige Umwälzung der sozial-rechtlichen Verhältnisse

des Landes, indem er an die Stelle des dort durch hundertjährige Geltung bereits eingelebten Code Napoleon das künstliche, allgemein russische Recht setzt[1]), eine Ständeverfassung einführt, die heutige Selbstverwaltung, das heutige Steuersystem vernichtet usw. Mit einem Worte, der Entwurf ist bestrebt, eine zwangsweise Umwandlung dieses Gebietes in ein in allen Richtungen echt russisches Gouvernement durchzuführen; er beruft sich in erster Linie auf die angebliche Verfolgung des orthodoxen und des rusischen Elementes auf diesem Gebiet seitens der polnischen und katholischen Bevölkerung, die das orthodox-russische Element zu polonisieren, beziehungsweise zu romanisieren anstrebe, ferner auf den Umstand, daß diese Gegenden im Wesen einen orthodox-russischen Typus aufweisen und hauptsächlich von der orthodox-russischen Bevölkerung bewohnt seien. Es sei wünschenswert, die ethnisch bereits echt russischen Gegenden den eigentlich russischen Provinzen einzuverleiben und sie so dem romanisierend-polonisierenden Einfluß des Königreiches Polen zu entziehen.

Die natürliche Voraussetzung dieser Vorlage bildet zuvörderst das Zahlenverhältnis der katholischen zur orthodoxen Bevölkerung. Wie außerordentlich tendenziös die ganze offizielle Statistik des Warschauer statistischen Komitees in bezug auf die konfessionellen Verhältnisse des Gouvernements Lublin und des Gouvernements Siedlce gearbeitet ist, hat der polnische Statistiker Stephan Dziewulski erwiesen. Er weist ganz richtig darauf hin, daß die Verlautbarung des Toleranzpatentes vom Jahre 1905 vor allem die Folge nach sich zog, daß eine ganze Reihe von sogenannten widerspenstigen Unierten, die Anhänger der katholischen Kirche, trotz der zahlreichen und strengen Maßregeln der Regierung, die sie durchaus orthodox machen wollte, die aber trotzdem in Wahrheit bei ihrem alten angestammten Glauben verblieben und nur formell orthodox geworden waren, nunmehr, da Glaubensfreiheit verkündet ward, ihren angestammten Glauben auch offen bekundeten und in großen Massen zur römisch-katholischen Kirche übertraten. Diese ganze so weit gehende Umwälzung der Verhältnisse findet jedoch nicht den entsprechenden Ausdruck in den offiziellen statistischen Ausweisen, ja in vielen Gemeinden wurde die Anzahl der katholischen Bevölkerung nach dem Stande vom 1. Jänner 1906 (dem auf die vorerwähnte massenhafte Konversion unmittelbar folgenden Zeitpunkte) in den offiziellen statistischen Ausweisen niedriger ausgewiesen, als sie ein Jahr zuvor war, wiewohl es doch ganz offenbar ist, daß schon der natürliche Bevölkerungszuwachs allein den Bevölkerungsstand, auch abgesehen von dem durch die Konversion verursachten außerordentlichen Zuwachs der katholischen Bevölkerung, vergrößern mußte.

Diese statistischen Abnormitäten finden übrigens schon in der statistischen Erfassungsmethode ihre genügende Aufklärung, wurde

[1]) Diese Bestimmung wurde später fallen gelassen, indem die Regierung das Weiterbestehen des Code Napoleon vorläufig zuließ, bis an die Neu-Kodifikation des bürgerlichen Rechtes im ganzen Reiche geschritten werde.

ja doch in der Reichsduma festgestellt, daß die Sprachenstatistik nicht auf Grund der Deklarationen der Bevölkerung, sondern lediglich und allein auf Grund amtlicher Vermerke seitens der Gemeindevorsteher, ohne jegliche Befragung und ohne jegliche Kontrolle seitens der Objekte der statistischen Zählung stattfanden; und so erklärt es sich, warum diese Statistik je nach den jeweiligen Intentionen der Regierung so außerordentlich schwankend ist und eine Majorität von Polen oder eine Majorität von Russen ergibt, je nachdem man das Chelmer Gouvernement für aktuell hielt oder nicht. So geschah es, daß, nachdem die Durchführung des Chelmer Projektes bei der Regierung angenommen war, in einem Zeitraum von zwei Jahren aus einem einzigen Bezirk (Konstantinow) 24.000 Polen auf einmal, ohne jede populationistische Erklärung, verschwanden. Eine weitere Ursache von nicht unbedeutenden statistischen Verschiebungen dürfte in dem Umstande liegen, daß die infolge der Konversion nötige Eintragung der ehemals Unierten in die katholichen Register vielfach mit Schwierigkeiten verbunden ist, da die orthodoxen Geistlichen, welche die Matriken der ehemals Unierten führen, den Konvertiten keinerlei Matrikelabschriften erteilen wollen und auch die Gebühr für eine derartige amtliche Registrierung der Konvertiten für den kleinen Mann ganz erheblich ist, da er 6 bis 7 Rubel pro Person beträgt, sodaß zum Beispiel eine Familie, die aus fünf Personen besteht, eine Gebühr von dreißig Rubel erlegen muß, was mitunter die Registrierung der Konvertiten wirtschaftlich unmöglich macht und die Zahl der Orthodoxen auf diese Weise höher erscheinen läßt. Trotzdem ergab eine eingehende Untersuchung der Register der Geburten und der Todesfälle der Konvertiten, daß die Angaben des Warschauer statistischen Komitees mit der Wahrheit durchaus nicht im Einklang stehen und daß das Gebiet des geplanten Gouvernements Chelm keineswegs hauptsächlich von einer orthodoxen Bevölkerung bewohnt sei, wie es die Anwälte und Fürsprecher dieses Gesetzentwurfes behaupten, da die orthodoxe Bevölkerung hier nicht bloß keine Majorität der gesamten Einwohnerschaft bilde, sondern sogar viel geringer ist als die katholische Bevölkerung dieses Gebietsteiles für sich allein genommen.

Die konfessionelle Statistik dieses Gebietes erbringt auch den Erweis, daß, wiewohl auf diesem Gebiete Gegenden mit einer absoluten Majorität der orthodoxen Bevölkerung vorzufinden sind, doch derartige Ortschaften nirgends eine größere kompakte, territoriale Gruppe bilden, sondern im Gegenteil mit Dörfern und Gemeinden vermischt sind, die eine hervorragende Majorität an katholischer Bevölkerung aufweisen. Endlich ergeben auch die statistischen Berechnungen, daß man in dem Projekt der Bildung eines Gouvernements Chelm keineswegs ein Gebiet zu konstruieren vermochte, das mit Rücksicht auf den konfessionellen Gehalt der Bevölkerung als ein orthodoxes Gebiet betrachtet werden könnte, mit anderen Worten also, daß der Entwurf der Schaffung des Gouvernements Chelm und seiner Los-

lösung vom Königreich Polen keineswegs im Einklange steht mit seiner grundsätzlichen Voraussetzung: der Bestrebung zur Schaffung eines gesonderten Verwaltungsgebietes aus einer Gruppe von Ortschaften, die vorwiegend von der orthodoxen Bevölkerung bewohnt sind.

Russischerseits war man bestrebt, Argumente für dieses Projekt auch aus der Nationalitäten-, beziehungsweise Sprachenstatistik ausfindig zu machen.

In Rußland wird von offizieller Seite aus keine Sprachenstatistik veranstaltet, geschweige denn eine Nationalitätenstatistik. Im großen und ganzen dürfte sie auch gewissermaßen entbehrlich sein, da ja die Anzahl der Bekenner des orthodoxen Glaubens mit der Anzahl der russischen Bevölkerung nahezu identisch sein dürfte. Dennoch gibt es zwischen diesen beiden Erscheinungsreihen gewisse Unterschiede, und so bestreben sich, wie gesagt, die Verfechter des in Rede stehenden Projektes Argumente aus dem Gebiete der Nationalitätenstatistik ausfindig zu machen. Zu diesem Behufe veranstaltete eine konfessionelle Körperschaft — der orthodoxe Chelmer Kirchenverein zur heiligen Mutter Gottes — eine Zählung der Chelmer Bevölkerung, die von dem Professor der Statistik an der kaiserlich russischen Universität in Warschau, W. A. Francew, einer Bearbeitung unterzogen und sodann samt einer Karte publiziert wurde. Diese Zählung, die übrigens auch die orthodoxe Bevölkerung in sich schloß, bildete die statistische Grundlage der Regierungsvorlage, was um so stärker betont werden muß, als es ja hier die Regierung eben selbst war, die den Angaben der offiziellen Statistik (auch was die orthodoxe Bevölkerung an sich anbetrifft) keinen Glauben zu schenken vermochte, sondern sich an eine private Quelle zu wenden bemüssigt sah. Das beschämende Zeugnis, das auf diese Weise seitens der Regierung der kompetenten statistischen Stelle erteilt wird, darf aber keineswegs als ein berechtigtes Lob der von der Regierungsvorlage benutzten privaten Quelle angesehen werden, zumal auch hier Diskrepanzen zwischen der Wirklichkeit und den Angaben dieser Statistik in bezug auf die konfessionellen Verhältnisse außerordentlich bedeutend sind, die Angaben der nationalen Statistik aber wiederum, wie nicht anders zu erwarten, meistens äußerst vag und unbestimmt lauten. Auch was die nationalen Zahlenverhältnisse anbelangt, erbrachte die von der Regierungsvorlage vorgebrachte Statistik keineswegs den von den Verfechtern des Entwurfes so sehnsüchtig herbeigewünschten Beweis.

Die Gesamtbevölkerung auf dem in Frage stehenden Gebiete beträgt nämlich 854.013 Köpfe, davon 283.371 Orthodoxe und 412.922 Katholiken. Die orthodoxe Bevölkerung macht 33·18 Prozent, die katholische Bevölkerung 48·35 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Diese Ziffern erübrigen wohl den Beweis, als ob auf diesem Gebiete von irgendwelcher Bedrückung des orthodoxen und russischen Elementes die Rede sein könnte. Diese überaus kühne Behauptung der russischen Nationalisten sollte eigentlich überhaupt keiner Widerlegung bedürfen, wenn man in Erwägung zieht, von wem das russische Reich

regiert wird und wer überhaupt das weitaus überwiegende Element im russischen Reiche bildet. Dennoch gibt es eine Reihe von ganz exakt faßbaren Erscheinungen, die den Beweis liefern, daß von einer Bedrückung des russischen Elements seitens der polnischen Bevölkerung nicht im geringsten die Rede sein kann, daß vielmehr gerade das Gegenteil der Fall ist.

So erfreut sich beispielsweise das Schulwesen für die orthodoxe Bevölkerung einer ungleich wohlwollenderen Behandlung seitens der russischen Behörden als das Schulwesen der katholischen Bevölkerung und ist infolgedessen in einem ungleich erfreulicheren Aufschwunge begriffen als das katholische Schulwesen. So entfiel im Gouvernement Lublin (dessen Teil eben dem Gouvernement Chelm einverleibt werden soll) je eine Schule auf 90 Protestanten, je eine auf 237 Juden, je eine auf 459 Orthodoxe und je eine auf 2032 Katholiken. Noch krasser treten diese Unterschiede zutage, wenn man in Erwägung zieht, daß ja die Bevölkerung der beiden Hauptkonfessionen nicht im ganzen Gouvernement verstreut angesiedelt ist, sondern daß sie zum nicht geringen Teile kompakte, in sich geschlossene Ansiedlungen bildet. Vergleiche zwischen derartig gestalteten Bezirken, beziehungsweise Ortschaften (orthodoxen und katholischen) ergeben, daß, während in orthodoxen Bezirken fast jedes Dorf eine (orthodoxe) Schule besitzt, in katholischen Bezirken erst auf 15 Ortschaften eine Schule entfallen.

Während ferner die Katholiken eine Kirche für 5726 Seelen besitzen, haben die orthodoxen eine Kirche schon für 953 Seelen. Während ein katholischer Geistlicher auf 3918 Katholiken entfällt, kommt bei den Orthodoxen ein Priester schon auf 1120 Seelen. Auch die Versorgung der orthodoxen Geistlichkeit ist unvergleichlich besser als die der katholischen, indem die Kosten der Seelsorge im Verhältnis zur Anzahl der Bekenner der beiden Kirchen bei Orthodoxen 2 Rubel 34 Kopeken betragen, bei Katholiken dagegen sich auf kaum 6½ Kopeken belaufen, wenn man als Ausgangspunkt der Berechnung durchschnittlich je einen Bekenner der betreffenden Kirchen annimmt.

Die polnische Sprache wird im Chelmer Gebiet auf Schritt und Tritt angefeindet und selbst aus ganz harmlosen Vereinen, wie Feuerwehren, Wohltätigskeitsvereinen und Darlehenskassen entfernt, — sogar dann, wenn es unter den Vereinsmitgliedern keinen einzigen Russen gibt. Oder es verlangen wiederum die Statuten des Vereines, daß die Mehrheit der Vorstandsmitglieder orthodoxen Glaubens sei. Polnische Privatschulen, ja selbst Kindergärten, dürfen nicht errichtet werden. Die polnische Sprache und die katholische Religion wird in den Elementarschulen überhaupt nicht gelehrt. Die höchst anormale Lage der Kinder, der Massentod der Einwohner möge folgendes Beispiel veranschaulichen. In der Stadt Zamosc gibt es nach offiziellen Quellen 407 orthodoxe Personen, zusammen mit den Beamten, Amtsdienern und deren Familien. Davon gehören zur ständigen Bevölkerung samt und sonders 221, Katholiken gab es aber 4140 d. i. mehr als zehnmal so viel. Die sogenannte Schul-

steuer für Elementarschulen, eine besondere, nur im Königreich Polen bestehende Steuer, wird in Zamosc bloß von 764 Personen bezahlt; darunter befinden sich nur 10 Orthodoxe. Trotzdem wird in der dortigen Schule weder die polnische Sprache noch die katholische Religion für Katholiken gelehrt. Und als die Leute sich bemühten, daß diese Lehrgegenstände für die polnischen Kinder eingeführt würden, erhielten sie eine Entscheidung des Kurators des Warschauer Unterrichtskreises, daß diesem Gesuch nicht willfahrt werden könne, weil die Stadt Zamosc im Rayon der russischen Besiedelung sich befinde und die Elementarschule in Zamosc in die Gruppe der russischen Schulen gehöre. Auf die Beschwerde, die hierauf beim Unterrichtsminister eingebracht wurde, folgte eine abschlägige Antwort mit der Begründung, die Sache werde ja in Zukunft im legislativen Wege geregelt werden. In einer Stadt also, wo die Orthodoxen insgesamt $2^1/_2\%$ ausmachen, in einer Stadt, die in einem Bezirk liegt, wo die Zahl der Orthodoxen, selbst nach der tendenziösen, offiziellen Statistik kaum $7^1/_2\%$ beträgt, in einer Schule, deren Kosten fast ausschließlich von Katholiken aufgebracht werden, kann die katholische Religion überhaupt nicht gelehrt werden. Ähnliche privilegia odiosa für Katholiken und Polen lassen sich feststellen bei der Betrachtung rein wirtschaftlicher Einrichtungen. So hatte die russische Bauernbank, ein Institut, das ursprünglich sehr verständig gedacht war, die Kreditteilung an Personen bäuerlichen Standes, mögen sie im Sprengel des Warschauer Generalgouverneurs russischer, polnischer oder lithauischer Abstammung sein, im Auge, und dieser Grundsatz der Gleichberechtigung war auch ausdrücklich in der Gesetzessammlung vom Jahre 1893 anerkannt. Trotzdem drang dieser von der Gesetzgebung anerkannte Grundsatz der Gleichberechtigung in der Praxis nicht durch. Die lokalen Behörden setzten sich einfach praktisch über die Grundsätze des Gesetzes hinweg, indem sie den polnischen Bauern die Ausstellung des Zeugnisses der Zugehörigkeit zum bäuerlichen Stande systematisch und prinzipiell verweigerten. Seine bäuerliche Abstammung mußte nämlich der Darlehenswerber, den gesetzlichen Bestimmungen gemäß, durch ein Zeugnis einer lokalen Behörde, des Bauernkommissärs, erweisen; der Warschauer Generalgouverneur Czertkow verordnete jedoch im Jahre 1894, daß ein derartiges Zeugnis den katholischen Bauern in den konfessionell gemischten Gegenden nicht erteilt werden dürfe. Wohl war dies zweifelsohne eine Überschreitung der Grenzen der exekutiven Gewalt, da ja der Sinn des Gesetzes auf diese Weise eine dem Gesetzgeber völlig fremde Deutung erlitt. Aber die gesetzgebende Gewalt war sehr weit, die exekutive Gewalt leider sehr nahe. Und dies alles geschah, trotzdem in die Bauernbank die Millionenreserven der polnischen Bodenkreditgesellschaft durch eine Verfügung der Regierung übertragen wurden, mit der ausdrücklichen Bestimmung, Bauern im ganzen Lande, ohne Unterschied der Religion, Kredit zu gewähren.

Dieselben Unterschiede zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und seiner Ausführung weisen auch die Einrichtungen der Gemeinde-

verwaltung auf. Weder der Dorfschullehrer noch der Gemeindeschreiber, weder der Gemeindevorsteher noch der Gemeinderichter werden zur Ausübung ihres Amtes in konfessionell gemischten Gegenden zugelassen, wenn sie katholischer Konfession sind, mögen sie von der Bevölkerung in dem betreffenden Amte auch einstimmig erwählt worden sein.

Die Beweisführung der Verfechter des Gedanken der Angliederung des Chelmer Gebietes an die innerrussischen Provinzen erweist sich daher keineswegs stichhaltig, ja es ergibt sich vielmehr im Lichte der Wahrheit das gerade Gegenteil.

Die Änderung der Grenzen der beiderseitigen Verwaltungsgebiete, die ein Jahrhundert lang bestanden haben, birgt dagegen eine Reihe von praktischen Unzukömmlichkeiten in sich, die wohl nicht ohne Nutzen für einen der maßgebenden Faktoren hervorgerufen werden sollten. Ein solcher Nutzen ist hier aber weder für die orthodoxe, noch auch für die katholische Bevölkerung irgendwie abzusehen.

Auch die Hoffnung der russischen Nationalisten auf Russifizierung der in diesem Gebiete angesiedelten Bevölkerung dürfte sich in diesem Falle trügerisch erweisen. Die polnische Bevölkerung hat eine zu stark ausgeprägte historisch-politische Individualität, als daß sie sich so leicht — auf einen Federstrich des Gesetzgebers — vergewaltigen ließe. Hat doch das polnische Volk seine große Widerstandskraft im Kampfe mit dem kulturell unvergleichlich höheren, also im Streite der Nationen viel gefährlicheren Gegner, dem preußisch-deutschen Element, zu zweifellos erwiesen, als daß es im Kampfe mit kulturell sicherlich *nicht* höher stehenden Elementen so leicht den kürzeren ziehen sollte, auch wenn es den Mangel der Anlehung an die polnische Metropole, an Warschau, schmerzlich empfinden sollte. Und die Geschichte des polnischen Volkes in Rußland und der mit ihr so innig verbundenen katholischen Kirche weist der Beispiele genug auf, daß sie sich nicht so leicht vor der rohen Gewalt beugen; die Durchführung des Chelmer Projektes dürfte bloß eine Wiederholung der Geschichte des Jahres 1875 nach sich ziehen. Damals hatte man durch eine Reihe schrecklicher Grausamkeiten die unierten Katholiken von der Richtigkeit und inneren Wahrheit des orthodoxen Glaubens überzeugen wollen. Der Kampf des Jahres 1875 hatte aber nur *eine* praktische Folge gezeigt: er hat den Polen und der katholischen Kirche nicht nur keinen Schaden zugefügt, sondern sie ungemein gestärkt und ihnen auch jene Elemente zugeführt, die in nationaler oder konfessioneller Beziehung zweifelnd und unentschieden oder nicht geklärt waren. Die orthodoxen Agitatoren wollten damals unbedingt die dortige Bevölkerung in Schutz nehmen, diese Bevölkerung bedankt sich jedoch heute wie damals für diesen Schutz und will über ihren Glauben und ihre Nationalität selbst zu entscheiden das Recht haben. Es darf zugleich nicht unerwähnt gelassen werden, daß auch die Vertreter anderer Völkerschaften in der Reichsduma, wie die Kurländer und die russischen Juden, sich gegen die Durchführung des Projektes erklärt haben.

Und noch eine positive Folge wird zweifelsohne die Durchführung dieses Projektes nach sich ziehen, indem der Charakter dieses langjährigen national-konfessionellen Kampfes wohl eine Änderung erfahren dürfte in dem Sinne, daß dadurch das polnische Element jenseits des Königreiches Polen eine wesentliche Stärkung erfahren wird, was nicht so sehr eine Expansion des russischen Elementes als vielmehr die Verallgemeinerung der polnischen Frage im gesamten russischen Reiche bedeuten würde.

Und die völkerrechtlichen Konsequenzen? Diese sind zur Zeit wohl noch schwer abzusehen, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die Ausführung des Projektes eine novatio der völkerrechtlichen Gebietsverhältnisse bedeuten würde, die für die Signatarmächte des Wiener Kongresses wie für das europäische Konzert überhaupt nicht gleichgültig bleiben dürfte. In den Dumaberatungen hat man denn wohl auch diese völkerrechtlichen Bedenken empfunden und darum bei der zweiten Lesung beschlossen, den Ausdruck der Lostrennung des neuen Gouvernements vom Königreich Polen zu vermeiden, hat aber trotzdem die Verwaltung des Gouvernements in des Wortes weitester Bedeutung den innerrussischen Organen angegliedert, den Gouverneur dem Minister des Innern, die Gerichts- und Unterrichtsverwaltung derjenigen von Kijew unterstellt usw., mit einem Worte, jeglichen Lebensfaden, der die polnisch-katholische Bevölkerung des Gouvernements mit dem polnisch-katholischen Warschau verbindet, abzuschneiden gesucht und auf diese Weise — im Gegensatz zu dem ursprünglich geplanten staatsrechtlichen Akt der Annexion — gewissermaßen auf den staatsrechtlichen Akt der Okkupation sich beschränkt. Unter den obwaltenden politischen Verhältnissen kann dies jedoch als nichts mehr als eine juristische Spitzfindigkeit angesehen werden, die weder dem Geiste der völkerrechtlicheu Bestimmungen noch ihren staats- und kirchenpolitischen Voraussetzungen als entsprechend angesehen werden kann und über seine realen und wesentlichen Tendenzen wohl niemanden zu täuschen imstande ist.

Deutsche Kultur gegenüber französischer und italienischer nach Michel de Montaigne 1580—1581.

Von Professor Dr. St. Schindele.

II.[1])

Nach der Landschaft und dem Bau der Städte und Häuser fällt dem Reisenden wohl am meisten die Art und Weise der Ernährung und Verpflegung in einem fremden Lande auf. Essen, Trinken, Schlafen, Bezahlen ist der ständig wiederkehrende Vierklang im Reiseliede, der aber nicht immer ein Wohlklang zu sein braucht. Was Montaigne darüber berichtet, ist so ausführlich und ins einzelne gehend, daß es uns ein anschauliches Bild der damaligen französischen, deutschen und italienischen Kultur bietet. Und dieses Bild fällt wiederum nicht zu Ungunsten des damaligen Deutschland aus. Von französischen Gasthäusern wird nur wenig im Journal berichtet. „Zu Châlons in der Champagne wohnten wir in der ‚Kroue', einem schönen Quartier; man bedient dort auf Silber und die Betten und Decken sind zumeist von Seide." Zwischen Lyon und Limoges aber, auf der Handelsstraße, sind „schlechte Gasthäuser; doch fehlt dort nicht ein passabler Wein". — „Zu Plombières in Lothringen führt die Wirtin zum ‚Engel' eine sehr gute Küche; die Wohnungen sind nicht pompös, aber sehr bequem, weil durch Galerien an der Außenseite jedes Zimmer seinen eigenen Eingang hat. Wein und Brot aber sind schlecht. Es ist ein gutes Volk, frei, vernünftig, dienstwillig. Alle Landesgesetze beobachtet man mit religiöser Gewissenhaftigkeit." — „Zu Remiremont, einer kleinen, netten Stadt, wohnten wir gut à la Cicorne; alle Lothringer Städte haben nämlich so gute Gasthäuser mit so guter Verpflegung wie kein Ort in Frankreich." Zu Basel sei besser für Essen und Trinken als für Schlafen gesorgt, trotzdem das deutsche Sprichwort sagt: „Ein gut Schlafen ist so gut wie ein gut Essen." Die Speisesäle dort seien sehr gut möbliert, haben fünf oder sechs Tafeln mit Bänken, an denen jede Gesellschaft für sich speist. Die geringsten Gasthöfe haben zwei oder drei solch schöner Säle, mit reichen Glasfenstern.

[1]) Vergl. Die Kultur, 1912, XIII, 1. Heft, S. 146—157.

Aber sie scheinen mehr Gewicht zu legen auf das Essen als auf das Wohnen, denn die Zimmer seien schlecht: keine Vorhänge an den Betten, obwohl immer drei oder vier Betten neben einander in einem Zimmer stehen; keine Kamine zum Heizen; man heizt nur für alle in den großen Sälen, sonst gibt es kein Feuer; in die Küche soll man zum Wärmen nicht gehen. Die Zimmer sind schlecht mit Wäsche versorgt; glücklich, wer ein weißes Bettuch bekommt; die Kopfkissen sind niemals mit Leinwand gedeckt, es gibt nur Federdecken und diese sind sehr schmutzig; die Betten sind so hoch, daß man meistens auf Stufen hinaufsteigt. Dagegen sind die Basler ausgezeichnete Köche, besonders für Fischspeisen. Die Art und Weise, den Tisch zu decken, zu servieren und zu essen ist von der französischen sehr verschieden. (Sie wird ausführlich beschrieben.) Zum Weine nehmen die Basler niemals Wasser und gewissermaßen mit Recht: „Denn ihre Weine sind so leicht (petits), daß wir sie noch leichter fanden als die stark Getauften der Gascogne, trotzdem aber delikat. Als Obst werden auch Rettiche auf den Tisch gebracht; zum Braten auch gekochte Birnen. Sehr beliebt sind Krebse, deren es genug im ganzen Lande gibt und die alle Tage auf dem Tische erscheinen. Meistens sind Teller und Schüsseln von Holz, so weiß und sauber als möglich, doch nicht aus Armut, denn sie haben daneben Überfluß an silbernen Bechern, sondern aus Gewohnheit. Auch Zinnteller gibt es. Alle Holzmöbel, auch die Zimmerböden sind äußerst sauber geputzt. Die Bratspieße drehen sich automatisch, sei es durch Federn, oder durch Gewichte, wie die Uhren, oder durch hölzerne Windmühlenflügel, die in der Kaminröhre von dem Rauch oder der Hitze getrieben werden. Die Kochherde stehen unter weiten offenen Kaminen. Das Fleisch wird stärker gekocht, als Montaigne es liebt. Die geringsten Mahlzeiten dauern drei oder vier Stunden; man ißt nicht so hastig und ungesund wie bei uns. Am Freitage bekommt niemand Fleisch." — In Baden in der Schweiz haben viele Gasthöfe eigene heiße Bäder und sind sehr prächtig. In dem seinigen waren gut 170 Betten, 17 Säle, 11 Küchen; an einem Tage aßen dort 300 Personen. In einem nahe gelegenen Gasthofe waren 50 möblierte Zimmer. Nur über Eines hatte sich Montaigne in der Schweiz zu beklagen: daß man die Servietten, die noch dazu klein seien, nicht während des Essens wechsele. Die Schweizer bedienten sich eben der Löffel und der Messer und griffen nie mit der Hand in die Schüssel. Montaigne scheint sich noch häufig zum Essen der „Adamsgabel", der fünf Finger bedient zu haben, was dann größeren Bedarf an Servietten und Tischtüchern nach sich zog, darum die immer wiederkehrenden Klagen über Mangel an Servietten und Tischtüchern, auch in Italien. Die Häuser in der Schweiz, soweit sie Montaigne bereiste, seien ohne Vergleich schöner als in Frankreich, und zwar sowohl die Privathäuser als die Gasthöfe. Die Verpflegung sei besser. Nur fehlten Schieferplatten für die Dächer. Was an ihrer Bedienung nach unserem Geschmacke fehlt, ist nicht Folge der Armut, denn sie trinken ja den Wein aus großen, meist vergoldeten und reich gearbeiteten Silbergefäßen, sondern eben Landesbrauch. Das Land sei

sehr fruchtbar, besonders an Wein. Außer dem schweizer Weinbau erwähnt Montaigne noch rühmend die Weinberge bei Markdorf in Baden, die sehr gute Weine lieferten, sowie die ausgedehnten Rebenanlagen von dort bis Lindau, in denen gerade Weinlese war. Das gab der ganzen bisher durchwanderten Gegend einen heiteren Charakter. „Es ist keine Frage," sagt Goethe, „daß der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freieren Charakter gibt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten." (Wahrheit und Dichtung, 4. Buch.) — In Konstanz wohnte Montaigne schlecht im Adler". Er bekam dort Gelegenheit, an seinem Wirte „einen Zug barbarischen deutschen Freimutes und Stolzes" zu sehen, und zwar anläßlich eines Streites zwischen einem der Diener und dem von Basel mitgenommenen Führer und Dolmetsch. Die Sache kam vor Gericht bis zum Prevot du lieu, einem italienischen Adeligen, der sich hier ganz eingewöhnt und verheiratet hatte und seit langem das Bürgerrecht besaß. Sie zogen dann in den „Hecht", wo sie besser aufgehoben waren. In Markdorf findet Montaigne die „Strohsäcke" der Betten erwähnenswert, die, mit Laub gefüllt statt mit Stroh, bessere und längere Dienste leisteten. In Lindau wohnte die adelige Reisegesellschaft in der „Krone", einem „schönen Quartier".

Das Journal berichtet ausführlich darüber: Die Räumlichkeiten sind alle mit Tannenholz verkleidet und getäfelt, hübsch bemalt und lackiert, sowie mit eigenen Bürsten und Besen ausnehmend reinlich gehalten. Ebenso die Tische und Bänke. Man kann sich über nichts beklagen als vielleicht über das Schlafen, wenigstens ein empfindlicher Mensch. Es fehlen nämlich Matratzen und Vorhänge. Dagegen ist die deutsche Federdecke warm und doch leicht. Montaigne hält mit Recht große Stücke auf ein bequemes und gutes Bett und findet, daß die Art und Beschaffenheit des Bettes die einzelnen Völker ebenso von einander unterscheidet wie Essen und Trinken. „Du machest einen Deutschen krank, wenn du ihn auf eine Matratze, einen Italiener, wenn du ihn auf ein Federbett legst, einen Franzosen, wenn er ohne Vorhang und Feuer schlafen soll. Der Magen eines Spaniers verträgt nicht unsere Küche, der unsere nicht den Trunk der Schweizer." (Essays III, 13.) Mit der Lindauer und überhaupt der deutschen Küche aber war Montaigne sehr zufrieden: „Was Essen und Trinken betrifft, so lassen sie es, in specie der Kronenwirt von Lindau, an nichts fehlen. Überfluß an Lebensmitteln, reiche Abwechselung durch alle möglichen Suppen, Saucen, Salate, mehr als in Frankreich. Suppen (Brühen) aus Quitten, Apfelschnitzen; Krautsalat; verschiedene Kraftsuppen, ohne Brot, beispielsweise von Reis, worin alle gemeinsam fischen, denn es wird nicht besonders serviert, von so gutem Geschmack, daß kaum die Küchen des französischen Adels hinanreichen. Mit dem Fleische wechseln gute Fische ab, woran sie großen Überfluß haben; sie schätzen dort die ‚truites' gering und essen davon nur die Leber." (Damit sind wohl die „Trüschen" gemeint, auch Treuschen,

Aalraupen oder Aalrutten geheißen, Lota vulgaris, lateinisch tructa, die im Bodensee häufig sind und deren große Lebern seit alters als Leckerbissen gelten.) „Sie haben ferner sehr viel Wildbret, Schnepfen, kleine Hasen, welch letztere auf eine andere, aber mindestens ebenso gute Art wie in Frankreich zubereitet werden. Wir sahen niemals so zarte Gerichte, wie sie hier allgemein vorgesetzt werden. Zum Fleische gibt man als Beikost gedörrte Pflaumen, Birn- und Apfelkuchen; bald ißt man den Braten zuerst und die Suppe zuletzt, bald umgekehrt. Als Nachtisch gibt es bloß Birnen, Äpfel, aber sehr gute, Nüsse und Käse. Zum Fleische wird ein vierteiliges Zinn- oder Silbergefäß gereicht mit gestoßenen Gewürzen." Zum Brote, das meistens mit Fenchel zubereitet ist, nimmt man Kümmel oder ein ähnliches Korn, das „pikant und warm" ist. Nach dem Essen setzt man „volle Gläser" auf den Tisch und noch zwei oder drei andere Gänge, um die Verdauung in Bewegung zu bringen. Montaigne bedauert es, nicht einen französischen Koch mitgebracht zu haben, damit dieser die deutsche Küche erlerne und dann zu Hause in Ausübung bringe. Dem französischen Sekretär, der diesen Teil des Journals niederschrieb, geht freilich Montaignes Vorliebe für deutsche Küche und Art zu weit: „Montaigne ist aus anderen Gründen gegen Frankreich verärgert; daher die unbillige Beurteilung des eigenen Landes gegenüber Deutschland. Er zog die Bequemlichkeiten dieses Landes bei weitem denen Frankreichs vor und richtete sich ganz darnach, so daß er sogar den Wein ohne Wasser trank." Damit ist Montaigne auf die deutsche „Trinkfestigkeit" gekommen, die den Romanen von jeher Anstoß gab[1]) und von der das Sprichwort sagt: „Sachs, Bayer, Schwab und Frank, sie lieben alle den Trank." Doch findet sich weder hier noch sonst im Journal etwas, was die Deutschen als ausnehmende Trinker erscheinen ließe. „Allerdings", sagt Montaigne, „trinken sie mehr als die Franzosen, so daß für einen deutschen Reisenden im Weine die Hauptausgabe liegt. Der Wein, welcher hier sehr teuer ist und weit her kommt, wird bei ihnen in großen Krügen kredenzt und es ist ein Verbrechen, einen leeren Becher zu sehen und nicht sofort nachzufüllen, aber niemals mit Wasser. Zu einem Trinkduell sei er niemals aufgefordert worden, es sei denn aus Höflichkeit, und er habe ein solches niemals unternommen." So sagt das Journal. Aus den Essais (II, 17) aber ersieht man, daß er es doch einmal unternahm, wahrscheinlich in Augsburg. Mit Rücksicht auf die anwesenden Damen, sowie auf den Landesbrauch, der es als „barbarische Unhöflichkeit" ansieht, den zum Trinken Auffordernden nicht Bescheid zu tun, versuchte er, obwohl man ihn mit voller Un-

---

[1]) Der alte leoninische Vers:

„O Valacchi, vestri stomachi sunt amphora Bacchi,
Vos estis, Deus est testis, teterrima pestis."

wurde sicher ebenso oft auf die Deutschen wie auf die Walachen bezogen.

gezwungenheit behandelte „seinen Mann zu stellen“. Allein der Versuch gelang schlecht. Schon der bloße Gedanke an das ungewohnte Trinken und die gewaltige Menge des zu vertilgenden Getränkes verschloß ihm die Kehle, so daß er nicht einen Tropfen hinunterbrachte. In den nämlichen Essais (II, 2) wird die deutsche „Trunksucht“ als ein „grobes und brutales Laster“ bezeichnet, das eben deswegen bei „der gröbsten Nation von heute“ fast allein in Kredit stehe. „Die Deutschen trinken fast ohne Unterschied jeden Wein mit Vergnügen; denn es liegt ihnen mehr am Verschlingen als am Verkosten; ihr Vergnügen ist mehr handgreiflicher Art. Nach französischer Sitte nur bei den zwei Mahlzeiten zu trinken und mäßig, das würde den Deutschen heißen, zu sehr dieses Gottes Guttaten einzuschränken.[1]) Bei Florenz bemerkt übrigens auch das Journal: „Das Laster der Deutschen ist es, übermäßig große Gläser zu verwenden, während diese umgekehrt in Florenz außerordentlich klein sind.“ Wie das deutsche Trinken, so ist den Romanen auch das deutsche „Sauerkraut“ ein Stein des Anstoßes. „Sie haben (in Lindau) sehr viel Kohl (chous-cabus), den sie mit einem eigenen Instrumente klein schneiden und in großen Mengen mit Salz in Kufen einmachen, um den ganzen Winter davon zu essen.“ Mit einem Urteil über die deutschen Wirte, die zwar stolz, zornig und einem guten Tropfen nicht abhold, aber weder verräterisch noch diebisch seien, schließt der Bericht über Lindau. In Kempten im „Bären, einem sehr schönen Quartier“, trafen sie sehr saubere Holzteller, obwohl man genug Zinngeschirr hat, nette gewölbte Holzdecken, hinreichend Leinenzeug und Servietten, wie auch fernerhin, so daß der Sekretär weiter nicht mehr darüber klagt und seinem Herrn immer einen Bettvorhang herrichten konnte. Bei Pfronten wird bemerkt: „Die Deutschen wärmen niemals die Betten zum Schlafengehen noch die Kleider zum Aufstehen. Sie nehmen es übel, wenn man zu diesem Zwecke in der Küche Feuer anmacht oder das dort befindliche hiezu benützt. Das ist die größte Klage, die wir über die Gasthäuser hatten. Hier mitten in den waldigen Bergen, wo 10.000 Fuß Fichtenholz nur 50 sols kosten, wollten sie ebensowenig wie anderswo gestatten, daß wir Feuer machten.“ Zu Schongau im „Stern“, einem guten Quartier, waren die Tische in Form eines Andreaskreuzes aufgestellt; man bekam harte Eier, in vier Stücke geschnitten, in den Salaten, „die sie sehr gut und mit ganz frischen Kräutern bereiten“; man trinkt ganz neuen Wein; in den Scheunen wird nach Bedarf Getreide mit großen Flegeln gedroschen. In Augsburg bringt man große und kleine Pasteten („Tatschen“) in farbigen irdenen Geschirren auf den Tisch; es vergehen wenige Mahlzeiten ohne Zuckerwerk und Konfitüren. Das Brot ist ganz ausgezeichnet. Die Weine sind gut, meistens weiß.

---

[1]) Die Deutschen befolgten offenbar zu gewissenhaft das aus Italien gekommene Rezept der Medizinschule von Salerno:

„Si tibi serotina noceat potatio, vina
Hora matutina rebibas et erit medicina“.

Da um Augsburg keiner wächst, so läßt man ihn fünf oder sechs Tagereisen weit herkommen. Von 100 Gulden, welche die Wirte für den Wein bezahlen, verlangt die Stadt 60 Gulden (?), von einem Privatmann bloß die Hälfte. Häufig ist die Sitte, Zimmer und Säle zu parfumieren. Bei einem Augsburger Gärtner sah Montaigne Gemüse, das man in Voraussicht von Frost mit den Wurzeln ausgehoben und in einem bedeckten Raume in eine „gewisse Erde“ gestellt hatte: darunter sehr viele Artischocken, Kohl, Salat, Spinat, Zichorie und andere Kräuter. So hoffte man, sie zwei oder drei Monate frisch zu erhalten. Die Betten haben schön gearbeitete Holzbettstellen; aber das französische Nußbaumholz übertrifft doch die Fichtenmöbel. — In München trafen sie Vorhänge an den Betten, alles sehr sauber. Man reinigt den Fußboden mit gekochter Holzasche (Lauge). Im bayerischen Lande werden viele Rüben nach Art des Sauerkrautes klein gehackt und mit Salz für den Winter eingemacht. In Bichel bekamen sie erstmals weiche Eier, die nicht hart gekocht wie sonst in den Salat geschnitten waren. Dort sahen sie auch Trinkgefäße aus Holzdauben mit Reifen (sogenannte Bitschen). In Mittenwald bekamen sie die ersten Kastanien in Deutschland. Im dortigen Gasthause war eine Badestube, wo die Reisenden gegen 1½ Batzen „schwitzen“ konnten. Viele Deutsche erhielten dort auch „Schröpfung und Aderlaß“. Das Journal meint dies buchstäblich, nicht etwa übertragen von den hohen Rechnungen des Wirtes. Zu Innsbruck in der „Rose“, einem sehr guten Quartier, bediente man auf Zinntellern. Es gab dort, wie schon einige Tagereisen vorher, Servietten auf französische Art. Einige Betten hatten Vorhänge, aber reich gestickt und durchbrochen, so daß sie ihren Zweck verfehlten. Die Bettwäsche war am Rande mit Stickereien versehen, wie in den meisten übrigen deutschen Städten. Die ganze Nacht hindurch riefen Wächter die Stunden aus, die es geschlagen hatte. „Überall wo wir waren, wurden Fisch und Fleisch zusammen aufgetragen, nur nicht an Fasttagen.“ In Sterzing gab es ganz runde Brote, eines mit dem andern zusammengebacken. Der Senf wird in ganz Deutschland flüssig verabreicht und hat den Geschmack des französischen weißen Senfes. Der Essig ist überall weiß. In diesen Bergen wächst zwar noch genügend Getreide für den Bedarf der Einwohner, aber kein Wein; nichtsdestoweniger trinkt man sehr guten Weißwein. Es gab rote leinene, von Stickerei unterbrochene Bettvorhänge. Die Zimmer und Säle in ganz Deutschland sind mit Holz getäfelt. Zu Kollmann (zwischen Brixen und Bozen) hatte man Trinkgefäße aus bemaltem Ton neben solchen aus Silber. Die Gläser wurden mit weißem Salz geputzt. Der erste Gang bestand in einer schmucken Pfanne, auf einem eigenen eisernen Gestelle (Pfannenknecht); darin waren in Butter eingeschlagene Eier. Bei Bozen wird bemerkt, daß man in diesen Bergen das beste Brot der Welt ißt und daß dort so viel Wein wächst, daß man ganz Deutschland damit versorgt.

Mit Rovereto war Montaigne in das Gebiet der italienischen Kultur eingetreten. Dies machte sich sofort in bezug auf Essen, Trinken

und Schlafen bemerkbar. Daß Montaigne hier die sauberen deutschen Zimmer und Möbel, die deutschen Glasfenster und Öfen vermißte, ist schon oben gesagt. Er vermißte aber auch die deutschen Federbettdecken. „Diese deutschen Federdecken sind nicht wie unsere französischen; es sind sehr zarte Flaumfedern in weißen Barchent gefüllt, so wenigstens in den guten Gasthäusern. Die deutschen Unterbetten sind wieder anders beschaffen, man kann dieselben nicht als Decken benützen." Bei dem Nierenleiden Montaignes und seiner Furcht vor der winterlichen Kälte ist seine Vorliebe für die warmen Federoberbetten erklärlich. Ob aber die deutschen Federbetten so ohne weiteres und in jeder Beziehung den breiten bequemen, nicht zu heißen italienischen Betten vorzuziehen sind, ist damit noch nicht entschieden. Zur Verweichlichung tragen sie jedenfalls bei, besonders wenn man sie Sommers und Winters in der gleichen Weise benützt. — In Rovereto fehlten erstmals bei Tische die Krebse, die von Plombières bis hieher bei allen Mahlzeiten serviert worden waren. Dafür gab es hier und diesen Bergen entlang Schnecken (escargots), viel größer uud fetter als die französischen, aber nicht so wohlschmeckend. Auch aß man hier Trüffeln, geschält, in kleine Stücke geschnitten, in Essig und Öl eingemacht. In Trient bekamen sie solche, die sich bereits ein Jahr gehalten hatten. Neu und dem Geschmacke Montaignes entsprechend waren die vielen Orangen, Zitronen und Oliven. Zum Abendtisch gab es eingeschlagene Eier, Hecht und allerlei Fleisch. In **Volargne** an der Veroneser Klause hatten die Reisenden ein „miserables Logis, wie alle auf diesem Wege bis Verona sind". Ein adliges Fräulein, Tochter des abwesenden Schloßbesitzers, übersandte hier dem Herrn v. Montaigne Wein. Ohne die Gesundheitsscheine (boletes de la sanità), die sie in Trient nahmen und in Rovereto bestätigen ließen, hätten sie nicht die Stadt **Verona** betreten dürfen, auch wenn keine Pestgefahr vorlag. „Es geschieht dies entweder aus Gewohnheit oder um einige Pfennige (quatrin) zu ergaunern, welche die Scheine kosten." Bei **Vicenza** vermißte man die deutschen Weine, da die einheimischen, im übrigen gute Weine, noch neu und trüb waren, was der Nierenkolik Montaignes schwerlich zuträglich sei. Tatsächlich sind auch die Weine aus der Gegend von Vicenza gut und das italienische Sprichwort sagt: „Vin visentin, pan padovan e tripe trevisane, Wein von Vicenza, Brot von Padua, Eingeweide von Treviso." „Zu **Padua** können sich die Gasthöfe in keiner Beziehung mit den deutschen vergleichen." Dagegen lebt man in den zahlreichen Privatpensionen sehr gut, so daß manche Fremde dort bleiben, auch wenn sie nicht mehr studieren. In **Battaglia** wurde Montaigne auf irdenen Schüsseln und hölzernen Tellern bedient, da Zinn fehlte. Sonst war es „ziemlich passabel". In **Rovigo** fiel es ihm auf, daß man Salz in Stücken (en masse) servierte, wie Zucker. Das Essen sei dort nicht schlechter als in Frankreich; der Braten werde nicht gespickt, was ihm den guten Geschmack aber nicht nehme. Die Zimmer seien wegen der fehlenden Glasfenster weniger sauber als in Frankreich, die Betten dagegen besser, nur hätten sie

zu kleine Vorhänge und sparsames Leinenzeug; wer allein oder mit geringem Gefolge käme, würde gar kein weißes Bettuch bekommen. — In schlimmem Lichte erscheinen nach dem Journal die Wirte an der großen Romstraße von Bologna nach Florenz. In dem kleinen Apenninendorfe Lojano seien nur zwei Gasthäuser, diese aber berüchtigt unter allen italienischen wegen der Treulosigkeit, die den Reisenden alle möglichen Annehmlichkeiten verspricht, bevor sie absteigen, nachher sich über die Hereingefallenen lustig macht. Die Sache sei sprichwörtlich geworden. Bei Scarperia (nördlich von Florenz) schicken die Wirte meilenweit Leute den ankommenden Reisenden entgegen, um sie in ihr Quartier zu locken. Manchmal kommt der Wirt selber geritten oder sendet gut gekleidete Leute, um die Fremden zu verfolgen und ihnen alles Angenehme zu versprechen. Dem Herrn von Montaigne wurde sogar ein Hase als Geschenk versprochen, wenn er in einem bestimmten Gasthause absteigen wollte. Montaigne belustigte sich an diesen Leuten, die sich in Versprechungen überboten. Sobald man sich aber den Toren der Stadt näherte, verstummten diese Zutreiber. Montaigne sah sich genötigt, fortan einen seiner Begleiter vorauszusenden. Dieser nahm die Wohnungen in Augenschein, erkundigte sich nach Essen, Trinken und den übrigen Bedingungen und man wählte dann das beste Haus. „Aber es ist unmöglich, so genau abzumachen, daß man ihren Betrügereien ganz auskommt. Bald fehlt das Holz, das Licht, das Leintuch, bald das Heu, sofern man vergessen hat, es besonders aufzuführen. Diese Straße ist voll von Reisenden, denn es ist der große, übliche Weg nach Rom." — In Florenz fand Montaigne die Quartiere viel weniger bequem als in Frankreich und Deutschland. Die Fleischspeisen seien um die Hälfte weniger reichlich als in Deutschland und nicht so gut zubereitet. Dazu die Zimmer ohne Glasfenster.[1]) Die Betten seien hart, es fehle an Linnenzeug. Die Weine seien gewöhnlich schlecht. Wer die süßen Weine nicht mag, dem ergehe es um diese Jahreszeit (Spätherbst) sehr schlecht. Dazu noch die hohen Preise. Bei seinem zweiten Aufenthalt zu Florenz im Juni schlief Montaigne wegen der Hitze, die aber nicht größer als in Frankreich sei, und wegen der Wanzen in den Betten auf dem Tische des Saales, auf den man Matratzen und Bettücher legte. „Wir fanden kein besseres Quartier, denn diese Stadt ist für die Fremden nicht gut." Man ißt dort wenig Fische, keine Forellen und andere Fischsorten, nur auswärtige und marinierte. Man kühlte den Wein, indem man Schnee in die Weingläser brachte. Montaigne nahm nur wenig davon, da er sich unwohl fühlte, was er auf den süßen und feurigen Wein, der den Durst nicht stille, zurückführte.

---

[1]) Glasfenster waren in Italien damals nicht unbekannt. In Venedig staunten die Reisenden schon 1581 darüber. In Genua werden sie schon im 14. Jahrhundert erwähnt. Aber offenbar waren sie noch Sache des Luxus, in Palästen, Kirchen und dergleichen, und nicht allgemein üblich.

An der Tafel des Großherzogs Franz (von Medici) bemerkte Montaigne, daß derselbe viel Wasser in seinen Wein tat, die Großherzogin aber fast gar keines. Von diesem Großherzog wird übrigens berichtet, daß er durch Naschhaftigkeit und unverständiges Essen seinen Tod verschuldete: starke Gewürze, allerlei Gebäck, alle möglichen Gemüse und Salate, darunter auch „deutsche Rettiche", die verschiedensten ausländischen Weine, Purgiermittel und dergleichen waren bei ihm sehr beliebt. Schon zu Innsbruck hatte Montaigne auf das Trinken der fürstlichen Personen achtgegeben. Der Kardinal Andreas, Sohn des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser, trank den Wein stark gemischt; sein Bruder, der Markgraf Karl von Burgau, aber trank nur „bouchet", das heißt, eine Mischung von Wasser, Zucker und Zimmet. Er hielt es also nicht mit dem alten Apulejus, der vom Weintrinken sagt: „Der erste Krug aus Durst, der zweite zur Heiterkeit, der dritte aus Schwelgerei, der vierte zum Verderben." (Flor. IV, 20.) Von den toskanischen Weinen redet Montaigne, der das Land mehrmals bereiste, an verschiedenen Stellen. Er scheint die bekannte Erfahrung gemacht zu haben: „Wo der beste Wein wächst, trinkt man den schlechtesten." In den Bädern von Lucca kostete er die dorthin gebrachten Weinproben, welche die Badegäste zu Weinbestellungen veranlassen sollten. Allein es waren wenig gute Weine darunter; meistens leichte, säuerliche, oder schwere, rauhe Ware. Wollte man reifen, starken, weißen Trebbiano haben, so mußte man nach Lucca oder Pescia schicken. In Massa Carrara und Umgebung hatte man (Oktober 1581) nur neuen Wein; dieser war vermittelst Eiweiß und gewisser Hölzer geklärt, so daß er die Farbe alten Weines zeigte, aber der Geschmack war nicht ganz natürlich.[1]) Montaigne, der weise Philosoph, zog den alten Wein vor, nach des Plautus Wort: „Wer alten Wein trinkt, den halte ich für einen Weisen." (Asin. Prol. 5.) Zu Vignone (zwischen Siena und Viterbo) gefielen Montaigne die sauberen irdenen Gefäße, wie Porzellan, weiß, nett und sehr billig, zum Essen appetitlicher als das Zinn in Frankreich, zumal das unschöne in den Gasthäusern. Auf der Strecke von Rom nach Loretto sind die Gasthäuser, wenigstens die Mehrzahl, den französischen vergleichbar, nur gibt es für die Pferde bloß Heu. Man ißt hier keine frischen Fische, sondern nur marinierte. In ganz Italien trägt man ungekochte Bohnen auf, sowie grüne Erbsen und Mandeln; auch läßt man die Artischocken nicht weich kochen. Die Weine sind (bei Foligno) nicht gut. Bei Macerata gibt es gekochten, bis zur Hälfte eingesottenen Wein. In Loretto seien die Quartiere ziemlich unreinlich. Bei Ancona aß Montaigne so viele Wachteln wie noch nie. Man spannt Netze aus, lockt die Wachteln durch Nachahmung ihres Rufes an und fängt sie. In Pisa ißt man viel Tauben, Haselnüsse und Schwämme (Pilze.) Zu Fano (bei Ancona) waren Brot, Wein und Fisch sehr gut, das Quartier aber taugte nichts.

---

[1]) Schon das Rezept der Mediziner von Salerno sagt: „Salvia cum ruta faciunt tibi pocula tuta."

Zwischen Florenz und Urbino gab es meistens schlechte Quartiere. Bei Levanella (in Toskana) traf Montaigne eines der besten Gasthäuser Italiens; es ist berühmt und gilt als das beste in Toskana. Der Adel des Landes kommt dort zusammen, wie bei More in Paris oder bei Guillot in Amiens. Man bedient dort auf Zinn, eine große Seltenheit. Zu St. Lorenzo dagegen (oberhalb Viterbo) gab es schlechte Gasthäuser. Montaigne schlief dort wegen der Wanzen angekleidet auf einem Tische, was ihm nur hier und in Florenz zustieß. In Piacenza bekam man viel Käse; die Käse von Piacenza würden überall verkauft. Zum Mischen des Weines mit Wasser hatte man dort einen großen Löffel von Messing. Die „Post" in Piacenza sei der beste Gasthof von Rom bis hieher gewesen, vielleicht der beste in ganz Italien, noch besser als der in Verona. Der schlechteste auf dieser Reise sei der „Falke" in Pavia. Es fehlte in den Betten an Matratzen. Zu Susa sind die Gasthöfe besser als im übrigen Italien: gute Weine, schlechtes Brot, viel zu essen, höfliche Wirte, und so durch ganz Savoyen. Zwischen Lans-le-Boury und Chambéry gab es viele Forellen sowie ausgezeichnete alte und neue Weine. Zu Montmellian (bei Chambéry) vermißt Montaigne das ausgezeichnete italienische Olivenöl, das ihm niemals Beschwerden machte, während das französische ihm Magenschmerzen verursachte.

Dies die Angaben des Journals über Essen, Trinken und Schlafen. Nun die Kehrseite, das Bezahlen. Montaigne gibt fast immer die bezahlten Preise an. Sie sollen hier der Reihe nach folgen, um Übersicht und Vergleichung zu ermöglichen. „Wer reist, muß den Beutel offen und das Maul zu haben", sagt das Sprichwort.

In dem Badeorte Plombières im „Engel", dem ersten Gasthof, kostete die ganze Wohnung mit mehreren Zimmern nur 15 solds im Tage (wohl pro Person). Zur Zeit der Hochsaison hätte sie 1 escu gekostet, was billig sei. Das Futter der Pferde 7 solds.

Ein escu (écu, von dem lateinischen scutum, Schild), etwa dem alten deutschen Reichstaler entsprechend, schwankte zwischen 3 bis 6 francs, er hatte zwischen 50 und 90 sols (sous, von dem lateinischen solidus; 1 franc hat 20 sous.) Ähnlich ist der Wert des italienischen scudo und soldo. Der Geldwert war selbstverständlich im Jahre 1580 sehr verschieden von dem jetzigen.

In Basel seien die Preise ähnlich wie in Frankreich bei Paris. Die Pferde bekommen mehr Hafer, als sie fressen können. Zu Baden in der Schweiz hatte die Reisegesellschaft im „Hinterhof" (Cour de derriere), der wie der „Stadthof" Regierungsbesitz sei, 4 Zimmer mit zusammen 9 Betten gemietet, 2 Zimmer davon hatten Ofen und Bad. Die „Herren" bezahlten dafür 1 escu pro Tag und Mann, die „Diener" jeder 4 bats, das heißt Batzen, gleich 9 solds und ein wenig mehr; die Pferde kosteten 6 bats, ungefähr gleich 14 solds; dazu kamen noch mehrere „Spitzbübereien" (friponeries), gegen die sonstige Gewohnheit. Der Batzen hat seinen Namen von Petz, Bär, dem Wappentiere Berns, wo diese versilberte Kupfermünze geschlagen

wurde, ähnlich wie später in Zürich, Luzern, Konstanz, Kempten, auch im Venetianischen usw. Nach Schmeller (Bayerisches Wörterbuch, München 1869, 1. Band) galt 1520—1534 der Konstanzer Batzen 13½ dn schwarz. Der bayerische Batzen als Rechnungsmünze betrug 4 Kreuzer. Die Eintreibung des Geldes von den Fremden sei etwas „tyrannisch", wie bei allen Nationen und besonders der französischen. Bei Lindau sagt das Journal: „In Süddeutschland sind die Preise höher als in Frankreich. Auf unserer Rechnung figuriert Mann und Pferd mit mindestens 1 Sonnentaler pro Tag." Eine solche Goldmünze, un escu au soleil, trug eine kleine Sonne über der französischen Königskrone und galt im 16. Jahrhundert zwischen 50 und 90 sols. „Die Wirte rechnen in erster Linie das Essen an der table d'hoste mit 4, 5 oder 6 Batzen. Was man vor und nach den zwei Mahlzeiten trinkt oder sonst nimmt (les moindres colations, die kleineren Zwischenmahlzeiten), was nach der Mahlzeit genommen wird samt Wein, wird eigens berechnet. Deshalb reisen die Deutschen gewöhnlich in der Frühe von ihrem Gasthof ab, ohne etwas zu trinken. Dann wird der Hafer für die Pferde gerechnet, ferner der Stall, zugleich mit dem Heu. Wenn man die vielen Gänge bei den Mahlzeiten berücksichtigt und besonders den aus weiter Ferne herbeigebrachten teuern Wein, so muß man ihre höheren Preise entschuldbar finden. Die deutschen Wirte haben das Gute, daß sie auf das erste Wort fordern, was sie fordern müssen, so daß man mit „Dingen" (Akkordieren, marchander) nichts gewinnt. Sonst sind sie stolz, zornig und einem guten Tropfen nicht abhold, aber weder heimtückisch noch diebisch. In Augsburg könne man um 40 oder 50 escus ein sehr schönes Pferd kaufen. Eine Tagereise oberhalb Augsburg bis München könne man mit 4 livres pro Mann, Pferd und Tag auskommen, für die Fußgänger zum allermindesten mit 40 solds. 1 livre (vom lateinischen libra, Pfund) entspricht etwa 1 franc. Der livre parisis zählte 25 sous, der livre Tournois (von Tours) 20 sous. Im „Rößlein" (cavalletto) zu Verona war überreiche Verpflegung und gute Wohnung, aber um ein Viertel teurer als in Frankreich. Die Lebensmittel in Venedig seien so teuer wie in Paris; Venedig sei eben „die Stadt der Welt" (la ville du monde), doch brauche man dort weder Dienerschaft, da jedermann allein gehe, noch Pferde. Montaigne mietete eine Gondel und bezahlte für Tag und Nacht „2 livres" (wohl venezianischer Währung), was ungefähr 17 solds sei, ohne sonst etwas für den Barkenführer auszulegen. Die Gasthöfe in Padua sind schlechter als die Deutschen, aber um ein Drittel billiger und näherten sich darin den französischen. Die Studenten leben in den anständigsten Pensionen dortselbst um 7 escus pro Monat, nämlich „die Herren", die Diener um 6 escus. Von der Reisegesellschaft blieb Montaignes Schwager, der Herr von Caselis, in Padua zurück, in einer Pension, wo er für gute Wohnung und Verpflegung 7 escus im Monat bezahlte. Für 5 escus hätte er einen Diener haben können. Für gewöhnlich aber hält man keinen eigenen Diener, sondern nur einen „Hausburschen"

(garçon du logis) und Frauen zur Bedienung. Das sind die teuersten Pensionen, wo man aber in guter Gesellschaft ist. Jeder Student hat ein eigenes sauberes Zimmer. Feuer und Licht wird eigens bezahlt. Zu Rovigo sind die Preise wie in Frankreich oder ein wenig höher, in Florenz dagegen ein wenig niedriger als in Deutschland; dafür aber sind eben Wohnung und Verpflegung schlechter. Man hält dafür, daß Florenz die teuerste Stadt Italiens sein. Montaignes Sekretär hatte im „Engel“ akkordiert zu 7 reales pro Mann, Pferd und Tag, zu 4 reales pro Fußgänger und Tag. Der spanische Real wird zu 0,216 Mark angegeben. Montaigne erkundigte sich in Florenz nach möblierten Zimmern und Pensionen; aber er fand nichts Entsprechendes. Zimmer seien meistens nur in den Gasthöfen zu haben; diejenigen, die er sah, waren zwar sauber, aber teurer als in Paris und Venedig. Die Pension sei schlecht und koste mehr als 12 escus im Monat für einen Herrn. In den Bädern von Lucca hielt sich Montaigne zweimal längere Zeit auf. Er kam als der erste zur Eröffnung der Badesaison; darum konnte er unter den 30 oder 40 neuen, bequem eingerichteten Logierhäusern, die beim Bade stehen, wählen; er zahlte auch anfänglich billigere Preise als später in der Hochsaison. Montaigne mietete eine Wohnung mit Saal, 3 Zimmern, 1 Küche und 1 Zubehörzimmer für die Dienerschaft um 11 escus für 14 Tage. Es waren im ganzen 8 Betten, wovon 2 mit Vorhängen. Das schönste Zimmer, mit schönem Blick auf Tal und Fluß (Lima), nahm er für sich. Vom 1. Juni an kostete diese Wohnung 25 Gold-Scudi pro Monat. Der Wirt lieferte dazu Salz, jeden Tag 1 Serviette, alle 3 Tage 1 Tischtuch, alle eisernen Küchengeräte, Leuchter. Die irdenen Töpfe dagegen, Platten und Teller sowie Gläser und Messer mußten die Fremden selbst kaufen. Auf Wunsch besorgt der Wirt auch die Küche, etwa gegen 20 sous pro Mann und Tag. In jedem Hause trifft man einen Mann oder eine Frau, welche die Küche besorgen können, wenn man dies nicht dem Wirte überlassen will. Man bot unserem Reisenden eine Wohnung in dem Palazzo Buonvisi an, 4 möblierte Zimmer für 20 escus du pais auf 14 Tage. Montaigne wollte aber bloß 14 escus bezahlen. Vom ersten Juni an hätte er pro Tag um 1 Goldskudo hier wohnen können, worauf sein bisheriger Wirt mit 25 Goldskudi pro Monat zufrieden war, damit ihm der gute Gast nicht wegziehe. Als Montaigne zum zweiten Male hieher kam, bewohnte er die gleichen Zimmer zu 20 scudi im Monat, zu den gleichen Bedingungen. Er rühmt diese schöne Wohnung und findet auch die Lebensmittel sehr billig. Ein Pfund (das italienische Pfund hat nur 12 Unzen) besten und zartesten Kalbfleisches kostet nur ungefähr 3 französische Sous. Auch gibt es ziemlich viel Forellen, aber kleine. Ein Hase kostete nur 6 französische Sous. In der Stadt Lucca bezahlte der Herr im Gasthause 4 giuli, der Diener 3 giuli pro Tag. 1 scudo hat 10 giuli (juli, nach Papst Julius II. benannt.) Auf Einladung eines Herrn Pinitesi bewohnte dann Montaigne in dessen Palazzo 1 Saal, 5 Zimmer, 1 Küche zu ebener Erde, sehr kühl und

gut möbliert. Bei der Abreise ließ er dafür dem Eigentümer 15 scudi überreichen, was pro Tag etwa 1 scudo ausmacht, womit derselbe sehr zufrieden war. Sonst seien die Mietwohnungen in Lucca teuer und schwer zu bekommen. In einem gewöhnlichen Hause verlangte man für Saal, Küche und 4 möblierte Zimmer 70 scudi Monatsmiete.

Die Gasthäuser dort seien nach Landesart ziemlich schlecht. Die Preise darin 20 sols pro Tag. Zu Pistoja kostete ein toskanischer Strohhut 15 Sous; in Frankreich, meint Montaigne, würde er ebensoviele Francs kosten. In Pisa mietete er, da ihm der Gasthof nicht behagte, ein schön gelegenes Haus mit 4 Zimmern und Saal. Der Wirt sollte die Küche besorgen und die Möbel hergeben. Das Ganze kostete 8 scudi im Monat. Da die Tischbedienung aber mit Servietten und Tischtüchern allzu sparsam war, so zog es Montaigne vor, für seine Person in der Osteria zu essen, um 4 juli pro Tag. Der Herausgeber D'Ancona rechnet diese 4 juli in 2,24 Lire um. Dieser giulio, auch paolo genannt, soll 13 soldi und 4 danari gegolten haben, ungefähr 56 Centesimi nach jetziger Münze. Zu Rom blieben unsere Reisenden im „Bären" (Orso), wo damals alle vornehmen Leute abstiegen. Einige Tage später mieteten sie bei einem Spanier gegenüber von S. Lucia della Tinta (Via Monte Brianzo) eine Privatwohnung. Drei schöne Zimmer, ein Saal, eine Speisekammer, Pferdestall und Küche kosteten 20 escus im Monat; dafür stellte der Wirt den Koch und das Feuer für die Küche. Die Wohnungen sind dort gewöhnlich etwas besser ausgestattet als in Paris, in den besseren Wohnungen mit Tapeten aus vergoldetem Leder. Sie hätten in der Nachbarschaft im Vaso d'oro zu gleichem Preise eine Wohnung haben können, die mit Goldbrokat und Seide wie für Könige ausgestattet war. Montaigne war mit dieser unnützen Pracht nicht einverstanden; solch kostbare Möbel, jedes Bett im Werte von 4 oder 500 escus, seien schwer zu unterhalten. In ihrer Wohnung mußte vertraglich das Linnenzeug ungefähr wie in Frankreich geliefert werden. Montaigne ließ in Rom seinen jüngeren Bruder zurück mit 43 Goldskudi; damit glaubte derselbe 5 Monate lang auskommen zu können. Er mietete ein sauberes Zimmer um 20 giuli im Monat. „Die Reise von Rom nach Loretto, 4½ Tag, kostete 6 écus de monnoie (à 50 sols de piece); der Pferdevermieter hatte die Nahrung für Pferde und Menschen zu stellen. Das ist ein unbequemer Handel; denn der Vermieter überhastet die Tagmärsche und läßt einen so schlecht als möglich verpflegen, um zu ersparen." Nicht umsonst sagt ja das deutsche Sprichwort: „Einen Wälschen zu hintergehen, muß man morgens früh aufstehen". Von Ancona nach Slavonien (Dalmatien) brauche ein Segelschiff 8, 10 oder 12 Stunden. Montaigne meint, um 6 escus oder ein wenig mehr hätte er eine Barke von Ancona nach Venedig bekommen. Um 6 escus hätte man in Ancona auch einen prächtigen abgerichteten Jagdhund kaufen können. Von Ancona bis Lucca kosteten 8 Pferde 33 pistolets. Die Pistole als spanische Geldmünze galt etwa 16,50 Mark. Der Wert von pistolet jedoch ist dem Schreiber nicht

bekannt. Die Reise war auf 8 Tage berechnet. Der „vetturin“ hat für das Futter der Pferde zu sorgen. Im Falle die acht Tage um vier oder fünf überschritten werden, muß Montaigne die Ausgaben für Pferde und Knechte in diesen Tagen tragen. Zwischen Ancona und Urbino bezahlt man ungefähr 10 Sous für den Tisch; für den Tag pro Mann 20 Sous; für das Pferd für Miete und Auslagen ungefähr 30 Sous. In Viterbo gab es so viele Stare, daß man um 1 baiocco einen bekommen konnte. Der Scudo im Kirchenstaate hatte 100 bajocchi. — In Lyon kaufte sich Montaigne wieder Pferde, nachdem er die seinigen in Rom verkauft hatte und bisher mit Postpferden gereist war. 3 „courtants“ (bessere Pferde, mit coupiertem Schweife) kosteten beim Pferdehändler Joseph de la Sone 200 escus. Tags vorher hatte er bei Malesieu ein cheval de pas um 50 escus und ein anderes courtant um 33 escus gekauft. Zu Limoges erstand er ein Maultier um 90 escus-sol. Die Maultierlast von Lyon bis Limoges kostete 5 escus; „dabei wurde ich um 4 livres betrogen; denn sonst kosteten diese Lasten nur $3^2/_3$ escus. Von Limoges bis Bordeaux bezahlt man 1 escu für 100“ (wohl Pfund).

Dies die Preise, welche im Journal angeführt sind. Für einen Nationalökonomen dürften diese Angaben nicht ganz wertlos sein.

Daran seien noch einige Notizen über die damalige Art des Reisens und die zur Verfügung stehenden Transportmittel gefügt. Montaigne reiste, wie gesagt, zu Pferde und machte ziemlich lange Tagesritte. Sieben oder acht Stunden zu reiten galt ihm als eine kleine Tagesleistung. Er glaubte, das Reiten sei seinem Nierenleiden zuträglich. Nur ein einziges Mal erwähnt das Journal, daß er in der Kutsche reiste, nämlich von Tivoli nach Rom. Vor einer Seereise hatte er aus Furcht vor der Seekrankheit Respekt; er getraute sich nicht von Lerici bei Spezia zu Wasser nach Genua zu fahren, was in zwölf Stunden geschehen konnte. Von der Heimat bis Rom reiste er, wie bereits erwähnt, mit eigenen Pferden, die in Rom verkauft wurden. Er fand, daß man in Italien besser mit gemieteten Pferden oder mit Postpferden reise. Doch solle man sich nicht für eine lange Reise in die Hände eines einzigen Pferdevermieters begeben; es sei bequemer, wenn man von Ort zu Ort die Pferde wechseln könne. Wie es ihm mit dem Pferdevermieter von Rom bis Loretto, und wieder von Ancona nach Lucca erging, ist bereits vorher gesagt. Auf der Reise nach Loretto gab Montaigne dem Vetturin eine Ohrfeige und fürchtete nun dessen Rache, denn das sei nach dem Landesbrauche „ein großer Exzeß“, wie der Fall des Prinzen von Trésignano zeige, der von seinem Vetturin getötet wurde. Doch berichtet das Journal nichts von einem Ausbruche des Kutscherzornes. Auf dem Wege von Siena nach Rom stürzte das Lastpferd mit dem Gepäck beim Überschreiten eines kleinen Flusses ins Wasser und ruinierte dadurch alle Sachen, besonders die Bücher. Es brauchte lange Zeit, sie wieder zu trocknen. Diese unfreiwillige Verzögerung

führte zu einem Streite mit den Vetturini von Siena, welche die Verpflegung der Pferde auf ihre Kosten übernommen hatten und nun die Auslagen für diesen Abend in S. Lorenzo (oberhalb Viterbo) nicht tragen wollten. Die Fremden seien zu langsam gereist. Die Sache kam vor den Gouverneur; Montaigne erklärte, nur der Vorfall mit dem Lastpferde sei Schuld an der Verzögerung. Der Gouverneur gab ihm recht und ließ einen der Vetturini ins Gefängnis werfen.

Bei Wangen in Württemberg hatte sich das Maultier, welches die Koffer trug, verletzt; man mußte für den folgenden Tag einen Karren mieten, zu 3 escus pro Tag. Die Mietpferde von Rom bis Lucca kosteten 20 giuli für eines, die Verpflegung der Pferde mit inbegriffen. Die Straße von Viterbo nach Siena sei auf Befehl des Großherzogs von Toskana neu und schön hergerichtet worden. „Gott möge es ihm vergelten, denn dadurch sind die schwierigsten Wege leicht gangbar und bequem geworden wie die Straßen einer Stadt." Eine unendlich große Zahl von Reisenden zog auf dieser Straße nach Rom. Trotzdem seien die Preise für die Mietpferde nach Rom nicht übermäßig hoch, für die Rückreise (Retourpferde) sogar ganz niedrig. Man verlangt 5 giuli „pour cheval à courre" (Kurierpferd) und 2 giuli „à louer" (Mietpferd) „pour poste" (für die Poststrecke). (5 giuli etwa 2,80 Lire.) Man kann die Pferde für zwei oder drei „Posten" oder auch für mehrere Tage haben. Für die Pferde braucht man weiter nicht zu sorgen; das tun von Ort zu Ort die Wirte für die Pferde „ihrer Genossen" (compaignons). Man kann die Pferde im Bedarfsfalle an irgend einer Station auf dem Wege wechseln. Zu Siena wurde einem alleinreisenden, unbekannten Vlämen ein Mietpferd bis Rom anvertraut; nur muß man den Mietpreis vorausbezahlen, dann steht einem das Pferd beliebig zur Verfügung; man vertraut, daß es dahin gebracht wird, wohin es gehört. Von Pistoja nach Florenz 20 miglia, kosten die Pferde nur 4 giuli. In Sarzana (bei Spezia) aber waren pro Poststrecke und Pferd 4 giuli zu bezahlen. Noch schlimmer war es auf der „Räuberstraße" über den Apennin, von Sarzana nach Parma. Hier sind die Mietpferde äußerst teuer. „Andere bezahlten 2 giuli für Pferd und Poststrecke; mir forderten sie 3, 4 und 5 giuli ab, so daß die Ausgabe für ein Pferd von Tag zu Tag um 1 scudo in die Höhe ging; auch rechneten sie zwei Posten, wo nur eine war." Montaigne machte hier die Erfahrung, die unsere Vorfahren schon in das Sprichwort kleideten: „Wer mit der Post reisen will, muß eine fürstliche Börse und eines Lastträgers Rücken haben." Darum freute er sich in Fornovo (vor Parma) sehr, „den Händen dieser Gebirgsspitzbuben entronnen zu sein. Diese quälen die Reisenden mit aller erdenkbaren Grausamkeit, besonders bezüglich Miete und Futter der Pferde. Man ist da in die Hände von Leuten gegeben, die gegenüber den Fremden weder Gesetz noch Treue kennen." Bei Pavia kosten die Pferde nur 2 giuli „per posta". „Die Post" in Piacenza sei das beste Gasthaus von Rom bis dahin, vielleicht das beste Italiens. Von Turin bis Lyon bezahlte Montaigne $5^1/_2$ Skudi

für ein Pferd, sechs Tagereisen, die Auslagen dafür zu Lasten des Vermieters. Über den Mont-Cenis, der tief im Schnee lag, ließ er sich in einem Sessel tragen. Vier Träger nahmen den Sessel auf die Schultern, vier andere waren zur Ablösung bereit. Sie wurden in Novalesa angeworben. Der Aufstieg beanspruchte zwei Stunden; der Weg war steinig und unbequem, besonders für Pferde, die nicht daran gewöhnt waren, sonst aber ungefährlich. Der Abstieg auf der Savoyer Seite erfolgte auf Holzschlitten, durch die gleichen acht Träger. Alle zusammen bekamen für ihre Dienstleistung 2 escus. Das Abfahren mit Schlitten würde allein nur 1 teston kosten. Nach dem Herausgeber des Journals, D'Ancona, galt 1 teston, eine alte französische Silbermünze, zwischen 10 sols parisis bis 4 deniers. Von Rom aus hatte Montaigne eine gut hergerichtete Holzkiste mit wertvollem Inhalte durch Vermittlung eines conduttore nach Mailand gesendet. Die Maultiertreiber brauchen zu diesem Wege gewöhnlich 20 Tage. Die Kiste wog 150 Pfund (libre); für das Pfund bezahlte er 4 baiocchi, gleich 2 französischen Sous.

Was die Sicherheit des Reisens betrifft, so hatte Montaigne in dem oben erwähnten Briefe an Hottoman „die Gerechtigkeit und die Sicherheit" in Deutschland gerühmt. Für Italien findet sich im Journal kein derartiges Lob. Montaigne wollte ursprünglich von Bologna über Imola, Ancona und Loretto nach Rom reisen. Ein Deutscher aber sagte ihm, er sei im Gebiete von Spoleto von Banditen beraubt worden. Daraufhin reiste Montaigne von Bologna über Florenz nach Rom. Als er später selber nach Spoleto kam, mußte er sein „Gesundheitszeugnis" vorweisen, nicht wegen der Pest, die damals nirgends in Italien herrschte, sondern wegen der Furcht vor dem berühmten Banditen Petrino, von dem Spoleto und die benachbarten Städte überfallen zu werden fürchteten. Im Kirchenstaate herrschte damals unter Gregor XIII. das Banditenunwesen. Montaigne sah in Rom selber die Hinrichtung eines berüchtigten Banditen. Das Journal sagt, Rom lasse sich, was die Freiheit anbelangt, nicht mit Venedig vergleichen. Die Häuser in Rom seien so wenig sicher, daß man den mit reicheren Geldmitteln Gekommenen gemeiniglich rate, ihr Geld bei den Bankiers der Stadt aufheben zu lassen, wollten sie nicht ihre Koffer erbrochen finden, wie dies schon mehr als einem zugestoßen sei. Auch sei es nicht geraten, in Rom bei Nacht auszugehen. — Die Straße von Genua nach Mailand sei nicht allzu sicher vor Räubern. Dagegen scheint die Sicherheit im Venetianischen besser gewesen zu sein, denn das Journal berichtet, dort trage niemand Waffen, während in Deutschland jedermann den Degen an der Seite habe.

Damit sind wir von selber auf die staatlich-politischen Zustände gekommen, worüber das Journal ebenfalls viele Angaben bietet. Doch müssen wir es uns hier versagen, darüber Näheres mitzuteilen, um nicht zu sehr die Geduld des Lesers und den verfügbaren Raum in Anspruch zn nehmen. Nur die kurze Bemerkung sei gestattet, daß Montaigne auch über deutsche Kunst und Wissenschaft,

Technik und Industrie sehr günstig sich äußert, obwohl damals Frankreich und Italien hierin sicher einen bedeutenden Vorsprung hatten, und daß er deutsche Religiosität, Sitte und Zucht der französischen und italienischen zumeist vorzieht. Ausführlich und interessant sind seine Studien über die konfessionellen Zustände Deutschlands, über den Gegensatz von Katholiken, Lutheranern, Zwinglianern, Kalvinisten und Hugenotten.

Das Ergebnis der hier vorgelegten, meist wörtlichen Exzerpte aus Montaignes Reisejournal läßt sich zusammenfassen in die Worte: Die deutsche Kultur des 16. Jahrhunderts kann sich recht wohl sehen lassen neben der gleichzeitigen französischen und italienischen, wenn auch nicht an Reichtum und Pracht, so doch an innerem echten Gehalte. So urteilt nicht irgend ein beliebiger Tourist, sondern „der Weiseste der Franzosen", wie ihn Sainte-Beuve nennt, oder „der erste Franzose, der zu denken wagte", wie Lamettrie von ihm sagte. Der Jammer des 30jährigen Krieges — wie viel Herrliches muß er zerstört, wie viel hoffnungsreiche Ansätze und Knospen muß er vernichtet haben, daß Deutschland nachher in so unrühmliche Abhängigkeit auch in kultureller und geistiger Beziehung vom Ausland, besonders von Frankreich geriet, und sich davon zum Teil noch immer nicht ganz frei machen konnte! Eine Mahnung an uns, festzuhalten an dem, was an deutscher Art gut und wertvoll ist: „Nicht zu starr und nicht zu zart, ist so deutscher Schlag und Art." Aber auch eine Mahnung, nicht wie manch andere Völker hochmütig auf Fremdes herabzusehen, bloß weil es fremd ist, und uns auf unsere vier Wände zu beschränken, sondern wie Montaigne offenen Auges in die Welt hineinzusehen und „frotter et limer la cervelle contre celle d' altruy" (Essais I, 25), wodurch allein in der materiellen wie ideellen Kultur ein Fortschritt möglch ist. Zwei Goethesche Aussprüche über die Deutschen besagen das nämliche, müssen sich aber gegenseitig ergänzen: „Es liegt in der Deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Art zu bequemen." „Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt."

Harrachs Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien in den Jahren 1673—1676.

Mitgeteilt von Regierungsrat Ferd. Menčik.

IV.[1])

— 10. Februar. — Heundt frue habe ich den alten Principe de Barbançon besuecht, vohn ihme bin ich zu dem Marques de Florencia, welcher in einem Sessel gesessen. Ist gar sauber mobilirt, hat einen Baldachin in seinem Zimmer, welches sonsten weder de consejeros de Italia non titulos de alla thuen dürfen. Ihme hat man es aber wegen des verstorbenen Marques de la Fuente, als dessen Aiden er ist, erlaubet. Nachmittag bin ich zu der Praesidentin de Castilla und ihr die Kais. Credentialien an ihren Herrn lautend übergeben. In Hinfahren seind gleich beede Königl. á las descalças Reales gefahren, ich bin von dannen zu dem Grafen von Pötting . . Umb 9 Uhr abends ist noch die teutsche Ordinari kommen.

— 11. Februar. — Ich habe den ganzen Vormittag mit Lesung und Decifrierung meiner Brief zuegebracht. Der Venedische Potschafter hat sich bei mir ansagen lassen, umb Mitag aber wieder geschickt sich zu entschuldigen. Ich bin zu dem Almirante de Castilla, der in einem sehr alten aber sonst gueten Haus wohnet. Die Zimmer seind sehr nider, klein und ungleich, aber sehr viel, hat kein guete Tapezerey, sondern meistens Bilder und etliche sehr guete. Sagt er habe viel mehr und bessere in seinem Garten. Das Zimmer, in welches er mich geführet, ist groß und lang, und stoßt an ein gleichformiges mit großen glaseren Thüren. In der Mitt des Zimmers war ein große Uhr wie man auf denen Thurmen zu haben pfleget, in verguldten Ramen in die Mauer festgemacht, so aber nit schlaget. Bin von ihme nacher Haus.

— 12. Februar. — Nachmittag bin ich zu der Königin und mich erkündiget, was J. M. befehlen, daß ich schreiben solle wegen des praetendirten grandat eines Prinzipe di Nolfetti von Haus Spinola gegen Erlegung 100.000 Taller. Auf welches Sie mir geantwordt, Sie hätten es zwar bei ihme fünden, aber nit, daß es tuhenlich wäre wegen der vielen Praentendenten und üblen Consepuenzien, daß Sie auch nit gemein schriftliche Expectanz geben wollten, weilen doch solches

[1]) Vgl. Die Kultur, 1911, XII, 4. Heft, S. 413—437 und 1912, XIII, 1. Heft, S. 67—89; 2. Heft, S. 221—237.

nit verschwiegen bleiben wurde, und die andern dergleichen begehren dürften, Sie wolle aber schon andere Mittel verschaffen, auf daß dem Kaiser bei dieser polnischen Wahl an die Hand gegangen werde. Ich habe in der Antecamera den Duque de Albuquerque und den de Sessar gefunden, welche das Begehren an die Königin in Namen des Don Pedro Parras, majordomo de le Reyna, Sohn, und die Dona Isabel de Mendoza, Hofdame, getan haben. Es war auch der D. Ferdinando de Valençuela darinnen, weiß aber nit, ob er auch wegen des Begehren gewesen und mit hineingegangen. Von der Antecammera bin ich in die cuenchuola[1]) zu dem D. Pedro Fernandez[2]) gegangen und mit ihme wegen des Kaisers Interesse reden wollen, so ist er aber zu der Königin in despacho beruefen worden. Habe es also kurz gemacht, und ihme allein die Allianzsach mit Dannemark, Brandeburg und Braunschweig recommendirt. Habe ihme zwei Memorialien von D. Diego Quiroga und von Malaga recommendirt.

— 13. Februar. — Herr Nunzio hat uns Potschafter de capilla[3]) zu dem Miserere und einer Predig in das walsche Spital eingeladen seind um 4 Uhr der Venedische und (ich) erschienen. Die Predig hat der Pater Mario de los Clerigos menores, ein Walscher von Nation und von dem Geschlecht di Mario, der Marquesa de Santa Cruz Doria sobrino, gemacht, ein junger Mann von etlich' 30 Jahr. Ist königlicher Prediger und hat es sehr wol gemacht. Nach der Predig singte ein diple ein gar guete Moteten und die Königliche Music das Miserere. Ein Geistlicher, der Sacristan von Spital, Don Thoma sogenandt (welchen der Nunzio uns vor einen heiligen Mann zeigte) die Orationes. Mit deme giengen wir wider nacher Haus, ich voran und Herr Nunzio auf die letzt.

— 14. Februar. — J. M. der Kaiser schließet mir alzeit den Brief an die Königin ein, den ich der Camerera Mayor und sie mir die Antwort darauf wieder einzuschließen schicket.

— 15. Februar. — Nachmittag bin ich den H. Nunzio zu besuechen und als ich zu dem Collegio Imperial kame, ist die Ax an meinem Wagen gebrochen, selbe aber zum Glück an einem großen Stein angestanden, also daß der Wagen nit fallen künnen. Habe mich in dem coche de camera gesetzt und die gentiles hombres in die Kirchen geschickt und fortgefahren. Herr Nunzio sagt mir, daß er morgen werde bei der Königin Audienz haben und in Namen J. Pab. Heil. die Mediation zum Friden antragen. Ich habe meine Visita was kürzeres als ich vermeint machen muessen, weillen in Hinfahren ich des Duque de Albuquerque Secretario angetroffen, welcher mir fünf papeles in Namen seines Herrn überantwortet, welche ihme gleich der D. Diego dela Tore, Secretario de Estado de las cosas del Norte, zuegeschickt und dabei erindert, daß die Niderlandische Post aufgehalten worden und künne ich die Substanz herausziehen und J. Kais. M. erindern.

[1]) Kleine Höhle.
[2]) Pedro Fernandez del Campo y Angulo, Sekretär des despacho universal.
[3]) Embaxador de capilla Gesandter einer Großmacht.

Habe sie alsogleich, wie sie waren, in die Ziffer setzen lassen, so woll eine kleine Relation daruber gemacht, als J. Kais. M. selbst und H. Oberstkamerer geschrieben. Das erste war wegen des Fridens-tractaten, so durch den Card. Pio zu Rom angebracht worden, daß obwollen sie nicht zweiflen an meiner Relation von 3. dits, daß es sich ganz anderst, als dem M. de los Balbaces supponirt worden, so verbleibe gleichwol das Sentiment bestehen in deme, daß man dasjenige, so der Nunzio offerirt und von J. Kais. M. acceptirt worden, weder zu Wien dem spanischen Potschafter, noch hieher participirt worden, Sie zweiflen aber nit, J. Pabst. Heil. werden in diesem die Kais. und Kön. M. favoresiren und zu einem Frieden helfen, welcher nit leicht als durch einen tapferen Krieg zu erhalten sein werde. Das anderte betraf, was der Marques de los Balbaces erindert, daß ihme der Baron Hocher communicirt, was der schwedische Ministre angebracht, was man desthalben J. M. vor ein papel eingegeben darthuendt, wie schädlich seie der Eingang zu einem Stillstand der Waffen. Der einer von denen Puncten seie, welche der schwedische Ministre proponirt. Es habe also J. M. die Königin resolvirt, daß mir der Duque de Albuquerque solle zu verstehen geben, daß große sentimento so verursacht habe, zu wissen, daß J. Kais. M. Gehör zu einigen Stillstand der Waffen gegeben ohne Ursach und einiges motivo zu einer solchen platica[1]) oder Tractirung und zuegelassen, daß man es Ihren Ministren communicire, ohne daß sie zuvor J. M. der Königin oder ihren Ministren darvon einige Erinnerung thuen, auf daß man zuvor sehen kunte, ob es nuzlich oder nit seie, dann allein die Stimm, daß J. Kais. M. Gehör geben werden, denen Alliirten Kleinmuetigkeit und Mißtrauen verursachen, entgegen die Feind stärken und neuen Mueth machen, absonderlich in denen Schweden, als welche auf Anstiftung der Franzosen solche Propositiones vorbringen, J. M. die Königin werde sich eben dessen gegen J. Kais. M. in ihren eigenhändigen Briefen, so Sie zu schreiben pflegen, beklagen und haben dem Marques de los Balbaces befohlen, eben dieses mündlich zu thuen, und wann diese Proposition des Stillstand zu einem Effect gelangen solte, solle er J. K. M. desenganiren, daß man ihme mit denen monatlichen Subsidien nit zuehalten, auch selbe nit erfolgen lassen werde, so lang dieser Stillstand der Waffen wehren würde, dann diesen gasto[2]) sondern sehr wichtige unterlassend, thue man in der Meinung, daß man wirkliche Kriegsoperacionen vornehmen solle. Dieses haben J. M. auch zu participiren an dem Conde de Monterey,[3]) Marques de Fresno[4]) y Don Manuel de Lira[5]) befohlen, auf daß sie alle darnach sich zu richten wissen. Sie befehlen

[1]) Unterredung, Beratschlagung. [2]) Aufwand.

[3]) Don Juan Domingo Mendez de Haro, Graf von Monterey (durch seine Heirat mit Donna Inés Francisca de Zuniga), Bruder des M. de Liche, Gouverneur von Belgien (1675), später Vizekönig in Katalonien, Präsident des Rates von Flandern, † 2. Februar 1716.

[4]) Pedro Fernandez de Velasco, Marques de Fresno, Gesandter in England.

[5]) Emanuel de Lira, gewesener Gesandter im Haag.

auch dem Marques de los Balbaces, daß er die notwendige Recruten, Werbungen und des Graf Montecuculi Zuruckreis zu der Armee eifrigst sollicitire, daß eben dieses dem Conde Monterey befohlen und durch ihme denen Hollandern insinuirt werde, auf daß durch diese diligentien alle Inpression einiges Stillstand der Waffen ausgeleschd werde.

Das dritte Papel war ein Antwort, dessen so ich J. Kön. M. unter dem 11. und 12. Januar angebracht, nemblich, in was vor ein Stand die Tractaten mit Dannemark seien, daß mit dem Herzog von Lottringen geschlossen, wie importirlich seie, den Churfürst von Maincz und auch Brandeburg zue gewinnen, und daß man den Churfürst von Sachsen die versprochene Subsidien richtig zuehalte, wie J. Kais. M. estimirt haben, daß Ihnen die ihrige zwei Mesaten entricht werden; und leztlichen die Noticien wegen Polen, so J. Kais. M. Ihnen zu geben befohlen, auf welches J. M. die Königin sich resolvirt hatten und befohlen, mir zu antworten, daß die Liga mit Lottringen ratifizirt, und wünschte, daß auch derjenige mit Dannemark zu Effekt komme, wie Sie dann öfters befohlen, die Hollander dahin zu disponiren, daß sie selben eingehen und ratificiren sollen, daß unmöglich Ihnen seie, in selben einzugehen wegen der neuen Subsidien, die Sie zahlen sollen, wann Sie soviel Ausgaben und Spesen wegen des Krieg mit Frankreich auf dem Hals haben, diese Unmöglichkeit ware auch mit dem Churfürsten von Maintz selben zu gewinnen. Wegen Chursachsen seien J. M. die Königin nit schuldig, einige Subsidien darzuereichen, indeme man alles dahin geschlossen, daß, wann der Churfürst drei Monat zuvor ersuecht und ihme das verglichene Geld erlegt wird, alsdann er auch seine Völker, so man von ihme begehren wird, zu stellen schuldig seie, und diesem wollen Sie auch gar gern nachkummen. Was den Churfürst von Brandeburg betreffe, seien Sie zufrieden mit dem dritten Theil, mit J. Kais. M. und Hollandern zu concurriren und remittiren sich auf das, was zu Wien desthalben sowol wegen der Anzahl der Truppen als Operationen wird geschlossen werden. Doch seie dieses dahin zu verstehen, daß dieses in den Tractaten, so Sie mit J. Kais. M. und Holland haben, eingeschlossen werde, und er sich zu Vollziehung aller dieser Capitulen obligire und er sich erkläre, daß er in Niderland assistiren wolle, daß man eben dieses auch dem hiesigen hollandischen Pottschafter auf die Instancias, so er desetwegen gethan, erindere und antworte, und dem M. de los Balbaces habe man desthalben zu tractiren Befehl gegeben. Wegen der Subsidien werden J. M. schon gesehen haben, daß man Ihnen unterdessen auch vier andere geschickt und Ihnen zuezuhalten viel andere notwendige Ausgaben unterlasse. Wegen Polen referiren Sie sich auf dasjenige, was Sie dem D. Pedro Ronquillo anbefohlen.

Vierten communicirten Sie, was von dem M. del Fresno vor Diligenzien in Engelland gemacht worden, die Neutralitet mit Holland zu erlangen, sein Memorial, so er selben König gegeben und was darauf geantwort worden; der hollandische Potschafter treibe, Sie sollen

brechen, in Fall die Neutralität nit folge, Sie aber wolten sich nit resolviren, ehe Sie J. K. M. Meinung darüber wüßten.

Leztlichen ein Papel von Duque an mich, in welchem Sie sich beschweren, daß zwen meiner Lagey einem Alguasil, Robledo genandt, die barra auf dem Platz San Milan genommen, welches meiner Familia[1]) einen großen Praejudiz hätte verursachen künnen, und weilen das delicto so groß, als haben J. M. die Königin befohlen, mir anzudeuten, daß ich meine Leut in der Zucht halte, dann die ministros de la Justicia mueßten durch die Gassen gehen mit denen barros, wie es resolvirt worden.

— 16. Februar. — Heundt frue bin ich in die Predig a las descalças Carmelitas, alwo der Consejo de Arragon assistirt. Mich haben sie in ein Capellen gesetzt, so weit aber, daß ich fast nichts hören künnen. Der Prediger war der Fray Antonio de Herrera, Pauliner, so, was ich verstehen künnen, sehr guet gemacht, redet aber geschwind und hat sich von mir weg gegen dem Volk gewendet. Als ich aus der Kirchen gangen, hat mich die würdige Muetter sehen wollen, so des Vice-Kanzler von Arragon Schwester ist. Habe bei dem Redfenster mit ihr geredet und sie mich mit huevos de faltriquera[2]) regalirt. Nachmittag hat mir der venedische Potschafter die Visita restituirt.

— 17. Februar. — Heundt bin ich nit aus, als allein auf Atocha gefahren.

— 18. Februar. — Nachmittag ist der D. Diego de la Torre, secretario de estado del Norte, mich zu besuechen kommen, nach ihme seind der P. Isnardi, D. Carlos Ridolfi und Krazenbach einer nach dem andern bei mir gewest, mit denen ich lange Zeit geredet.

— 19. Februar. — Heunt vormittag ist der Don Ruy Gomes de Silva, des Duque Hijar Brueder, zu mir kommen. Dieser Herr wird alhier vor einen gar gescheiten, vernünftigen Mann gehalten und heißen ihme nur gemeiniglich el sabio en su retiro,[3]) dann er nach keinen Posten noch Gobernen trachtet, sondern alleweil zu Haus sehr retirat lebet. Ist fast anderthalben Stund bei mir geblieben und von unterschiedlichen Sachen discurirt. Nachmittag ist der Duque de Sessar zu mir kommen, auf den Abend später sein Brueder der Marques de Sant Illana,[4]) der als Königlicher Potschafter in Frankreich gehen sollen, auch schon zu San Sebastian gewesen, alwo er vier Monat gewartet, bis endlich der Krieg 166(5) in Niderland ausgebrochen, und zurückberufen worden. Jezt ist er del consejo de Indias.

— 20. Februar. — Vormittag ist der P. Noldaeus Augustiner, so letzlich sein erste Meß gelesen, bei mir gewest, sich zu beurlauben. Gehet nacher Salamanca, die Studien zu continuiren. Es ist auch der D. Juan de Castel Ruiz kommen. Umb drei Uhr bin ich al Hospital

[1]) Dienerschaft, Hausgesinde. [2]) Naschwerk aus Zucker und Eigelb.
[3]) Der Weise in der Einsamkeit.
[4]) Diego Fernandez de Cordova, Marques de Santillana.

de los Italianos gefahren, alwo der H. Nuncio wieder ein Predig halten lassen. Es ware der P. Joseph Xento, carmelita calçado y Padre dicador del Rey, so es zümblich guet gemacht. Nach selber war wieder die Muteta und Miserere. Ich bin von dannen zu dem Grafen von Pötting.

— 21. Februar. — Nachmittag hat mich der D. Francesco Olivarez, teniente del conductor de los embaxadores, besuecht, den übrigen Theil des Tags habe ich mit Schreiben auf die walsche Post zugebracht. Zu Mittag hat mein Beichtvater da geessen. Er hat meine zwei Sohn zu einer Disputation grammatica geführt, da sie opponiren und distinguiren wie in Philosophia.

— 22. Februar. — Vormittag ist der Duque de Alcala oder Medina Celi[1]) zu mir gekommen, aber gar nit lang geblieben. Ich habe von J. M. der Königin ein Stund zu der Audienz begehren lassen, die aber a las descalças Reales gehen, habe darvor den Principe de Astiliana besuecht, und weilen noch so viel Zeit übrig war, zu dem Duque de Alba gangen. Bin den übrigen Abend zu Haus geblieben.

— 23. Februar. — J. M. die Königin haben mir heint frue sagen, daß weilen Sie mir gestert nit Audienz geben künnen, solte ich heunt umb fünf Uhr kommen. Welches ich getan und Ihnen ein Papel gegeben, in welchem J. Kais. M. Ihnen das foedus Sueco-Brandeburgicum participiren beinebens sich erklären, daß Sie nit einwilligen künnen, Ihre Subsidien andern Alliirten zu geben, wie sie verlangt haben mit dem dritten Teil gegen Dannemark, Braunschweig und Brandeburg zu concurriren. Der Duque Albuquerque hat mir nachmittag ein billette geschickt, daß sich der Consejo de Castilla bei der Königin beschwert hätte, daß meine Leut dem fiel de Madrid[2]) und seinen Ministern die barras genommen, und mein Wagen mit sechs Esel ware in Madrid gesehen worden, und weilen J. M. glauben, es geschehe aus Unwissenheit, indeme ich erst ankommen seie, hätten Sie ihme befohlen, mir zu sagen, daß die Pottschafter an diesem Hof keinen barrio[3]) hätten und allein ihr Haus die Immunitet habe, daß die Justitia[4]) vor mein Thor mit erhebter barra gehen werde, und daß ich nit mit 6, sondern 4 Esel durch Madrid fahren dörfe. Auf welches ich ihme gleich wieder schriftlich geantwort, daß auf dieses und sein anderes vom 15. Februar ich ihme kürzlich zu sagen habe, daß erstlich die Klag des Alguasil Robleto gar ungleich mit den caso seie, indeme es sich nit mit meinen zwei Lageien auf dem Platz vor San Milan, sondern von einem walschen Bueben, der meinen Aufwarter einen und nit unter mein familia rechne, auf der plaçuela de Cebada zuegetragen, offerire mich aber, wann er sein Vorgeben bezeigen kann, beede Laggei aus dem Dienst zu thuen, er entgegen auch bestraft werde,

[1]) Antonio Juan Luis de la Cerda, Herzog Medinaceli.
[2]) Aufseher über die Stadtwage, Schweineschauer.
[3]) Stadtviertel. [4]) Stadtgericht, Polizei.

wann er mein Familia falsch angeklagt habe. Wegen des fiel den Madrid seie ein Fehler geschehen, daß einer von meinen teutschen Edlleuten ihne vor einen Alguasil angesehen, und weilen er vor das Haus gangen, durch einen Laggei die barra begehren lassen. Daß ich aber sehe, man wolle, daß die Justitia vor mein Thor gehe, wo ich das Kais. Wappen exponirt habe, welches ich J. Kais. M. avisiren mueßte, ob Sie es zuelassen, wann der spanische Potschafter zu Wien seinen barrio mantenirt, und der Nuntius solchen auch hier genießet. Mit 6 Eselen durch Madrid zu fahren, seie keine Neuerung, indeme solches alle meine Vorfahrer gethan und alle anwesende Nuntio und Königliche Potschafter noch thuen. Dahero werde ich mich in ein und andern Befehl erholen und thuen, was mir J. Kais. M. befehlen werden.

— 24. Februar. — Ich bin heindt frue zu dem Duque de Albuquerque, der mich in der Duquessa quarto geführt unter dem Praetext, man baue was in seinem Quarto. Hat ein schöne filada von Zimmern mit gueten niederlandischen Tapezereien, goldstickenen Boselen, und Küesteren, viel Schreibtisch, escaparaten[1]) und Spiegel. Hat mich in ein Cabinetl geführt, alwo etliche Truhen von indianischen Holz, mit filagrana beschlagen, so gar schön seindt. Ich habe ihme parte gegeben, was ich der Königin vor ein Papel eingehändigt habe. Hat alsdann anfangen zu reden, was wir einander wegen der Justitia geschrieben und mir als Freund gerathen, ich solte mein Antwort nit der Königin zueschicken lassen, unterdessen meiner familia anbefehlen, sie sollen sich in das Haus reteriren oder umbkehren lassen, wann die Justitia vor mein Thor gehe. Seint also bei deme geblieben, daß mein Papel der Königin passire, ich Ihr in der ersten Audienz von allem Nachricht gebe und S. M. dem Kaiser auch ausführlich erinnere. Ich habe nachmittag wollen den M. Castel Rodrigo besuechen, der mich aber nicht kommen lassen. Die teutsche Post ist heundt gar zeitlich kommen, weilen sie aber D. Pedro Fernandez eröffnet, der in der Junta war, haben wir sie erst umb Mittag gehabt. Auf den Abend ist der Don Christoval Angelati und der Don Carlos Ridolfi bei mir gewest.

— 25. Februar. — Ich habe heindt frue ein Stund zur Audienz von der Königin begehren lassen, die mir aber kein gegeben, weil Sie a San Domingo el Real gegangen. Habe auch den Card. de Toledo heimsuechen wollen, der mir es abgeschlagen. Auf den Abend ist der Graf Pötting zu mir kommen.

— 26. Februar. — Die Königin hat mich heindt frue zu der Audienz auf den Abend umb halbe Sechsse ruefen lassen. Beede J. Mt. seind in der Incarnation gewesen. Ich habe der Königin ein Papel eingehandiget und Avis, daß der General Vaubrun einen großen cuerpo von französischen Truppen zusammenbringe und betrohe in Burgund, Tirol und die Vorländer einzufallen, wann man die von denen Schweizern proponirte Neutralitet nit annehmen werde, dahero verlangten J. Kais. Mt. zu wissen, was man sich hier wegen Burgund

[1]) Polierte Sachen.

resolviren wolle, auf daß Sie wegen ihrer Erb-Vorländer auch Ihre Mesures nehmen mögen. Mündlich habe ich Ihnen referirt, daß J. Kais. M. Ihnen Nachricht geben lassen, wie daß sich umb die polnische Kron absonderlich vier große Concurrenten einfinden, nemblich des Königs aus Dannemark Herr Brueder, die beeden Prinzen von Brandeburg und Neuburg, und der Herzog von Lottringen. Dieser aber hätte schlechte Mittel gegen denen anderen, wäre aber J. Kais. M. der angenehmste. Dieses waren aber bloße Noticien, dann ehe J. M. der Königin Antwort hinaus komme, werde der König schon gemacht sein. Habe mich in J. Kais. M. Namen bedanket, daß J. M. die Königin sich erbieten, bei formation der Hofstatt darauf zu gedenken, daß die erwählte Subjecta J. M. dem Kaiser einen Dank und Erkanntnus haben, welches aber Sie hoffentlich auf solche Weis und Zeit einrichten, daß J. M. der Kaiser ihr Verlangen gewinnen. In gleichen habe ich mich bedanket der gueten Vertröstung, so Sie mir wegen des M. de los Balbaces gegeben. Auf welches Sie geantwort, wann auch des Marques eigne Meriten nit concurrirten, wurde Sie es Ihrem Herrn Bruedern nit abschlagen.

— 27. Februar. — Ich habe heundt frue meine Relationes an an J. Kais. M. geschrieben. Umb 12 Uhr ist der Duque de Albuquerque zu mir kommen, aber nichts zu erindern oder zu reden gehabt, als allein, daß er sich nit erindere, ob er mir die engellandische Negotiation mit denen Hollandern, so der Marques de Fresno tractirt, communicirt habe. Auf den Abend bin ich in des Nuntii Andacht, alwo der P. Zuleta, Jesuiter, von der Kronung geprediget, und von dannen nacher Haus, zu schreiben.

— 28. Februar. — Ist Niemand zu mir kommen als der Don Phelipe Aguirre, des Marques de los Balbaces camerero oder Agent, deme ich gesagt, was ich vorgestert mit der Königin wegen des Marques geheimer Rath geredet, und was Sie mir darauf geantwordt, auf daß er solches sambt andern Umbständten in der Ziffer schreibe. Der Duque de Albuquerque hat mir umb Mittag ein Papel geschickt, welches ein Resolution oder Antwort auf meines von 9. dits ist, und mir generaliter antworten, daß Sie die Nachricht der renovirten schwedisch — und brandeburgischen Liga, und daß selbe beede Kron und Kurfürst zu gewinnen seien, darzue Sie dann kein Fleiß auslassen, indeme Sie in Schweden einen Envoyé hielten und mit Brandeburg zu tractiren schon dem M. de los Balbaces anbefohlen hätten, auch in übrigen nit ermanglen alles zu thuen, was zum Krieg vonnöthen ware. H. Nuntius hat heunt frue zu mir geschickt und mich erindern lassen, daß auf sein Befehl von seinem Leibgutschi Information genommen worden, daß dieser vier Nuntien gedienet und alle jederzeit mit 6 Eselen durch Madrid al campo gefahren sein. Gar spat hat mir D. Pedro Fernandez del Campo ein Billette geschickt und zu vernehmen begehrt, woher ich wüßte, daß etliche von der spanischen Kays. familia sich auf vier Genuesischen Schiff embarquirt hätten, und diese von Franzosen ubel tractirt wären worden. Ich habe ihme geant-

wordt, daß der D. Isidro Angulo Brueder es zu Hof einem meiner Aufwarter gesagt habe.

— 1. März. — Heundt frue ist der Abbé Belleveaux, des Baron de Soye Brueder, zu mir kommen und mir communicirt des Baron de Lisola[1]) trattato zu Lüttich, und die Originalrelation in meiner Hand gelassen. Nach dem Essen ist meinem Sohn Franz Antony ein Unglück geschehen, daß als ihne sein Hofmeister aus seinem Zimmer in die obrigen geschickt, seinen Brueder zum Lernen zu holen, ist er darvor auf ein kleines Stiegel von neuen Staffeln gegangen und auf einem eisenen palustre reiten wollen, hinauswerts ein Schuech hoch auf einen steinen Staffel gefallen und ihme den Fues oben bei der Dicke entzwei gebrochen . .

— 2. März. — Ich bin nachmittag à la Vittoria, alwo des verstorbenen Secretari Juan Bernardo Schmidl Sohn Profession in den Orden S. Francisci de Paula gethan. Der guete Prediger P. Antonio de Herrera hat die Function und platica verrichtet. Ich habe bei Unser Frau de la Soledad etwas gebetet. Habe wollen den Nuncio besuechen, der aber nit zu Haus war, bin also heim und nit mehr auskommen.

— 3. März. — Ich bin heindt frue zu Unser Frau Atocha gefahren und dorten die Meß gehört. Nachmittag habe ich wollen den Hofkammerpraesidenten D. Diego Zapata und den Marques de Santillana besuechen, haben mir aber beede abschlagen lassen. Vorgestert ist der Miguel Romero gestorben, ist mit dem verstorbenen Kevenhiller als Balbirer in Teutschland gereist. Nachmittag ist der D. Nicolas Velasco, der Königin guarda damas, und der Don Cristoval de Crazenbach bei mir gewest. Auf den Abend ist der Conde de Charny zu mir kommen.

— 4. März. — Ich habe heundt frue den Conde de Molina und den de Aguilar besuechen wollen; habe darvor den Duque de Najara visitiert. Nachmittag bin ich spazieren gefahren und habe meinen Karl mitgenommen. Habe ein kleines Häusel, so der M^s. de Liche[2]) ein halbe Stund von hier hat, gesehen, so gar herzig ist. Das Gebäu ist inwendig al fresco gemahlen, die Böden hat ein Walscher D. Dionisio N. gemahlen, so mich aber nit absonderlich guet geduncket. An denen Mauern herumb seind des Marques eigne Bilder von Titian, Raphael und anderen mit Oelfarben copirt und die Ramen schwarz und teils verguldt. Diese seind von unterschidlichen Meistern gemahlet als Carafa und andern, so sich hier befundten. Er hat ein huerta darbei mit unterschidlichen Obstbaumen. Der Duqua de Alba hat mich besuechen wollen, aber nit gefunden.

— 5. März. — Vormittag ist der D. Domingo Damisa zu mir kommen. Habe in ein und anderen wegen der Renta des Erzherzogs Leopold Wilhelm Information genommen. Es hat mich auch der alte

[1]) Franz Paul Freiherr von Lisola, Gesandter an verschiedenen Höfen, 1613. † 19. Dezember 1674.

[2]) Gaspar Mendez de Haro, Marques de Heliche, ein Bruder des Grafen Monterey.

Baron de Aviles besuecht, der bei dem Kais. Ferdinand III. Obrist-silberkamer war und ist mit der Zeitung der Vittori auf dem Weißenberg von Ferdinand II. zum König Phelipe III. geschickt worden. Jetzt ist er der Königin Secretario, hat 80½ Jahr, gehet noch zimblich. Weilen der Bruederschaft von der Kirchen de nostra señora de Gratia ein Miserere abgangen, habe ich selbiges heindt halten laßen. Herr Nuntio hat wollen darbei sein, dahero ihme und venedischen Potschafter darzue eingeladen. Der Prediger war el P. Fr. Alonso de Santo Thomas, Provincial de los Recoletos Augustianos, hat gar beweglich, aber nit zierlich gepredigt. Ich bin noch auf den Abend zu dem Cav. Castiglione, der vor drei Tagen erst von Portugal zuruck kommen, hat unterschidliche Informationen mitgebracht, und weilen nach meiner auch der Duque de Alba kommen, haben wir bis nach Acht geschwäzet. Nachmittag hat mir der Duque de Albuquerque ein Papel, Antwort auf meines wegen der Dennemark-Brandeburg- und Braunschwigischen Ligen Project geschickt, es ist aber so obscur und confus, daß ich nit weiß, was Sie darmit sagen wollen.

— 6. März. — Ich bin vormittag zu dem Modenesischen Residenten und von ihme zu dem Abbé Belleveaux. Nachmittag hat der Conde de Aguilar zu mir wollen kommen, weilen ich aber zu des H. Nuntii Andacht al Hospital de los Italianos gegangen, habe ich ihne nit admittiren künnen. Heundt hat der P. Fray Ant. de Herrera gepredigt. War ein solcher Zulauf, daß das Kirchl voll Leut war und meine Leut alle daraus bleiben muessen. Ich bin von dannen zu dem Gr. v. Pötting.

— 7. März. — D. Domingo Damisis ist wieder bei mir gewest. Gegen 12 Uhr ist der Don Carlos Ridolfi und Crazenbach kommen. Nachmittag habe ich die Suor Dorotea[1]) a las descalças Reales besuecht. Sie ist des Kaisers Rudolf hija natural und mit 12 Jahren aus Teutschland herein kommen. Habe mehr als ein Stund mit ihr geredet, aber nichts von ihr gesehen, dann ein Blech neben dem großen eisenen Gatter war, das kleine Löchel hat und noch darzue ein Tuech vorgehenkt. Als ich nach Haus kommen, hat der Ob. Wachtmeister von Comte Fontaine Baron Seerau von mir Urlaub genommen.

— 8. März. — Heundt frue ist der Secretario de la orden del Tuson bei mir gewest, wegen der Grafen von Wallenstein Certification, daß ihr Vater die Gnad des Tusons wirklich gehabt, aber den Collar zu erlangen nit erlebt.

— 9. März. — Heundt Nacht ist der Duque de Terra Nova gestorben. War Aiden des alten, der zu Wien Potschafter gewesen und von seinem Haus Duque de Monte Leon in Sicilien. Hiemit wird der fünfte Collar in dem Orden des Tuson vacant. Der Don Balthasar Molinet hat mir die gestert versprochene Certification vor die Grafen von Wallenstein geschickt und trift sein derecho 50 doblas an.

[1]) Aus der Verbindung mit der Tochter des Kaiserlichen Antiquars Strada. Vergleiche Gindely, „Rudolf II. und seine Zeit", 1865, S. 337.

— 10. März. — Der Duque de Albuquerque hat mir heindt frue ein Papel mit der Antwort wegen der Neutralität der Grafschaft Tirol sambt den Vorlanden und Grafschaft Burgund, so die schweizer Cantonen J. K. und Kön. Mt. angetragen, bestehet in deme, daß die Königin dem Kaiser frei stellet, was er vermeint, daß Ihme und hiesiger Monarchia zum nutzlichsten seie, deme wollen Sie sich auch vergleichen. Das schlimme Wetter continuirt noch, bin gleichwol auf den Abend nacher Atocha und habe des Luchesischen Potschafter almoneda gesehen, so außer etlicher Bilder nichts rechts hat. Ich habe befohlen umb vier zu handlen, als eins von Andrea del Sarto, und drei von Titian. Weiß nit, ob wir uns vergleichen werden. Man hat heindt die Pramatica offentlich publicirt, höre, sie seie so scharf, daß man sie schwerlich observiren werde.

— 11. März. — Heundt frue ist der P. Fray Simon[1]), so der verstorbenen Kaiserin Margerita Beichtvater war und anjezo denominirter Bischof zu Thuy, bei mir gewest, hat der Kais. Familia zu Genua Abreis nit erwarten künnen, indeme solche vor End April mit denen Tursischen Galeren nit abfahren kann. Die Ursach ist, daß der D. Ferd. Doria als teniente general sie auf zwei Monate versehen wissen will und 100.000 ducados austraget, welche der Duque de Ossuna nit, sondern allein 6000 geben will. Er hat sich mit dem Convoglio de Genua imbarquirt, und sehr viel Gefahr und Ungelegenheit wegen der Ungewitter ausgestanden. Endlich hat er neben des D. Beltram de Guevara sich in einem Schifo an die Playa[2]) bei Valencia begeben und zu Land anhero kommen. Nachmittag hat mich der Graf von Poetting besuecht und ist gleich umb selbe Zeit die teutsche Ordinari ankommen.

— 12. März. — Der engellandische Pottschafter hat mir heundt frue parte geben lassen, daß der Fried zwischen seinem König und denen General-Staden geschlossen seie. Ich habe den Duque de Albuquerque besuecht und mich erkündiget, was sein letztes Papel wegen der König. Dannem.-Allianz Project sagen wollen, auf welches er geantwordt, daß man dieselbe Allianz einzugehen und zu abbraciren[3]) verlange, allein solle man effective die Operation in Niderland pactiren und nit die Kais. M. Tractaten particulariter und secrete machen. Wegen des, der Kaiser mit dem dritten Theil der Subsidien concurriren solle, wäre in dem geheimen Rat nichts gemeldet worden, obwollen in diesen Puncten ich zwei meine Papeles angebracht und tocchirt habe.

Nachmittag habe ich bei J. M. der Königin Audienz gehabt und ein Papel wegen der Trierischen Tractaten eingeben wollen, und habe solches zu Haus vergessen. Weilen aber J. M. der Kaiser mir befohlen, ihnen parte wegen der polnischen Wahlsachen zu geben und auch der Herzog von Lottringen mir geschrieben, Sie in seinem Namen

---

[1]) Simon Garcia Pedrejon, dann Bischof von Tuy in Spanien.
[2]) Gestade. [3]) Umfassen, umschlingen.

umb Dero Assistenz zu der polnischen Kron zu bitten, habe ich Materi genueg gehabt, Negocien vorzubringen. Habe auch J. M. Glück gewüntscht, daß der Krieg zwischen Engel- und Holland durch Dero Interposition geschlossen seie. Letzlichen indeme man vor gwiß sagt, daß J. Kön. M. zu einer Promotion etlicher geheimer Räth sich ehesten resolviren werden, habe ich Sie des Marques de los Balbaces Verlangen und J. Kais. M. vor ihne angelegte Officia erindern wollen. Auf welches Sie geantwordt, Sie seie noch nit gedacht, solche Promotion vorzunehmen, die Praetendenten gäbeten es also vor in der Meinung, wann Sie nit alleweil neue Instancias machen, sie dürften praeterirt werden, des Marques aber wollen Sie gwiß eingedenk sein. Auf den Abend habe ich auf die Post vorgeschrieben.

— 13. März. — Nachmittag haben wir in dem walschen Spital die lezte Predig gehabt, so der P. Veinte Miglia, Theatiner und Neapolit. Nation, gethan. Hat ein sehr walsche Aussprach und Manier gehabt, sonsten wol hingegangen. Der Nuntius hat uns gesagt, die Königin werde zu allen Potschaftern und frembden Ministris schicken, begehrendt, daß sie sich der lezt publicirten Pragmatica auch unterwerfen. Haben uns unterredet, daß wir antworten wollen, man solle es uns schriftlich wie andere Negocien geben, au) oaß wir es unseren Principalen besser zu berichten wissen. Der Duque de Albuquerque hat mir zwei Papeles geschickt. Eines war die Participation des pabst. Nuntii offerta der Fridensmediation und was ihme darauf geantwordt; das andere war, daß die von denen Schweizeren angetragene Neutralität wegen Burgund, Tirol und selber Vorlanden, Sie es J. Kais. M. zu thuen, was Sie dem gemeinen Weesen zu Besten erkennen, remittiren.

— 14. März. — Heundt habe ich den ganzen Tag mit Schreiben zuegebracht. Bin umb Zwölf in der Nacht fertig worden, gleichwolen etliche Brief unterlassen muessen, indeme mir von der Postur des so langen stäten Bucken die Brust so wehe gethan, daß ich nit mehr weiters schreiben künnen.

— 15. März. — Nachmittag ist der Cav. Castiglione zu mir kommen, und bei 2 Stund geblieben.

— 16. März. — Ich habe heundt frue wollen den P. Fray Simon bei San Francisco besuechen, welcher mir es aber abgeschlagen, ingleichen auch der M. de Santillana, der mich auf nachmittag bescheiden. Umb 4 Uhr bin ich zu ihme, dann zu dem engellandischen Potschafter und Grafen von Pötting, und erst umb acht Uhr nach Haus kommen.

— 17. März. — Wegen den stäten Regen bin ich den ganzen Tag zu Haus geblieben. Vormittag ist des Card. Barberini Agent Abbate Milanti zu mir kommen und mich im Namen seines Principal besuecht. Der Duque de Albuquerque hat mir gestert drei Papeles mit königl. Resolution geschickt. Das erste war wegen der Repressalien der anwesenden Lothringer, und befehlen J. M., observe se en esto lo que tengo resuelto, y al Embajator de Alemania se respondera, que

las personas de Lorenses seran tratadas como vasallos de principe amigo, pero no que sirven de puente a los Franceses en la prohibition del comercio con ellos. Das andere war wegen der Correspondenz, so der Conde de Monterey mit dem Feldmarschalk von Bournonville pflegen solle, der seinerseits selbes zu beobachten vorgibt und des widrigen den Duc de Bournonville bezeugt, so ich J. Kais. M. berichten solle.

Das dritte ist wegen des Graf Czernin Tusons pretension, auf welches J. M. die Königin sich resolvirt, que por aora no ay tusones vacos para hazer creacion, ni se puede trattar della tan presto. Den Marques del Carpio oder Liche habe ich diese Tag bitten lassen, mir als obrister Jagermeister zu erlauben, daß ich hier herumb jagen oder schießen möge. Der hat mir die Erlaubniß in der Königin Namen schriftlich geschickt, doch nur la caça menor an estos bosques Reales zu verstehen. Auf den Abend hat mich Herr Nuntio besuecht und D. Cristoval zu mir kommen.

— 18. März. — Vormittag hat sich die Grafin lassen hervorsehen, doch im Sessel lassen bis zu unserer Kapellen tragen und aldorten sich anhaltend nur soviel gestanden und gegangen, als zu der Function notwendig war. Wegen des Palmsunntag hat man uns mit drei Palmen regalirt.

— 19. März. — Nachmittag habe ich bei der Königin Audienz gehabt. Der Marques Mondejar, wie ich ausgehen wollen, ist er zu mir kommen, ohne daß er sich ansagen lassen, und in hochster Geheim vertrauet, daß der Don Juan nacher Madrid kommen, und nach Osteren hier sein werde, und weilen dieses sehr üble Consequentien nach sich ziehe, solle ich es der Königin sagen. Ich habe geantwordt, was vor Fundament er habe, auf daß wir der Königin ein Sach beibringen, die nit also wäre? Auf welches er geantwordt, der Don Juan habe dem Duque de Alba geschrieben, er solle nit von hier reisen, wie er Willens gewest, auf seine Gueter zu gehen, dann er werde bald nach Osteren einen gueten Freund hier haben. Ich habe aber ihme replicirt, daß dieses auf was anders auch künne ausgelegt werden. Auf welches er protestirt, daß er es der Königin vor diesen als ein Warnung vorgebracht, jetzt aber sage er mir als fast ein evidente Warheit und protestire, daß wann ein Unglück daraus entstehe, er es dem Kais. Ministre zeitlich erindert, auf daß man's der Königin vortrage. Auf welches ich ihme endlich versprochen es zu thuen, doch in seinem Namen. Ich bin zuvor zu dem holland. Potschafter, mich mit ihme wegen des Frid zu erfreuen, alsdann zu der Audienz, alwo ich J. M. der Königin fünf Papeles übergeben. Eines Nachricht von der polnischen Wahl, und daß obwolen die Türken selber Orthen an ihren Progressen zimbliche Verhindernus gefunden, sie sich gleichwol wieder auf ein neues armiren und ihr Glück diesen Frueling versuechen werden, die verlohrne Ehr und Estimacion wieder zu recuperiren, und indeme die Rebellen in Ungarn wegen dieser Ursach sich wieder auf ein neues hervorthuen und große Ungelegenheit machen,

so unterlassen doch J. Kai. M. nit auf den empeño wider Frankreich zu gedenken, sondern seien in Willens oder den G. Montecuculi oder ein anders taugliches Subjectum zu dem Commando seiner am Rhein einquartierten Armee zu schicken, verlangten aber vor allem zu wissen, was man diese Campaña und wo operiren wolle, auf daß man besser di concerto gehen möge.

Das andere ware die Participation, die dem Grafen von Sterenberg[1]) in Schweden gegebne Antwort, und was ihme von J. Kais. M. anbefohlen worden, weiters zu repliciren und zu proponiren.

Das dritte ware, daß weilen mir auf meine zwei Papeles, worinnen ich wegen Concurrirung des dritten Theil zu denen Subsidien gemeldet, auf diesen Punct specifice nit geantwordt worden, als habe ich mich anfragen wollen, was Sie sich deßhalben resolviren, auf daß J. K. M. auch dero Misuren nehmen künnen oder dergleichen Allianz zn procuriren oder die Diligencien zu suspendiren.

Das vierte war wegen der geschlossenen Tractaten mit Chur Trier, welche ich beigelegt und J. M. erindert habe, die Neigung selbes Churfürsten Coadjutoren, das Bistum Gant zu conferiren. Das lezte und fünfte ware, das weilen der Fridt zwischen Enge- und Holland so glücklich geschlossen worden, ich die Ordre J. K. M. anticipiren und J. M. bitten wollen, ihren Ministre en el Norte zu befehlen, als daß mit denen General-Staden dahin agiren und sollicitiren, auf daß sie mit allem fervor und esfuerço[2]) wider Frankreich operiren, damit man oder einen gueten Friden erhalte, oder wenigst einen nuzlichen Krieg führe. Welches alles J. Kön. M. gar wol aufgenommen und beantwordt haben. Ich habe Ihnen dasjenige wegen des Don Juan, so mir der M. de Montejar beigebracht, vorgetragen und noch beigesetzt, daß ich anderwerts vernommen, als solte auch einer hier geredt haben, daß wann Sie mehr in Pardo gehen werden, vielleicht J. M. die Königin den König nit mehr mit sich nach Haus bringen, daß ich aber dieses allein Ihnen vortrage, wie ich es vernehme, und werden J. Mt. zum Besten wissen, ob diesem Glauben zu geben sei oder nit. Auf welches Sie geantwordt, Sie estimiren mein Vorsorg, hoffen aber das bessere, obwolen dem D. Juan nit viel bessers zuzutrauen seie, indem er der Zeit an Mittlen und Freunden, nit aber an Willen etwas zu unterfangen, Mangel habe. Ich habe replicirt, daß ich es also hoffe und wünsche, doch seie alzeit guet, in dergleichen Fällen sicher zu gehen. Ich hatte bei diesem wol einen Argwohn, ob nit etwann der M. Mondejar eignes Interesse darmit sueche, und die Promotion des geheimen Rath darmit befürdern wollen, weilen er absonderlich gemeldet, daß dieses ein Hauptmittel wäre J. M. Partie zu verstärken und die andere zu mindern, und seind Sie mir in diesem hergefallen, daß dieses die Ursach sein werde, die den Marques die Sach so nöttig gemacht. J. M. der König seint sider gestert in Bet, befinden sich

---

[1]) Adolf Wratislaw Graf Sternberg, Gesandter, geheimer Rat, dann böhmischer Vizekanzler. [2]) Bemühung, Zutrauen.

in einem Cathar übel auf. Jb bin von dannen zu dem D. Pedro Fernandez del Campo gangen und ihme die Negocien der fünf angegebnen Papels recommendirt.

— 20. März frue. — Heundt frue habe ich den D. Diego de la Torre[1]) besuecht. Bin hernach zu dem Duque de Albuquerque, auch ihme von gedachten papeles parte gegeben und recommendirt. Der hat mir gesagt, der König lige noch zu Beth mit einer Hiz. Vor der Meß ist noch der D. Carlos Ridolfi mit mir zu reden kommen und der Abbate Villon, welcher mich eingeladen an Atlas Pfingstag den Schlüssel von der Custodia im Walschen Spital zu nehmen. Nach deme habe ich erst Meß gehört und hat der Passion so lang gewehrt, daß ich erst nach Zwei zu Essen gangen. Nachmittag habe ich den Don Ruy Gomez de Silva besuecht und erst umb 8 Uhr heim kommen. Unterwegs habe ich ein Prozession angetroffen, und war der Santo Christo de San Luis, welchen sie in ein andere Kirchen getragen, von dannen morgen eine große Procession ausgehen wird,

— 21. März. Ich habe zwar vermeindt, in ein Kirchen oder Tribuna zu gehen, die Metten zu hören oder die Prozession zu sehen, so ist es aber so haslich Wetter gewest, daß ich nit aus dem Haus mögen, hat gedonnert, geblizt und sehr stark gewaidt und geregnet.

— 22. März. Heindt frue habe ich gebeicht und communicirt, umb Elf in das walsche Spital gefahren, alda habe ich noch die Meß selbigen Abbate gehört. Zu End desselben haben sie das Hochwürdige in ein zuegedeckten Kelch und Patena zu dem zugerichten Grab getragen, und ein Caplan oder Sacristan in die Sacristei, und über ein Weil den Schlüssel an einem weiß seidenen Band zuruckgebracht, welchen mir der Abbate an Hals gehenkt und ich also den ganzen Tag getragen. Das Grab war vor dem hohen Altar gemacht, mit gemalter Leinwat wie ein Altarstein, unter selben Unser Herr im Grab, ober selben auf Leinwat ein gemahlnes Monumentum. Nachmittag ist bei Unser Frau de Gracia ein Prozession ausgangen, haben etliche Misteria oder Figuren getragen und die von unterschidlichen Bruederschaften mit ihren estandartes begleitet, deren Hofmeister und Ufficiales Röck mit langen Schwef und Wamesen von schwarzer Leinwat angehabt, vier aber ganz in Harnisch gangen. Disciplinanten[2]) seindt etlich wenig ohne Ordnung gewest, kleine Pueben, so Kreuz getragen und ein Ausgespandter, so den Leib und Armen mit esteras[3]) geflecht gehabt. Ich habe wollen in die Predig del mandato gehen, so seind aber so viel Leut auf dem Placz und calle de Toledo gewest, daß ich gar hart hätte durchkommen künnen, dann sider Mittag fahret heund Niemand.

— 23. März. — Umb 11 Uhr bin ich zu Fues von Haus ausgangen, und obwolen es zimblich angefangen zu regnen, hab ich mich nit abschrecken lassen. Habe das erste Grab zu San Milan besuecht,

[1]) Vom Despacho universal. [2]) Büßer bei kirchlichen Umgängen.
[3]) Schilfmatte, Decke.

unterdessen daß ich aldorten was gebetet, ist es wieder schön worden. Von San Milan bin ich in das Collegio Imperial, von dannen à la Trinidad und in das walsche Spital, alwo sie gleich die Ceremonien anfangen wollen, welche nach dem Romanischen Rituale wie unsere in Teutschland seind. Drei Münnich von der Trinidad haben den Passion gesungen, aber ohne rechten Ton, sondern wie es einem jeden eingefallen. Wie man Unseren Herren geholet, habe ich den Schlüssel wieder zuruckgegeben, aber weiter nit mit der Procession gangen, weilen nur etliche Schritt von der Kirchen gewehret. Meine Aufwarter haben den Himmel und die Pages die Windlichter getragen. Ich habe befohlen, man solle zu einem Almosen 6 doblones schenken. Zuruck bin ich gefahren, dann man nur heundt vormittag bis auf 12 Uhr zu gehen pfleget. Habe meinen Carl mit mir gehabt. Nachmittag bin ich wieder mit ihme, aber nur mit einem Wagen à San Phelipé zu denen PP. Augustinern in der Meinung, die große Procession zu sehen und zugleich die Metten zu hören. Habe aldorten den H. Nuntio angetroffen und mit ihme in ein tribuna gegangen, bin aber zu spat zu der function des Entierro[1]) kommen, dann sie Unseren Herren von Kreuz nehmen, in ein Todtenbaar legen, mit einem Tuech zudecken und mit Singung des Miserere weg tragen, als wann es ein verstorbener Mensch war. Die Metten hat erst gegen Sechs angefangen. Die Lectiones haben sie in der Music gesungen, aber nit klaglich oder anmuetig, sondern auf ihr gemeine Manier. Das Benedictus und Miserere haben sie theils coraliter, teils den falso Bordon[2]), und theils figurirt a tre chori, deren einer hinter dem Altar stunde, gesungen. Spat, da es schon finster war, hat man noch zwei passos oder Figuren vorbei getragen, und ware Nuestra Señora de Belen, wie sie in Egypten mit dem Joseph geflohen, und N. S. de la Soledad. Es bestehet alles an der Menge Lichter, so die Sodales und andere andachtig tragen. Man reith, daß diese Kerzen mehr als 50 arrobas[3]) Wachs machen, so alles Unser Frau bleibet. Bin erst nach Acht heim kommen, ein Predig gelesen, paar Aier gessen und schlafen gangen.

— 24. März. — Nachmittag habe ich vermeint nacher Atocha zu fahren, so hat sich der Graf von Pötting ansagen lassen. J. M. die Königin haben ihme eine dem Marques de Liche, eine der Principessa de Plombina und eine der de Massa, des Vicekanzler von Arragon Schwigermutter, von denen spanischen Galeren bewilliget.

— 25. März. Habe vormittag wenig lesen künnen, indeme ich Meß gehört und umb 12 Uhr zu Hof sein muessen, beeden J. Kön. M. die Feiertag zu wüntschen, alwo auf des Königs Seiten von Grandes allein der Duque del Infantado als Ob. Hofmeister und el de Albuquerque war, auf der Königin aber der Conde de Aguilar. Nachmittag ist der

[1]) Die große Procesión del Santo Entierro (Grablegung) am Karfreitagnachmittag, bemerkenswert wegen der Pasos, wobei Figuren dargestellt werden.
[2]) Pilgerstab, Baßsaite, Schnarregister.
[3]) Arroba, ein Gewicht von 11·5 Kilogramm.

Cav. Castiglione, florent. Resident, zu mir kommen, mir die Feiertag zu wüntschen, und ich bin zu dem H. Nuntio, Graf von Pötting.

— 26. März. Ich habe den ganzen Vormittag mit Lesung meiner Brief zugebracht, und nachmittag angefangen zu schreiben.

— 27. März. Das schlimme Wetter continuirt alleweil. Bin wegen des Posttag nirgends hin gangen. Zu mir ist der Don Cristoval de Crazenbach und Don Carlos Ridolfi kommen.

— 28. März. Ich habe heindt den ganzen Tag mit Schreiben zuegebracht. Auf den Abend hat mir der Don Pedro Fernandenz ein Zetl geschriben und begehrt zu wissen, weme ich die Administration de las Rentas dotales geben werde. Habe ihme geantwort, dem D. Cristoval Angelati de Crazenbach aus Befehl J. Kais. M., doch erst, wann der Don Tobias Koch[1]), der es jezt hat, wird abgereist sein. Der Duque de Albuquerque hat mir zwei Papeles geschickt, eines wegen der Justitia, daß ich nichts innoviren, sondern selbe mit der barra alçada[2]) gehen lassen, und ich nit mit sechs Eselen durch Madrid fahren solle. Das andere war, damit Holland nach geschlossenen Friden mit Engeland eifrig wider Frankreich operire, J. Kai. M. sie General-Staaden ermahnen lassen, und auch die Kais. Armee ehestens in Niderland zu marchiren beordert werde.

— 29. März. Ich habe heundt frue den Duque Medina Celi besuecht, der mich in der Duquessa Quarto geführt. Hat sehr viel Edlleut und die meist Cavalleros de habitos. Hat mich in anderten Zimmer nur empfangen und bis an die Stiegen begleitet, sonst aber gar hoflich tractirt. Nachmittag ist der H. Nuntio zu mir kommen und die öffentliche Feiertag Visita restituirt.

— 30. März. Heund frue habe an etlichen Papeles, so ich der Königin zu geben habe, gearbeitet, nachmittag den Obispo de Thuy besuecht, nach ihme zu dem Conde de Aguilar, und zu P. Passarelli, Theatiner, des Kardinal von Hessen Agenten, gangen.

— 31. März. Ich bin mit dem Karl zu Unser Frau Atocha gefahren und alda Meß gehört. Nachmittag ist der holländische Potschafter zu mir kommen. Nach seiner ist der Cav. Solari, des Herzog von Savoye Resident, zu mir kommen. Er ist Cav. die Malta, und hat alda gar viel unsere deutschen Cavalieren gekennt.

---

[1]) Seit 1665 Verwalter der Dotalgefälle. Nach ihm wurde D. Christoval Kratzenbach, in Spanien Angelati genannt, damit betraut. Er war ein Gegner des Grafen von Pötting und erhielt den Titel eines Kaiserlichen Agenten.

[2]) Mit erhobener Stange, Gerichtsschranken.

Umschau.

Aus Zeitschriften. — Leopold Kober schildert im „Hochland" (IX. Jahrg., Heft 5) eine Wüstenreise „Im nördlichen Hedschas", die er mit Professor Alois Musil im Sommer 1910 unternommen hat. Professor Musil hatte von der kaiserlich ottomanischen Regierung und dem obersten Sanitätsrate den Auftrag bekommen, die Bahnstrecke zwischen Maân und al' Ola kartographisch-geologisch aufzunehmen und einen Ort für die Errichtung eines Lazarettes für Mekkapilger vorzuschlagen. Ein türkischer Gendarm war der kleinen, nur aus sieben Personen bestehenden Karawane von der Regierung mitgegeben worden, gleichsam als Legitimation, daß es sich um Abgeordnete der Regierung handelte. Er hätte den Reisenden aber wenig genützt, „hätte nicht Musil durch seine privaten Beziehungen zu bedeutenden Beduinenfürsten sich Empfehlungsschreiben an die unabhängigen Stämme des Südens verschaffen können. Musil ist unter den Beduinen, insbesondere im nördlichen Arabien, als Blutsbruder eines der mächtigsten Beduinenfürsten, des Fürsten Nûri eben Sa'lân, unter dem Namen as Sejh Mûsa ar-Rwejli bekannt". Seine arabischen Freunde sind verpflichtet, ihn zu beschützen und jede ihm angetane Unbill zu rächen. Das gibt ihm bei seinen Wüstenreisen Sicherheit, denn: „Weiß der Räuber, daß ihn die rächende Hand erreichen und Sühne fordern wird, dann geht er nicht so leicht bis zum äußersten. Und darin liegt der große praktische Wert dieses Brauches." Während der ganzen Reise führten die Herren das entbehrungsreiche, harte und gefahrvolle Leben des Beduinen. „Wir kleideten uns wie echte Söhne der Wüste," erzählt Kober, „ritten wie diese beim Dämmerlicht der Sterne, unter den sengenden Strahlen der Sonne; schliefen die wenigen Stunden der Nacht neben unseren Kamelen auf harter Erde, oft frierend und zitternd vor Kälte; hungerten und schmachteten vor Durst, während das Trugbild der Fata Morgana mit seinen Palmen, Hainen und Seen ein Paradies vorgaukelte; griffen zur Waffe und spannten unsere Sinne zum äußersten an, ertönte in der Karawane der Ruf: ‚Araber'; horchten hinaus in die schweigende Nacht auf einsamem Ritte, um der drohenden Gefahr zu entgehen; löschten den Durst mit scheußlichem Wasser aus stinkenden Schläuchen, trieben selbst die Tiere auf die Weide, zur Tränke; trugen mit den Händen Kamelmist zusammen, glücklich darüber, daraus Feuer machen zu können; stiegen hinauf im Sonnenbrande auf Berge, während unter uns der Kriegslärm der Beduinen unser Lager umdröhnte; saßen im Zelte der Beduinen, tranken mit ihnen den köstlichen Kaffee; ließen uns das harte Fleisch des Kamels ebenso trefflich munden wie das beste Gericht der Heimat." Die Expedition war am 12. Mai aus Damaskus aufgebrochen, über

ʿAkaba und Tebûk in die Wüste gezogen und am 6. Juli wieder in Tebûk angelangt, von wo die Reise nach Damaskus mit der Bahn zurückgelegt wurde. Der Rückzug war fluchtartig, da die Reisenden zuletzt als Christen erkannt, gefangen genommen und zum Tode verurteilt wurden. Nur der Umsicht Professor Musils war es zu danken, daß die Flucht gelang. „Die Expedition hatte die vom Sanitätsrat gestellte Aufgabe vollkommen gelöst. Eine kartographische, topographische und geologische Aufnahme, eine große Sammlung der in der Wüste vorkommenden Pflanzen, wichtige Aufschlüsse über die Wasserführung des Wüstenbodens, die Beduinenstämme, 1200 neue geographische Bezeichnungen, zugleich ethnographische Notizen, die Auffindung wertvoller Inschriften, die Anfertigung von Plänen verschiedener Anlagen, vor allem aber die Auffindung des wahren biblischen Berges Sinai, des Vulkans al Beda, sind die Ergebnisse dieser äußerst anstrengenden Reise." Obgleich es nach Aussagen der Araber seit vier Jahren nicht geregnet hatte, fanden sich hier und da Sträucher und Gräser mit langen, hohen Stengeln, die noch ganz mit Wasser gefüllt waren. An Trinkwasser aber herrschte großer Mangel und oft mußten die Reisenden mit der übelriechenden, dicken, grünlichen Flüssigkeit vorliebnehmen, die sie in Felsspalten oder tiefen Schlünden fanden. „Schneller als man glaubt, gewöhnt man sich an solche Kleinigkeiten des Wüstenlebens", schreibt Kober. Schwerer zu ertragen war die entsetzliche Hitze ... „Um die Mittagszeit macht sich stets eine Erschlaffung der Kräfte bemerkbar. Die Karawane schleicht träge und lautlos dahin. Mensch und Tier versinken in einen Zustand leichter Bewußtlosigkeit. Oft ist man kaum imstande, sich im Sattel zu halten. Die Augen brennen, geblendet vom gleißenden Lichte der Sonne, und fallen müde zu." „Durch die Wüste einen Schienenstrang zu legen, — 1800 Kilometer lang ist die Strecke Damaskus-Medina, — ist eine heroische Tat, der Gedanke an und für sich, die Wüste zu bezwingen, kühn. Es ist damit ein Kulturwerk geschaffen worden, das zu den größten des Jahrhunderts zählt. An der Spitze der technischen Leitung stand der deutsche Ingenieur Exzellenz Meißner Pascha. Was dieser Mann mit seinem Stabe europäischer Ingenieure hier geleistet hat, wird derzeit noch nicht recht gewürdigt. Deutsche Tatkraft hat hier ein großes Werk geschaffen. Kober hält die Wüste für kulturfähig: „Die Einführung europäischer Arbeitsmethoden und Kolonisation des Landes sind Ziele der Zukunft. Hier weht günstiger Wind für das Lebensschifflein fleißiger Menschen." Interessant ist die Beschreibung eines Besuches in arabischem Zelte: „Kommt man zu den Zelten vornehmer Araber, wird man eingeladen, bei ihnen abzusteigen. Teppiche werden eiligst herbeigeschafft und unter dem schattigen Zeltdach macht man sich's bequem. Ringsum im Kreise sitzen die Araber auf dem Boden. Muntere Gespräche sind bald im Gang, wenn die lange, förmliche Begrüßungsszene vorüber ist. Der Gruß ist der Kuß auf Mund und Wange. Sklaven in langwallenden weißen Gewändern reichen in kleinen Tassen den bittern, doch köstlichen Kaffee. Dann wird eine mächtige hölzerne Schüssel, beladen mit Reis und großen Brocken Fleisch, gebracht. Bevor eine Gesellschaft aber zum Essen geht, lädt sie der Scheich selber ein und preist in seiner bilderreichen Sprache die Vorzüge des Mahles. Doch nicht gleich wird die Einladung befolgt. Der Herr des Zeltes und seine Sklaven laden mit neuem Mute zum

Mahle. Langsam, geziert kommen die Leute herbei an die Schüssel. Vorher noch werden die Hände gewaschen. Mit der Rechten formt man kleine Knödel von Reis und führt sie zum Munde, — eine Arbeit, die anfangs recht schwer ist. Mit der Rechten löst man auch das Fleisch von den Knochen, oft eine recht schwierige Operation. Haben sich alle satt gegessen, so nimmt die zweite Gesellschaft, die Nächsthochstehenden, um die Schüssel Platz. Dann folgt eine dritte oder vierte Reihe, endlich kommen die Jüngsten und die Kinder. Stunden vergehen so, bis das Mahl zu Ende ist. Auch weniger reiche und vornehme Leute laden den Vorüberziehenden ein, abzusteigen, doch in der Absicht, aus der Bewirtung reiche Belohnung herauszuschlagen. Sie geben Kaffee oder Fleisch und beeilen sich beim Essen, um nur ja recht viel zu bekommen, und verlangen beim Abschied die Bezahlung der Mahlzeit und Geschenke. Wenn sich solche Szenen öfter wiederholen, ist das sehr lästig. Es geht vor allem kostbare Zeit verloren. Und doch, achtet man nicht diese Bräuche der Beduinen, . . . so läuft man Gefahr, unangenehme Situationen heraufzubeschwören."

An anderer Stelle derselben Zeitschrift (IX. Jahrg., Heft 7) findet sich eine interessante Untersuchung von Anton de Waal, über „Das Letzte Abendmahl im Lichte antiker Sitte". Der Verfasser führt in der Einleitung zu seinem Artikel aus, wie die Exegese besonders des Neuen Testamentes „durch den Blick in den Spiegel des Lebens, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen der heidnischen Mitwelt neues Licht für manche dunkle Stellen" gewinnen kann, und daß es nur „von Nutzen sein kann, wenn wir zum Verständnis der Heiligen Schrift eingehender und gründlicher, als es bisher geschehen ist, uns mit der Sittengeschichte der heidnischen Zeitgenossen bekannt machen". Um nun von den Vorgängen beim Letzten Abendmahle eine richtige Vorstellung zu bekommen, sei es notwendig, zu wissen, wie die damaligen Festmahle zu verlaufen pflegten. Die bekannte Darstellung des Letzten Abendmahles durch Leonardo da Vinci kann der Wirklichkeit nicht entsprechen, denn bei einer solchen Gruppierung der um den Tisch Sitzenden bliebe der Johanneische Bericht: „Erat recumbens unus ex discipulis eius in sinu Jesu . . ." unverständlich. Die deutsche Bibel gibt an dieser Stelle sinus mit „Brust" wieder, während sie in der Parabel vom reichen Prasser (Luk. XVI., 22) denselben Ausdruck mit „im Schoße" übersetzt. „Wie würde sich unsere Vorstellung von der Szene beim Letzten Abendmahl verwirren, wenn die deutsche Übersetzung lautete: Johannes ruhte (lag) im Schoße Jesu?" Noch rätselhafter wird die Situation in der Parallelszene Luk. VII, 38, wo Magdalena im Hause des Pharisäers dem zur Tafel geladenen Herrn die Füße wäscht. „Wenn dort die Tafel so war, wie bei uns heute und wie wir sie uns beim Letzten Abendmahle vorstellen, wo also die Gäste nebeneinander sitzend die Füße unter dem Tische halten, wie konnte da Magdalena an die Füße Jesu gelangen, die mit Sandalen bekleideten Füße mit ihren Tränen benetzen, sie mit ihren Haaren abtrocknen, sie mit duftendem Öl salben?" Dazu kommt noch als weitere Unverständlichkeit der Wortlaut des lateinischen Textes: „Stans retro secus pedes eius lacrimis coepit rigare pedes eius — stehend rückwärts zu den Füßen Jesu begann sie die Füße mit ihren Tränen zu benetzen." De Waal schildert nun die Situation und den Verlauf der Tafelgesellschaften zur Zeit

Christi, wie sie uns durch zahlreiche schriftliche Zeugnisse und durch Monumente überliefert worden sind. Es herrschte damals ganz allgemein die Sitte, daß man bei Tisch nicht auf Stühlen oder Bänken um die Tafel saß, sondern auf einer Art Sopha, dem lectus, gelagert war. Oft hatte dieses Sopha die halbrunde Form des griechischen Buchstaben C und hieß daher Sigma. Auf der Innenseite, dem Tisch entlang, lief ein Polster oder Kissen, auf welches der linke Arm gestützt wurde, während der rechte nach den Speisen langte. Die gegenüberliegende Seite des Tisches war frei für die auftragende Dienerschaft. Der Ehrenplatz auf dem Sigma war der erste auf der linken Seite; dort befand sich eine Lehne zum Aufstützen des linken Armes. „Der Vorsitzende des Mahles oder der Ehrengast lag, den Oberkörper halb aufgerichtet, die Beine schräg nach hinten ausgestreckt, so daß die Füße bis an den Außenrand des lectus reichten; seine Linke hielt den Teller, aus welchem die Rechte die Speisen nahm; man aß also am, aber nicht vom Tische. Dem Ehrengaste parallel lag der Nachbar, und diesem wieder parallel der dritte, und so im Halbkreise weiter. Der zweite reichte mit dem Kopfe an den Oberkörper des ersten, der dritte ebenso an den des zweiten. ‚In Abrahams Schoß begraben' ist in der Parabel vom Prasser und Lazarus ein von der cena entlehntes Bild, ebenso wie das ‚mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische liegen' bei Matthäus VIII, 11. Der arme Lazarus, dem von der Tafel des Prassers nicht einmal ein Stück Brot zugeworfen wurde, hat jetzt beim himmlischen Mahle den Platz ‚im Schoße Abrahams', das heißt den nächsten Platz neben dem Vorsitzenden. Der lectus, der auf Füßen ruhte, war niedrig, so daß man bequem hinaufsteigen konnte, und dem entsprach auch die Höhe des Tisches vor demselben. Das Ganze stand frei, man konnte mithin hinten herumgehen. Dort standen hinter ihren Herren die Sklaven, von denen man sich nicht selten begleiten ließ, um sie zu besonderen Dienstleistungen zur Hand zu haben." Die Speisen, die auf besonderen Tischen zurechtgelegt und dann erst an die Tafel getragen wurden, nahm man nicht mit Messer oder Gabel, sondern mit den Fingern, die man dann an einer Serviette reinigte. Vor dem Betreten des Speisesaales legte man im Vorraume die Toga oder das Pallium ab und kleidete sich in ein leichtes, loses Gewand; die Schuhe vertauschte man mit einer Art Sandalen, nachdem ein Sklave einem die Füße gewaschen hatte; gewöhnlich lag man mit bloßen Füßen bei Tisch. Frauen durften es sich nicht so bequem machen wie die Männer, sie lagen nicht, sondern saßen auf eigenen Stühlen an der Tafel. „Dies wirft auch ein Licht auf die Erzählung Lukas X, 38 f., von der Bewirtung des Herrn bei Martha: Maria, wie eine Dienerin sitzend zu den Füßen Jesu, lauscht seiner Rede, während ihre Schwester sich überanstrengt in der Bereitung vieler Gerichte, wo doch eins ausgereicht hätte. Bei Unbemittelten bestand überhaupt die cena nur aus einem einzigen Gang." Anders bei den Festmahlen der Reichen, wo eine Fülle von Gerichten aufgetragen wurde. Als Zukost zu den Speisen diente ein rundes und flaches Brot, das mit gekreuzter Kerbe versehen war, um leichter gebrochen werden zu können. Waren die Speisen abgetragen, so folgte die commissatio, das Trinkgelage. Dazu wählte die Gesellschaft einen Vorsitzenden, der die Beobachtung der herkömmlichen Regeln überwachte und die Mischung des Weines mit Wasser nach einem bestimmten Verhältnis anordnete,

zumeist drei Teile Wasser und ein Teil Wein. Getrunken wurde entweder aus einzelnen Bechern oder aus einer großen gemeinsamen Trinkschale, die die Runde um die Tischgesellschaft machte. Bei der commissatio wurden entweder gelehrte Gespräche geführt, Dichtungen vorgelesen oder Lebensbeschreibungen berühmter Männer vorgetragen. Zuweilen dienten auch Gesang, Saiten- und Flötenspiel zur Unterhaltung der Gäste. Bei üppigen Festmahlen fehlten auch die Tänzerinnen nicht. Was nun speziell das Paschamahl betrifft, — um ein solches handelt es sich ja beim Letzten Abendmahl, — so wurde dasselbe zur Zeit Christi in derselben Weise eingenommen wie jedes andere Festmahl: nicht stehend, mit dem Wanderstabe in der Hand, sondern auf dem lectus gelagert. Nur das Wesentliche — das Essen des Osterlammes, der Gebrauch ungesäuerter Brote, bittere Kräuter als Zukost und das Hallel als Lobgesang — war beibehalten worden. Wir haben uns also den Heiland mit den Aposteln beim Letzten Abendmahle auf dem lectus gelagert vorzustellen. „Am rechten Ende des Sigma, zuerst und auf dem Ehrenplatze an der Sophalehne, ruht Christus; ihm zunächst Johannes, mit seinem Kopfe und dem Oberkörper nach dem Meister zu, aber doch immerhin so, daß der Herr die Rechte frei hat zum Nehmen der Speisen; neben Johannes in derselben Lage ist Petrus gelagert und nach diesem in gleicher Weise die noch übrigen Apostel im Halbkreis um den runden Tisch, die Linke auf das Kissen gestützt, die Rechte frei zum Essen, die Füße, unbeschuht, nach dem Außenrande des lectus." Während des Speisens hat der Heiland das Brot konsekriert, den Wein aber erst bei der commissatio. Nun wird die Mitteilung des Evangelisten verständlich, daß Johannes an der Brust oder im Schoß des Herrn ruhte und ihm auf Petri Geheiß die Frage zuflüsterte: „Herr wer ist's"? Verständlich wird auch die Fußwaschung: der Heiland ging außen am Sigma herum, von Apostel zu Apostel, und wusch ihnen die bis zum Rande des Polsters vorgeschobenen nackten Füße. Nun wird aber auch klar, wie Magdalena im Hause Simons die Füße Jesu küssen und salben konnte: sie nahte sich ihm, der ausgestreckt auf dem Polster ruhte, von rückwärts. — Zum Paschamahle gehörte einer neueren jüdischen Vorschrift gemäß eine süße Brühe, die in einer Terrine auf dem Tische stand und in welche das unschmackhafte Brot und die bitteren Kräuter getaucht wurden. In diese Brühe tauchte der Herr den Bissen Brot, bevor er ihn Judas reichte. Früher hatten die Frauen und Kinder am Paschamahle teilgenommen, zur Zeit Christi aber pflegten die Männer gesondert von den Frauen das Osterlamm zu essen. Wir müssen daher annehmen, daß die Mutter des Herrn mit der Hausfrau und anderen weiblichen Gästen in einem angrenzenden Gemache weilte, wohin ihnen von der Tafel der Männer die Speisen zugeschickt wurden, oder daß sie erst später, nach den Männern, speisten. Der Kelch, aus dem der Herr den Aposteln zu trinken gab, muß eine der oben erwähnten großen Trinkschalen gewesen sein, da er sie ausdrücklich auffordert alle daraus zu trinken; der Sitte gemäß wird der Heiland selbst als erster getrunken haben. „Nach allgemeinem Brauch, den Wein nicht pur zu trinken, sondern zu wässern, und zwar mit warmem Wasser, hat auch der Wein im Abendmahlskelch einen starken Zusatz Wasser gehabt." Statt der sonst üblichen Unterhaltungen bei der commissio haben wir uns hier die große Abschieds-

rede des Herrn zu denken, statt des gewöhnlichen Tischgebetes sein erhabenes hohepriesterliches Gebet, statt der Musik und der Lieder den Hymnengesang am Schlusse der commissio, von dem Matthäus und Markus gleichlautend berichten. Zur Erläuterung seiner Ausführungen verweist de Waal zum Schluß auf einige altchristliche Darstellungen zwar nicht des Letzten Abendmahles selbst, aber doch verwandter Szenen. In den Katakomben finden sich Darstellungen von Festmahlen, zum Beispiel auch von der Hochzeit zu Kana, und sie alle stimmen mit der gegebenen Schilderung völlig überein. Aber schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi verlor die christliche Kunst die Erinnerung an die antike Sitte und die Vorstellung des realen Vorganges beim Letzten Abendmahl. „Ob ein genialer Künstler unserer Tage den anziehenden Stoff in einer Weise zu behandeln verstände, die der Wirklichkeit näher käme, ohne unser heutiges Empfinden zu verletzen? Jedenfalls aber kann die Andacht der Gläubigen nichts verlieren, wenn sie nicht nach unwahren Vorstellungen, sondern nach dem wirklichen Vorgange das Ostermahl des Erlösers sich vergegenwärtigen".

Einen Beitrag zu Schlegels Konversionsgeschichte liefert Dr. Luzian Pfleger in den „Historisch-politischen Blättern" (Band 149, Heft 7: „Friedrich Schlegel und Leopold Graf zu Stolberg"). Seitdem Goethe die ernsten Forschungen, welche Schlegel zum Eintritt in die katholische Kirche führten, ein „Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten" genannt hat, gehört es zum guten Ton in der Literaturgeschichte, über Schlegels Konversion zu spotten und zu höhnen. „Es ist immer wieder von Interesse, darauf hinzuweisen und den gelehrten und ungelehrten Schreibern der verschiedensten Richtungen ihre krasse Intoleranz gegenüber allem, was sich zu entschiedenem Katholizismus bekennt, vorzuhalten." Ricarda Huch nennt in ihrem Buche über die Romantiker Schlegels Übertritt eine schmähliche Kapitulation, ein Zurücksinken in behaglichere Bewußtlosigkeit; Marie Joachimi sagt in „Weltanschauung der Romantik", er habe sich in die „Beschränkung" der katholischen Weltanschauung hinübergerettet; Georg Brandes behauptet gar, „Metternichs Geldanerbieten" habe „den Ausschlag" gegeben! („Die romantische Schule in Deutschland", S. 152.) Einige Fingerzeige für die Entwirrung des inneren Entwicklungsganges, den Schlegel durchmachte, bis er im Jahre 1808 den entscheidenden Schritt zu Köln vollzog, findet Dr. Pfleger in Schlegels Beziehungen zu Stolberg, die bisher zu wenig in Betracht gezogen worden seien. Stolberg habe auf Schlegel in nachhaltigster Weise eingewirkt, weniger durch seinen persönlichen Einfluß als durch seine Geschichte der Religion Christi. Wann die beiden Männer in nähere Beziehungen zueinander traten, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, jedenfalls aber schrieb Schlegel am 30. Juli 1807 an Stolberg einen Brief, in welchem er „für die vielfache Belehrung" dankt, die das Stolbergsche Werk ihm geboten. In diesem Briefe heißt es: „Jene Gottesfurcht, welche Sie in unserm Zeitalter verkünden, und die Stimme des in der Wüste Rufenden ist wie der einzige sichere Leitstern im Leben, so auch allein Leitfaden auf der gefährlichen Wanderschaft durch die Wildnis alter Denkmale, in denen man entweder nur Spuren göttlicher Offenbarung findet oder nichts, was sich der Mühe lohnt." Stolberg freute sich sehr über diesen Brief und schrieb bald darauf an Anton von Hardenberg: „Über Schlegel

freue ich mich von Herzen, desto mehr, da er sonst gewiß weit vom Christentum entfernt war. Aus Labyrinthen des Grübelns heraus auf den einzigen Weg wahrer Weisheit zu gelangen, ist eine herrliche Fügung." — Noch stärkeren Eindruck machte der zweite Band des Stolbergschen Werkes auf Schlegel. Er schrieb dem Verfasser, daß er sich „besonders durch die Exkurse über den hebräischen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und über die mosaische Gesetzgebung belehrt" fühle. Er bekannte sich ferner rückhaltlos zum Glauben an das katholische Trinitätsmysterium: „In diesem Geheimnis der Liebe wird mir alles klar, was ich irgend in der Schrift und im Menschen, in der Welt und Geschichte zu begreifen vermag .... Dieses Geheimnisses Entfaltung, Hülle und Darstellung fand ich in den Glaubenslehren, Grundsätzen und selbst Gebräuchen und Einrichtungen der katholischen Kirche durchgängig herrschend ... Dieses, verehrungswürdiger Freund, war der Punkt, von dem mir ein höheres und reineres Licht aufging, der ich seit den Jahren der Jugend mit unbeschreiblicher Anstrengung nach Wahrheit geforscht und gerungen hatte, — aber lange auf ganz falschen Wegen." Damals stand der Wahrheitsucher schon dicht vor dem Ziele: wenige Wochen später, am 16. April 1808, trat er mit seiner Gattin Dorothea zu Köln zur katholischen Kirche über. Noch nach acht Jahren, im Juli 1816, gedenkt Schlegel des Anteils, den Stolberg an dieser Wendung der Dinge gehabt: er schreibt dem Freunde, daß dessen Religionsgeschichte viele Konversionen bewirkte, und fährt dann fort: „Was wir, ich und meine Frau, für unsere Rückkehr zur Kirche sowohl dem Beispiele des Mannes als seinem Werke schulden, das können wir mit wahrem Dank nur dort aussprechen, wo man in stiller Andacht dem Allbarmherzigen für seine Gnaden dankt und Ihn um Segen für diejenigen anfleht, die Er als Werkzeug für diese Gnaden gebrauchen wollte." — Auch öffentlich hat Schlegel seine Meinung über Stolbergs Werk ausgesprochen, und zwar in einer Rezension im „Hamburger Korrespondenten" und einer zweiten in den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur", die er noch als Protestant schrieb und in welcher er unter anderem den Wunsch äußert, daß die katholischen Geistlichen Deutschlands sich durch den „näheren Anblick der protestantischen Gelehrsamkeit" zu einer kräftigeren Geistestätigkeit anspannen ließen, die protestantischen Gelehrten aber durch die nähere Berührung mit dem Katholizismus „zu billigeren Urteilen und edleren Ansichten von ihren katholischen Mitbürgern gelangten". Interessant für Schlegels eigene Geistesentwicklung ist die Bemerkung, daß in seinem Zeitalter von vielen die katholische Religion „vorzüglich nur wegen ihrer politischen Zweckmäßigkeit" oder auch aus ästhetischen Gründen gepriesen werde; aber „so entsteht doch natürlicher Weise ein gerechtes Mißtrauen gegen denjenigen, welcher in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens durch den Zauber der Phantasie, durch den Reiz der Schönheit und der Kunst allein sich vorzüglich lenken und endlich bestimmen lassen wollte". Es sind also für seine eigene Sinnesänderung durchaus nicht allein die ästhetischen Vorzüge des katholischen Kults maßgebend gewesen. Weiter sagt er, die historische und philosophische Kritik habe zu entscheiden, ob im Katholizismus oder im Protestantismus das Wesentliche des ursprünglichen Christentums enthalten sei, vor allem aber habe die innere Stimme, die freie Wahl des Gefühls mitzusprechen. „Diese ewige Freiheit des Herzens aber wird verletzt durch eine schmähende Auslegung und Behandlung

dessen, was doch in den Augen auch des bloß natürlich Gefühlvollen am meisten Anspruch auf schonende Achtung hat." Ihm selbst ist diese schonende Achtung nicht zuteil geworden, wie bereits eingangs erwähnt.

„Die katholischen Missionen" (April 1912) erzählen von einer indischen Volksklasse, die noch unter den Parias steht und Entsetzliches unter der Verachtung der anderen Klassen zu leiden hat; sie wird durch die „Kastenlosen" gebildet, die zu keiner Kaste gehören, den Korgars, Nachkommen der einst in diesen Ländern herrschenden Ureinwohner. Seit dem Tage, da ihre Vorfahren von den eindringenden Eroberern unterworfen wurden, sind sie ausgeschlossen von aller menschlichen Gesittung und Gesellschaft. „Kein Dorf dürfen sie ohne Erlaubnis der Bewohner betreten; nachts ist ihnen überhaupt der Zutritt ganz versagt. Eigene Dörfer dürfen sie auch nicht bauen, nicht einmal Häuser, bei denen Mauern und Steine verwandt werden. In irgend einem Gebüsch abseits von der Landstraße sollen sie aus Zweigen sich ihre Hütten errichten. Verboten ist es den Frauen, Tuch am Leibe zu tragen, ein Streifen von Palmblättern muß ihnen genügen. Die Männer dürfen einen Lappen benützen, freilich niemals einen neuen! Sie sollen nur das rauhe Zeug gebrauchen, wie man es in Indien zur Einhüllung von Leichen benötigt. Auch neue Gefäße sind ihnen nicht gestattet, — auf den Abfallstätten können sie sich die besten Scherben zusammenlesen. Fleisch dürfen sie genießen, — doch nur von Hunden und gefallenen Kühen. Alle diese Bestimmungen sind aber noch erträglich gegen das Verbot, die Brunnen zu benützen. Bei dem heißen Klima Indiens ist das eine wahre, fortgesetzte Quälerei. So müssen die Korgars aus Pfützen und Sümpfen ihr Wasser schöpfen; und hat die Sommerglut auch diese ausgetrocknet, dann stellen sie ihr zerbrochenes Gefäß an eine Hecke nahe bei dem Brunnen und kehren ins Gebüsch zurück; denn sie dürfen nicht zugleich mit Kastenleuten einen Weg betreten, weil ihr Hauch ja die Luft verpesten würde. Am Straßenrand warten sie — vielleicht stundenlang — bis einer Mitleid hat und ihre Krüge füllt. Doch denke man nur nicht, daß die gute Seele, die sich des armen Korgars erbarmt, das Gefäß des Ausgestoßenen zum Brunnen trage! Damit würde sie sich ja mitsamt dem Brunnen verunreinigen; nein, vorsichtig gießt sie von oben aus dem eigenen Geschirr das Wasser in den Krug des Fremden. — Als man einige Korgars in die Mission aufgenommen hatte, verlangten die Christen, daß die Neuangekommenen vom Brunnen ausgeschlossen würden. Aber dessen bedurfte es gar nicht; denn die armen Leute wagten es nicht einmal, zum Schöpfen zu gehen, als man einen eigenen Brunnen für sie allein gegraben hatte. Es bedurfte strenger Befehle und wirklicher Drohungen der Missionäre, sie dazu anzutreiben; sie fürchteten nämlich, außerhalb der Mauern der Mission von Kastenleuten geschlagen und gestraft zu werden, wenn sie die alten Verbote übertreten. Aus demselben Grunde wollten sie die Kleider, welche die Glaubensboten ihnen geschenkt hatten, draußen nicht tragen. Solange ist das arme Volk zertreten und gepeinigt worden, daß es nicht mehr wagt, die Rechte, die man keinem Sklaven abspricht, zu beanspruchen." Dabei sind die Korgars sympathische, intelligente und zuverlässige Menschen. „Selbst in sittlicher Beziehung ist ihr Leben weit besser als das der übrigen, verdorbenen Heiden. Nur einen Fehler haben die Korgars in diesem Lande des Egoismus: eine allzugroße Sanftmut und Güte,

die der Bosheit ihrer Umgebung nicht gewachsen sind. Die Korgars sind wie gute, unverdorbene Kinder, sie sind wie gemacht für das Christentum. Viele Mühe wird die eigentliche Bekehrung des Stammes, der noch immer fast 5000 Köpfe zählt, nicht verursachen. Die Gründe, die sonst in Indien die Übertritte so sehr erschweren, wie Kastenstolz, Menschenfurcht, Unsittlichkeit, gelten in unserm Fall ja gar nicht. Aber mit der Bekehrung allein ist das Werk nicht getan. Hier muß die katholische Religion ihre herrlichsten Segnungen entfalten: sie muß den verstoßenen Kindern eine schützende, zärtliche Mutter werden, sie muß ihnen zurückgeben, was blinde Wut ihnen so lange geraubt: ein menschenwürdiges Leben und die wahre Gesittung. Dazu ist aber die soziale Hebung des Volkes nötig." Die Korgars leben jetzt im ganzen Lande zerstreut und erhalten sich durch Korbflechten; der Missionär kommt nicht leicht zu ihnen und sie ihrerseits trauen sich nicht immer zu ihm. Die Mission in Mangalore hat bisher ungefähr 80 Korgars in einem abgelegenen Eckchen des Katechumenates angesiedelt; tagsüber gehen sie ihrer Arbeit nach, aber wenn sie abends auch noch so müde und hungrig heimkommen, so gehen sie doch nicht eher zum Essen und zur Ruhe, als bis sie den Religionsunterricht ihres Missionärs angehört haben. — Es besteht der Plan, für die Korgars eine eigene Kolonie zu gründen, die sich mit der Zeit gewiß selbst erhalten wird, da die neubekehrten Korgars sich auch jetzt schon ihren Lebensunterhalt erwerben und der Mission nicht zur Last fallen. Pater Camisa hat nach langem Suchen im Gebirge ein Terrain gefunden, das für die Ansiedlung geeignet wäre und das die englische Regierung, die sich sehr um die Hebung der armen Kasten annimmt, wahrscheinlich umsonst zur Verfügung stellen wird. Der Heilige Vater, tief ergriffen von dem Elend des unglücklichen Volkes, schickte dem Pater 1000 Lire mit der Mahnung, doch ja alles zu tun, damit die Korgars im Schatten des Kreuzes Schutz und Ruhe finden.

Eine vom nationalökonomischen Standpunkt sehr interessante Untersuchung: „Verkürzte Arbeitszeit — erhöhte Arbeitsleistung" bringt Heinrich Koch S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1912, Heft 4). Das Problem, die Arbeitszeit so abzumessen, daß die Interessen des Arbeiters wie der Produktion gefördert werden, gestaltete sich schwierig mit Anbruch des Maschinenzeitalters gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die Maschine erleichterte die Arbeit so, daß der sie bedienende Mensch eine Verlängerung der Arbeitszeit ohne merkliche Mehrbelastung tragen konnte. Außerdem kam es für den Unternehmer doch darauf an, das kostbare Maschinenmaterial nach Möglichkeit auszunützen. So gelangte man zu einer Ausdehnung des Arbeitstages bis zu 19, ja 20 Stunden. Die Nationalökonomen wie die Unternehmer erwarteten von dieser Verlängerung des Arbeitstages einen wirschaftlichen Fortschritt. Das Verdienst des menschenfreundlichen Unternehmers Robert Owen ist es, daß in England 1847 ein Staatsgesetz die Arbeit in Textilfabriken auf 10 Stunden herabsetzte, wenigstens für Frauen und für Jugendliche. „Nun war das Eis gebrochen, die öffentliche Meinung schlug um zugunsten einer kürzeren Arbeitszeit, und der Gesetzgebung und vor allem den Bemühungen der Arbeiterorganisationen gelang es in England seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, in den verschiedensten Gewerben eine angemessene Arbeitszeit festzusetzen." Jetzt ist in England der Achtstundentag schon ziemlich

eingebürgert, in Australien und Neuseeland ist er sogar die Regel, während in den Vereinigten Staaten der Zehnstundentag als normal gilt. In den europäischen Industriestaaten ist der Arbeitsdauer eine Grenze gezogen durch den „Maximalarbeitstag", entweder für alle Arbeiter, wie in Österreich, oder nur für Frauen, wie in Frankreich, Italien und Deutschland. Somit sind die gröbsten Mißbräuche beseitigt, trotzdem gibt es aber auch heute noch Industrien, in denen die Arbeitsdauer ohne Zweifel der Gesundheit der Arbeiter nachteilig ist. „Die Arbeiter fordern hier mit Recht zum Schutze ihrer Gesundheit eine Reduzierung der Arbeitszeit, und zwar auf gesetzlichem Wege, soweit die Selbsthilfe nicht ausreicht. Aber darüber hinaus wünschen sie auch in Gewerben, wo es besser steht, oft eine weitere Beschränkung der Arbeitszeit, nicht nur aus hygienischen, sondern aus kulturellen Gründen; sie wollen Zeit und Muße gewinnen zur Pflege edlerer Güter, zur Hebung des Familienlebens, zu religiöser Betätigung, zur Schulung im politischen Leben und zur Beteiligung an diesem. Solche Wünsche sind nicht einfach abzuweisen, zumal bei der gestiegenen geistigen Regsamkeit der heutigen Arbeiterschaft. Es ist somit wohl zu verstehen und kein ungünstiges Zeichen für das geistige Niveau des Arbeiterstandes, wenn die Gewerkschaften vielfach sehr eifrig um eine Verkürzung des Arbeitstages ringen und einen Erfolg in dieser Hinsicht oft höher bewerten als eine Lohnerhöhung. — Diesen Bestrebungen der Arbeiter stehen die Unternehmer in ihrer großen Mehrheit ablehnend gegenüber. Sie führen an, daß durch die Arbeitsverkürzung der Produktionsertrag und damit die Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Auslande gemindert werde." Nun ist es zwar richtig, daß die Industrie nicht zurückgehen darf und daß daher eine Grenze für die Beschränkung der Arbeitszeit festgesetzt werden muß, aber in den letzten Jahrzehnten haben verschiedene Nationalökonomen und auch Unternehmer die Frage studiert und dabei gefunden, „daß in einer Anzahl von Industrien bei einer gewissen Verkürzung der Arbeitszeit die Leistung dieselbe bleibt oder gar noch steigt und daß die Produktionsfähigkeit der Industrie eher gewinnt als verliert". In Österreich zum Beispiel, wo im Jahre 1885 der Maximalarbeitstag von 11 Stunden eingeführt wurde, ist seither ein deutliches Emporblühen der Industrie zu verzeichnen. Das mag mit dazu beigetragen haben, daß von den Unternehmern selbst eine weitere Kürzung der Arbeitszeit veranlaßt wurde, so daß heute in manchen österreichischen Industrien nur 10½, 10, oder gar nur 9 Stunden gearbeitet wird. Sehr wertvolle, exakt wissenschaftliche Untersuchungen auf dem Gebiete „Verkürzte Arbeitszeit — erhöhte Arbeitsleistung" hat der Unternehmer und Sozialpolitiker Ernst Abbe in Jena vorgenommen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war, in kurzen Worten ausgedrückt, der Nachweis, daß die Arbeiter bei einem Arbeitstage von acht Stunden mehr leisteten und mehr verdienten als beim Neunstundentage, wenigstens soweit es sich um Akkordarbeit handelte. — Koch untersucht nun die Ursachen, die dieser Erscheinung zugrunde liegen. „Eine ganz oberflächliche und populäre Betrachtung der angeführten Tatsachen muß schon auf den Gedanken führen, daß bei verkürzter Arbeitszeit die Erholung eine ausgiebigere sei und zu intensiverer Arbeit befähige. Dieser ganz richtige Gedanke erhält nun eine nähere Begründung und schärfere Formulierung durch die modernen physiologischen Untersuchungen über Ermüdung und Erholung und den Aus-

gleich zwischen beiden Faktoren." Die Ermüdung infolge der Arbeit wird verursacht durch den Verbrauch bestimmter nützlicher und die Anhäufung schädlicher Stoffe, sie wird überwunden durch Ernährung und Ruhe, die einen Kräfteersatz bewirken. Wird der Kräfteverbrauch nicht vollständig ausgeglichen, so geht der Mensch mit Ermüdungsresten an die Arbeit. Durch die verkürzte Arbeitszeit spart der Arbeiter einerseits an Kraft, anderseits gewinnt er mehr Zeit zur Erholung. Es ergibt sich somit ein doppelter Gewinn an Kraft, dem freilich auch eine Mehrausgabe an Kraft infolge der Beschleunigung des Arbeitstempos oder der Intensivierung der Arbeit entgegensteht. Dieser letztere Umstand ist der Grund, warum die Verkürzung des Arbeitstages nicht beliebig fortschreiten kann und warum es ein Maximum der Verkürzung geben muß. „Wo dieses Maximum liegt, das festzustellen, ist die Aufgabe fortgesetzter und sorgfältiger Versuche, die je nach Rasse, körperlicher und geistiger Qualität des Arbeitspersonals, Klima, Arbeitsart verschieden ausfallen werden." Zu den physiologischen Ursachen für die günstige Verschiebung des Verhältnisses von Arbeitszeit und Arbeitsleistung kommen noch die rein psychischen: der Erwerbstrieb, der Wille, durch erhöhte Anstrengung den Zeitverlust auszugleichen, vielleicht auch das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen für die Produktionsfähigkeit des ganzen Unternehmens und das Bewußtsein, im Dienst einer großen Idee zu stehen, an der Lösung eines großen Problems mitzuarbeiten. — In anderer Hinsicht ist die verkürzte Arbeitszeit schon der Ansporn gewesen zur Vervollkommnung der Technik, zur Anlage neuer, leistungsfähigerer Maschinen, zur besseren Organisation des ganzen Betriebes, zur günstigeren Einteilung der Ruhezeiten. Alle diese Vorteile machen sich aber nur in der Industrie geltend, während sie beim Handwerk fortfallen. Daher kann die Arbeitsverkürzung im Handwerk nicht so weit gehen wie in der Großindustrie. — Es erübrigt noch, die Benützung der gewonnenen Zeit durch den Arbeiter zu betrachten. „Gegner der Arbeitszeitverkürzung weisen gern auf die Mißbräuche hin, die bei längeren Erholungszeiten beobachtet werden konnten und die Arbeitstüchtigkeit schwächen müssen: gesteigerter Wirtshausbesuch und Alkoholgenuß, Unordentlichkeit, Vernachlässigung des Familienlebens usw. Die Tatsachen scheinen aber eher das Gegenteil zu beweisen. Außer zahlreichen amtlichen Berichten von englischen und deutschen Gewerbebeamten lauten auch die Zeugnisse vieler Arbeitgeber hinsichtlich der Benützung der freien Zeit durchaus günstig." Jedenfalls ist es die soziale Aufgabe unserer Zeit, die Arbeiter zum richtigen Gebrauch ihrer Freistunden zu erziehen, ihnen eine rationelle körperliche Erholung zu bieten, die mehr im Genießen der Natur als in künstlichen, aufregenden Genüssen oder gar Ausschreitungen zu suchen ist. Der Arbeiter muß einsehen, daß er mehr ist als eine Maschine, daß er eine Seele hat, die nach Nahrung und Vervollkommnung verlangt. „Volksbildungsbestrebungen sind darum mehr als bloßer sozialer Sport, sie kommen einem tiefen, in mancher Arbeiterseele ruhenden Sehnen entgegen, dem Sehnen nach geistiger Bildung, nach Anteilnahme an den Fortschritten der Kultur. . . . Auch für das politische Leben soll die freie Zeit ihm Muße gewähren. Denn er hat einen Anspruch darauf, Pflichten und Rechte des freien Staatsbürgers zu kennen, und zwar in anderem Lichte, als in dem einer radikalen Parteiagitation. Eine objektive Belehrung über politische Lage

und politische Pflichten würde bei dem gesunden Sinn unserer Arbeiter verhindern, daß sie in großen Massen der Sozialdemokratie anheimfallen, und sie in jene politische Bahnen lenken, die wahre Besserung der Verhältnisse anstreben und erreichen. Nicht an letzter Stelle soll in der Benutzung der arbeitsfreien Zeit religiöse Belehrung und Betätigung stehen. Wahre Geistes- und Herzensbildung, Verfeinerung des Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühles, Stärkung und Läuterung des Charakters, veredelte Lebensauffassung: dies alles, was man heute von einem ‚hochstehenden Arbeiter' erwartet, bietet ihm die Religion im vollsten Maße." — Bei der richtigen Benützung der freien Zeit des Arbeiters fällt den konfessionellen Arbeitervereinen eine wichtige Rolle zu; sie sind es, die den erzieherischen Einfluß auf ihn auszuüben haben. — Zum Schluß erinnert Koch daran, daß die Arbeitsverkürzung, wenn sie dem Arbeiter und der Produktion Nutzen bringen soll, nicht plötzlich eintreten darf, zum Beispiel durch Übergang vom Elfstundentag auf den Achtstundentag, und daß sie auch nicht für alle Gewerbe und Betriebe gleichmäßig bemessen werden kann. „Gegen beides, namentlich aber gegen das letztere, verstößt der seit dem 1. Mai 1890 von der Sozialdemokratie aller Länder geforderte Achtstundentag, dem alljährlich die sogenannte Maifeier gilt. Für eine achtstündige Arbeitszeit auf der ganzen Linie ist die Arbeiterschaft in unseren Ländern nicht geeignet; sie würde nicht überall eine Produktionssteigerung bedeuten und darum zu einer Reduktion der Löhne oder zu einem Verlust des aus- und inländischen Absatzmarktes führen. Zudem begründen die Marxisten den Achtstundentag mit Erwägungen lohnpolitischer Natur, die unhaltbar sind. Sie hoffen, daß infolge der Arbeitszeitverkürzung die Einstellung von mehr Arbeitern notwendig wird und daß auf diese Weise die industrielle Reservearmee verringert wird. Diese Hoffnung hat sich jedoch als trügerisch erwiesen, weil die Reduzierung der Arbeitszeit bei weitem nicht immer ein Sinken der Arbeitsleistung bedeutet, so daß eine Neueinstellung von Arbeitern notwendig wäre. Jene auf marxistischen Ideen fußende Argumentation tritt daher auch in der neueren sozialistischen Literatur mehr und mehr zurück, findet aber in Arbeiterkreisen immer noch genug Anhänger." Dagegen sind die meisten Nationalökonomen und Sozialpolitiker darüber einig, daß die Arbeitszeit zehn Stunden nicht überschreiten dürfte. Wo dies geschieht, leidet entweder der Arbeitgeber durch zu wenig intensive Arbeit oder der Arbeiter durch Übermüdung. Die nationalökonomische Theorie hat sich allmählich von dem Irrtum befreit, als sei der Mensch so zu behandeln wie eine Maschine, die um so mehr leistet, je länger sie läuft, und die man nur mit Kohle und Wasser zu versorgen braucht, um neue Leistungen herauszuholen. Im Menschen müssen nicht nur die physischen Kräfte frisch erhalten werden, es muß auch der Geist in der richtigen Weise sich betätigen können. „Die Erfahrung zeigt: je mehr die tägliche Arbeitslast dem Menschen verkürzt und erleichtert wird, je mehr er auch seine höheren Kräfte entfalten kann, um so frischer, freudiger und intelligenter geht er an die Arbeit, um so mehr wird er leisten. Man achte also im Menschen die Menschenwürde; dann wird er befähigt zu den höchsten Leistungen."

Die „Deutsche Rundschau" (April 1912) bringt einen Artikel von Max Reinitz über „Das Anwachsen des Reichtums in Öster-

reich", der neben einigen Mißgriffen mancherlei Wahres enthält. In der Ertragsfähigkeit der verschiedenen Produktionsquellen — so führt Reinitz aus — hat in Österreich eine Art Rollenwechsel stattgefunden: die Industrie hat die Führung übernommen, der Landbau hat die dominierende Stellung verloren. Er hat aufgehört, die wichtigste Quelle der Gütererzeugung zu sein. „Von dem, was Handel und Industrie, insbesondere das Geldkapital in Österreich repro. duziert haben, wurden viele Milliarden durch die Verschuldung von Grund und Boden absorbiert und die Regierung findet keinen Ausweg, der Kalamität abzuhelfen. Das Bild ist betrübend, das die sozialen und Ansiedlungsverhältnisse der österreichischen bäuerlichen Bevölkerung und insbesondere der Landarbeiter bieten und das in erster Linie in der Ab- und Auswanderung der unzufriedenen Landbevölkerung, in der Bodenverschuldung und ebenso auch in der Handelsbilanz zum beredten Ausdruck gelangt. Und selbstverständlich auch in den Staatseinnahmen, für welche einstens die agrarische Bevölkerung — die überwiegendste im Staate — eine nicht unbedeutende Quelle gewesen ist, während sie heute nur mit 32% an denselben partizipiert." Die Expansion der wirtschaftlichen Kräfte dagegen in Handel und Industrie nimmt in überraschender Weise zu und die Industrie ist nun auch in Österreich die Hauptquelle des Einkommens und des Reichtums geworden. „Die Ziffer ist imponierend, welche die Produktion aus den Industriezweigen aufweist. Auf Konto dieser Produktionsquelle ist die jährliche Erzeugung von über 4000 Milliarden Kronen zu setzen. Die Ziffer spricht beredt genug, wenn man bedenkt, daß noch vor 50 Jahren die Großindustrie mit den primitivsten Mitteln gearbeitet hat." Die rasche wirtschaftliche Entwicklung hat eine Steigerung der Preise und in deren Folge eine allgemeine Teuerung mit sich gebracht. — Die Grenzen, die früher zwischen den sehr reichen und den weniger bemittelten Staatsbürgern gezogen waren, sind verschwunden. Der moderne Reichtum hat sich in Österreich mehr in bürgerlichen Kreisen eingenistet als in der Aristokratie: von 3000 Millionären rekrutieren sich die meisten aus den Industriellen und aus den über Millionen verfügenden Rentiers. Der Adel verfügt mehr über das große tote Vermögen, das zum Teile nichts produziert. Eine genaue Abschätzung des Reichtums ist nicht möglich, doch wird das österreichische Volksvermögen auf Grund der jetzt einfließenden Personaleinkommensteuer und der sonst zur Verfügung stehenden Behelfe auf rund 100 Milliarden Kronen geschätzt. Da aber die Steuermoral nicht absolut fest gefügt ist, läßt sich wohl eine noch höhere Summe annehmen. In Wien allein ist das Einkommen in 10 Jahren um volle 100% gestiegen; es beträgt heute schon über 1½ Milliarden Kronen, die jährliche Steuerleistung 219·5 Millionen. „Schon die äußere Erscheinung der Stadt verrät den Umschwung in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die großen, mit luxusartigem Komfort ausgestatteten und eingerichteten Wohlfahrtsanstalten, die öffentlichen Gebäude, die vielen Paläste und kunstvoll sich präsentierenden Privatbauten, die kostspieligen Anlagen bekunden nicht nur viel Geschmack und Kunstsinn, sondern sind auch Beweise großen Reichtums." In der Provinz ist es freilich anders bestellt: mit Ausnahme von Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien, die ihre reiche Industrie haben, bilden die Kronländer nur das Hinterland und bieten, oft nur in sehr bescheidenem Maße, für die erhaltenen Industrieartikel als Gegenwert Naturprodukte. „Es fehlen dort die einträglichen Produktions-

quellen, und wenn schon vorhanden, gehören sie seit langer Zeit den Kapitalisten, den Unternehmungen der Hauptstadt, welche die Kronländer gewissermaßen ernähren und beschäftigen. Die reichen Erzlager, die Kohlenwerke der grünen Steiermark, die ergiebigen Petroleumquellen Galiziens sind Eigentum von Aktiengesellschaften, deren Teilnehmer in Wien wohnen. Die Bevölkerung selbst hat keine eigenen Ressourcen, aus welchen sie Reichtum schöpfen und mittels der ihre Orte durchquerenden Hauptverkehrsmittel Handelsartikel versenden könnte." — Zu dem Privateinkommen ist noch hinzuzufügen „das unproduktive Vermögen an Grund und Boden, an Waldungen, an Bauten, öffentlichen Anstalten und Kunstschätzen aller Art. In Betracht kämen noch die mit Milliarden Kronen zu bewertenden ertragbringenden Domänen, Bergwerke, Flotte und Hafenanlagen und das der Personaleinkommensteuer nicht unterziehbare Vermögen aller Art, wenn man das Volksvermögen Österreichs auch nur annähernd feststellen wollte. Aber wer könnte die in den Museen, in den Privatgalerien befindlichen, oft sehr kostbaren Kunstwerke, die Bibliotheken, die Kirchen, die Wohlfahrtsanstalten, die öffentlichen Gebäude und Anlagen schätzen?" — „Das Entstehen, das Wachstum solcher Reichtümer ist aber heute keine reine Privatsache. Da spielt schon die soziale Frage mit. Bei aller Anerkennung der dinglichen Souveränitätsrechte des Eigentümers an seinem Besitze kann doch eine gewisse Rücksicht auf diejenigen Elemente, die zum Erwerbe beigetragen oder durch Förderung mitgewirkt haben, so auf die nationale Arbeitskraft und auf den Staat, nicht abgelehnt werden. Die fortschreitende Bildung und Gesittung fordern die Ethisierung des Gebrauches der Reichtümer, eine gewisse Unterordnung unter die gemeinnützigen Zwecke des Staates und der Gesellschaft. Nur eine gewisse Unterordnung, keine Einschränkung der Dispositionsrechte der Glücklichen, die über Reichtum verfügen. In Österreich ist diese Unterordnung nur in geringem Maße bemerkbar. Spontan bekundet man sie weder auf dem Gebiete der Staatswirtschaft noch auf dem der öffentlichen Fürsorge." So werden zum Beispiel der Staat bei der Aufnahme von Staatsanlehen und die agrarische Bevölkerung bei der Entschuldung ihres stark belasteten Besitzes nicht unterstützt. Wie in England, Deutschland, Frankreich, ja selbst in Italien sollten auch in Österreich die Kapitalisten ihre disponiblen Mittel bei Kontrahierung von Staatsanlehen bereitwillig zur Verfügung stellen. „Anstatt russischer, bulgarischer, serbischer und türkischer Staatspapiere könnten in den Kassen der Reichen die Staatsanleihen Platz finden, welche der österreichische Finanzminister bis heute nur durch die Mitinanspruchnahme ausländischer Finanzinstitute begeben konnte. . . . Entsprechend dem besseren Staatskredite Österreichs könnten die Kapitalisten, wenn etwas Patriotismus vorhanden wäre, mit niedrigeren Zinsen vorlieb nehmen und statt bulgarischer oder serbischer Renten die heimische Rente in die Kassen legen." Daß es möglich ist, eine Staatsanleihe im eigenen Lande zu decken, hat der letzte Versuch erwiesen; die dabei angebotenen 810 Millionen Kronen (mehr als das Vierfache dessen, was der Finanzminister für den Staatskredit verlangt hatte), „deuten wohl auf Reichtum hin, ob auch auf patriotische Gesinnung, das kann, weil der niedrige Emissionskurs von 90·05 und 90·25 besonders anlockte, nicht ohneweiters behauptet werden". — Was nun das Sorgenkind des österreichischen Staates, die agrarische Bevölkerung,

betrifft, so könnte ihr nur durch Aufbringung genügender Mittel geholfen werden. Der österreichische Landmann ist nach der Meinung des Verfassers „sehr beeinflußt von zumeist klerikalen Tendenzen und Vorurteilen, auch von politischer Unselbständigkeit“ und daher nicht im Stande, gegen die feindlichen Elemente der Bodenproduktion anzukämpfen. Ihm muß Hilfe zuteil werden. Aber: „Alle Mittel des Staates, und mögen noch so gute Fachschulen, Fachausstellungen und Wirtschaftsgenossenschaften ins Leben gerufen werden, können dem österreichischen Kleingrundbesitzer nicht die nötige Intelligenz und wirtschaftliche Unabhängigkeit verschaffen, aber ebensowenig die materielle Unterstützung zur Hintanhaltung der weiteren Verschuldung. . . . Da wäre nun wieder ein Gebiet für die wirtschaftliche Betätigung des Reichtums, für eine Betätigung, die keine Opfer erheischt, vielmehr gute Zinsen erbringt und dem Gutsbesitzer die wirtschaftliche Freiheit zurückgibt.“ Da „die Kirche, die tote Hand, und der exklusive Hochadel“ allein über das geistige Wohl der österreichischen Bauernschaft wachen, sei es auch ihre moralische Pflicht, deren materielle Interessen zu fördern. „Wenn die Reichen des Landes, wo der Landmann in finanziellen Nöten ist, anstatt Spekulationseffekten die Pfandbriefe der Landes-Hypothekenanstalten kaufen und behalten würden, dann wäre mit einem Ruck das landwirtschaftliche Kreditwesen in neue Bahnen gebracht.“ Auch bei der Fürsorge für die Armen und Kranken sollten die Reichen den Staat mehr unterstützen. Da die Mithilfe nicht freiwillig komme, muß der Staat an eine höhere Besteuerung des Kapitals denken. Eben jetzt ist die Gesetzgebung daran, die Einkommensteuer in den oberen Stufen zu erhöhen. „Das Prinzip des jetzigen Finanzministers ist: keine weiteren Schulden machen; dafür sollen die Steuern, die am wenigsten empfunden werden, erhöht und das Vermögen, der Reichtum, zu erhöhter Leistung herangezogen werden, und zwar teils durch Steigerung der Personaleinkommensteuer, teils durch eine progressive Erbschaftssteuer. Man will das Maximum an Ertrag mit dem Minimum der Unzufriedenheit erzielen, mit andern Worten: den Reichtum gut besteuern, den nichtbemittelten Staatsbürger aber schonen.“ Auf diese Weise kann der Staat viele Pflichten auf den Reichtum, welcher durch seinen Schutz und seine Mittel gefördert wurde, überwälzen. Anstatt $3^1/_4\%$ sollen die Wohlhabenden künftig etwa $3^1/_2\%$ ihres Einkommens an Steuern entrichten, die kleinen Millionäre anstatt rund $3^3/_4\%$ nunmehr durchschnittlich $4^1/_4\%$, die Multimillionäre anstatt 4 bis 5% von nun an zirka 5 bis $6^1/_2\%$. — Reinitz hat vergessen zu erwähnen, daß nicht „die Kirche und der exklusive Hochadel“, sondern die jüdischen Großindustriellen die materiellen Interessen der Bauernschaft und die Förderung des Allgemeinwohls unberücksichtigt lassen.

„*Grundsätze und gegenwärtiger Stand der modernen Blindenfürsorge*“ bilden das Thema eines Artikels, den der Direktor der Klarschen Blindenanstalt in Prag *Emil Wagner* in der Monatsschrift „*Deutsche Arbeit*“ (Jahrgang XI, Heft 5) veröffentlicht. Erst im Jahre 1784 erkannte man die Bildungsfähigkeit der Blinden und zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts wurde mit dem Unterrichte einzelner Blinder in den verschiedenen europäischen Staaten begonnen. Eine Verständigung zwischen den oft weit voneinander entfernten Unterrichtsstellen war damals nur schwer möglich und daher entwickelte sich das Blindenunterrichtswesen

sehr langsam und mit den verschiedenartigsten Methoden; jede Anstalt konnte sich eben nur auf ihre eigenen Erfahrungen und Erfindungen stützen, jede arbeitete für sich allein an der Herstellung und Vervollkommnung der Lehrmittel, der Behelfe zum Anlernen von Handfertigkeiten usw. Erst 1873 gelang es L. A. Frankl, den ersten Blindenlehrkongreß in Europa zustande zu bringen und im Anschluß daran einen umfassenden Verkehr zwischen den einzelnen Blindenanstalten und einen gegenseitigen Meinungsaustausch hervorzurufen. Die Folge davon war, „daß die Auffassung über das Wesen der Blindenfürsorge mancherlei große und umwälzende Änderungen hervorrief, so daß nach vielen hartnäckigen Wortgefechten über den Begriff der Blindenversorgung erst in jüngster Zeit von gegenwärtig feststehenden Grundsätzen über eine moderne Blindenfürsorge gesprochen werden kann". Zu dieser Fürsorge gehört auch die möglichst weitgehende Verhinderung der Blindheit überhaupt. Blinde wird es zwar immer geben, weil ein großer Teil der Erblindungsursachen angeboren oder unvermeidlich ist; trotzdem aber ist der Spielraum, welchen die Menschheit besitzt, um Erblindungen rechtzeitig zu verhüten, ein ziemlich großer, besonders könnte die Erblindung der Neugeborenen verhältnismäßig leicht verhindert werden. Auch das Erblinden durch die Blattern wäre durch eine zweite Impfung während des schulpflichtigen Alters zu vermeiden. So wurden zum Beispiel in Bayern, wo im Jahre 1873 die zweite Impfung gesetzlich eingeführt wurde, seit dieser Zeit nur zwei Blatternerblindungsfälle gezählt, während in Böhmen, das dieselbe Bevölkerungszahl hat wie Bayern, in der gleichen Zeit 253 solcher Fälle vorkamen. In Österreich (ohne Ungarn) sind 1043 Menschen blatternblind. In Schweden und Norwegen kommen überhaupt keine Blatternerblindungen vor. Was nun die eigentliche Blindenfürsorge betrifft, so „hat sich nach unzähligen Fehlversuchen und Mißgriffen in Fachkreisen die allgemeine Überzeugung durchgerungen, daß der Blinde einer unausgesetzten Fürsorge von der Wiege bis zum Grabe bedarf. Soll die Fürsorge ihren Zweck tatsächlich erfüllen, so darf der Blinde in keinem Lebensabschnitte ohne eine Förderung seiner Interessen gelassen werden, damit derselbe nicht nur zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft erzogen werde, sondern auch die Möglichkeit erhalte, sich als solches zu betätigen". Schon im zartesten Alter sollte das blinde Kind in einer Kinderkrippe untergebracht werden, wo Körper und Seele zu einer naturgemäßen, dem Gebrechen angepaßten Entwicklung gebracht werden können. Von 4 bis 8 Jahren sollte es dann einen Kindergarten besuchen, wo mit Hilfe von plastischen Blindenunterrichtsmitteln die Begriffsbildung einen sonst ganz unmöglichen Umfang erhält. „Durch die freie Bewegung, durch Gartenarbeiten, Turnen und Schwimmen werden dem blinden Kinde bereits im Kindergarten eckige und abstoßende Angewohnheiten, welche dasselbe von sehenden Kindern nachteilig unterscheiden, abgewöhnt und das blinde Kind erhält hiedurch ein freies, offenes Auftreten, wogegen es ohne fachliche Erziehung bereits im zartesten Alter eckig, einsam, mißtrauisch und grüblerisch wird." Mit 8 bis 9 Jahren soll das blinde Kind in die Blindenschule kommen, in der es 6 bis 7 Jahre verbleibt. In dieser Zeit wird nicht nur der Unterrichtsstoff der Volksschule mit plastischen Lehrmitteln durchgenommen, sondern dem Kinde auch die nötige handliche Geschicklichkeit beigebracht. Dem

Unterricht in Musik und Gesang wird große Aufmerksamkeit geschenkt, doch ist es ein Irrtum, in dem Musikerberuf eine Existenzmöglichkeit für die Blinden zu sehen: die Eltern sehender Kinder werden für diese woh schwerlich einen blinden Lehrer wählen, für blinde Kinder aber braucht man erst recht sehende Lehrkräfte. Zu dem sorgfältigen Unterricht kommt eine aufmerksame Körperpflege, denn blinde Kinder sind sehr häufig noch mit anderen Gebrechen behaftet. Deshalb wird in der Blindenschule auf Turnen, Tanzen, Schwimmen und Bewegungsspiele ein sehr großes Gewicht gelegt. Nach der Volsschule kommen die Kinder in die Abteilung für den Handwerks- und Handfertigkeitsunterricht. Als Handwerke kommen nur Korbflechterei, Bürstenbinderei und Seilerei in Betracht, als Handfertigkeiten Maschinenstricken und -nähen, Rohrstuhl- und Mattenflechten, Massieren und bei musikalischer Veranlagung Klavierstimmen. Manche Blinde bringen es durch diese Ausbildung dazu, daß sie sich ihren bescheidenen Lebensunterhalt selbst beschaffen können, die meisten aber, und besonders die körperlich nicht ganz gesunden Blinden bleiben ihr Leben lang auf wenigstens teilweise Unterstützung angewiesen. Sie müssen in Heimen untergebracht werden, wo sie zwar arbeiten, aber doch vor Not geschützt werden. Es gibt hier und da auch Werkstätten, in denen die Blinden den Tag über arbeiten, um am Abend von ihren Angehörigen wieder heimgeholt zu werden. Eine mustergültige Anstalt dieser Art ist z. B. die städtische Blindenanstalt in Berlin. Ist der Blinde alt und gebrechlich geworden, so muß er in einem Blindenasyl Unterkunft finden. So zieht sich die Fürsorge durch sein ganzes Leben und ohne dieselbe müßte er in den meisten Fällen zugrunde gehen. Der österreichische Staat hat bisher viel zu wenig getan, um eine rationelle Blindenfürsorge durchzuführen, und steht darin hinter verschiedenen anderen Staaten sehr zurück.

Schon vor 50 Jahren erzählten manche Afrikareisende von „Elefanten-Sterbestellen“, d. h. von bestimmten, im Urwalde versteckten Orten, an welche die altersschwachen Elefanten sich zurückziehen, um dort zu sterben. Diese Erzählungen wurden lange Zeit für Märchen gehalten, die von den Eingeborenen erfunden seien; aber mit der zunehmenden Erforschung des dunklen Erdteiles mehrten sich auch die Beweise für die Wahrheit dieser Erzählungen, wie W. Kabel im „Deutschen Hausschatz“ (38. Jahrgang, Heft 14) berichtet. Selbst vielerfahrenen Jägern gelang es nie, irgendwo einen einzelnen Elefanten zu finden, der eines natürlichen Todes gestorben wäre. Wohl aber entdeckte man an verborgenen Stellen große Mengen von Stoßzähnen und Elefanten-Skeletten, deren Herkunft man sich nicht recht erklären konnte. Ein solches Elfenbeinlager fand zum Beispiel der Elefantenjäger Lenard in der Nähe von Timbuktu; er schreibt darüber in seinen Erinnerungen: „Ich hatte mir schon oft von meinen schwarzen Jagdgenossen erzählen lassen, daß es Elefantenfriedhöfe geben sollte, aber nie an diese phantastisch ausgeschmückten Berichte geglaubt. Jetzt stand ich selbst an einer derartigen Stelle, die man nach der Unzahl der Skelettreste kaum treffender bezeichnen konnte. Der Boden des engen Tales, in dem zwischen den mächtigen Knochenüberresten das wertvolle Elfenbein hervorleuchtete, war buchstäblich mit Elefantenskeletten bedeckt. Einige davon schienen erst kürzlich durch die Ameisen von dem

anhaftenden Fleische befreit worden zu sein, andere lagen fraglos schon ungezählte Jahre dort. Jedenfalls widerlegte das, was ich hier mit eigenen Augen schaute, die so häufig aufgestellte Ansicht vollkommen, daß die sogenannten Elefantenfriedhöfe nichts als Örtlichkeiten seien, an denen entweder die Eingeborenen Elfenbein zu späterer Verwendung aufgespeichert hätten, oder aber eine ganze Herde der Dickhäuter durch irgend ein Naturereignis urplötzlich und gleichzeitig vernichtet worden wäre. Ich machte mir die Mühe, aus den Knochenüberresten die ungefähre Anzahl der in dem Talkessel verendeten Tiere festzustellen, und rechnete hierbei weit über 200 heraus. Der Gewinn, den ich durch den Verkauf des so mühelos erworbenen Elfenbeins herausschlug, setzte mich in den Stand, eine neue Jagdexpedition nach dem Oberlaufe des Niger auszurüsten, mit der ich volle zwei Jahre, bis zum Frühjahr 1891, das Land kreuz und quer durchzog. Hierbei fand ich noch zwei weitere Elefantenfriedhöfe, deren Ausbeute es mir gestattete, mein beschwerliches Gewerbe gegen das angenehmere eines Pariser Rentiers einzutauschen." — Auch Emin Pascha entdeckte eine Elefanten-Sterbestelle und erfuhr von glaubwürdigen Leuten, daß es im Sudan viele solcher Stellen gebe, daß sie jedoch von den Eingeweihten als Stätte leichten Verdienstes streng geheim gehalten werden. — In neuester Zeit hat der Afrikareisende Howard Cambell die Existenz solcher Sterbestellen bestätigt. „Nachdem ich selbst auf ein riesiges Elfenbeinlager in einer Urwaldlichtung gestoßen war," schreibt er, „unterlag es für mich keinem Zweifel mehr, daß all die früheren Berichte über Elefantenfriedhöfe auf Wahrheit beruhten. Ich zählte an jener Stelle nicht weniger als 216 Stoßzähne: es mußten dort also notwendig 108 Tiere verendet sein. Das Bemerkenswerteste für mich aber war die Tatsache, daß ich zwischen mehr oder minder gut konservierten Skeletten Kadaver von fünf Elefanten fand, die kaum länger als ein halbes Jahr in der Lichtung gelegen haben konnten. Aus dieser Urwaldblöße führte ein vielleicht zwei Meter breiter, meilenlanger Pfad bis in die hügelige Grassteppe hinaus. Es war der Eingang zu dem Sterbehause der gewaltigen Tiere, die ein für uns Menschen unbegreiflicher Instinkt beim Herannahen des Todes in die Stille jener Waldlichtung leitet, wo sie ihre letzte Stunde erwarten." — Merkwürdigerweise hat man diese seltsame Erscheinung bisher nur bei den afrikanischen, nicht aber bei den indischen Elefanten beobachtet.

Über „Die Vögel als Propheten im deutschen Volksglauben" spricht in derselben Zeitschrift (Heft 13) Albert Bencka. Es sind in Deutschland nur fünf Vögel, denen in manchen Orten eine prophetische Kraft zugesprochen wird, nämlich Taube, Elster, Kuckuck, Eule und Rotkehlchen. Die Taube gilt in Norddeutschland als Unglücksvogel: fliegt eine Taube ins Zimmer, so bedeutet das je nach dem Platze, auf den sie sich setzt, Krankheit oder Tod für einen der Bewohner. Dabei kommt es aber auch noch auf die Farbe der Taube an: gefährlich ist nur die weiße Taube, während die braune sogar Glück bedeutet. In manchen Gegenden Österreichs ist der Aberglaube verbreitet, daß Taubenfedern, die ins Zimmer geraten, Schmerzen und Pein bereiten. Bencka erklärt diese Furcht vor der Taube damit, daß nach dem Volksglauben die Taube, und besonders die weiße, die Behausung der Seele Abgeschiedener ist. Weiter verbreitet und auch älter ist der Aberglaube, daß der Eulenruf Unheil bedeute.

Eine alte Legende erzählt, daß die Eule einst ein Mensch war, der in eine Eule verwandelt ward, weil er sich weigerte, einem Hungrigen zu essen zu geben. Auch Elster, Rabe und Krähe galten schon bei den alten Germanen als Unglücksboten. Anderseits genießt zum Beispiel die Krähe in der englischen Grafschaft Cornwall hohes Ansehen, da die Sage behauptet, König Artus lebe als Krähe auf Erden weiter. In Thüringen heißt es, daß eine einzelne Elster großes Unheil ankünde; zeigen sich aber mehrere Elstern zugleich, so bringen sie Glück. Der Sage nach war die Elster das einzige Tier, das sich weigerte, zu Noah in die Arche zu gehen, sie blieb auf dem Dach der Arche sitzen und fing dort ein großes Geschnatter an, das erst aufhörte, als das Wasser sich verlief. Daß der Ruf des Kuckucks allgemein als Orakel benützt wird, ist überall bekannt. Das Rotkehlchen endlich bringt immer Glück und wird daher mit Freuden begrüßt. Doch zehren Kuckuck und Rotkehlchen, wie Bencka meint, nur noch von der alten Tradition, ohne daß ihnen irgendwo eine so große Bedeutung beigelegt würde wie den zuvor genannten „Unglücksvögeln".

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Richard von Kralik.

Von **Wilhelm Oehl.**

Kraliks Wiege stand im deutsch-böhmischen Urwalde. Zu Eleonorenhain im Böhmerwalde wurde er am 1. Oktober 1852 als der Sohn eines Glashüttenbesitzers geboren. Nur die ersten Kindheitsjahre verflossen ihm in der stillen Schönheit dieser weltabgeschlossenen Waldheimat, die uns durch Stifter so vertraut ist. Mit vier Jahren kam er in die Donaustadt Linz, wohin seine Eltern zogen. Und hier, im Donaulande, fand er die Heimat seines Lebens. In Linz besuchte Kralik die Volksschule und das Gymnasium. Das alte malerische Linz, die alten Schulen, die alten Lehrer sind auch dem Manne noch fest in treuem Gedächtnis geblieben. Hier legte er die ersten wissenschaftlichen Grundlagen für das reiche Schaffen späterer Zeit; hier gewann er die ersten unvergeßlichen Eindrücke großer musikalischer und dramatischer Werke; hier trat ihm in dem tiefen Ernst und der reichen Phantasie des neugegründeten Empfängnisdoms die Majestät der Gotik zum ersten Male nahe; hier lernte er in den lieblichen Donauhügeln und Donauwäldern zum ersten Male die heilige Schönheit der Natur erfassen und erfühlen.

Im Jahre 1870 verließ Kralik Linz und studierte an der Wiener Universität Rechtswissenschaft, daneben auch eifrig mit Philosophie, Orientalistik und klassischer Altertumswissenschaft beschäftigt. Nicht minder erfüllten Musik, Kunst und Literatur die Seele des Vielbegabten, der die in seiner Familie erbliche musikalische Anlage mit einer schier unersättlichen Lesefreude verband, eine Aufnahmefähigkeit, die durch eine erstaunliche Gedächtniskraft im Gleichgewicht erhalten wird. Derselbe Student, der den ganzen Faust Vers für Vers im Kopfe hatte, verblüffte in Iherings Seminar durch die bescheidene Sicherheit in der Lösung der kniffIichsten Schwierigkeiten des corpus juris civilis.

Nach der Promotion zum Dr. jur. bezog Kralik die Universitäten Bonn und Berlin, wo er sich in den Seminarien Mommsens und Schraders u. a. in die Antike und in die orientalischen Kulturen versenkte, Archäologie, Ägyptologie, Assyriologie und Sanskrit trieb. Sein Ziel war damals, sich als Dozent für vergleichende Rechtsgeschichte zu habilitieren. Hatte doch Ihering in ihm seinen besten Schüler gesehen, der — wie er nach Jahren sagte — „leider Dichter

geworden war". Aber der junge Gelehrte war weit davon entfernt, in der toten Vergangenheit unterzugehen, blind für die Aufgaben der Zeit und der Zukunft. Das Interesse für philosophische und soziale Probleme war schon in dem Studenten lebhaft gewesen, umso lebhafter, als er gleich so vielen Anderen schon früh den schlichten Kinderglauben verloren hatte. Ein so absolut positiver Geist aber wie Kralik konnte unmöglich in der bloßen Leugnung Genüge oder Ruhe finden. Das Drüben schien verloren; nun galt es wenigstens das Hüben, das Diesseits, zu erobern, umzugestalten, zu erneuern. Und so finden wir den Altertumsforscher und Orientalisten erfüllt von den ausschweifendsten Zukunftsträumen bald des Anarchismus, bald des Sozialismus. Zumal in Berlin schloß er sich verwandten Kreisen an. Phantastische Pläne steigen im Kopfe des jungen Stürmers auf: er will — ähnlich wie Comte — eine weltumfassende sozialistische Hierarchie begründen; er entwirft den Katechismus der künftigen Menschheitsreligion reiner Vernunft; er plant eine dichterische Verherrlichung der französischen Revolution, — lauter kühne Entwürfe, die den Radikalismus des Fünfundzwanzigjährigen kennzeichnen. A vingtcinq ans le cœur se brise ou se bronce, meint Chateaubriand. Kralik hat die Verwegenheit seiner Jünglingsideale niemals abgeschwächt; er blieb allzeit unbedingt entschlossen zu einem Höchsten, das er dann allerdings auf anderen, auf entgegengesetzten Wegen verwirklichte.

Auf den Berliner und Bonner Studienaufenthalt, der den künftigen Romantiker die Wiege deutscher Romantik, den Rhein, kennen lehrte, folgten zwei Reisen nach dem Süden, nach Italien (1877) und nach Griechenland (1880). Nach Italien begleiteten ihn seine philologischen und archäologischen Handbücher, aber auch seine Welterneuerungspläne. So hatte er sich ein Exemplar des Catechismus Romanus mit weißen Blättern durchschießen lassen: darauf sollte der Katechismus der sozialistischen Idealreligion geschrieben werden. Aber es kam anders. Die Kunst, die Südlandsnatur umstrickte die Künstlerseele mit ihrem heiligen Banne. Über ein Jahr durchwanderte der Schönheitstrunkene die Landschaften Italiens, mit der ganzen Schwungkraft seiner Phantasie und seines Denkens die Schöpferkraft großer Vergangenheiten nachlebend. So steht er tagelang vor Leonardos Abendmahl. — Ein mehrmonatiger Aufenthalt ist Rom gewidmet. Und hier, in Rom, erwacht in dem Gelehrten, in dem Sozialutopisten die Liebe, die Poesie. Das Leben wird zum Abenteuer. Schrankenlos und fessellos, ein Frondeur gegen seine ganze Zeit und ihre Kultur, ein Kämpfer gegen Religion, Staat und Gesellschaft, wirft sich der Jüngling einer tragischen, schuldvollen Leidenschaft in die Arme. Ein prangender lyrischer Liebesfrühling ist die Blüte dieser romanhaften, romantischen vita nuova. Ein Teil der damals elementar entstandenen Gedichte ist 1884 unter dem Titel „Roman" veröffentlicht worden.

Mit tiefen Wunden, aber keineswegs vernichtet, sondern geläutert ging die Faustnatur aus dieser seelischen Katastrophe hervor. Eine

gänzliche Umkehr seines Wesens vollzog sich. Nicht plötzlich, nicht öffentlich, aber umso tiefergreifend und aus den Notwendigkeiten innerer Entwicklung erwachsend. Die griechische Reise vollendete die Genesis. In Delphi, auf der Akropolis Athens, in Sparta, in Olympia kam dem gigantischen Chaos dieses Geistes die Erleuchtung, Klärung, Klarheit, Sicherheit und zielbewußte Entschlossenheit. Das Ideal antik-hellenischer Kultur nahm Kralik damals gefangen, und im Banne dieser Macht ist er, im Grunde, bis heute geblieben. Seine Sozial-Ethik entpuppte sich als das, was sie ja eigentlich war, als Sozial-Ästhetik. Der Sehnsuchtstraum des Sozialutopisten wurde gesteigert zu einem übermenschlich kühnen Kulturtraum: die Gegenwart, die Zukunft soll zu einer Kulturblüte erhoben werden, die der Antike gleichwertig, ja überlegen ist. Eine neue homerische, pindarische, äschyleische Kunst, eine Höhenkunst, eine „Akropoesie" wird nun der Traum unseres Kulturphilosophen. Und diesem Zielgedanken widmet er von nun an sein Leben. Dem Wunsche und Rat seiner Lehrer und Freunde, sich zu habilitieren, wendet er entschlossen den Rücken. Er will unabhängig sein auf dem Wege zur Höhe. Er will nicht Professor, nicht Beamter sein. Sein intellektueller und persönlicher Freiheitsdrang ist übermächtig. Als freier Privatmann will er sein Leben zum Experiment machen. Und sein Experiment ist nicht weniger, nicht mehr als: die Fundamente legen zum stolzen Bau einer großen, harmonischen, gesunden Kultur und diesen Bau so weit fortzuführen, als es Menschenmacht vermag.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Was war nun das Mittel, der Weg, die Grundlage der antik-hellenischen Kultur? — Auf den Trümmern der Orakelstätten, der Tempel, der Theater, der Akropolen, der Festspielhallen wird dem Fragenden die Antwort. Auf zwei Grundpfeilern erhob sich die unvergleichliche Kultur Griechenlands: Volkstum und Religion. Volkstum und Religion, das waren die Grundmächte jenes Weltalters. Die gesamte Dichtkunst der Hellenen, ihre ganze Baukunst und Tonkunst, ja all ihre Lebenskunst ist undenkbar ohne die Religion, ohne den Götterglauben, ohne den Götterdienst, ohne die Heroensage und Heroenverehrung. Homer und Hesiod, die Lehrmeister für Jahrhunderte, sind geradezu Volkstum und Götterglaube. Die Tragödie und Komödie erwächst aus genau demselben Boden. Äschylos gesteht, daß er nur die Brosamen vom Tische Homers verwerte. Auch die Lyrik ist gleich der Epik, gleich dem Drama nichts anderes als vaterländische Sakralkunst. Plastik und Architektur finden ihre wichtigste und würdigste Aufgabe darin, die Gestalten und Geschichten aus den Götter- und Heldengedichten in Stein und Erz darzustellen, ehrwürdige Hallen für die heiligen Feiern zu erbauen. Priesterschaften und Mysterienbünde hüten die uraltheiligen Überlieferungen. Auf heiligen Bergen, an heiligen Quellen erheben sich uralte Heiligtümer, in denen die Gottheiten sich zu den Sterblichen neigen und mit unfehlbaren Weisheitssprüchen die Familiensorgen Privater und die Politik der

Städte, der Stämme lenken. Und die Höhepunkte des Volkslebens, des geschlossenen, stolzbewußten Volkstums sind die nationalen Festspiele mit ihren prächtigen Opferfeiern, Prozessionen, Festversammlungen, Ringkämpfen, Wettläufen, Wagenrennen, Preissingen und Vortragszyklen. Olympia, Delphi, Korinth, Panathenäen — hier ist Griechenland.

Solchen Hochzielen galt es also nachzueifern. Und wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen: Volkstum und Religion. Also mußte sich auch die kommende Kultur, die Kralik von der Zukunft erwartete, für die er sein Leben einsetzte, auf Religion und Volkstum gründen. Auf eine lebendige, wirklich geglaubte, im Volke wurzelnde ästhetische Religion mit Priesterschaft und Kultbünden, mit Tempeln und Mysterien, mit Nationalheiligtümern und Wallfahrten; und zugleich auch ein starkes, stolzes Volkstum mit bodenständiger Sitte und Sage, mit Heldensang und Volksfesten, mit nationaler Kunst und Poesie.

Dieses Fundament also brauchte und suchte Kralik. Erfinden, aus dem Boden stampfen konnte das kein einzelner, konnte niemand. Solche Mächte sind einzig möglich als historische Begebenheit, sind anders undenkbar. — Wo waren sie also? — Sein Blick fiel zunächst auf die altgermanische Kultur, für ihn als Deutschen das Nächstliegende. Hier sah er ein herrliches Volkstum, verknüpft mit einer nationalen Religion, ähnlich Hellas. Das nationale Erbe aus germanischer Zeit war zwar in der Gegenwart vielfach vergessen und entstellt, aber keineswegs verloren. Mächtige Trümmer, weitläufige Fundamente germanischer, altdeutscher Heldensagen waren noch erhalten, manches lebte noch im Volke fort, und die hundertjährige Wirksamkeit der Romantik hatte viel Vergessenes neubelebt und zum Gemeinbesitz wenigstens des gebildeten Volkes gemacht. So erschien also das Volkstum Deutschlands als eine noch lebendige Macht. Hier konnte noch eine Welt gerettet, erneuert werden. Dieser Boden war fest genug für den geplanten Bau. — Aber freilich, die Religion des germanischen Heidentums war tote Vergangenheit, und Kralik brauchte eine lebendige Gegenwart als Unterpfand der Zukunft. Es blieb also nur das deutsche Volkstum in seiner jüngeren, reicheren Entwicklung unter dem Einfluß des Erbes griechisch-römischer Kultur, des Christentums. Aber welche der vielen Formen des Christentums bot nun die stärkste, gesündeste Grundlage für eine religiös-nationale Kultur im Stile von Althellas? — Die Überlegenheit der katholischen Kirche gegenüber den protestantischen Konfessionen war da offenbar. Nicht nur stand der Katholizismus historisch, praktisch der Ästhetik, dem schönen Kulte viel näher als der Protestantismus; auch seine Glaubenslehre, sein Priestertum, sein Ordenswesen boten viel fruchtbarere Möglichkeiten. Die Heiligenverehrung, die Wallfahrtsorte und Gnadenbilder mit ihren manchmal uralt-eigentümlichen Prozessionen; die Klöster auf Bergen und in Tälern; die schlichten Dorfkirchen und die Städte mit Münstern und Kathedralen; der altehrwürdige, bedeutungsreiche Kultus

mit Volksgesang und Orgelklang, mit Weihrauch und Weihwasser, mit Sakramenten und Sakramentalien; die großartige Architektonik der Hierachie mit dem unfehlbaren Lehrer an der Spitze, ja, war denn das alles nicht wie eine noch höhere Vollendung der griechischen Religion? Waren die Anbetung der Dreieinigkeit und die Verehrung der Heiligen nicht eine ethisch-metaphysische Klärung und Überhöhung des antiken Götterkults in seiner ganzen bunten Vielgestaltigkeit? Waren hier nicht Delphi und Dodona, Olympia und Korinth, die Mysterien und Panathenäen, die Kulte der Feld-, Wald-, Berg- und Flußgottheiten, die Priesterkollegien, die Orakel, die Götterhymnen, die Mythen, Litaneien und Liturgien der Antike weit überboten? War nicht der Katholizismus in weit höherem Grade, in breiterem Umfange, in tieferem Sinne geeignet, die religiöse Grundlage einer ästhetischen Kultur zu werden?

So entwickelte sich Kraliks Gedankenwelt. Alle erhaltenden Mächte des Volkstums, der Geschichte, der Tradition, der Sitte, der Familie, des Rechtes, der Religion waren ihm so entgegengetreten. Er gab sich ihnen mit derselben unbedingten Entschlossenheit hin wie früher den radikalen Utopien des Anarchismus, des Sozialismus. Die unendlichen Möglichkeiten seiner jugendlich gärenden Anlagen waren in ein bestimmtes, fest umgrenztes Bett gemündet. Halbheit war diesen rücksichtslosen, immer aufs Ganze losstürmenden Geiste stets fremd. Er sah nur die Wahl: Alles oder nichts. Keine Macht der Erde hätte diesen selbstbewußten Willen hindern können, seinen Weg zu gehen. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg.

Aber wir sind in der Darstellung von Kraliks innerer Entwicklung seinem äußeren Lebensgange etwas vorausgeeilt. Während solche Erkenntnisse und Entschlüsse in vieljähriger Gedankenarbeit heranreiften, fand er auch die feste Form für sein äußeres Leben. Nach den beiden großen Reisen ließ er sich dauernd in Wien nieder, in der Stadt, die er immer mit so unendlicher Liebe umfaßte. Während seiner griechischen Reise hatte er stets Pindars Siegeslieder, den Homer und — eine Karte der Wiener Landschaft bei sich! Das Donauland, die Donaustadt wurden nun die Wahlheimat des zum Dichter verwandelten Gelehrten. Hier in Wien wurde ihm die Heimat zum All und das All zur Heimat. Seine Mutter, selbst eine geborene Wienerin, durfte nun Jahrzehntelang das Wachstum und die Reife ihres Sohnes erleben. — Im Jahre 1883 vermählte sich Kralik mit Maria v. Flattich und fand in ihr eine hochbegabte, kunstfreudige Lebensgefährtin, deren fröhlichlebendige Liebenswürdigkeit in dem Rhythmus ihres schwäbischen Blutes und aus dem Landschaftscharakter Wiens Erklärung findet. Im Kreise seiner Familie — drei Söhne entstammen der Ehe: Dietrich, Heinrich, Roderich — verbrachte Kralik von nun an den größten Teil seines Lebens, das unermüdeter, zielfroher Arbeit gewidmet war. Dies eine vor allem zwingt unbedingt zu staunender Anerkennung: die ungeheure Summe von Arbeit, die Kraliks Leben bedeutet. Wie immer man sich zu seiner Philosophie, seiner Ästhetik, seinem Kulturideale, seinen Dichtungen stellen mag, — die ehrliche, begeisterte

Arbeit, das ungeheure Wollen und der ideale Gedankenflug dieses Mannes verdienen uneingeschränkte Verehrung.

Rechtswissenschaft, Orientalistik und Sozialutopien traten nun sehr in den Hintergrund, seit in Rom der Dichter, in Griechenland der Kulturphilosoph erwacht war. In den Achtzigerjahren sehen wir Kralik als Lyriker und Dramatiker in die Generation der Berliner Literaturrevolutionäre eintreten. Die Episteln und Elegien „Offenbarung", das Festspiel „Die Türken vor Wien" und das Mysterium „Adam" erschienen 1883; die römischen Liebesblätter „Roman", das gleichfalls erotisch-lyrische „Büchlein der Unweisheit" und die Sammlung „Deutsche Puppenspiele" erschienen 1884; das Schauspiel „Maximilian" 1885; das patriotisch-mythologische Epyll „Ostara" 1886. Die Beziehungen Kraliks zu der Berliner Literaturrevolution waren übrigens nur ziemlich lose. Als ihn 1884 die beiden Brüder Hart zur Teilnahme an der seither so viel zitierten Anthologie „Moderne Dichtercharaktere" einluden, war er innerlich längst hinaus über die Prinzipienwirrnis der Hart, Arens, Conradi, Henckell, Holz und wie die Beiträger dieser Anthologie heißen. Kralik war ihnen nicht nur an Jahren, sondern vor allem an Klarheit voraus. Und wie verschieden haben er und die übrigen sich seither entwickelt! Viele von ihnen sind an ihren Problemen, der religiösen, der sozialen und sexuellen Frage, gescheitert oder doch kaum einen Schritt weiter gekommen. Auch die Folgerichtigsten unter ihnen, die Brüder Hart, vermochten sich nur zu einem vagen Pantheismus durchzuarbeiten. Kraliks Entwicklung aber ging stetig vorwärts, besonnen aufwärts, ein vollkommenes Analogon zur Seelengeschichte der Jenenser und Heidelberger Romantiker, ja geradezu ein Idealtypus, ein Paradigma für die notwendige Entwicklung aller konsequenten Romantik. Betrübend ist nur die Einsamkeit, in die sich der Wiener Dichter zurückzog. Er war seinen Mitstrebenden so weit vorausgeeilt, daß sie ihn aus den Augen verloren. Während die Achtziger- und Neunzigerjahre sich noch mühsam in tausend Irrungen vom Naturalismus zum Symbolismus und zur Neuromantik durchrangen, war Kralik schon ganz in die übermenschlichen Arbeiten seines romantisch-katholischen Kulturprogramms vertieft und achtete in seinem Ideen-Wolkenkuckucksheim kaum des fremden Getriebes. Er arbeitete damals an der Erforschung und Neudichtung mittelalterlicher Heldensagen, Legenden und Mysteriendramen, und zugleich entstanden seine Poetik, das „Kunstbüchlein" und sein philosophisches System „Weltweisheit". Das „Kunstbüchlein" erschien 1891; die Sammlung „Sprüche und Gesänge" 1892; das mythologische Lustspiel „Kraka" (das erste aus einer ganzen Reihe verwandter Stücke), die Neudichtung des altdeutschen Weihnachtsmysteriums, das „Weihnachtsspiel" und die Ästhetik „Weltschönheit" 1893; die Ethik „Weltgerechtigkeit" 1894; das dreibändige „Osterfestspiel", die Metaphysik „Weltwissenschaft", die Hymnen „Lieder im heiligen Geist" und das vaterländisch-volkstümliche Epos „Prinz

Eugen" 1895. In den folgenden Jahren kam eine Reihe kleinerer Dramen, meist Festspiele religiösen oder patriotischen Charakters, in die Öffentlichkeit. Von den Werken des letzten Jahrzehnts seien hier nur noch die größten, wichtigsten aufgezählt: die biographischen Darstellungen „Sokrates" (1899), „Jesu Leben und Werk" (1905, 2. Auflage 1911), „Der heilige Leopold" (1905) und „Homer" (1910); das sechsbändige „Deutsche Götter- und Heldenbuch" (1900 bis 1903), die reich ausgestatteten Prachtwerke „Hugo von Burdigal" (1901) und „Goldene Legende" (1902), die vier Essaysammlungen „Kulturstudien" (1900, 2. Aufl. 1904; 1903; 1904; 1907), die Neudichtung der „Gralsage" (1907, 2. Aufl. 1909), der historische Dramenzyklus „Revolution" (1908) und die beiden vielumstrittenen Broschüren über die katholische Literaturbewegung (1909 ff.), die in wenigen Monaten viele Auflagen erlebten. — Seit einigen Jahren erscheinen Kraliks „Gesammelte Werke" im Verlage Fr. Alber in Ravensburg, der auch die Bestände der übrigen, früher anderweitig erschienenen Werke erworben hat.

Damit wäre Kraliks schriftstellerische Wirksamkeit wenigstens im Grundrisse skizziert. Schon die bloße Aufzählung dieser Hauptwerke läßt den Umfang und die Kraft seines Schaffens ahnen. Aber wir haben noch ein höchst wichtiges Moment in Kraliks geistiger Entwicklung zu untersuchen: seine Stellung zum Christentum, zum Katholizismus. Die alte Frage „Quid vobis videtur de Christo?" ist auch für ihn zur letzten Grundfrage geworden. Dieses Problem trat ihm unausweichlich entgegen, als er durch seine ästhetischen und kulturphilosophischen Schlußfolgerungen zum Katholizismus als dem Grundfaktor, dem Haupterfordernis für die Verwirklichung seines Kulturideals angelangt war. Die praktische, ästhetische Unersetzlichkeit der katholischen Kirche war ihm sonnenklar. Nun galt es aber zu prüfen, ob auch die metaphysischen Voraussetzungen dieses Systems, die Dogmen der Kirche, dem kritischen Denken entsprächen, oder anders: ob auch die Metaphysik des katholischen Christentums so unübertrefflich, so vollendet, so einzigartig sei wie seine Ästhetik Hätte er das Christusproblem nicht restlos lösen können, hätte er nicht Christus als den Logos erkannt, hätte er in der Christologie nicht die Vollendung der antiken Ideen- und Logoslehre gefunden, er hätte rücksichtslos gebrochen mit diesem System und aus eigener Kraft sich allein einen neuen Weg gebahnt. Kompromisse und Halbheiten kannte und kennt er nicht. — Mit dem umfassenden Rüstzeug des zünftigen Historikers, Archäologen, Philologen und Philosophen trat Kralik an die Quellen des Christentums heran, prüfte kritisch-voraussetzungslos das Dogmensystem der Kirche und gelangte zur rückhaltlosen Anerkennung der Göttlichkeit Christi und des übernatürlichen Charakters seiner Stiftung. Christus war ihm nun der verkörperte Logos, die Fülle der Ideen, und die Kirche war der durch die Jahrtausende wandelnde Christus. Und damit war der letzte Schritt getan. Wie er früher von außen her als Ästhetiker zur Kirche gekommen war, so kam er jetzt von innen her, als Logiker,

als Metaphysiker, zu ihr. Aus dem skeptischen Positivisten war ein überzeugter Katholik geworden. Zu Ende der Achtzigerjahre war diese Wendung entschieden.

Kralik war diesen Weg ganz allein gegangen, ohne jede äußere Beeinflussung. Seine Beziehungen zu katholischen Gesellschafts-, zu katholischen Intelligenzkreisen waren gleich Null gewesen. Er hatte durch etwa zwei Jahrzehnte ziemlich ausschließlich in den neutralen oder negativen Kreisen „aufgeklärter" moderner Wissenschaftler und Literaten verkehrt. Seine innere Wandlung war ganz allein das Ergebnis seines eigenen Denkens. Nun aber folgte nach der inneren Umkehr auch eine äußere Hinwendung zu den katholischen Kreisen der Wiener Gesellschaft. Bedeutsam für das geistige Leben in unserer Heimat wurde insbesondere die Verbindung Kraliks mit der österreichischen Leogesellschaft, die eben damals, im Anfange der Neunzigerjahre, verheißungsvoll aufblühte. In dem neuen Kreise, der sich nun Kralik erschloß, fand er freudiges Verständnis und eifrige Förderung seiner kühnen Ideen. Aus diesem Zusammenwirken, dem „Symphilosophieren" dieser gleichbegeisterten Theologen, Philosophen, Philologen, Literaten, Künstler und Sozialpolitiker erwuchs ein mächtiger Aufschwung des gesamten katholischen Geisteslebens. Die Zeit Friedrich Schlegels, Clemens Hofbauers, Zacharias Werners, Adam Müllers, Veiths, Passys, Silberts schien wiederkommen zu wollen: eine neue Epoche der Romantik, geläutert vom Überschwange unreifer Gärung, in der Vollblüte nationalen und religiösen Kulturstrebens. Man wird erst nach Jahrzehnten diese Zeit ganz zu würdigen wissen, die Zeit, in der Belopotoczky, Pernter, Gitlbauer, Noltsch, Helfert, Liechtenstein, Schindler, Swoboda, Schnürer, Hirn, Trabert, Hlatky, Domanig, Scheimpflug, Eichert, Kuefstein, Lammasch, und Kralik als einer der ideenreichsten unter ihnen, das katholische Wien, das katholische Österreich mit neuen Entwürfen und neuen Schöpfungen belebten. Zu den schönsten, glücklichsten und kühnsten Unternehmungen dieses neuen Romantikerkreises gehören unstreitig die großen Festspiele, die seit 1893 in den größten Hallen und auf den breitesten Plätzen Wiens mit außerordentlichem ästhetischen und finanziellen Erfolge aufgeführt wurden. Es waren Kraliks Weihefestspiele und Mysterienspiele, die damals mit dem Aufwande großer Summen und mit allem technischen und künstlerischen Apparate im großen Musikvereinssaale, im Arkadenhofe des Rathauses, auf dem Schwarzenbergplatz rc. teils von Berufschauspielern, teils von wohlgeschulten Amateuren dargestellt wurden: das „Weihnachtsspiel", „Kaiser Marcus Aurelius in Wien", „Rolands Knappen", „Veronika", „Die Erwartung des Weltgerichtes", ferner Bearbeitungen der Calderonschen Autos „Das große Welttheater" und „Der Ruhm Österreichs". Der Erfolg dieser durch etwa sieben Jahre hindurch wiederholten Festspiele war ein durchschlagender. Das katholische wie das freisinnige Wien anerkannten rückhaltlos die hohe künstlerische Bedeutung dieser dramatischen Neuerung. Es war wie eine mächtige Welle religiös-nationaler Kunst, die damals gleichzeitig

mit dem Erstarken der aufstrebenden christlichsozialen Politik über Wien dahinging. Es hatte den Anschein, als wollte sich Wien ein deutsches, christliches Olympia errichten, ein großes nationales Festspiel begründen, eine Vereinigung von Oberammergau und Bayreuth. Wenn damals die christlichen Politiker die Bedeutung der Literatur, der Kunst erfaßt hätten! Was hätte da alles werden können! — Aber es sollte nicht sein. Die Generation war nicht berufen dazu. Und so verliefen diese schönen Anfänge allmählich im Sande. Seit zehn Jahren scheinen der fröhliche Wagemut, die glückliche Tatkraft von damals erloschen zu sein.

Auf Kraliks Schaffen hatten weder die starken Bühnenerfolge der Neunzigerjahre noch die spätere Gleichgültigkeit irgendwelchen Einfluß. Er arbeitete ruhig weiter, von unbedingtester Entschlossenheit beseelt. Die Außenwelt, der äußere Erfolg blieb dem Manne stiller Arbeit gleichgültig, — vielleicht sogar zu gleichgültig, wie seinen Freunden scheint. Zu jenen Schriftstellern, die immer einen ganzen Stab von Kritikern in Atem halten, bestürmen, ja bestechen und die Hälfte ihrer Arbeitszeit für ein wohlorganisiertes Reklamesystem verwenden, zu ihnen hat Kralik nie gehört. Ja, ehrgeizig ist er, im edelsten Sinne. Aber je kühner sein Ehrgeiz ist, desto stolzer ist seine Bescheidenheit. Er scheut fast den Lärm der Öffentlichkeit. Als die Leogesellschaft und andere Verbände 1902 zur Feier seines 50. Geburtstages größere Ehrungen planten, lehnte er mit entschiedenem Danke alles ab. Er wollte nichts, als ruhig weiterarbeiten.

In den „Montagsabenden" der Leogesellschaft gehörten seine Vorträge und Diskussionen zu den anregendsten. Von hier aus gelangte mancher schöne Plan in die Öffentlichkeit, so besonders jener berühmte Vorschlag zur künstlerischen Ausschmückung des Kahlengebirges. Es ist dies einer der schönsten, würdigsten Gedanken Kraliks, sein Lieblingsplan: eine Walhalla Österreichs. Was die Akropolis für Athen, das Kapitol für Rom war, das verlangt dieses Genie des Kunstverständnisses für Wien, für Österreich. Eine Ruhmeshalle des Wienertums, des Österreichertums soll in leuchtender Schönheit als Wahrzeichen Wiens vom Kahlengebirge weit hinausschauen ins Donauland. Und wahrhaftig, dieser Gedanke ist bei aller Kühnheit kein phantastischer Traum! Wenn Bayern seine Regensburger Walhalla baute, Preußen das Riesendenkmal am Deutschen Eck in Koblenz und das Niederwalddenkmal zustande brachte, Sachsen das Nationaldenkmal der Völkerschlacht bekommt, — warum soll es unmöglich sein, ein Denkmal Österreichs vor den Toren Wiens zu errichten? Hat nicht Italien mit dem großen Nationaldenkmal auf dem Kapitol ein Beispiel gegeben? Auf, gewalt'ges Österreich, vorwärts, tu's den andern gleich!

Eine Verwirklichung Kralikscher Poetik waren auch die musikalischen Aufführungen bei den Generalversammlungen der Leogesellschaft in Wien, Graz, Klagenfurt, Salzburg 2c., wo jedesmal ein von Kralik gedichteter und vertonter Hymnus im Stile Pindars die Feier krönte. Und so wäre vieles der Art zu erzählen. Der Einfluß Kralikscher

Ideen war einmal so stark und allgemein, daß man — halb im Scherz, halb im Ernst — von „Kralizismus“ sprach. Und es liegt etwas Wahres in dem Worte. Mit demselben Rechte, mit dem die Provenzalen das Wirken ihres Dichters, Folkloristen und Nationalpolitikers Mistral „Mistralismus“ nennen, im gleichen Sinne verdienen Kraliks und seiner Schule Wirken den Namen Kralizismus.

Sehr lebhaft arbeitete, nicht zum wenigsten unter Kraliks Mitwirkung, die „literarische Sektion“ der Leogesellschaft. Im Laufe der Zeit entwickelte sie sich zu einem ganz selbständigen Vereine, dem „Verbande katholischer Schriftsteller Österreichs“, dem heute die große Mehrzahl der katholischen Autoren Österreichs angehört und aus dessen Schoße später auch der „Verband katholischer Journalisten“ hervorging. Ungefähr gleichzeitig erweiterte sich die „Iduna“, ein literarischer Kreis mit mehr nationalen Tendenzen, dem Kralik als eifriges Mitglied angehörte, zu der großen, auf christlich-deutscher Grundlage stehenden „Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft“. Der „Verband katholischer Schriftsteller“ kristallisierte endlich aus seiner Mitte heraus, hauptsächlich aus den in Wien lebenden Mitgliedern Trabert, Hlatky, Domanig, Kralik, Eichert, einen allerengsten Freundschafts- und Interessenbund, den „G r a l b u n d“. So ist Kraliks Name aufs engste verknüpft mit Wiens literarischem Leben in den letzten Jahrzehnten. — Der „Gralbund“ entfaltete seit 1905 eine sehr fruchtbare Tätigkeit. Er wurde der Verkünder des religiös-nationalen Kulturprogramms Kraliks, besonders seit der Gründung eines eigenen Organes, des „G r a l“. Der „Gral“ spricht seit 1906 entscheidend mit, nicht nur im deutschösterreichischen, sondern im ganzen deutschen Literaturleben. Das Literatur- und Kulturprogramm der religiösen Romantik ist noch nirgends so kühn und unbedingt vertreten worden wie vom Gralbunde und seinem spiritus rector.

Hier wären auch einige Worte zu sagen über Kraliks persönlichen Umgang. Seine Villa in Wien-Döbling heißt mit Recht ein Tuskulum. Kunst und Wissenschaft sind die Signatur dieses Dichterheims. In wenigen Häusern Wiens dürfte so viel Musik getrieben werden wie hier. Mit eigener Hand hat Kralik die Stiegenwände und Zimmer mit Darstellungen aus der antiken Mythologie und mittelalterlichen Sage geschmückt. Die Hausfrau hat in jahrelangem Fleiße große, wunderschöne Stickereien vollendet, die jedermanns Staunen hervorrufen. Und ein überaus reiches Leben erfüllt das gastliche Haus. Besonders die Sonntagnachmittage sind jedem unvergeßlich, der sie kennen lernte. Ein bunter Kreis von Dichtern, Literaten, Künstlern und Gelehrten gibt der Atmosphäre eigentümlichen Reiz. Und wer je mit Kralik und einigen seiner Freunde in der schönen Bibliothek stand und mit ihnen philosophierte, wird den edlen Charakterkopf dieses Mannes niemals vergessen.

Und so ist denn der 60. Geburtstag Kraliks herangekommen. Nicht nur seine Freunde, nicht nur seine Wiener Mitbürger haben alle Ursache, den Tag und den Mann zu feiern. Weit über diese

engeren Grenzen hinaus ist die Lebensarbeit des Wiener Ästhetikers und Dichters von dauernder Bedeutung: das ganze österreichische Vaterland, das ganze deutsche Volk, endlich die katholische Kirche schulden ihrem Sohne Dank.

Was Kralik für diese drei Weltmächte geleistet hat, wird erst in späterer Zeit gewürdigt werden können. Hier kann nur ein schlichter Versuch gemacht werden, sein Lebenswerk annähernd zu charakterisieren und zu beurteilen. Freilich, da müssen wir gleich zum Beginn eine starke Einschränkung machen. Ein sachliches Gesamturteil über Kraliks W i r k e n ist ohneweiters jedem philosophisch oder ästhetisch, historisch oder politisch Denkenden möglich; ein Urteil über seine W e r k e aber ist sehr, sehr schwierig. In diese sachgemäße Bewertung müßten sich eigentlich ein kleiner Stab von Spezialisten teilen, Philosophen, Theologen, Archäologen, Kunsthistoriker, Historiker, Germanisten, Kritiker. Erst ihr Zusammenwirken, ihr *συνκριτίζειν*, vermöchte ein richtiges Gesamturteil zu erzielen; oder aber, es müßte ein Intellekt von ähnlicher Universalität über Kralik urteilen.

Die Grundlage seines Schaffens ist s e i n e P h i l o s o p h i e. Sie ist in mehreren (ursprünglich selbständig erschienenen) Aufsätzen der „Kulturstudien" dargelegt und insbesondere in dem dreiteiligen Werke „W e l t w e i s h e i t", wo je ein Band die Metaphysik („W e l t w i s s e n s c h a f t"), die Ethik („W e l t g e r e c h t i g k e i t") und die Ästhetik („W e l t s c h ö n h e i t") behandelt. Ich stehe nicht an, diese Weltanschauung den übrigen bekannten oder unbekannten Systemen alter und neuer Philosophen als gleichwertig anzureihen. Sie ist ein Musterfall des christlichen Ideal-Realismus. Wie jedes System ist auch das Kraliks eine große Zusammenfassung von Elementen aller früheren Systeme, aber getragen, durchdrungen und bekrönt von einer neuen, starken, eigentümlichen Zentral-Idee. Kralik baut auf der philosophia perennis der platonisch-aristotelisch-scholastischen Ideenlehre auf, fügt Materialien aus der Werkstatt der Mystiker, Leibniz', Kants, Schellings, Hegels, Fechners u. a. in sein Gebäude ein und vollendet das Ganze durch den ihm eigentümlichen Grundgedanken des S p i e l b e g r i f f s. Es ist ein uraltes, weitverbreitetes Motiv, das Kralik höchst originell zum Zentralgedanken eines Systemes machte: die B e t r a c h t u n g d e s W e l t g a n z e n a l s e i n e s S p i e l e s d e r e w i g e n G e d a n k e n G o t t e s. Die Upanischaden, die Baghavadgita, das Alte und Neue Testament, die Neuplatoniker, Augustin, die muhammedanische Sufi-Mystik, die Scholastik, die katholischen Mystiker und zahllose andere Philosophien, Philosophen und Dichter kennen dieses Motiv „die Welt ein Spiel", bald bestimmter, bald allgemeiner formuliert. Kralik hat den Spielbegriff aus der untergeordneten Rolle eines nebenher laufenden, halb poetisch-bildlichen Vergleiches zur Würde einer umfassenden Weltformel erhoben. Mit Hilfe eines kunstvoll konstruierten Kategoriensystemes und einer souverän sicheren Dialektik ist die Kraliksche Begriffsdichtung ausgebaut. So überwältigend kühn die Weltformel des Spielbegriffs scheint und ja auch ist, so steht sie

doch im engsten Zusammenhang mit der kirchlichen Philosophie der Scholastik und Mystik, läßt sich durchaus harmonisch mit dem Dogma vereinbaren und bietet überdies dem ethischen, dem naturphilosophischen und vor allem dem ästhetischen Denken die fruchtbarsten Möglichkeiten. Weiter auf Einzelheiten einzugehen ist hier leider kein Raum. Nur noch dies eine muß gesagt sein: die Sprache in Kraliks philosophischen Werken ist wunderbar klar und schön. Der glänzende Stil zeigt sich bei dem schwierigen Gegenstande um so auffallender.

Aus seiner Metaphysik folgert Kralik mit Selbstverständlichkeit die ethische und ästhetische Pflicht des Menschen, seine gottgewollte Rolle auf der großen Weltbühne so vollkommen als nur möglich zu spielen. Die Welt ist Gottes Wille. Augustinus nennt die ästhetische Überschau über das Weltgeschehen die höchste Art der Weltbetrachtung; in solcher Schau betrachtet Gott selbst seine Schöpfung. Also ist die bunte Vielheit der diesseitigen Wirklichkeit und der jenseitigen Überwirklichkeit Gottes Wille und Freude. Ja, Gott selbst „spielt mit den Menschenkindern auf dem Erdenkreise“ (Spr. 8, 31). Die Fülle des Lebens in den Völkerschicksalen und Kulturepochen wie im Einzeldasein jedes Geschöpfes, — das ist der Sinn des Diesseits. So wird aus dem geistigsten Idealismus der kompakteste Schaffensimperativ. Kraliks Philosophie des Spieles führt nicht zu leichtsinnigem Libertinismus, nicht zu verstiegenem Akosmismus, nicht zu verblasenem Ästhetizismus, nicht zu weltverneinender Asketenmystik, nein, sie führt zur freudig entschlossenen Auswirkung aller Kräfte des Denkens, Wollens und Fühlens zu schöpferischer Kulturarbeit im Dienste der Heimat, des Volkes, des Staates, der Religion. Seiner Heimat, seiner Nation, seiner Kirche hat Kralik all sein Wirken geweiht. Der idealistische Dialektiker wurde notwendigerweise zum Vorkämpfer positiver Kulturgedanken. Er setzte seine Theorie in Praxis um und wirkte als Deutschösterreicher, als Katholik mit froher Tatkraft. Und seiner merkwürdig vielseitigen Begabung entsprechend, hat er sich nicht auf ein einziges Gebiet verlegt, sondern viele zugleich gepflegt.

Da ist zunächst der Kulturhistoriker, der Kulturphilosoph. — Das Leben und die Grundkräfte vergangener Epochen der Heimat wie der Fremde gründlich zu kennen, ist demjenigen unerläßlich, der auf die Vergangenheit eine Zukunft gründen will. Kralik schließt seine Geschichte Wiens mit dem Worte Lykurgs: „Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft.“ — Nun wahrlich, wenn einer die Vergangenheit seines Volkes ehrt, liebt und kennt, so ist es Kralik. Hat er doch ungefähr sein ganzes Leben darauf verwendet, die Kulturen der morgenländischen wie der christlich-abendländischen Völker, insbesondere aber der katholischen Nationen, und hier wieder besonders der Germanen, der Deutschen, zu erforschen. In Hunderten von zerstreut gedruckten Aufsätzen und Studien hat die Öffentlichkeit teils Schnitzel, Splitter, Späne und Skizzen, teils die Ergebnisse dieser Jahrzehnte umfassenden Arbeit kennen gelernt. Jetzt liegt in

den vier Essaybänden „Kulturstudien", „Neue Kulturstudien", „Kulturarbeiten" und „Kulturfragen" ein großer Teil davon, über hundert, gesammelt vor. Und besser als sonst in einem seiner Bücher kann man hier die überraschende Vielseitigkeit Kraliks überblicken, zugleich aber auch die harmonische Geschlossenheit seiner Weltanschauung und seiner Arbeiten. Ob er nun über Papsttum und Kultur schreibt oder über altnordische Dichtung, über die Nibelungenspiele in Bechlarn oder über Beuroner Kunst, über Shakespeares Beziehungen zu Österreich oder über moderne Monumentalkunst, über Calderons Dramen oder über die Philosophie als Begriffswissenschaft, über die Gralsage, über Kirchenmusik, über das ästhetische Staatsideal, über das Nationalitätenprinzip, über Legendenpoesie, über Hroswitha von Gandersheim, Ferdinand Raimund, die Sezession, die christliche Mystik, — immer und überall tritt uns eine originale Persönlichkeit entgegen, die den jeweils gewählten Stoff nicht nur beherrscht, sondern auch nach neuen Gesichtspunkten bewertet und das Ergebnis als Baustein in ein geschlossenes Weltbild einfügt. Und so mannigfaltig die Themen in diesen 104 Aufsätzen sind, es ist prächtig, wie doch alles, alles in den Dienst des einen, umfassenden Ideals religiös-nationaler Kultur gestellt ist. — Kraliks Studien zeigen ihn aber auch von der formalen Seite als einen glänzenden Stilisten. Es ist eine Sprache von kräftiger Lebendigkeit, reicher Beweglichkeit und sicherer Schönheit, die Kralik als gefügiges Ausdrucksmittel für seine Ideengänge spielend und ohne jede Manier meistert. Er muß zu den besten Stilisten gezählt werden und steht ebenbürtig neben den erfolgreichsten Essayisten, neben Emerson und W. H. Riehl (dessen „Kulturstudien" Kralik wohl vorbildlich waren). Ihrem Gehalte nach sind die „Kulturstudien" Meisterstücke, sozusagen die konkret-praktische Ausführung von Einzelproblemen seines Kulturprogramms. Alle Bücher Kraliks ergänzen und erklären einander. Diese vier Bände sind ein wohlausgestattetes Arsenal geistiger Waffen für den Kampf um eine Kultur.

Außer den Aufsätzen der „Kulturstudien" haben wir aber auch einige große historische Monographien von Kralik, deren jede Vollwert besitzt. — In „Jesu Leben und Werk" entwirft er ein Gesamtbild des Zeitalters Christi und stellt dann Jesu Lebenswerk in drei für Kralik charakteristischen Abschnitten dar als theoretische, als praktische und als ästhetische Offenbarung. „Ästhetische Offenbarung"! Das ist ganz echt Kralik, ist etwas vollkommen Originales. Bei keinem noch fand sich bisher der Gedanke, geschweige denn der Versuch, die Lehrmethode Christi vom Standpunkte der Poetik, der Ästhetik zu betrachten. Kralik stellt die ganze Fülle des Bilderapparates in Jesu Parabeln systematisch zusammen, charakterisiert Jesus als Dichter, als Künstler und schließt das Kapitel mit den Worten: „So kann man schließlich sagen, daß Jesus nicht nur in der Wahrheit und in der Güte, sondern auch ganz und gar in der Schönheit, in der Poesie gelebt hat, und zwar eben in jener höchsten Schönheit, die ganz mit

der Güte und Wahrheit zusammenfällt . . . . . Die Folge jenes absoluten Standpunktes im Mittelpunkte des Alls, wo Wissen, Tat und Kunst in Eins zusammenläuft wie die Radien eines Kreises, wo das innerste Mysterium, die tiefste Offenbarung zur Schönheit werden muß." — Wir haben es hier mit dem ersten systematischen Versuch zu tun, jenes ungeheure parabolische Weltepos, d. i. eben die evangelischen Parabeln, in seinen zerstreuten Rhapsodien zu fassen und die christliche Offenbarung auch als Gipfel aller Poesie zu erweisen.

Ebenso bedeutend und glücklich sind Anlage und Ausführung des „Sokrates nach den Überlieferungen seiner Schule dargestellt". Sokrates als der Entdecker des Begriffes, somit als Grundleger des Platonismus, des Aristotelismus, des Neuplatonismus und der scholastisch-mystischen Ideenlehre, also Sokrates als Vater der europäischen Philosophie, ist für unseren Begriffsdichter, für den dialektischen Idealisten Kralik eine weltgeschichtliche Größe. Dieses Buch, das zum Teil neues Material und ganz neue Gesichtspunkte einführt, ist eines der geistvollsten, die je über Sokrates und die Antike überhaupt geschrieben wurden. Geist und Wesen des Hellenentums sind hier wunderbar erfühlt und dargestellt. — Das Gegenstück zum „Sokrates" ist der „Homeros": dort der Vater der griechischen Philosophie, hier der Vater der griechischen Poesie. Bescheiden heißt der Untertitel: „Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Epos". Auch diesmal geht Kralik eigene Wege, teilweise weitab von der heutigen Homerphilologie, wie er ja überhaupt kein sklavischer Nachbeter oder Anbeter der Methoden und Resultate ist, deren sich die Fachwissenschaften als endgültig unfehlbar rühmen, um sie doch nach zehn oder nach dreißig Jahren vielfach zu verwerfen oder zu verbessern. Hier kommen nicht bloß Textkritik und Archäologie zu Worte; hier urteilt zugleich auch ein gründlicher Kenner der Epik aller Zeiten und Zonen, ein Dichter und Ästhetiker. Das Buch muß besonders im Zusammenhange mit Kraliks übrigen Arbeiten über Volksepos und Heldensage bewertet werden: neben dem „Deutschen Götter- und Heldenbuch", der „Gralsage", der „Goldenen Legende", dem „Prinz Eugen" u. s. f.

Diese drei Monographien (Christus, Sokrates, Homer) gehören dem Unterbau des Kralikschen Kulturprogramms an. Sie untersuchen die Elemente unserer modernen Kultur: Christentum und Hellenentum. — In den Kreis seiner engeren Heimatbestrebungen führen „Das Leben des heiligen Leopold" (1904) und das mit Hans Schlitter herausgegebene Prachtwerk „Wien. Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Kultur" (1912). Zumal die Geschichte Wiens muß jeden Wiener mit heller Freude erfüllen. Aus der erdrückenden Überfülle des gelehrten Materiales, das in unzugänglichen und ungenießbaren Foliantenreihen aufgestapelt ist, hat Kralik das Wesentliche, das Charakteristische, das Interessante mit dem ihm eigenen Geschick und Geschmack herausgehoben und ein Bild seines geliebten Wien

gegeben, das zwar in strenger Treue der Geschichte folgt, das aber zugleich auch gänzlich Kralikschen Geist atmet und all seine Lieblingsideen, seine Träume und Ideale in die Wirklichkeit hineinlegt. Es ist sozusagen Wien seiner Idee nach, Wien sub specie aeternitatis.

Hier wäre auch ein Wort zu sagen über Kraliks Versuche auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie, der Periodisierung der Weltgeschichte. Zwei dünne Schriftchen enthalten seine geschichtsphilosophischen Periodisierungen: „Weltgeschichte nach Menschenaltern" und „Die Perioden der Weltgeschichte". Beide sind überreich an interessanten Bemerkungen, kühnen Kombinationen und Konstruktionen, und trotz ihrer Schlankheit wiegen die beiden Broschüren viele dickleibige Bände auf. Die Weltperioden Kraliks sind auch dort, wo man ihm kaum mehr folgen kann, etwas ungemein Geistreiches — ein Urteil, das ungefähr das Mindestmaß ist für die Bewertung aller seiner Werke.

Beim „Homeros" haben wir schon einen Blick geworfen auf die Neudichtungen Kraliks. Auf diesem Gebiete ist seine Arbeit von ganz besonderer Verdienstlichkeit. Mit jahrzehntelangem Fleiße hat er da Literaturwerke und Literaturperioden, die oft auch dem Fachmann nur ungefähr, im allgemeinen bekannt sind, gründlich durchgearbeitet. Die Ergebnisse hat er kritisch-dichterisch oder, wenn man lieber will, dichterisch-kritisch in Nachdichtungen dem ganzen Volke nutzbar und genießbar gemacht. Das prodesse et delectare spielt bei dieser Tätigkeit Kraliks eine große Rolle. — Da ist vor allem das „Deutsche Götter- und Heldenbuch": das ganze, weite Gebiet der deutschen Heldensagen, in Form einer poetischen Sagenchronik zu einem geschlossenen Kunstwerk verdichtet. Eine Arbeit, wie sie bisher noch keiner unternommen hatte, so viele vortreffliche Übertragungen, Bearbeitungen und Untersuchungen wissenschaftlichen, poetischen oder volkstümlichen Charakters wir auch über die Heldensage seit den Grimm, Uhland, von der Hagen, Simrock, Jordan und all den Germanisteu besitzen. Bisher hatte man immer nur Teile, große Teile davon erneuert, — an das Ganze machte sich niemand. Und das ist auch sehr begreiflich, denn nur von Kraliks Standpunkt aus kann eine solche zyklische Redaktion gewagt werden. Die kritische Philologie ist unfähig dazu, ihrem Wesen nach. — In sechs Bänden stellt unser „epischer Redaktor" (denn mehr will Kralik nie sein!) den Riesenstoff dar. Im 1. Bande die Amelungensage: Hugdietrich, Ortnit, Wolfdietrich, Amelung; im 2. Bande die Wilzen- und Welsungensage: Wilze, Oserich, Etzel, Gudrun, Wieland, Orwendel, Amlet, Beowulf, Helge Herwardsohn, Welsung, Helge Hundingstöter, Siegmund, Siegfrieds Jugend; im 3. Bande die deutsche Göttersage, hier kühn eingeschaltet, gleichsam als mythologischer Bericht; im 4. Bande Dietrich und seine Gesellen: Walter und Hildgund, Dietrich und Sälde, Virginal, Siegenot, Herbort und Hilde, Iron und Isolde, Heime, Wittich, Ecke und Fasold, Biterolf und Dietleib, Wildeber und Ilsung, König Isung;

im 5. Bande Rosengarten und Rabenschlacht: Siegfried in Worms, Der Nibelungenhort, Der Rosengarten zu Worms, Siegfrieds Hochzeit, Dietleibs Rache, Laurin, Walberan, Sibichs Verrat, Alpharts Tod, Dietrichs Flucht, Dietrich bei Etzel, Rabenschlacht; im 6. Bande Nibelungennot und Dietrichs Ende: Siegfrieds Tod, Etzel und Krimhild, Der Nibelunge Not, Etzels Tod, Schwanhild, Dietrichs Heimkehr und Ende, Aslaug, Nornegast. — Aus allen erhaltenen altdeutschen, mittellateinischen, angelsächsischen und altnordischen Quellen hat Kralik die oft weit zerstreuten Stoffe zusammengetragen und die zahlreichen Verschiedenheiten der sprachlichen, strophischen, redaktionellen Überlieferungen planmäßig vereinfacht. Die großen Epen wurden auf das Wesentliche gekürzt, die verstreuten Bruchstücke sinn- und stilgemäß ergänzt und zuletzt der ganze, gegenseitig ausgeglichene Stoff in verwandte Gruppen geordnet und in eine poetische Form gegossen: in fortlaufende Nibelungenverse. So entstand aus zahllosen Mosaiksteinchen ein gewaltiges Riesengemälde: Deutschlands Heldensage. — Man hat dieses eigenartige, einzigartige Werk sehr verschieden beurteilt. Die einen haben es als unkritisch, als philologisch unmöglich abgelehnt; die andern erklären es für eine große nationale Epopöe im Stile Homers.

Ich bin fest überzeugt vom positiven Werte des Kralikschen Heldenbuches und halte es für eines der größten Werke, die je aus nationaler Romantik heraus entstanden. Kraliks Heldenbuch will vor allem ein nationaler Epenschatz sein, eine selbstlose, getreue, objektive Zusammenfassung des Ganzen der Heldensage. Es ist eine große Gabe an das deutsche Volk, ein Nationalwerk, ein Monumentalwerk, eine Kulturtat. Trotz des ungeheuren darauf verwendeten Gelehrtenfleißes ist es eine nationale Dichtung von wahrhaft volkstümlichen Gesichtspunkten. Einseitig bloß den Maßstab kritischer Philologie anzulegen ist bei einem solchen Werke ebenso verfehlt wie etwa bei „Des Knaben Wunderhorn" oder bei Uhlands Volksliedern. Es handelt sich in solchen Fällen eben um mehr als retrospektiv analysierende Wissenschaft. Hier ist eine progressive, komponierende Schöpfertätigkeit am Werke. Wohl kennt und handhabt Kralik den kritischen Apparat so gut wie Einer, er als geschulter Philologe aus Mommsens Seminar. Welche kritischen Voraussetzungen er zu seiner Arbeit mitbrachte, zeigen die ausführlichen Einleitungen zu jedem der sechs Bände. Aber ihm ist die kritisch scheidende Tätigkeit des Philologen nicht das Höchste. Der Gelehrte arbeitet κριτικῶς, so wie analysierend, zerlegend, scheidend, zerschneidend. Aber der Ästhetiker, vor allem der Dichter muß ποιητικῶς arbeiten, d. h. schaffend, schöpferisch, aufbauend, sammelnd, gestaltend, verdichtend, dichtend. Und wie Homer und die Zykliker mit dem überkommenen Sagengut schalten (als Dichter, nicht als Philologen!), so will auch Kralik als moderner Homeride für sein Volk schaffen. Die zyklischen Tendenzen des Spätmittelalters, das die einzelnen Sagenkreise zu größeren Einheiten verschmolz, will Kralik heute vollenden. Er gab

uns die Heldensagen etwa in der Gestalt, wie sie im Kopfe eines Spielmanns um 1250 miteinander verbunden waren. So und nicht anders muß man sein Heldenbuch betrachten, und dann erkennt man die Genialität des Werkes. — Es ist in der vorliegenden Form nichts Vollendetes. Die Sage ist ja niemals „abgeschlossen". Kraliks Heldenbuch will nichts weniger sein als etwa eine „Ausgabe letzter Hand". Im Gegenteil, sein Buch soll sozusagen nur Rohmaterial, nur erster Entwurf, nur Anfang sein. Kein sehnlicherer Wunsch lebt in des Sammlers Brust, als daß Hunderte und Tausende deutscher Sänger aus seiner Heldensagensammlung Stoff und Begeisterung schöpfen, daß die Nation sein Werk vollende, ausglätte, weiterdichte und den Schatz von Geschlecht zu Geschlecht vererbe. Was Homer für Hellas war, soll deutsche Heldensage für Deutschland werden. Dietrich und Siegfried sollen das Ideal werden wie einst Achill und Odysseus. — Kralik hat vieljährige Arbeit auf sein Werk verwendet, ohne anderen Wunsch als den, seinem Volke sein altes, edles Erbe unverfälscht, ganz wiederzuschenken, nicht gelehrt, sondern in dichterischem Gewande, allen verständlich, allen zugänglich. Und wirklich, wer das Heldenbuch gelesen hat, wer für solche Kulturideen nicht blind ist, dem muß ein gewaltiger Eindruck bleiben. Es ist zwar kein ganz ausgeglichenes, ausgefeiltes Kunstwerk, aber ein Kunstwerk ist es dennoch. Man könnte es mit einem zyklopischen Riesenbau vergleichen, gewaltig aus Blöcken getürmt. So ist der Eindruck des Ganzen ein großartiger, unvergleichlicher; aber auch viele, viele Einzelheiten, einzelne Gesänge, Episoden, Übergänge 2c. sind von hoher Vollendung.

Neben dem Heldenbuch steht eine kleinere, ähnlich geartete Neudichtung, die „Gralsage". Merkwürdigerweise hatte dieses Buch einen schnelleren Markterfolg als die Heldensage; es wurde in kurzer Zeit eine zweite Auflage davon nötig. Wie aus den Trümmern der deutschen Heldensage, so ist hier aus dem Chaos der Gral- und Artussagen das Charakteristisch-Typische herausgehoben und nach einem sinnvollen Grundplan geordnet. Nur die deutschen Gral- und Artusdichtungen hat Kralik verarbeitet, nur das bewahren wollen, was seit sieben Jahrhunderten deutsches Eigentum war. Die französischen Epen hat er nur vergleichend in den umfänglichen Anmerkungen am Schlusse beigezogen. Es war ihm ja auch hier um ein deutsches Nationalwerk zu tun. Die Heldensage und die Gralsage sind ihm zwei verwandte Sagenströme aus der Völkerwanderungszeit, und in beiden Nachdichtungen verfolgt er mit besonderer Liebe die lange nicht gebührend gewerteten Beziehungen der alten Sage zu Österreich. Das „Österreich" ist ihm ja überall Anfang und Ende, diesem Österreicher ohne Furcht und Tadel. — In seiner Gralsage will er endlich auch ein ethisches Ideal gestalten, eine Gralkultur im Gegensatze zu einer Faustkultur. Er führt die Kunstprinzipien Richard Wagners zu ihrer letzten Konsequenz. Was bei Wagner immerhin nur Kunst, schöner Schein war, will Kralik zur Wirklichkeit machen. Wie immer sieht Kralik auch hier in der

alten Sage und Legende nicht bloß eine Verschmelzung geschichtlicher Erinnerungen mit Natursymbolen, Naturmythen und Märchenmotiven, sondern noch viel mehr: eine Typik der Welt. Die Dichtung ist ihm philosophisch wertvoller als die Wirklichkeit. Das aristotelische *ποίησις φιλοσοφότερον τῆς ἱστορίας* ist für Kraliks Metaphysik, Ästhetik und Poetik von grundlegender Bedeutung.

Eine dritte epische Neudichtung großen Stils ist die „Goldene Legende", ein mit wunderschönen Holzschnitten geschmücktes Prachtwerk. Es ist das geistliche Gegenstück zu den weltlichen Büchern der Heldensage und Gralsage. Die Vorlage dafür war das altdeutsche „Passional", eine gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfaßte Umdichtung der lateinischen Legenda aurea, die der Italiener Jakobus a Viragine um 1270 aus sämtlichen Legenden des bisherigen Mittelalters kompilierte. Man hat Jakobus' Legenda aurea die unkritischeste aller mitteralterlichen Legendensammlungen genannt. Das ist sicher richtig. Aber ebenso sicher ist sie die reichste, bunteste, poetischeste und verbreitetste Legendendichtung des Mittelalters, ein standard work für Jahrhunderte. Der zyklische Charakter dieser generationenweise von Joachim und Anna bis zu Konstantin fortschreitenden Heiligenchronik mußte Kralik — bei seiner Vorliebe für alles Zyklische, für alles Kombinieren, Komponieren, Konstruieren und Idealisieren — natürlich reizen. Das Typisieren großer Zusammenhänge ist ja für ihn und sein Schaffen kennzeichnend. In der Versform des mittelhochdeutschen Originales ist dieses liebliche Legendenbuch in unser Deutsch übertragen. Die üppige Phantastik und die tiefsinnige Treuherzigkeit mittelalterlicher Legendenpoesie ist in diesem Buche gleichsam konzentriert. — Legendenpoesie! Kralik nimmt ganz Herders und der Romantiker Ideen darüber auf. Ohne die frommen Helden der Legende würden jetzt alle Musen in Europa betteln müssen. Die Analogie der katholischen Legende und der antiken Mythologie liegt auf der Hand. Das Ideal des katholischen Ästhetikers wäre ein großes Legendenepos, im Stile von Firdusis Schahnâme oder von Ovids Metamorphosen und Fasten. Jede Legende gäbe Stoff zu Hymnen, Kantaten, Oratorien, Epen, Dramen, Novellen. Ohne die Kenntnis der Legenden bleibt die abendländische Kultur und Kunst fast unverständlich; sie sind daher ein mindestens ebenso notwendiger Teil unserer Bildung wie etwa die griechische Mythologie. Von diesem romantisierenden Gesichtspunkte aus ist also auch die „Goldene Legende" als eine künstlerische Tat von hoher Verdienstlichkeit anzusehen. Für den, der sie stilgemäß lesen oder gar vorlesen kann, ist das Buch ein entzückender Genuß.

Neben diesen epischen Erneuerungen stehen zwei wesensverwandte dramatische, zwei altdeutsche Mysterienspiele: Das „Mysterium von der Geburt des Heilands" oder „Weihnachtsspiel" und das „Mysterium vom Leben und Leiden des Heilands" oder „Osterfestspiel", jenes in einem, dieses in drei Bänden. Mit dem Rechte der Historie sieht Kralik in der mittelalterlichen Mysteriendramatik ein

vollkommenes Analogon des antik-hellenischen Theaters. Beide sind aus kultisch-religiösen Festfeiern hervorgegangen. In Athen wie im Spätmittelalter war es das ganze Volk, das in den erhabenen Schauern des Göttlichen Genuß, Erbauung und Erholung fand. Mehr als sonst zeigt sich im religiös-nationalen Festspiel die Verbindung von Volksglaube, Volkstum und Kunst zur Wesenseinheit von Kultus und Kultur. Da war es denn selbstverständlich, daß Kralik auch auf diesem Gebiete sein Kulturprogramm durchführte. Wie seine alten Heldenlieder und Heiligenlegenden, so sollte das Volk — „Volk" im weitesten, höchsten Sinne — auch seine alten Festspiele haben. Dem Wuste der „Unterhaltungsliteratur", der sinnenkitzelnden Geschäftsbelletristik sollten Beispiele großer Kunst hohen Stiles gegenübergestellt werden. — Auch das Weihnachts- und Osterspiel sind die Frucht jahrelanger, liebevoller Arbeit. Die Grundlage sind jene großen Weihnachts- und Passionsspiele des 14. und 15. Jahrhunderts, wie das Frankfurter, das Heidelberger, das Alsfelder Spiel. Aus diesen und manchen anderen hat Kralik nach seiner bekannten Methode — das „Redigieren" hat Kralik zum Range einer Kunst erhoben — alle wesentlichen dramatischen Züge herausgehoben und aus der Vielzahl ein typisches Ideal-Mysterium komponiert. Aus der Verdichtung wurde eine ergreifende Dichtung. Das Weihnachtsspiel wurde an verschiedenen Orten, so in Wien, in Düsseldorf, in großem Stile und mit stärkstem Erfolge aufgeführt. In Düsseldorf gab man das Stück an vierzehn Tagen nacheinander. Das Osterspiel las ich einmal vor Jahren an den drei Trauertagen der Karwoche, und ich bekenne, daß ich von wenigen Dichtungen der Literaturen aller Zeiten einen so herrlichen, so gewaltigen Eindruck hatte. Ich kannte die altdeutschen Originale schon lange früher; aber diese Neudichtung war mir wie die Offenbarung einer neuen, großen, wunderbaren Kunst. Das Osterfestspiel Kraliks gelesen zu haben, halte ich für einen Gewinn meines Lebens.

Noch wäre da manches zu sagen. So von der Erneuerung des „Volksschauspiels vom Doktor Faust" (1895) und von der Sammlung „Deutsche Puppenspiele" (1885). Aus den vielen, meist kläglich fragmentarischen Faust-Puppenspielen hat Kralik eine Art Urform, Idealform rekonstruiert, indem er die verschiedenen Fassungen miteinander kombinierte, oft mit überraschendem Erfolge, so zum Beispiel, daß er den in der einen Fassung geforderten Reim aus einer anderen ergänzen konnte. Natürlich lag ihm auch hier nicht ein schrullenhaftes Archaisierungs- oder Galvanisierungsexperiment im Sinne. Es lag ihm auch hier einzig daran, dem Volke sein eigenstes Eigentum zu erhalten. Gebt dem Volke, was des Volkes ist! — Wie glücklich solche Bestrebungen fruchten können, zeigt schön Kraliks Sammlung „Deutsche Puppenspiele", die er aus dem Munde einer wandernden Schauspielertruppe aufzeichnete. Jahre nachher traf er eine andere solche Truppe, die ihre Vorstellungen nach seinem Texte gab. Aus Brentanos Leben wird ein ganz ähnlicher Fall berichtet,

— ein hübsches Beispiel für den inneren Parallelismus romantischer Literaturbestrebungen. — Möchten doch auch die anderen Werke Kraliks so schnell und so praktisch ins Eigentum des Volkes übergehen!

Wenden wir uns nun zum Dichter Kralik! — Seine Fruchtbarkeit ist auch auf diesem Gebiete groß, in Lyrik, Epos, Drama und Prosa. Seine Anfänge als „moderner Lyriker“ wurden schon erwähnt. Die Erotik, Elegik und Didaktik der ersten Lyriksammlungen „Offenbarung“, „Roman“, „Büchlein der Unweisheit“ und „Sprüche und Gesänge“ beweisen Kraliks echte Poetenart. Seine Dichtung, insbesondere seine Lyrik, ist aus innerstem Wesensgrunde heraus Bekenntnis. Man muß von ihm wahrlich sagen, seine Dichtungen sind „Bruchstücke einer großen Konfession“. Seine Lyrik ist von Anfang an lebendig, ursprünglich, stark, gedankentief und formsicher. Sein Dichten ist die Verwirklichung seiner Poetik, wie sie eigenartig und eigenwillig im „Kunstbüchlein“, in den „Salzburger Vorträgen“ (in der „Gottesminne“) und in vielen Kulturstudien allseitig erörtert ist. Hafis, Pindar, Walther sind die Meister, denen er als Lyriker nacheifert. Die „Offenbarung“, Kraliks erstgedrucktes Buch, ist eines jener Werke, die in verwandten Seelen ein unvergängliches Echo wecken. So kenne ich einen Fall, daß ein Literat ersten Ranges damals vor dreißig Jahren die eben erschienene „Offenbarung“ las, ohne den Dichter zu kennen, und daß ihm noch heute diese Dichtung eines der allerliebsten Bücher der modernen Literatur ist. In mythologischen Bildern enthalten diese Episteln und Elegien dieselbe kühne, sinnig schöne Weltweisheit, die seit dreißig Jahren der Grundton aller Wirksamkeit Kraliks ist: die mystische Philosophie des Weltspiels. Die „Offenbarung“ und die „Weltschönheit“ wären schon längst in aller Menschen Munde, hätte ihr Autor sich nicht zehn Jahre zu früh zur Romantik gewendet und sich nicht so vorbehaltlos auf die Seite der katholischen Kultur gestellt. Setzen wir den Fall, er wäre noch einige Jahre mit den beiden Hart, mit Holz und Henckell ꝛc. gemeinsam gegangen und hätte dann in den Neunzigerjahren mit Hofmannsthal, Schaukal, Hauptmann die symbolistische Neuromantik mitgemacht, — welcher Lärm würde über ihn geschlagen! Ist es nicht bezeichnend, daß zum Beispiel in Eduard Engels vielgelesener Literaturgeschichte (14 Auflagen!) im Kapitel über die „Modernen Dichtercharaktere“ Kralik, doch ein Beitragender dieser Anthologie, mit Schweigen übergangen wird, während dagegen die Kleinsten und Vergessensten der Anderen ausführlich bedacht werden? Das abgedroschene Wort „Catholica sunt, non leguntur“ ist leider noch immer sehr wahr. Mit anderen seiner Werke hat sich unser Landsmann allgemeine Aufmerksamkeit und Anerkennung erzwungen. Aber gerade die „Offenbarung“ und die „Weltschönheit“ sollten wenigstens der Literatenwelt allgemein bekannt sein. Welche Schönheit leuchtet in ihnen!

Die Entwicklung des Lyrikers Kralik war eine ganz stetige, folgerichtige, nach der inneren Notwendigkeit, mit der sich jeder Voll-

romantiker entwickelt. Die Hymnik der „Lieder im heiligen Geist“ und die Festpoesie der „Weihelieder und Festgedichte“ ist die letzte Stufe dieses Weges. Die „Lieder im heiligen Geist“ entstanden 1893; binnen drei Tagen war der Zyklus entworfen und 1895 erschien die erste, 1906 die zweite, stark vermehrte Ausgabe. In 150 dreistrophigen Hymnen besingt hier eine mystisch-dithyrambisch berauschte Seele das Kunstwerk des heiligen Geistes, die Welt, das große Weltschauspiel, das der Weltengeist als Dichter in uns allen schafft. Die poetische Form dieser Lieder ist ganz original, vollgewichtig und machtvoll. Das Buch ist ein einheitlicher Guß, ein glücklicher Wurf, ein wirklich bedeutendes Denkmal religiöser Lyrik. Manchem wurde dies Gedichtbuch zum Gebetbuch. — Andrer Art sind die „Weihelieder und Festgedichte“; Gelegenheitslyrik zu bestimmten festlichen Anlässen im Laufe der Neunziger Jahre gedichtet und zum Teil auch vertont. (Kralik steht nämlich bewußt auf dem Standpunkte der hochmittelalterlichen Dichtertradition, daß jeder Dichter zugleich auch Vertoner und Sänger seiner Gedichte sein soll. Das Wesen des Liedes ist Gesang, fordert Herder. Die Einheit von Dichtkunst und Tonkunst ist ein wesentliches Moment in Kraliks Ästhetik. Keine Lyrik ohne Lyra! Viele seiner Dichtungen sind von ihm selbst oder von seiner Schwester Mathilde von Kralik, einer der bedeutendsten unter den wenigen Komponistinnen unserer Zeit, in Musik gesetzt erschienen. Kralik beherrscht die ganze Theorie und Praxis der Tonkunst und hat in einzelnen Kulturstudien und in dem Werke „Die altgriechische Musik“ über dieses Gebiet der Ästhetik gehandelt.) Diese Festgedichte haben noch immer dieselbe dichterische Genesis wie die früheste Liebeslyrik und Gedankenpoesie Kraliks, anderseits aber sind sie jetzt mehr: der praktische Versuch, die ästhetischen Theorien des Kulturphilosophen an konkreten Beispielen zu verwirklichen. Die hohe Kunstlyrik der Antike, des Mittelalters wurde Vorbild. Pindar zumeist. Wie der Dirke-Schwan seine Siegesgesänge für olympische Wagensiege, für isthmische Pferderennen 2c. sang und die Legenden der Göttermythologie, die Heldensage der Heroenwelt darein verwob, so nimmt der moderne Romantiker die Feste der modernen Gesellschaft zum Gegenstande: das Jubiläumsjahr 1900; das Canisiusjubiläum; die Festversammlungen der Leogesellschaft zu Salzburg, Graz, Klagenfurt, Wien; Feste des katholischen Schulvereines, der Michaelsbruderschaft, der Studentenschaft 2c. 2c. Mit diesen Themen verflicht er die österreichischen Lokalsagen, die deutsche Heldensage, die heimischen Legenden, die Landesgeschichte und erweitert dabei stets die zufällige Gelegenheit zum Typus des Allgemeinsten. Die Gattung Poesie, in früheren Kultusperioden (Antike, Mittelalter, Renaissance) viel gepflegt, ist heute kaum geübt, im hohen Stile nämlich. Von Trivialem, Dilettantischem ist hier nicht die Rede. Es ist eine verlorene Provinz der Poesie, die Kralik wieder erobern will. Und der Versuch ist im allgemeinen gut geglückt; ja, einzelne Weihegedichte wie „Wien“, „Vom Kaiserlied“, „Maria Lanzendorf“, „Welt und Kirche“

müssen nach Ideengehalt und Formvollendung als Muster gelten. — Was die Vollendung der Form anlangt, so hat Kralik manchmal zu wenig Gewicht darauf gelegt. Die Idee lag ihm manchmal so sehr am Herzen, daß er die Form unvollendet ließ: der Meister kann die Form zerbrechen. Denn ein Meister der Form ist Kralik auf jeden Fall, trotz solcher Nachlässigkeiten. Ich wollte herzlich gerne einmal eine Auswahl des Besten aus Kraliks sechs Gedichtsammlungen in einem Bande vorlegen: das wäre eine der schönsten, reifsten Früchte der modernen Lyrik. Leider sind die „Almenden", Kraliks vollendetste Gedichte, bis jetzt nur sehr zerstreut veröffentlicht. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Kleinodien edelster Kunst doch endlich einmal gesammelt erscheinen.

Auch dem Epiker gebührt volle Beachtung. Einzelne kleinepische Stücke, Balladen wie „Rüdiger von Bechelaren" (in der „Kultur" erschienen) stehen ohneweiters auf der Höhe der besten Leistungen Fontanes, Liliencrons oder der Neueren wie Handel-Mazzetti, Lulu v. Strauß, Börries v. Münchhausen. — Ein echt Kralikscher Versuch ist wieder der „Prinz Eugen. Ein Heldengedicht, alten Volksliedern nachgesungen" (1896). Anknüpfend an das allbekannte Soldatenlied vom Prinzen Eugen und getreu die volkstümliche Strophe nachahmend, besingt Kralik in einem Kranze von hundert Balladen das Heldenleben des Türkensiegers. All seine kühnen Ideen und patriotischen Ideale von Österreichs weltgeschichtlicher Sendung, von deutscher Herrlichkeit und christlicher Kultur sind da mithineingedichtet. Die Prosa-Einleitung gehört zum Schönsten, was je von Kralik, je von einem vaterländischen Dichter geschrieben wurde. Das Epos selbst allerdings befremdet auf den ersten Blick. Aber es geht eben von anderen Grundsätzen aus als die seit Jahrzehnten übliche Epik wie Scheffels „Trompeter" oder Webers „Dreizehnlinden". Wir dürfen bei Kraliks Poesie niemals seine Poetik vergessen. Er geht eigene Wege. Er will weder eine Buch-Lyrik noch ein Lese-Epos. Das Epos soll wie einst im Mittelalter und in der Antike rhapsodisch vorgetragen, vorgesungen werden, vom Volke und fürs Volk. Er denkt seinen „Prinz Eugen" als lebendigen Volksliederkranz gesungen von tausend Zungen, von Regensburg bis Peterwardein, gesungen nach der Melodie des alten Soldatenliedes. Und versucht es nur einmal, singt diese Balladen! Oder leset sie laut vor! Da wird schnell das scheinbar Ungelenke behend und gelenk, das Spröde wird geschmeidig, das Befremdliche wird traut, vertraut. — Überhaupt: Kraliks Dichtungen und Neudichtungen wollen vor allem laut gelesen, vorgetragen, gesungen sein. Sie sollen ja lebendig auf das Volk wirken. Ich kenne diese unmittelbare Wirkung aus eigenen, oft wiederholten Versuchen und weiß, wie stark sie wird.

Als Prosadichtungen Kraliks sind hauptsächlich zwei zu nennen, die „Heimaterzählungen" und der „Hugo von Burdigal". Die naive Schönheit des „Hugo" ist allgemein anerkannt. Hier hat Kralik ein allen einleuchtendes Meisterstück geleistet. Die

altfranzösische Heldensage von Hüon de Bordeaux war Quelle und Grundlage. Wie Kralik diese Vorlage deutsch wiedergab, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist es die vollendetste Prosa, die wir von ihm haben, eine Prosa von wunderbarer Schlichtheit, Anmut, Klarheit. Als Prosadichtung darf sich Kraliks „Hugo von Burdigal" getrost neben Wielands Hüon de Bordeaux im „Oberon" stellen. Was dieser als Versepos ist, ist jener als Prosadichtung. — Umstrittener sind die „Heimatnovellen", die in zwei Bänden, 50 aus alten, 50 aus neuen Zeiten, gesammelt vorliegen. Es sind Novellen, aber weit anderer Art als die moderne Novelle. Die ist psychologisch fein ziseliert, reich ausgearbeitet wie das minutiöseste, pretiöseste Goldschmiedewerk. Ganz anders Kraliks Novellenstil. Da überwiegt vor allem die Freude am Stoff. Eine Fülle mannigfaltigster Ereignisse und Beziehungen ist in einfacher, ganz unpsychologischer Holzschnittmanier naiv dargestellt. Alles ist straff um ein Hauptmotiv gruppiert, zeitlich-örtlich fest umrissen, aber doch auch inmitten umfassender Kulturzusammenhänge und Perspektiven. Und all das ist dramatisch lebendig, sodaß man aus jeder Novelle leicht ein Drama schaffen könnte. Die meisten „Literarischen" lesen diese Geschichten beim ersten Male mit Verwundern und doch mit Behagen. Man fühlt das Ungewöhnliche, Neuartige, Besondere dieser Novellenform, aber gerne läßt man sich vom Strome dieser bunten Phantasie hintragen. Wie stets, ist Kralik auch hier bewußt abgegangen vom modernen Novellenstil. Halb unbewußt hat er sich eine eigene Technik herausgebildet, die unmittelbar an die Novellistik des Quattrocento, des Cinquecento gemahnt. Die „Heimaterzählungen" scheinen wie eine direkte Fortsetzung der Novelle Boccaccios, Straparolas, Matteo Bandellos 2c., — natürlich ist hier nur die Ähnlichkeit des Stils gemeint. Damit sind Kraliks Novellen am besten gekennzeichnet. Im übrigen sind sie nicht gleichartig, nicht gleichwertig. Schon die Entstehungszeit ist verschieden. Viele sind schon vor zehn, fünfzehn oder mehr Jahren geschrieben, die Mehrzahl in den Jahren 1906 bis 1908. — Im ganzen sind diese hundert Heimaterzählungen recht eigentlich eine österreichische Dichtung. Im Mittelpunkte jeder Novelle steht Österreich, das Donauland und allermeist Wien. Wien ist diesem Heimatsdichter eine Schicksalsstadt, ein weltgeschichtliches Kulturzentrum. Wien ist für die tausendjährige Geschichte des alten römisch-deutschen Kaisertums und heute des österreichischen Kaisertums von solcher Bedeutung wie kaum eine andere Stadt. Gemäß dieser geschichtlichen Wichtigkeit ist Wien in den Heimatsnovellen dichterisch gesteigert der Mittelpunkt der deutschen Kultur, des christlich-germanischen Kaisertums, ja des christlichen Europa. So erweitert sich dem Dichter die Heimat zum All. Die Argonauten, die Perser, die Evangelisten, Goten, Hunnen, König Artus, die Nibelungen, die Kreuzfahrer, Walther von der Vogelweide, Dante, Kaiser Max, Dr. Faust, Parazelsus, Marquis Posa, Shakespeare, Calderon, Don Quijote, der liebe Augustin, Prinz Eugen, Leibniz, Humanisten und Aufklärer, Türkensieger, Romantiker und

Freiheitskämpfer, — sie alle werden da vom Schicksal an das Völkertor, in das Reichszentrum Wien geführt, um hier leidend oder entscheidend einzugreifen in das Geschick des Reiches, der Kirche, ja der Welt. Eine unerschöpfliche Phantasie waltet hier und gestaltet die buntesten Wunder. Alle Götter der Heidenzeit, alle Kobolde, Schrate, Nixen, Feen, Hexen und Zauberer des Volksglaubens, alle Engel und Heiligen der Kirche, alle Genien des Guten, Wahren und Schönen, alle Traditionen der Vergangenheit, alle Mächte der Gegenwart, alle Hoffnungen der Zukunft, die ganze Geschichte Österreichs mit all seinen Helden zieht leibhaftig vor uns vorbei. Alles Vaterländische, Heimatliche, Heimische, Bodenständige, alles Wienerische und Österreichische ist hineinverwoben. Schalkhafter Humor blitzt oft herzerquickend hervor. Eine Summe von Fleiß und Wissen steckt in jeder Novelle, aber sie gibt sich in so schlichter Einfalt, bald märchenhaft, bald schalkhaft, bald ernst episch, sodaß das einfachste Volkskind und der gelehrteste Ästhet Freude und Gewinn finden. Und uns Wienern zumal, uns spricht diese Heimatkunst zu Herzen! Wir fühlen hier Geist von unserem Geist, Gemüt von unserem Gemüt. Kraliks Heimatsnovellen sollten von rechtswegen ein Lieblingsbuch aller Wiener werden. Sie sollten in allen Schulen gelesen, sollten den österreichischen Klassikern beigesellt werden.

Zuletzt nun zu Kraliks Dramen! Im ganzen mögen es, die kleinen Festspiele mitgezählt, etwa zwanzig oder dreißig sein. So schön und vollwertig auch mehrere dieser kleineren Stücke wie „Veronika", „Die Schatzung in Bethlehem", „Der Tod des hl. Josef", „Der zwölfjährige Jesus", sind, so wollen wir uns hier doch beschränken auf die drei umfänglichsten und bedeutsamsten Dramen, die „Türken vor Wien", den „Maximilian" und die „Revolution". Die ersten beiden gehören in die Frühzeit des Dichters, 1883, 1885. Er plante damals eine Reihe von Dramen, die die Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zur Zeit der Kirchenspaltung, des dreißigjährigen Krieges und der Türkennot behandeln sollten. Nur zwei Stücke davon wurden vollendet. In den „Türken vor Wien" ist die weltgeschichtliche Haupt- und Staatsaktion, die Türkenbelagerung von 1683, verknüpft mit der uralten Wiener Sage vom wilden Jäger, von der Fee des Agnesbrünnls und den Heimatgeistern des Wienerwaldes. Die sichtbaren Mächte des Krieges, der Politik, der Liebe wirken vereint mit den unsichtbaren Mächten der Geisterwelt zur Rettung der Heimat. Das Nebeneinander der beiden Gewalten ist genial gestaltet. Mit den höchsten Maßstäben der Kunst gemessen, besteht dieses patriotisch-historische Festspiel als das Werk eines Dramatikers von hinreißender Kraft. Genau dasselbe gilt vom „Maximilian". Seit Grillparzers Historien hat der österreichische Parnaß keine Dramen von solcher Vollreife gezeitigt. Und es gehört zu den wunderlichsten Dingen in Österreich, daß diese beiden vaterländischen Stücke nicht längst — sie sind vor fast 30 Jahren gedruckt! — die Bühnen Wiens und Österreichs erobert haben. Wenn die

erste Bühne des Reiches, das Burgtheater, seiner Aufgabe gerecht werden will, so muß es je schneller desto besser diese beiden Stücke dauernd in seinen Spielplan aufnehmen. Wieviele zweifelhafte Größen aus der Fremde haben im Burgtheater liebevollste Gastfreundschaft gefunden! Es ist schwer, nicht bitter zu werden.

Einen Plan seiner Jugend verwirklichte Kralik in der Heptalogie „Die Revolution". Die sieben Dramen dieses Zyklus sind einer der kühnsten Versuche auf dramatischem Gebiete: die Dramatisierung einer weltgeschichtlichen Epoche von über 25 Jahren, mit ganz Europa als Schauplatz, Revolution, Kaisertum, Befreiungskrieg und Restauration. Der Held der Heptalogie scheint auf den ersten Blick Napoleon. Bei genauerem Zusehen aber wird der eigentliche Held, der innerste Mittelpunkt klar: das deutsche Volk, die deutsche Volksseele, ihre Befreiung aus geistiger und politischer Fremdherrschaft und das Aufblühen der nationalen Romantik. In sieben großen Akten entrollt sich dies weltgeschichtliche Schauspiel, der Kampf Napoleons mit seinem Willen zur Macht, und des deutschen Volkes mit seinem Willen zum Recht: das Königsgericht, die Schreckensherrschaft, der Sohn der Revolution, drei Kaiser, eine Kaiserhochzeit, der Befreiungskampf, der heilige Bund. — So verwegen es scheinen mag, ich muß bei diesen drei großen Dramen Kraliks, besonders bei der „Revolution", auf die Verwandtschaft mit Shakespeares und Calderons Kunst hinweisen. Jedenfalls hat der Wiener Dichter mit beiden die Kühnheit der Entwürfe, die Kunstmittel und Wirkung gemeinsam. Mit den Königsdramen des Engländers, mit Ibsens „Kaiser und Galiläer", mit Gobineaus „Renaissance" gehört die „Revolution" zu jener dramatischen Gattung, die nicht den engeren Gesetzen der aristotelisch-lessingschen Dramaturgie untersteht, sondern darüber hinaus für sich allein eine Gattung von grandioser Wirkung bildet. Unter den Revolutions-Dramen darf die Heptalogie füglich einen der allerersten Plätze beanspruchen. Daß in diesem durch und durch romantischen Kunstwerk die übernatürliche Welt, die Geister- und Ideenwelt sowie die österreichische Heimat eine entscheidende Rolle spielen, versteht sich von selbst. In jedem Werke Kraliks spiegelt sich seine ganze Gedankenwelt.

Wir stehen am Schlusse. Die Betrachtung des Lebenswerkes Kraliks zeigt uns seine universale Bedeutung. Ein Intellekt von durchdringender Schärfe, eine umfassende Gedächtniskraft, eine grenzenlose Phantasie und ein Fleiß von genialer Ausdauer sind hier in einer Persönlichkeit vereinigt. Der Vergleich mit den größten Geistern Deutschlands drängt sich auf. Mit den Romantikern hat Kralik die Gesamtrichtung des Geistes gemeinsam. Er steht auf den Schultern von Novalis, Friedr. Schlegel, Brentano und Görres, die gleich ihm vom äußersten Radikalismus ausgingen und schließlich im Katholizismus die höchste Kulturmacht der Welt erkannten. Kralik sammelt die Bestrebungen der Romantik in einem Brennpunkt

und führt sie in seinem religiös-nationalen Kulturprogramm zu den kühnsten Konsequenzen. Dieses Programm scheint konservativ zu sein und ist es auch. Zugleich aber erblüht aus diesem Konservativismus der kühnste Kulturfortschritt. Diese energische Betonung des Alten verwandelt sich unvermutet in eine geniale Neuerung, Erneuerung der Welt. Man nehme einmal Kraliks Kulturideal an und für sich, als eine Utopie, als einen Traum: — ist es nicht ein kühner, herrlicher Traum? — Nun aber hat er diesen großen Gedanken nicht blos geträumt, sondern als originaler Philosoph, als feinsinniger Ästhetiker und als schöpferischer Dichter zu gutem Teile auch verwirklicht. Die Zukunft wird ihn zu den großen deutschen Idealisten gesellen. Seine Hauptwerke sind würdig, zum unvergänglichen Bestande unserer Nationalliteratur, zu den Denkmalen nationaler Kultur gerechnet zu werden. Und vor allem Österreich hat Ursache, diesen Erz-Österreicher zu ehren. Der Name Kralik bedeutet eine ganze Kultur. Welches Gewicht dieser Name hat, das mögen uns Gegner seiner Weltanschauung lehren. Ein entschiedener Widersacher des Kralikschen Kulturprogramms, der Historiker Martin Spahn, nannte Kralik „einen der geistreichsten Männer unserer Zeit". Und ein freigeistiger Protestant, der Historiker Albrecht Wirth, nannte ihn „eine geistige Spitze des deutschen Katholizismus".

Die Philosophie des Als Ob.

Von Abt **Laurentius Zeller** O. S. B.

Von Natur wird der Mensch gedrängt, sich über die sichtbare Welt zu erheben und nach dem unsichtbaren Grund und Zweck alles dessen zu fragen, was er mit seinen Sinnen wahrnimmt. Auch das Tier sieht und hört, hat seine Vorstellungen und Erinnerungen, aber es bleibt mit seiner Erkenntnis beim Sinnfälligen, beim Einzelnen stehen. Der Mensch dagegen geht mit seinen Gedanken über die sinnliche Erfahrung hinaus, er erfaßt mit seinem Verstande das allgemeine Wesen der Dinge, erschließt die ewigen und notwendigen Gesetze alles Seins und ruht nicht, bis er die höchste Ursache und das letzte Ziel der Welt gefunden hat. Und der christliche Glaube kommt diesem Drange der menschlichen Natur entgegen und führt uns noch tiefer ein in die Geheimnisse Gottes und seiner Werke.

Während der einfache Mann sich diesem Gange seiner Gedanken vertrauensvoll überläßt, sucht der Philosoph durch genaue Prüfung der Verstandesarbeit sich Rechenschaft zu geben über den Wert der menschlichen Erkenntnis; er will eine wissenschaftliche Überzeugung darüber gewinnen, ob sein Denken in Wahrheit mit der Wirklichkeit der Dinge übereinstimme. Die führenden Geister der Vorzeit, an ihrer Spitze Plato und Aristoteles, anerkannten die Kraft des menschlichen Geistes und sahen in seiner auf die höchsten Wahrheiten gerichteten Erkenntnistätigkeit die größte Vollendung des Menschenwesens und die herrlichste Aufgabe des Lebens. Ihr Urteil über den Wert der menschlichen Erkenntnis wird durch die göttliche Offenbarung, welche uns das Christentum gebracht hat, vollauf bestätigt; der katholische Katechismus antwortet uns auf die Frage nach der Bestimmung des Menschen, daß unsere erste Aufgabe in der Erkenntnis Gottes und unsere letzte Vollendung in der unmittelbaren, beseligenden Anschauung seines Wesens liegt.

Gegen diesen lebenspendenden Idealismus, der an Tausenden seine Kraft bewiesen, erhoben sich zu den verschiedensten Zeiten Kritiker und Zweifler, die teils, an der Sicherheit der menschlichen Erkenntnis überhaupt irre geworden, dem Skeptizismus anheimfielen, teils auf anderen Wegen den vollen Wert der Wahrheit verloren und die mannigfaltigsten Systeme ausgebildet haben. Mit unerhörter, geradezu titanenhafter Kühnheit hat der Vater des modernen Subjektivismus, Kant, die große Frage nach dem Wert der menschlichen Erkenntnis

angegriffen und in seiner „Kritik der reinen Vernunft" eine Theorie aufgestellt, die zwar „das Ding an sich" noch bestehen läßt, im übrigen aber den ganzen Inhalt unserer Erkenntnis in subjektive, leere Formen auflöst, die nur auf dem Gebiet der sinnlichen Erfahrung eine gewisse Rolle spielen, über diese hinaus aber gar keine Geltung haben. Kant selbst vermochte die haarsträubenden Konsequenzen seiner Theorie nicht zu ertragen und suchte daher die großen Ideen: Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, die bisher das Leben getragen, als „Postulate der praktischen Vernunft" zu retten. Doch die Zeit war reif für eine geistige Umwälzung und so ist die Kantische Philosophie trotz ihrer willkürlichen Konstruktionen, trotz ihrer inneren Widersprüche zu einer historischen Größe geworden, die ihre Macht seit mehr als einem Jahrhundert ausübt. Ein neues Gewächs auf dem Boden des Kantianismus ist als „Die Philosophie des Als Ob" ans Licht getreten.

Die neue Philosophie übt nicht nur durch ihren geheimnisvollen, einer Verbindungspartikel entlehnten Namen, sondern auch durch ihre eigenartige Geschichte einen gewissen Reiz aus. — Schon vor mehr als einem Menschenalter, in den Jahren 1876—1878, hat nämlich der Verfasser, wie er uns im Vorwort erzählt, sein Werk der Hauptsache nach niedergeschrieben. „Gründe verschiedener Art sind dafür entscheidend gewesen, daß die Schrift erst jetzt und noch jetzt zur Veröffentlichung gelangt" (S. IX). Der Verfasser selbst tritt aus der Verborgenheit mit seinem Namen nicht heraus, sondern hat die Herausgabe seines Werkes dem bekannten Kant-Gelehrten H. Vaihinger anvertraut.[1]) Der Herausgeber spricht in seiner Vorrede die Überzeugung aus, daß das Werk „auch heute noch, ja vielleicht heute noch eher wie damals etwas zu sagen hat" (S. VI). Und diese Überzeugung teilt der Verfasser, der im Vorwort schreibt: „Ja am Ende liegt eine Art Geschichtsteleologie darin, daß das Werk gerade jetzt erscheint, wo es vielleicht eher gehört wird und eher wirken kann, als wenn es in früheren Jahren ans Licht getreten wäre. Denn heute liegen vier wichtige Momente vor, welche sein Verständnis erleichtern, ja seine Einführung überhaupt wohl erst ermöglichen, Momente, die damals im Jahre 1877 noch völlig fehlten" (S. IX). und er kann seinem Werke ein Urteil F. A. Langes als Geleitwort mit auf den Weg geben. Der bekannte Verfasser der Geschichte des Materialismus schrieb am 16. Mai 1875 an unseren Philosophen, der ihm brieflich seine Gedankengänge ausführlich mitgeteilt hatte: „Ich bin überzeugt, daß der hier hervorgehobene Punkt einmal ein Eckstein der philosophischen Erkenntnistheorie werden wird" (mitgeteilt im Vorwort S. VIII).

---

[1]) Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Von Prof. Dr. Hans Vaihinger. (Berlin, Reuther & Reichard, 1911. gr. 8°. XXXV u. 804 S., 16 M.)

Unter den philosophischen Strömungen der Gegenwart, welche der Philosphie des Als Ob die Wege ebnen, nennt der Verfasser den Voluntarismus, wie er durch Paulsen, Wundt, Eucken, Windelband, Rickert verbreitet wurde, die biologische Erkenntnistheorie, die von Machs „Analyse der Empfindungen" (1886) und Avenarius' „Kritik der reinen Erfahrung" (1888) begründet wurde, die Philosophie von Friedrich Nietzsche mit ihrer Wertung des Scheines, endlich den Pragmatismus, der für wahr hält, was nützt und hilft, das Leben zu ertragen. Überhaupt haben sich auf den verschiedensten Gebieten des philosophischen Denkens seit der Ausarbeitung des Werkes, selbstverständlich ganz unabhängig von ihm, verwandte Gedanken gezeigt, ohne daß sie eine systematische Vereinigung oder prinzipielle Begründung gefunden hätten. Die Philosophie des Als Ob kann ihnen „als Konzentrationspunkt dienen" (S. XV), weil sie dieselben auf ein gemeinsames Prinzip zurückführt, nämlich auf die bewußt falsche, aber nützliche Vorstellung oder auf die wissenschaftliche Fiktion.

Die Philosophie des Als Ob nimmt den Titel eines idealistischen Positivismus für sich in Anspruch, weil sie die beiden wesentlichen Elemente des menschlichen Denkens: Tatsachen und Ideale, in gleicher Weise zur Geltung bringen will, wie dies schon Kant versucht hat. Tatsächlich läuft auch die neue Philosophie auf eine Entwicklung oder vielleicht, besser gesagt, auf eine Erklärung des Kantischen Systemes hinaus. Doch ist der Verfasser, wie er uns im Vorwort versichert, nicht von Kant ausgegangen, sondern begegnete zunächst auf dem Gebiete der Mathematik, Physik und Chemie der Wahrnehmung, daß die Wissenschaft zu bewußt falschen Begriffen ihre Zuflucht nimmt, um voran zu kommen; er fand dann dasselbe Verfahren des Denkens auf dem Gebiete der Philosophie, der Jurisprudenz und der Religion, und so wuchsen seine Beobachtungen zum Systeme aus. Da er bemerkte, daß wir beim Operieren mit bewußt falschen, aber nützlichen Vorstellungen gerne die Partikelverbindung „als ob" verwenden, entdeckte er in ihrer grammatikalisch-logischen Analyse eine Bestätigung seiner Synthese (S. VIII, IX) und zugleich einen reizenden Namen für seine neue Theorie. — Wir haben also ein in mannigfacher Beziehung sehr interessantes Gedankengebilde vor uns und werden uns nicht wundern, wenn der Herausgeber an das Erscheinen des Werkes die Erwartung knüpft: Es mag „manchem das lösende Wort in quälenden Problemen bringen, manch anderen aus dogmatischer Ruhe in neue Zweifel stürzen, bei vielen Anstoß erregen, aber hoffentlich auch einigen neue Anstöße geben" (S. VI).

Sehen wir nun zu, wie der Verfasser seine Theorie der wissenschaftlichen Fiktion entwickelt und begründet; er widmet dieser Aufgabe den ersten, grundlegenden Teil seines Werkes. Der Verfasser geht aus von der Betrachtung des Denkens als einer zweckmäßig wirkenden, organischen Funktion der Seele. Wie der physische Organismus fremde

Stoffe aufnimmt und selbsttätig verarbeitet, um das Leben zu erhalten und neue Gebilde zu schaffen, so nimmt auch der psychische Organismus das Empfindungsmaterial von außen auf und verarbeitet es selbsttätig im logischen Denken zu einem einheitlichen Weltbild, um auf Grund desselben die unabhängigen Geschehnisse vorausberechnen und auf den Gang derselben handelnd Einfluß nehmen zu können. Die logische Funktion hat also nicht die Aufgabe, ein Abbild der Wirklichkeit zu liefern, wie man gemeinhin glaubt, sondern sie hat den Zweck, das Leben des Organismus zu erhalten und zu bereichern. Die ganze Vorstellungswelt ist daher erkenntnistheoretisch keine Wiedergabe der wirklichen Welt, sondern „ein bloßes Instrument, um uns in der Wirklichkeitswelt besser zu orientieren" (S. 23); nicht in der Theorie, sondern in der Praxis liegt der Wert des Denkens. Um seinen Zweck, die Berechnung des Geschehens und die Einwirkung auf dasselbe, zu erreichen, wendet das Denken die verschiedensten Mittel an und entfaltet sich allmählig, wie so manche andere Funktion des menschlichen Organismus, zur Kunst. Aufgabe der Logik ist es, die Regeln dieser Kunst wissenschaftlich darzustellen. Bisher hat die Logik nur die gewöhnlichsten Operationen des Denkens systematisch verarbeitet, aber eine der wichtigsten, die wissenschaftliche Fiktion, fast vollständig vernachlässigt. Diesen Kunstgriff des Denkens zum erstenmal systematisch zu behandeln, stellt sich die Philosophie des „Als Ob" zur Aufgabe.

Die Lösung seiner Aufgabe beginnt der Verfasser mit der Aufzählung und Einteilung der wissenschaftlichen Fiktionen. An erster Stelle nennt er die künstliche Klassifikation, welche statt der natürlichen Unterscheidungsmerkmale solche verwendet, denen keine Wirklichkeit unmittelbar entspricht. Sie rechnet mit ihren fiktiven Klassen, als ob es die wirklichen wären; zum Beispiel das Linnésche Pflanzensystem. Dann folgen die abstraktiven oder neglektiven Fiktionen. Wenn ein kompliziertes, verworrenes Tatsachenmaterial vorliegt, wendet das Denken den Kunstgriff an, vorläufig und einstweilen eine ganze Reihe von Merkmalen zu vernachlässigen und nur die wichtigsten Erscheinungen herauszugreifen, um voran zu kommen. So geht zum Beispiel Adam Smith zum Aufbau seines nationalökonomischen Systems von der Annahme aus, als ob alle Handlungen des Menschen den Egoismus zur Triebfeder hätten. Verwandt sind die schematischen, paradigmatischen, utopischen und typischen Fiktionen, welche in der Verschiebung der Wirklichkeit noch weiter gehen und zur Förderung der Denkbewegung Schemata, fingierte Fälle, Urbilder, Typen annehmen. Die symbolischen oder analogischen Fiktionen, welche besonders in der wissenschaftlichen Theologie beliebt sind, fassen eine neue Anschauung nach Art eines ähnlichen bekannten Verhältnisses auf; solche analogische Fiktionen haben wir in den (Kantischen) Kategorien, zum Beispiel der Substantialität, Kausalität usw. Eine Abart von ihnen bilden die juristischen Fiktionen. Weil die Gesetze unmöglich alle Einzelfälle in ihre Fassung aufnehmen können, werden manche eigenartige Fälle mit Außerachtlassung ihrer besonderen Umstände so behandelt, als ob sie

doch unter jene Formeln gehörten. Eine weitere Abart bilden die personifikativen Fiktionen, durch welche zusammenhängende Phänomene hypostasiert werden; hieher gehören viele geläufige Begriffe, wie Seele, Kraft, Seelenvermögen, welche früher für den Ausdruck realer Dinge gegolten haben, nunmehr aber als bloße Abbreviaturen, zusammenfassende Namen einer Reihe von zusammenhängenden Phänomenen und Prozessen erkannt sind. Mit den personifikativen sind die summatorischen Fiktionen verwandt, welche eine Summe ähnlicher Phänomene zum Zweck leichterer Ausdrucksweise nach ihren gemeinsamen Hauptzügen zusammenfassen; es sind die Allgemeinbegriffe.

Als eine weitere neue Gattung erscheinen die heuristischen Fiktionen, bei denen das Denken nicht wie bei den bisherigen von der Wirklichkeit abweicht durch eine mehr oder minder willkürliche Verschiebung derselben, sondern durch direkte Annahme eines Unwirklichen, welches vorläufig zur Erklärung eines Empfindungskomplexes dienen soll, bis die wirkliche Ursache entdeckt wird. Das Ptolemäische Weltsystem, das Newtonsche Gravitationsgesetz, die Ätherhypothese und ähnliche Dinge gehören hieher. Noch weiter gehen die praktischen oder ethischen Fiktionen, die sich nicht bloß vollständig von der Wirklichkeit bis zum Widerspruch mit ihr entfernen, sondern auch in sich selbst widersprechend sind; zum Beipiel der Begriff der Freiheit. Die menschlichen Handlungen werden so betrachtet, als ob sie unabhängig wären vom notwendigen Naturlauf, als ob der Mensch für sie verantwortlich wäre.

Ein weiteres besonderes Gebiet bilden die mathematischen Fiktionen. Die Grundbegriffe der Mathematik, Punkt, Linie, Fläche, Raum, Zeit sind widerspruchsvolle Fiktionen, aus denen die Psyche eine ganze Wissenschaft, die vielbewunderte Mathematik, aufgebaut hat. Von ihr sind eigene fiktive Methoden des Denkens ausgegangen, zunächst die Methode der abstrakten Verallgemeinerung, welche das Bestehende, Einzelne als Spezialfall unter vielen Möglichkeiten annimmt; so wird der Raum mit drei Dimensionen als Spezialfall gedacht, da Räume mit mehr als drei Dimensionen abstrakt denkbar sind; die Idee eines Weltgeistes, dem alle kosmischen Bewegungen bekannt wären, ist ein anderes Beispiel. Dann folgt die Methode der unberechtigten Übertragung, nach welcher zum Beispiel der Kreis als reguläres Vieleck mit unendlich vielen Seiten oder als Ellipse, deren beide Brennpunkte die Distanz = 0 haben, behandelt wird. Zu dieser Art Fiktionen gehört der Begriff des Unendlichen, der in der Mathematik eine bedeutende Rolle spielt. Auch der Begriff der Materie ist eine Fiktion, ja unsere ganze sinnliche Vorstellungswelt ist ein fiktives, widerspruchsvolles Gebilde ohne theoretischen Wert, weil ein bloßes Hilfsmittel, um das Handeln zu ermöglichen. Endlich ist auch der Atombegriff unter diese Fiktionen zu rechnen. Mechanik und mathematische Physik verdanken ihren Aufschwung in der neuesten Zeit vor allem der Einführung passender Fiktionen und der von diesen ausgehenden kunstreichen Methoden des Denkens. — Als letzte und höchste Fiktionen erscheinen

das **Ding an sich** und das **Absolute**. Kant, welcher das Ding an sich in die Philosophie eingeführt hat, war sich selbst nicht klar über diesen Begriff, der so viele Schwierigkeiten heraufbeschworen hat, sie lösen sich alle im Lichte der Fiktion. Das Absolute ist nur eine metaphysische Wendung des mathematischen Unendlichen, beide Begriffsgebilde und gleichwertige Fiktionen.

Nach dieser Sammlung wissenschaftlicher Fiktionen geht der Verfasser zur Entwicklung der logischen Theorie derselben über. Er zeigt zunächst den Unterschied der wissenschaftlichen Fiktion von anderen Fiktionen, besonders der ästhetischen, und von der Hypothese. Dann unterzieht er den sprachlichen Ausdruck der Fiktion, die Partikelverbindung „als ob" einer eingehenden grammatikalisch-logischen Analyse und stellt vier Hauptmerkmale der eigentlichen, wissenschaftlichen Fiktion auf. Das erste verlangt den Widerspruch der Fiktion mit der Wirklichkeit, der mit einer Verschiebung der Wirklichkeit beginnt, zur völligen Aufhebung derselben fortschreitet und im Selbstwiderspruch einen Höhepunkt erreicht; er verleiht der Fiktion den Charakter der Gewaltsamkeit. Zweites Hauptmerkmal der Fiktion ist ihre Relativität, der in der Fiktion liegende Fehler wird vom Denken korrigiert, die Fiktion verschwindet auf dem Wege historischer Entwicklung, wie zum Beispiel die religiösen Mythen alter Völker, oder sie wird vom Gang des logischen Denkens wieder ausgeschieden, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hat, wie zum Beispiel ein Hilfsglied einer Rechnung. Das dritte Hauptmerkmal einer wissenschaftlichen Fiktion ist das ausdrücklich ausgesprochene Bewußtsein der Fiktizität. Anfänglich tritt nämlich die Fiktion unbewußt auf, der gewöhnliche Mensch hält seine fiktiven Begriffe für Abbilder der wirklichen Welt, erst im Laufe der Zeit führt der Fortschritt der Denkbewegung zur Einsicht, daß die subjektiven Wege des Denkens ganz verschieden sind vom objektiven Geschehen, und das Bewußtsein der fiktiven Funktion bricht durch. Viertens endlich ist ein wesentliches Merkmal der echten Fiktion ihre Zweckmäßigkeit; wo dieses Merkmal fehlt, ist die Fiktion unwissenschaftlich. „Die Zweckmäßigkeit bildet auch den Übergang von dem reinen Subjektivismus eines Kant zu einem modernen Positivismus" (S. 174); sie unterscheidet die Wahrheit vom Irrtum, denn die Wahrheit ist nichts anderes als der zweckmäßigste Irrtum (S. 192). Als zweckmäßige psychische Gebilde sind unsere Vorstellungen selbst ein Teil des kosmischen Geschehens, das in den organischen Wesen hervortreibt.

Das eigentliche Geheimnis aller Fiktionen findet der Verfasser in dem Satze: „Das Denken macht Umwege" (S. 175). Von der Wirklichkeit, dem Empfindungsinhalte ausgehend, entfernt sich das Denken immer mehr und mehr von der Wirklichkeit, um schließlich in Bewegungen wieder bei der Wirklichkeit zu landen. Die ganze Vorstellungswelt, das ganze subjektive Begriffsgebäude liegt zwischen zwei Polen; einerseits bilden die Empfindungen den Ausgang der psychischen Denkbewegung, anderseits Bewegungen, die selbst wieder auf Empfindungen sich reduzieren, ihren Endpunkt. Die Fiktionen sind die Durch-

gangspunkte des Denkens, gleichsam Scharniere, durch welche die Verbindung zwischen den beiden Empfindungsreihen hergestellt wird. Der psychische Organismus gleicht einer Maschine, welche das aufgenommene Empfindungsmaterial mit gesetzlicher Notwendigkeit zweckmäßig verarbeitet, um mit möglichst geringem Kraftaufwande die verlangte Bewegung zu vollziehen. Auch die einzelnen Funktionen des psychischen Organismus sind unter dem gleichen Gesichtspunkte als kraftersparende Mechanismen zu betrachten, welche die abverlangte Leistung möglichst rasch und zweckmäßig vollziehen. Die Leistung, die von ihnen verlangt wird, ist Bewegung im weitesten Sinne des Wortes, in erster Linie die Reflexbewegung, sodann die willkürliche Bewegung, welche der Erhaltung und Bereicherung des Organismus dient. Und um diesen Zweck leichter zu erreichen, sucht der Mensch teils unbewußt, teils überlegend seinen psychischen Mechanismus zu vervollkommnen, und hier leistet die Fiktion ihre besten Dienste, weil sie die Denkbewegung wesentlich erleichtert und beschleunigt. „Die logische Theorie der Fiktionen ist also nichts anderes als eine ausgeführte Mechanik des Denkens" (S. 180); „die eigentliche Aufgabe der Methodologie ist, die Handhabung der Denkmaschine und der Denkmittel zu lehren" (S. 181).

Die theoretische Analyse der denkmechanischen Vorgänge muß dieselben auf primitive Grundprinzipien zurückführen, die ebenso einfach und erfolgreich sind wie zum Beispiel das Prinzip des Hebels und der Rolle in der physikalischen Mechanik. Im Denkmechanismus übernehmen die Fiktionen die Aufgabe, welche in der physikalischen Maschinentheorie die elementaren Hilfsmittel der Mechanik haben; sie erleichtern und beschleunigen die Denkbewegung, indem sie die rasche Verarbeitung größerer Vorstellungsmassen ermöglichen. Die verschiedenen Arten der Fiktionen entsprechen den verschiedenen Hilfsmitteln der Bewegung; die Kategorien zum Beispiel bilden die Hebel, die Allgemeinbegriffe die Rollen usw. In bezug auf den Ursprung der Fiktionen huldigt der Verfasser dem Entwicklungsgedanken. Wie die Organismen selbst nicht ursprünglich, sondern nach einfachen, mechanischen Gesetzen durch Anpassung und Entwicklung entstanden sind, so dürfen auch die höheren Begriffsgebilde nicht als angeboren betrachtet werden; sie entstehen vielmehr durch Anpassung des Denkorganismus an die Umgebung, an die Forderungen und Aufgaben des Lebens und dienen der Grundtendenz des psychischen Organismus nach Selbsterhaltung, welcher die ganze Entwicklung beherrscht. Je höher sich die Begriffsbildung erhebt, um so rascher und voller vollzieht sich die Bewegung des Lebens, das nicht in den Fiktionen des Denkmechanismus gipfelt, sondern in der Leistung desselben, in neuer Bewegung, in höherer und vollerer Empfindung.

Der Verfasser schließt seine logische Theorie der fiktiven Vorstellungsgebilde, die er auf psychologische Analyse stützt, mit einer Untersuchung des Denkmechanismus vom spezifisch logischen Standpunkt. Er behandelt die Methode der Korrektur willkürlich gemachter

Differenzen oder die Methode der entgegengesetzten Fehler und zeigt, wie das Denken die willkürliche Abweichung von der Wirklichkeit durch einen entgegengesetzten Fehler wieder aufhebt und so zum Ausgangspunkt, zur Empfindung, zur Wirklichkeit zurückkehrt. Alsdann führt er das Gesetz der Ideenverschiebung aus, das besagt, daß eine Anzahl Ideen verschiedene Stadien der Entwicklung durchlaufen, von der Fiktion zur Hypothese und von dieser zum Dogma übergehen oder umgekehrt. Während zum Beispiel die religiösen Mythen der alten Völker zunächst als Fiktionen auftraten, um dann den Rang von Hypothesen und schließlich den von Dogmen zu erlangen, setzte das Christentum ursprünglich mit Dogmen ein, die später zu Hypothesen herabsanken und heute den Einsichtigen nur als Fiktionen gelten.

Nach diesen theoretischen Ausführungen bietet der Verfasser einen Überblick über die Geschichte der Fiktion und ihrer Theorie und schließt den ersten, grundlegenden Teil seines Werkes mit der Darstellung der erkenntnistheoretischen Konsequenzen seiner Theorie. Dieselben sind zwar im Vorausgehenden ziemlich deutlich charakterisiert, erscheinen aber erst hier in ihrem vollen Lichte. Unsere ganze Vorstellungswelt ist das subjektive Produkt der das Empfindungsmaterial selbständig verarbeitenden logischen Funktion unseres psychischen Organismus. Mag diese Welt noch so schimmernd und ideal, so herrlich und edel erscheinen, als sie nur jemals in einem philosophischen Weltsystem gedacht wurde, sie spielt im Haushalt der Natur eine recht bescheidene Rolle und darf niemals mit der Welt der Wirklichkeit, ihren gewaltigen Bewegungen und ehernen Gesetzen verwechselt werden; sonst begeht der hochfliegende Denker formell genau denselben Fehler wie der niedrigste Wilde, er objektiviert seine subjektiven Denkgebilde. Der echte Kritizismus oder logische Positivismus emanzipiert sich vom kindlichen Aberglauben an die Macht und unbeschränkte Gültigkeit des Denkens, und ohne dem logischen Pessimismus oder Skeptizismus sich zu überlassen, betrachtet er das Denken als eine das Empfindungsmaterial zweckmäßig verarbeitende Funktion des psychischen Organismus. Nicht theoretische Erkenntnis der Wirklichkeit ist der Zweck dieser logischen Funktion, sondern praktisches Handeln; theoretisch ist das Denken wertlos, ja widerspruchsvoll, aber praktisch ist es von unschätzbarem Nutzen und dient der Erhaltung und Erhöhung des Lebens. Der Wunsch, die Welt zu begreifen, ist nicht bloß ein unerfüllbarer, er ist auch ein törichter Wunsch, weil das Denken nicht den Zweck hat, uns ein Abbild der Wirklichkeit zu liefern, sondern uns praktisches Handeln zu ermöglichen. Ja erst auf dieser Höhe des Bewußtseins ist eigentlich wahre Sittlichkeit möglich, weil der Mensch nicht mehr von außen bestimmt wird in seinem Verhalten, sondern rein vom ethischen Interesse; die Ideen Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, als Dogmen verstanden, heben echte Sittlichkeit auf und werden zu Stützen eines gemeinen Egoismus, — nur als Fiktionen gefaßt, wenn sich das Weil in ein Als-Ob verwandelt, bilden sie Hilfsmittel echt sittlichen Handelns. Der idealistisch-positivistische Tugendheld übt das Gute

nicht, **weil** es einen Gott gibt, der uns dazu verpflichtet, uns belohnt oder bestraft, sondern weil es gut ist, **als ob** es einen Gott, ein Jenseits und eine Freiheit gäbe.

Nach dieser, dem grundlegenden Teil des Werkes entnommenen Darstellung der Philosophie des „Als Ob" ist es wohl überflüssig, auf den zweiten und dritten Teil des Werkes, in denen der Verfasser spezielle Ausführungen und historische Bestätigungen seiner Theorie bietet, näher einzugehen; nur **ein** Punkt verdient noch hervorgehoben zu werden. Im dritten, historischen Teil erbringt der Verfasser durch eingehende Prüfung der Schriften Kants den Nachweis, daß die seit mehr als hundert Jahren fast unbeachtet und unverstanden gebliebene Als-Ob-Betrachtung den Schlüssel zum Verständnis der Kantischen Ideenlehre bildet. Man glaubte bei Kant vielfach Widersprüche zu finden, weil man die Ideen nicht als heuristische Fiktionen, sondern als dogmatische Begriffe verstand; aber selbst da, wo Kant von der objektiven Realität der Idee spricht, meint er damit keineswegs eine Realität der Existenz, sondern die Realität der praktischen Gültigkeit. Freilich drückt sich Kant nicht immer klar genug aus, aber immerhin mit solcher Deutlichkeit, daß man an seiner Als-Ob-Betrachtung nicht zweifeln kann. Die neue Philosophie läuft also auf eine Entwicklung des Kantianismus hinaus.

Wir wenden uns nach dieser Darstellung der Philosophie des Als Ob einer kurzen kritischen Betrachtung derselben zu.

Der Gegensatz der Philosophie des Als Ob zur Philosophie der Vorzeit in der Bewertung der menschlichen Erkenntnis ist so gewaltig, daß ein jeder, der noch Sinn hat für die Frage: Was ist Wahrheit? sich an einen gähnenden Abgrund gestellt sieht, der zwei Welten scheidet. Auf der einen Seite verkündet uns Aristoteles einen bezaubernden Idealismus mit seinem *Ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πώς ἐστι πάντα* (De anima III, 8; 431, b, 21). Und ihm pflichtet der Fürst der Scholastiker, St. Thomas, bei, der zum Worte des Stagiriten erklärend schreibt: „Dicitur animam esse quodammodo omnia, quia nata est omnia cognoscere. Et secundum hunc modum possibile est, ut in una re totius universi perfectio existat. Unde haec est ultima perfectio, ad quam anima potest pervenire, secundum philosophos, ut in ea describatur totus ordo universi et causarum ejus; in quo etiam finem ultimum hominis posuerunt, qui secundum nos erit in visione Dei". (De Verit. 2. 2.) Auf der anderen Seite gähnt uns die Philosophie des Als Ob an mit ihren leeren Fiktionen und behauptet, unser ganzes Erkennen sei Schein, der nur relativen, das praktische Handeln regulierenden Wert habe. Aber der Widerspruch dieser Philosophie liegt offen am Tage. Wenn das Denken wirklich nur eine zweckmäßige subjektive Funktion des psychischen Organismus ist, wie hat der Verfasser den Mut, das Denken selbst zum Gegenstand einer kritischen, psychologischen und logischen Funktion zu machen? Woher nimmt er das Recht, das Denken als etwas Intelligibles, Gegebenes zu betrachten? Ist nicht auch seine kritische

Untersuchung, seine psychologische oder logische Betrachtung des Denkens eine reine Fiktion, ein Produkt derselben psychischen Tätigkeit, die er als eine fiktionenbildende Funktion des Organismus hinstellt? Wie Kant, der in seiner Kritik die Vernunft wegkritisiert, mit der er selbst kritisiert, so huldigt auch unser Verfasser dem unausweichlichen Gesetze der Natur, das Horaz in die poetischen Worte kleidet: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret". Die Philosophie des Als Ob löst sich auf in eine Fiktion der Fiktion, in eine Philosophie, die philosophiert, als ob sie philosophiere.

Und über diesen logischen und metaphysischen Widersinn kann uns auch das Mäntelchen der Zweckmäßigkeit und Sittenstrenge nicht hinwegtäuschen, das der Verfasser mit großem Geschick seiner Theorie umzuhängen weiß, auch hierin ein echter Schüler Kants. Welches sind denn die Zwecke, denen die fingierende Denktätigkeit dienen soll? Der Verfasser spricht von Erhaltung und Erhöhung des Organismus, von neuen Bewegungen und volleren Empfindungen. So läuft also, wenn wir näher zusehen, die hohe Sittenstrenge auf den feinsten Egoismus und den verwerflichsten Eudämonismus hinaus. Die Philosophie Als Ob befreit den Menschen vom harten Joche objektiver metaphysischer Ideale, die, in ihrem vollen Ernst verstanden, den Menschen über sich selbst erheben, um ihn zu Gott zu führen, und gipfelt in der Verherrlichung des unabhängigen, autonomen Ich. Und wenn der Verfasser glaubt, daß ideale Fiktionen imstande seien, die Sittlichkeit der Menschheit zu fördern, so zeigt er nur, daß er vom Scheine lebt und den wirklichen Menschen nicht kennt; denn in den schweren Stunden sittlicher Kämpfe sind für Millionen die Dogmen als Dogmen zu Hebeln sittlicher Kraft geworden, aber Fiktionen werden eben als Fiktionen in solchen Augenblicken weggeworfen, und nicht mit Unrecht, denn nur Gecken leben vom Schein, Männer aus der Wahrheit.

Doch die neue Philosophie ist nicht bloß logisch voll von Widersprüchen und ethisch wertlos, sie beruht auch auf unwissenschaftlichen Voraussetzungen und historischer Voreingenommenheit. Bei einem Blick auf die Aufzählung und Einteilung der sogenannten wissenschaftlichen Fiktionen wird jedem Kenner der immerwährenden Philosophie sofort das bunte Durcheinander der echten aristotelischen Kategorien und der fiktiven, nominalistischen Kategorien Kants auffallen sowie die derbe Oberflächlichkeit, mit denen die feinen Probleme der Logik behandelt werden. Der Verfasser ist dermaßen vom modernen Nominalismus und Subjektivismus umnebelt, daß er für die klassische Distinktion der Vorzeit zwischen conceptus objectivus und conceptus subjectivus, zwischen Denkform und Denkinhalt fast alles Verständnis verloren hat. So sagt er von der künstlichen Einteilung, daß sie statt der natürlichen Unterscheidungsmerkmale solche verwende, denen keine Wirklichkeit unmittelbar entspreche, als wären die Griffel und Staubfäden der Blüten, von denen Linné in seinem künstlichen Pflanzensystem ausgeht, Fiktionen, nicht wirkliche Dinge. Jedes Handbuch der scholastischen Philosophie behandelt in der Logik die Einteilung und

unterscheidet divisio per se und divisio per accidens, je nachdem die Unterscheidungsmerkmale, die ja alle wirklich vorhanden sein müssen, wesentliche oder unwesentliche sind; fingierte Merkmale kennen die Scholastiker freilich nicht. Ähnlich verhält es sich mit den abstraktiven oder neglektiven Fiktionen; auch hier wird die eigentliche Abstraktion mit einer willkürlichen Annahme und einer Durchschnittszahl verwechselt. „Abstrahentium non est mendacium" lautet ein bekanntes Axiom der Scholastik, denn durch Nichtbeachtung eines wirklichen Dinges wird die Wirklichkeit desselben nicht geleugnet, weil die menschliche Erkenntnis nicht die Wirklichkeit produziert, sondern von ihr abhängt. Daß willkürliche Annahmen und Durchschnittsberechnungen entia rationis, Gedankendinge sind, die uns manche Dienste leisten können, ist eine so selbstverständliche Sache, daß jeder Logiker ihre Theorie kennt. Was der Verfasser über die schematischen, typischen, symbolischen Fiktionen sagt, ist gleichfalls von seinem Nominalismus durchsetzt. Die Analogie gehört gewiß zu den schwierigsten Fragen der Logik, aber wer je das Schriftlein des Kardinals Cajetan de Vio de nominum analogia gelesen hat, wird nur die derbe Oberflächlichkeit bedauern, mit der in der Philosophie des Als Ob dieses feine Problem behandelt wird. Die gleichen nominalistischen Voraussetzungen treten uns bei den personifikativen und summatorischen Fiktionen entgegen; wer einigermaßen noch Verständnis hat für die klassischen Begriffe esse per se und esse per accidens, potentia und actus, universale und singulare, intellectus und sensus, der muß die Ausführungen des Verfassers ungenießbar finden. Der Universalbegriff drückt doch nicht eine Summe ähnlicher Einzelerscheinungen aus, sondern das in jeder Einzelerscheinung verwirklichte Wesen, das unabhängig ist von den individuellen Bedingungen der Einzelerscheinung und etwas ganz anderes als eine bloße Summe von Einzelerscheinungen, sonst wäre er ja eine Zahl.

Doch es würde uns zu weit führen, all den verschrobenen Irrwegen der Philosophie des Als Ob nachzugehen, und die Mühe dieses Ganges würde kein entsprechendes Erträgnis liefern, nur ein Punkt harrt noch der Begründung: wir haben gegen den Verfasser den Vorwurf historischer Voreingenommenheit erhoben, und müssen ihn nun rechtfertigen.

In seinen Beiträgen zur Geschichte der Fiktion und ihrer Theorie geht der Verfasser über das Mittelalter mit wenigen Sätzen hinweg, in denen er nur den Nominalismus würdigt. Im dritten Teil der historischen Bestätigungen findet er in Kant den eigentlichen Vater der „wissenschaftlichen Fiktion". So ganz neu ist diese Entdeckung nicht, wir verweisen nur auf die Darstellung der Kantischen Philosophie in der Geschichte des Idealismus von Otto Willmann: wir begegnen da derselben Exegese der Kantischen Ideenlehre, freilich im Lichte des gesunden Idealismus, der in der Fiktion nicht Wissenschaft, sondern deren Negation sieht. Die eingehenden Untersuchungen der Scholastik über das ens rationis kennt der Verfasser gar nicht,

sonst hätte er gefunden, daß die Scholastiker in ihrer Logik eine Art wissenschaftlicher Theorie der Fiktion besitzen, freilich nicht der Fiktion, die ein Nicht-Sein als Sein affirmiert und ein Sein als Nicht-Sein negiert, aber einer Fiktion im Sinne eines unvollkommenen Erkenntnisaktes, der etwas, was weder Sein hat noch haben kann, doch als Sein denkt, aber dieses Sein vom eigentlichen wahren Sein klar unterscheidet; und dieses fiktive Sein nennen die Scholastiker ens rationis, Gedankending, und ihre Logik handelt von diesem Gedankending, das eine echt wissenschaftliche Fiktion ist. Eine Wissenschaft der Fiktion im Sinne des Verfassers hat allerdings bisher gefehlt, denn die Zeit, in der man den Mut hat, den Irrtum Wahrheit zu nennen, die Fiktion Wissenschaft, die Zeit ist neu und sie ist eine Frucht jener geisten Umwälzung, die im 16. Jahrhundert ihren Anfang genommen, wo Luther seine Theologie des Als Ob begründete, und sie hat nun ihr philosophisches Komplement gefunden in der Philosophie des Als Ob. Denn „das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären".

Glück.

Von Ilse Franke.

Eure trüben Gluten heißt Ihr Glück?
In die Tiefen reißt es Euch zurück.

Glück ist Ruheziel im Abendschein,
Ohne Wunsch und Hoffen. Glück ist rein.

Sich erquicken im Verzicht ist Glück.
Vorwärts sehn und gehen, nie zurück!

Die amtlichen Verhandlungen über die Alternative der Abdankung oder Rückkehr des letzten souveränen Fürsterzbischofs von Salzburg in seinen Sprengel.

Von Privatdozent **D. Dr. Baltgen.**

Der letzte souveräne Fürsterzbischof von Salzburg war Hieronymus Graf von Colloredo. Im Germanikum zu Rom erzogen, wurde er 1761 Bischof des Salzburger Suffragonbistums Gurk und am 14. März 1772 zum Metropoliten gewählt. Er war ein Typus des aufgeklärten Geistes seiner Zeit, Febronianer und Josefinianer. Er war bei allem dabei und machte alles mit, was dieser Geist damals wollte: den Emser Kongreß und in der Diözese alle die Umwälzungen, die Josef II. in seinen Landen einführte. Bereitwillig ging er auch auf des Kaisers Wünsche bei der Regulierung der österreichischen Bistümer ein, indem er den Neustädter Distrikt in Niederösterreich an den Bischof von Wiener-Neustadt abtrat. Dabei vertrat er aber mit aller Energie doch die uralten Rechte seiner Metropole, so daß ihm das Ernennungsrecht über die von Salzburg einst gegründeten Eigenbistümer erhalten blieb. Aber er teilte auch das Schicksal Josefs: vom besten Willen beseelt und viel Gutes wirkend für Seelsorge, Stiftungen, Schule, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Finanzen, Volks- und Landeswohlfahrt, entfremdete er sich sein Volk. Beim Heranrücken der Franzosen flüchtete er am 10. Dezember 1800 nach Wien, wo er bis zu seinem Tode blieb. Am 11. Februar 1803 entsagte er der weltlichen Herrschaft. Sein nun hart bedrängtes Land mußte sich daran gewöhnen, beinahe alle paar Jahre einem anderen Herrn Treue zu schwören und Steuer zu zahlen. Im Preßburger Frieden 1805 kam es dann zum ersten Male an Österreich, das auch bald die Regelung der Diözesanverhältnisse des Landes betrieb. Kaiser Franz erließ am 5. September 1806[1]) unter anderen, auf diese Regulierung sich beziehenden Befehlen an den Minister Grafen Stadion auch diesen: „Vor allem aber, um den festen Plan zu realisieren, muß dem

[1]) Wien, Geh. Hof-, Haus- und Staatsarchiv. Staatsratsakt Nr. 2282 vom Jahre 1806.

Salzburger Fürsterzbischof die Erklärung abgefordert werden, ob er an seinen erzbischöflichen Sitz zurückkehren oder aber dem Erzbistum entsagen wolle."

Bereits am 18. September[1]) konnte Stadion dem Kaiser berichten, der Erzbischof sei von ihm „um seine Erklärung angegangen worden, ob er nach seiner Oberhirtenpflicht in seinen Kirchsprengel zurückkehren oder aber resignieren" wolle. Dieser habe daraufhin selbst erklärt, daß es ihm „sehr schmerzlich fallen würde zu resignieren, daß sein Alter und seine Gebrechen ihm nicht erlaubten, nach Salzburg zurückzukehren, daß er aber bereit wäre, zum Behufe seiner oberhirtlichen Funktionen sich einen Koadjutor cum vel sine spe successionis vom Papste zu erbitten".

Graf Stadion erklärte aber dem Kaiser, daß „das Vorhaben, sich beim Papste einen Koadjutor zu erbitten, ein durchaus nicht zu gestattender Eingriff in E. M. Souveränitäts-Rechte und ius circa sacra wäre". In Ungarn würden die Bischöfe von Seiner Majestät „kraft der ganz besonderen Vorrechte, dann des Konkordats vom Jahre 1160 und des iuris eximii regis patronatus[2]), in sämtlichen Erbstaaten aber aus dem originären Titel des Fundations- und Patronatsrechtes ernannt und vom Papste lediglich nur konfirmiert". Eine Ausnahme sei nur Olmütz, „dessen Bischof Bruno durch seinen entscheidenden Anteil an der Wahl Rudolfs von Habsburg und dem Sturze König Ottokars von Böhmen die Reichsunmittelbarkeit seines Hochstiftes zu erhalten wußte"; ein Überrest dieser sei noch das Recht, seine Erzbischöfe[3]) sich selbst wählen zu dürfen.

„Allein", fährt der Graf fort, „bei Salzburg findet sich kein Grund, eines der wichtigsten Vorrechte der Krone ohne eine zureichende Veranlassung aufzugeben. Zudem setzt sowohl das gemeine öffentliche Recht als auch der besondere Umstand, daß die Hoheitsrechte des Erzherzogs von Österreich auf alle Neoacquisita übergehen, außer allen Widerspruch, daß E. M. allein die Ernennung des neuen Bischofs oder Koadjutors in Salzburg zustehe."

Der Minister schlug den Kaiser nun vor, Erzbischof Colloredo solle „den erzbichöflichen Titel ad dies vitae beibehalten und sich fortan hier, außerhalb seiner Diözese, aufhalten dürfen"; der Bischof von Chiemsee könne die obrigkeitlichen Funktionen versehen, „ohne daß es nötig wäre, einen Koadjutor zu machen, der, wie schon erwähnt wurde, einzig und allein von E. M. zu ernennen wäre".

Wie Stadion in einer Note vom 11. November anzeigt, hatte er den Erzbischof „wiederholt um die Erklärung angegangen"; doch habe dieser ihm in einer Unterredung am 9. versichert, der Kaiser habe sich bei der letzten Audienz geäußert, „es habe . . . . . . von der ihm abgeforderten Erklärung gänzlich abzukommen und alles habe unverändert auf dem alten Fuß und in den vorigen Verhältnissen zu bleiben".

---

[1]) Ebd., Nr. 3427 v. J. 1806.

[2]) Vgl. Hinschius, System des kath. Kirchenrechts, II. 591, A. 3.

[3]) Seit 1777 ist Olmütz Erzbistum.

Stadion erbat sich nun hierüber „eine baldige bestimmte Allerhöchste Entschließung, nachdem bereits an den Geschäftsträger in Rom die erforderliche Weisung der früheren Allerhöchsten Resolution erlassen wurde".

Der „geheime Referendär"[1]) Lorenz bemerkte dazu: „E. M. geruhten zwar dem treugehorsamsten Proponenten gelegentlich die Allerhöchste Willensmeinung in Absicht auf die Wiederbelassung des Salzburger Erzbistums mündlich Allerhöchst erkennen zu geben, aber in einer ganz anderen Gestalt und ohne deswegen von der wiederholten Allerhöchsten Schlußfassung abzugehen, zufolge welcher der jetzige Fürsterzbischof verhalten sein sollte, entweder in Salzburg zu residieren oder dem Erzbistum zu entsagen. Dieser Allerhöchste Befehl läßt sich immer mit der ferneren Existenz des Erzbistums in einer anderen Gestalt noch vereinbaren. Es ist ad Nr. 3427[2]) weitwendiger dargetan worden, daß jeder Bischof vermöge der göttlichen und kirchlichen Gesetze zur Residenz in seiner Diözese verhalten sei und daß, um von derselben losgezählt zu werden, keine der desfalls von der Kirche angenommenen Ursachen hier eintrete". Lorenz entwarf darum folgende Allerhöchste Resolution: „Es mag zu Salzburg ein Erzbistum verbleiben oder nur ein Bistum in Zukunft dahin kommen, worüber Meine weitere Entschließung nächstens folgen wird, so hat sich der Fürsterzbischof doch immer noch unbedingt zu erklären, ob er in Salzburg residieren oder aber dem Erzbistum entsagen wolle." Zu diesem Entwurfe bemerkte der Referendär Schittlersberg, er könne ihm nur unter der Voraussetzung zustimmen, „wenn E. M. dem Fürsterzbischof von Salzburg die von ihm angegebene Erlassung der alternativen Erklärung nicht zuzugestehen geruht haben". So auch seine beiden Kollegen Pfleger und Grohmann und die beiden Minister Zinzendorf und Kolowrat. Zinzendorf fügte bei, dieser Fall scheine ihm einzig in seiner Art zu sein.

Dennoch unterschrieb der Kaiser den Entwurf am 22. November 1806. Dieser Befehl wurde dem Kirchenfürsten sofort mitgeteilt; aber aus seiner Antwort vom 25. November glaubte Stadion, „das Ansehen zu gewinnen, als ob er von besagter Erklärung noch gar keine Notiz nehmen wolle". Sofort erging des anderen Tages ein neues „dringendes Schreiben wegen baldigster Erklärung" an Colloredo, nachdem es dem Kaiser vorgelegt worden war.[3])

Aber der Erzbischof nahm sich noch ein paar Tage Zeit mit der Antwort.[4]) Sie ist vom 8. Dezember 1806 an Stadion gerichtet und

---

[1]) Ebd., Nr. 4301 v. J. 1806. Siehe darüber und über den österreichischen Staatsrat der damaligen Zeit die Bemerkung zu meinem Aufsatz „Die Verhandlungen der österreichischen Regierungsbehörden über die Umänderungen der Salzburger Universität am Anfang des 19. Jahrhunderts" in der „Kultur" 1911, H. 4, S. 405 f.

[2]) Siehe oben.

[3]) Nr. 4478 v. J. 1806.

[4]) Wien, Archiv des Unterrichtsministeriums. 72 ex aug. 1808.

lautet: „Auf die von Ew. Exzellenz unterm 26. gefälligst mitgeteilte Allerhöchste Entschließung Seiner Kaiserlichen Majestät vom 11. November kann ich anders nicht als meine alleruntertänigsten Vorstellungen vom 12. September und 25. November in der Hauptsache wiederholen. Ich glaube, denselben solche Bestimmtheit gegeben zu haben, deren der Gegenstand nur immer fähig ist. Es geht mir selbst nahe, offenherzig gestehen zu müssen, daß mein alter, entkräfteter Körper und geschwächte Geisteskräfte mich vollends überzeugen, wie wenig ich auch mit dem besten Willen fähig bin, der Kirche oder dem Staate in Zukunft einige ersprießliche Dienste zu leisten, und daß damit aus diesem Grunde schon mein Aufenthalt in Salzburg die Absichten Seiner Kaiserlichen Majestät nicht erreichen würde. Ich finde mich daher in der Notwendigkeit, nach dem Beispiele so vieler anderer Bischöfe in ähnlichem Falle meine Sr. K. M. alleruntertänigst vorgelegte Bitte nochmal zu wiederholen, daß Allerhöchst Sie geruhen wollen, mir einen Koadjutor mit vollem Inhalt der oberhirtlichen Gewalt und Jurisdiktion in der Person und Art, welchen und wie ihn S. K. M. zu ernennen belieben, dem römischen Stuhle zur Autorisation namhaft machen zu dürfen, wodurch nebst vollkommenster Erreichung der Allerhöchsten Absichten mir eine ehrenvollere Schonung angedeihen und alle unangenehme Deutung, Urteile und empfindlichen Nachreden beseitigt würden. Eure Exzellenz habe ich die Ehre zu bitten, die gegenwärtige Äußerung Sr. K. M. mit dem Zusatze vorzulegen, daß ich in der Bereitwilligkeit und dem innigsten Drange meines Herzens zur Erreichung der Allerhöchsten Absichten alles, was in meinen Kräften steht, beizutragen einigen Grund mehr finde, die vorerwähnte letzte Gnade von der weltgepriesenen Güte und erhabenen Denkart Sr. K. M. hoffen zu dürfen, indem mir hienieden kein anderer Wunsch übrigbleibt, als den kurzen Rest der wenigen Lebenstage unter dem Allerhöchsten Schutz, so wie ich ihn bisher genossen habe, auch fernerhin zuzubringen, womit ich die Versicherung meiner besonderen Hochachtung wiederhole, mit der ich verharre p. p.

gutwilliger Freund

Hieronymus Fürsterzbischof von Salzburg."

Am 10. Dezember reichte Stadion diesen Brief dem Staatsrat ein, mit der Note, „derzufolge der Fürsterzbischof ohne auf die von ihm mehrmals und mit Nachdruck ersuchte Alternative, ob er nach Salzburg zurückkehren oder resignieren wolle, zu antworten, sich lediglich auf seine schon früher geäußerten Wünsche, sohin auf jenen, sich von Rom einen Koadjutor zu erbitten, beziehe". „Da nun einerseits die bisherigen Allerhöchsten Resolutionen diesem Wunsche gerade entgegen sind, anderseits die Weigerung des Fürsterzbischofs ebenso beharrlich ist und es den Anschein hat, daß er es auf einen bestimmten Allerhöchsten Befehl ankommen lassen wolle", so erbat sich Stadion die Allerhöchste Weisung, welche fernere Eröffnung er dem Fürsterzbischof im Allerhöchsten Namen machen solle.

Lorenz drang in einem Referat auf eine bestimmte Erklärung des Kaisers. „Ungeachtet des wiederholten Gesuches des Fürsterzbischofs von Salzburg, sich einen Koadjutor von Rom oder von E. M. erbitten zu dürfen, erfolgte doch immer die Allerhöchste Entschließung, daß derselbe sich unbedingt zu erklären habe, in Salzburg zu residieren oder zu resignieren. Warum er weder das eine noch das andere tut, sondern auf einem Koadjutor besteht, so kann ich mir keine andere Vorstellung machen, als daß man die Absicht habe, E. M. zu ermüden" und alles beim alten zu lassen. Dadurch gerate die ganze Bistumregulierung Österreichs ins Stocken. Er entwarf die Resolutio Augustissima: „Der Fürsterzbischof hat die schon so oft verlangte kategorische Erklärung, dem Erzbistum entsagen oder da (das heißt in Salzburg) nach Vorschrift der göttlichen und kirchlichen Gesetze residieren zu wollen, binnen 24 Stunden von sich zu geben, und wenn solche nicht erfolgt, so muß sein Stillschweigen als ein Beweis, das erstere zu wollen und getan zu haben, angenommen und hiernach mit der Regulierung der Innerösterreichischen Diözesen fortgefahren werden."[1]) — Dieser Entwurf stieß auf Schwierigkeiten: Minister Chotek schrieb darunter: „Soviel ich, ohne die letzten Vorakten gesehen zu haben, urteilen kann, scheint mir, daß die Regulierung des Salzburger Kapitels und der Innerösterreichischen Diözesen, welcher der Erzbischof sich zu widersetzen wohl gewiß nicht im Sinn hat, auch ohne der demselben allerdings hart fallen müssenden Alternative bewerkstelligt werden möge; und in dieser Voraussetzung glaube ich, daß diesem in jeder Hinsicht respektablen Manne nicht noch sein letzter Ehrenname entzogen, sondern der Titel eines Erzbischofs oder Bischofs[2]) von Salzburg belassen, und von Seiner Majestät ein Koadjutor nach der höchst eigenen Willkür gegeben werden dürfte."

Ähnlich schrieb der Minister Graf Zinzendorf: „E. M. huldreiche Rücksicht auf die wunderbaren Verhältnisse dieses verehrlichen Prälaten und ehemaligen souveränen Reichsfürsten scheint mir so ungezweifelt, daß ich in dieser Hoffnung dem vorhergehenden zweiten Voto gänzlich beifallen darf, um so mehr als durch dieses Mittel der Allerhöchsten Suprematie und ius circa sacra keineswegs zu nahegetreten wird." Mit Ausnahme Pflegers traten alle anderen Räte sowie Kolowrat diesen „Vota" bei. Das bewog dann den Kaiser, den von Lorenz am 15. Dezember geschriebenen Entwurf durchzustreichen und eigenhändig den Allerhöchsten Befehl zu formulieren: „Zum Koadjutor des Fürsterzbischofs von Salzburg ernenne ich den Bischof von Chiemsee, nur will ich, daß dieser bis zum Ableben des ersteren sich mit seinem gegenwärtigen Genusse [Gehalt] begnüge, bis dahin eine der bestimmten Dignitärstellen bei dem Salzburger Domkapitel unbesetzt bleibe und der Erzbischof die Besorgung gesamter geistlichen Geschäfte der in meinen Staaten liegenden Diözese dem obgedachten Koadjutor überlasse."

---

[1]) Wien, Geh. Haus-, Hof- u. Staatsarchiv, Staatsratsakt 4710 ex 1806.
[2]) „oder Bischofs" ist von Chotek darüber geschrieben.

Dieses ist am 28. Juli 1808 niedergeschrieben, also ein und ein halbes Jahr später als der erste Entwurf. In dieser Zeit war nämlich die Salzburger Bistumsfrage schon zum Teil so entschieden, daß auch die damit zusammenhängende Koadjutorie ohne Verletzung des letzten souveränen Fürsterzbischofs dieser uralten Metropole erledigt werden konnte. Ein schroffes Vorgehen gegen diesen lag auch nicht in der Absicht des Kaisers, wäre auch unrecht und undankbar gewesen gerade diesem Manne gegenüber, der stets der österreichischen Kirchenpolitik entgegengekommen war.

Am 11. August wurde Colloredo von dem Willen des Kaisers benachrichtigt[1]) mit dem Ersuchen, dem Koadjutor die notwendige Jurisdiktion zu geben, um sodann „das Weitere in Hinsicht auf die zu bewirkende Beistimmung des päpstlichen Stuhles einleiten zu können". Am gleichen Tage wurde auch der „Präsidiumsamtsverweser" in Salzburg, Graf Aicholt, beauftragt, den Bischof von Chiemsee „vorläufig zu verständigen".

Durch den Vortrag der vereinigten Hofkanzlei vom 28. Oktober 1808[2]) werden wir schließlich in Kenntnis gesetzt, daß der Fürsterzbischof wie auch sein Koadjutor Dankschreiben an den Kaiser einreichten über die so getroffene Lösung. Das damit zugleich eingereichte Präsentationsschreiben für die Einsetzung des Bischofs von Chiemsee in die Koadjutorie wurde zur Allerhöchsten Genehmigung mit eingereicht und dann der Geheimen Hof- und Staatskanzlei zur Beförderung nach Rom übergeben.

Colloredo starb am 20. Mai 1812. Am 19. Mai 1810 hatte er ein Gesuch aufgesetzt, in dem er bat, daß „nach seinem Hinscheiden sein Leichnam in einer Kirche zur Erde bestattet werden dürfte". Durch Allerhöchstes Kabinettschreiben vom 29. Juli 1810 war die Erlaubnis dazu gegeben worden.[3]) Der letzte souveräne Fürsterzbischof der altehrwürdigen Metropole Salzburg liegt im hohen Stefansdome zu Wien begraben. Mögen die Salzburger sein Grab in Ehren halten. Denn daß die Metropole ihre einzig dastehenden Vorrechte mit in die Neuzeit nehmen konnte, verdankt sie hauptsächlich ihm.

Nach seinem Tode wurde der Chiemseer Bischof, Graf von Zeil und Trauchberg, der bisherige Koadjutor, des Erzbistums Administrator bis zu seinem Tode am 7. November 1814. Mit ihm starb der letzte Bischof von Chiemsee, der Tochterdiözese Salzburgs. Er war ein prächtiger, frommer Mann, für die Interessen der alten Metropole bis zum letzten Atemzuge tätig.

[1]) Wien, Archiv des Unterrichtsministeriums. 72 ex 1808.
[2]) Staatsratsakt 4188.
[3]) Wien, Archiv des Unterrichtsministeriums. 95 ex 1810.

Grundgedanken einer neuscholastischen Theorie des Schönen.[1])

Von Dr. Oskar Katann.

Zur leichteren Orientierung sei bemerkt, daß ich induktiv vorgehe und mich zunächst mit dem Menschlich-Schönen beschäftige. Zuerst wird zu zeigen versucht, daß vom Akte des Gefallens aus das Schöne nicht bestimmt werden kann, sondern daß es zu seiner Bestimmung notwendig ist, auf den Grund des Gefallens, das ist auf andere seelische Tätigkeiten und auf diesen entsprechende objektive Eigenschaften zurückzugehen. Wir werden finden, daß dieser Grund des Gefallens zunächst in der Tatsache eines naturgemäßen seelischen Komplexes liegt und daß dieser Komplex ein naturgemäßer Erkenntniskomplex, und zwar ein solcher geistig-sinnlicher Natur ist. Aber auch das genügt noch nicht, sondern wir treffen als nähere Bestimmung desselben eine gewisse Vollkommenheit oder Leichtigkeit (claritas), die sich nur im ästhetischen Erkenntniskomplex vorfindet und derzufolge das Menschlich-Schöne als „strahlende Wahrheit" bestimmt wird. Es wird sich aus diesem Begriff sodann eine gewisse Relativität des Schönen als notwendige Folge ergeben. Sodann wird zu zeigen versucht, daß dieser Begriff des Schönen nichts zu fürchten hat von seiten des ästhetischen Gefühlslebens und daß unser Begriff des Menschlich-Schönen sich ausweiten läßt zu einem Begriff des Theologisch-Schönen. Ein vollständiges System der Ästhetik hätte dann auch noch zu zeigen, daß sich die ästhetischen Kategorien und die Kunst von diesem Standpunkt befriedigend erklären lassen. Diese beiden Punkte kann ich hier nicht behandeln; ich muß mich auf die obersten Prinzipien beschränken.

Rufen wir uns, um induktiv vorzugehen, ein bekanntes Gedicht in das Gedächtnis zurück oder besser gesagt, suchen wir es in seiner Gänze voll zu erfassen und künstlerisch auszukosten; etwa Eichendorffs „Das zerbrochene Ringlein":

> In einem kühlen Grunde
> Da geht ein Mühlenrad,
> Mein' Liebste ist verschwunden,
> Die dort gewohnet hat.

---

[1]) Vortrag, gehalten in der philosophisch-theologischen Sektion der Leo-Gesellschaft am 20. März 1912.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und zieh'n von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Analysieren wir das Gehörte: es tauchen Lautphänomene auf und rufen eine Vorstellungsreihe, die Vorstellungen von der Liebsten und vom Ringe, hervor, und diese Vorstellungen lösen Gefühle des Schmerzes aus, die sich steigern und unter dem Einflusse des Denkens in Todeswunsch und -stimmung endigen. Das durchleben wir und von dem sagen wir, es gefällt. Wie ist es nun mit diesem Erleben näher bestellt?

Suchen wir diese Erlebnisse in Klassen einzuteilen, so umfaßt eine erste die Lautgebilde und Klänge, eine zweite die Vorstellungen von der Mühle, dem Ringe, dem Reiter u. s. f. Als drittes haben wir dann den Sinn, das, was man den Inhalt oder Grundgedanken des Gedichtes nennen könnte. Dann haben wir viertens Strebungen in uns („fort", „fort"), fünftens Gefühle, und zwar solche, die entweder von Wahrnehmungs- oder Erkenntnis- oder Strebevorgängen ausgelöst werden: also Klanggefühle, Vorstellungsgefühle, Sinngefühle, Strebegefühle. Und dann erleben wir sechstens eine Gruppe von Akten, die wir Gefühle des Gefallens nennen. Und wir haben das Bewußtsein, daß dieser sechsten Klasse die früheren fünf untergeordnet sind.

Hier setzt nun sofort die Kritik ein: es fragt sich, ob dieses Bewußtsein der Unterordnung trügt oder nicht, im besonderen, ob nicht etwa Klasse fünf und sechs identisch sind? Wir wundern uns über die Kritik nicht, sobald wir wissen, daß eben unsere Klasseneinteilung eine Theorie der Gefühle voraussetzt, die nicht alle teilen, eine Theorie, die eine große Anzahl verschiedener Gefühle kennt, von denen das Gefallen eines ist. Wundt aber zum Beispiel kennt nur sechs Gefühle (Lust—Unlust, Erregung—Beruhigung, Spannung—Lösung), andere gar nur zwei (Lust—Unlust), und diese führen dann die Mannigfaltigkeit der Gefühle auf ihre Veranlassungen zurück. Wieder andere kennen das Gefühl des Gefallens als solches nicht, sondern halten es dem Lustcharakter gleich, der das Gemeinsame einer Reihe von Gefühlen sei. Und dieser Theorie huldigen besonders die

Ästhetiker. Sie stellen zwei Gefühlsgruppen, Lust und Unlustgefühle, auf, und Lust (x) ist nicht ein besonderes Gefühl, das als solches existierte, sondern vielmehr eine Eigenschaft, welche als solche nicht existieren kann, sondern nur an einem individuellen Gefühl (a, b, c) besteht. Indem man nun das Gefallen mit der Lust identifiziert, besteht auch dieses nicht für sich, und es bezeichnet demnach das ästhetische Gefallen nichts anderes, als daß ein ästhetisches Objekt Gefühle auslöst, welche der Gefühlsgruppe der Lust (a^x, b^x, c^x) angehören; das heißt mit anderen Worten, Klasse fünf und sechs sind miteinander identisch.

Gegen diese Theorie spricht aber eine Grundtatsache, daß nämlich auch Kunstwerke, welche Unlustgefühle auslösen, ästhetisches Gefallen hervorrufen. Woher kommt nun aber trotz der ausklingenden Trauer (in der Tragödie oder in unserem Gedicht) die ästhetische Freude? Identisch mit der Trauer kann dieses Gefühl nicht sein, es ist daher eine sechste Klasse zu statuieren.

Nun kann man aber sagen: ästhetische Lust bedeutet nicht ein alleiniges Vorkommen von Lustgefühlen, sondern lediglich ein Überwiegen derselben. Nun, dieses Überwiegen kann eines sein an Zahl der Akte oder an Intensität oder an beiden zugleich. Aber keines der drei ist ausreichend: wäre die Zahl der Lustakte maßgebend, so wäre kein Grund vorhanden, ein Dilettantenstück als unschön abzuweisen oder Eichendorffs Gedicht müßte auch ohne die erste Strophe gefallen. Kommt es dagegen auf die Intensität allein an, so ist eben gerade der Schluß einer Tragödie intensiver an Schmerzgefühlen. Und kommt es auf beides an, so wäre der Schundroman schön, da bei ihm die Lustgefühle an Intensität und Zahl überwiegen (Frauenroman). Unmöglich aber könnte ein Defekt am Beginn zum Beispiel hindern, das Ganze als schön zu bezeichnen. Und doch ist gerade das das Ausschlaggebende. Wir nennen ein Ding nicht schön, das auch nur *einen* Fehler, und auch nur einen leisen Fehler, aufweist, und wir haben bei dem Begriff des Schönen, sofern wir ihn gebrauchen, immer den Blick aufs Ganze gerichtet. Sobald dieses feststeht, ist es unmöglich, daß das ästhetische Gefallen ein bloßes Überschießen der Lustgefühle über die Unlustgefühle wäre, sondern es ist sofort ein eigener *Akt* des Gefallens notwendig. Nun ist freilich die Sache nicht so zu denken, als ob von einem schönen Ding nur ein Akt des Gefallens hervorgerufen würde. Auch der einzelne Teil kann Gefallen hervorrufen, aber doch nur, daß er als Ganzes aufgefaßt wird und nur insoweit als er als ein solches aufgefaßt werden kann.

Nun erhebt sich aber sogleich die andere Frage, ob dieser Akt des Gefallens ein ganz eigenes ästhetisches Gefühl sei — wie zum Beispiel Lipps (Kultur der Gegenwart, I, 6. Bd., 362 f., Ästhetik II, 103) oder Ehrenfried-Stöckl (Grundzüge der Philosophie [2] I. 178) annehmen — oder ob dieses Gefallen mit dem auch sonst vorkommenden Gefallen, das ist der Freude, identisch sei. Und da ist zu sagen, die Ästhetik und Psychologie haben solange keinen Grund, ein solches spezifisch ästhetisches Gefühl anzunehmen, solange sie ohne

dasselbe bei der Erklärung und dem Verständnis des Schönen auskommen können, was aber nur durch die Probe, also durch die Vorführung des Systems bewiesen werden kann. Aber das ist damit gegeben: wenn das ästhetische Gefallen ein Freudenakt ist so gut wie jeder andere im außerästhetischen Verhalten vorkommende, so kann man, wie auch Volkelt und Utitz, Aristoteles und die Scholastik meinen, das Schöne als solches nicht von der Lust ableiten und die Definition „pulchrum est, quod visum placet“ ist eine uneigentliche, die lediglich als Ausgangspunkt dienen kann, über das Wesen des Schönen jedoch nichts sagt. Es gilt daher auf die das Gefallen verursachenden seelischen Akte zurückzugehen.

Wenn ein trauriges Gedicht freudvoll sein kann, so ist es dies nicht, insoferne es traurig ist, sondern die Freude als eigener Akt kann sich nur an ein Positives irgend einer Art anschließen; da sagt nun die Funktionstheorie (zum Beispiel Jerusalem), die Freude schließt sich an die Trauer insoferne an, als eine seelische Tätigkeit vorliegt, das heißt das Gefallen ist nichts anderes als Freude am Psychisch-tätig-sein (Dubos). Aber psychische Tätigkeit ist doch im Spektakelstück in hohem Grade vorhanden und überdies: psychische Tätigkeit als solche ist gar nicht immer freudvoll, zum Beispiel bei Ermüdung. Man könnte nun versuchen, die Funktionstheorie einzuschränken, und sagen, nur jene psychische Tätigkeit sei lustvoll, die ein Bedürfnis der Seele sei; wenn eine seelische Tätigkeit zu sehr in Anspruch genommen werde, höre auch das Bedürfnis nach weiterer Tätigkeit in dieser Richtung auf. — Aber es ist ja nicht gleichgültig, womit die Seele beschäftigt wird. Sobald man nun aber nicht nur die Intensität, sondern auch die Qualität der psychischen Tätigkeit in Rücksicht zieht, kann man statt „Bedürfnis“ einfach „Natur“ der Seele setzen, und es wäre dann jene psychische Tätigkeit lustbringend, welche eine naturgemäße Tätigkeit ist, was dann auch vom ganzen Komplex, von dem Ganzen, welches das Gefallen auslöst, gesagt werden kann. Damit wären wir von der Funktionstheorie zu der des Aristoteles (Baumgart, Poetik 79, 33), Gutberlets (Metaphysik[4] 191, 193, 199), Gietmanns (Aesthetik I, 121), Künzles (Ethik und Ästhetik, 41 f.), Jungmanns gekommen, welche alle die Freude am Schönen als Freude an einer naturgemäßen Tätigkeit der Seele bezeichnen. Übrigens stimmt damit auch die Theorie von Lipps überein, der (Kultur der Gegenwart, I, 6. Bd. 360 f.) die sympathische Einfühlung als Kern des ästhetischen Erlebnisses bezeichnet und damit das Innewerden des „positiven Menschen“, das ist der wahren Natur des Menschen verlangt. Die Dinge werden schön, meint Lipps (a. a. O.), „wenn und soweit die Einfühlung eine positive ist, das heißt wenn und soweit der vom sinnlich Wahrgenommenen ausgehende Antrieb, mich selbst zu erleben und zu fühlen, meinem eigenen Bedürfnis oder dem spontanen Drang, mich so zu erleben, gemäß ist; wenn und soweit ich ohne Widerspruch mit mir, oder in Einstimmigkeit mit meinem innersten Wesen in dem sinnlich Gegebenen mich so erleben

kann. Schön ist dasjenige, in dessen Betrachtung ich mein eigenes inneres Wesen bestätigt, gesteigert, bereichert finde. Schönheit ist die in der Betrachtung eines Objektes gefühlte und daran fühlbar gebundene freie Lebensbejahung."

Wir müssen aber feststellen, welches im Näheren die naturgemäße Tätigkeit der Seele ist, an die sich der Akt des Gefallens anschließt. Und da ist es denkbar, daß sich dieser Akt des Gefallens an den ganzen Komplex der vorhandenen seelischen Regungen anschließt, anderseits aber ist denkbar, daß er sich lediglich an die noetischen Seelenkräfte knüpft. Und wenn dieses der Fall ist, dann ist wieder die Möglichkeit vorhanden, daß das Gefallen sich einfach an die im Erlebnisse und Komplexe vorkommenden noetischen Kräfte hält oder daß es sich an einen Akt des Denkens anschließt, der den ganzen seelischen Komplex als solchen zu seinem Gegenstande hat.

Zunächst haben wir die Möglichkeit zu erwägen, daß sich das ästhetische Gefallen an den ganzen Komplex als solchen anschließt, wie zum Beispiel Volkelt (System I, 352) oder Baumgart (Poetik 33, 79) meinen. Dagegen spricht aber, daß das Gefühl kein unmittelbarer Anreger von Gefühlen sein kann; das heißt, es dürfte nicht möglich sein, daß ein Gefühl ohne Dazwischentreten eines Erkenntnis- oder eines Strebeaktes ein von ihm verschiedenes Gefühl erwecken kann. Dieser Meinung sind zum Beispiel auch Gutberlet (Psychologie 236 f., 240, Kampf II, 371), Höfler (Grundlehren 114), Vogt (Stundenbilder I, 278), Prandtl (Einfühlung, 60, 84). Ähnlich denkt Witasek (Ästhetik 104—106), während Utitz (Funktionsfreuden 138 ff.) es für möglich hält. Wenn es auch denkbar ist, daß das Denken als Tätigkeit Funktionsfreuden auslösen kann, so ist damit noch nicht gesagt, daß es auch Gefühlsgefühle gebe, das heißt daß Gefühle als Form andere erwecken, ja es müßte überhaupt erst die Form eines Gefühles, die von seinem Inhalt getrennt werden könnte, gezeigt werden.

Somit bleibt nur übrig, daß der Akt des Gefallens an die Betätigung der Erkenntniskräfte anknüpft, wie die Neuscholastik einmütig festhält (Gutberlet, Metaphysik 191/3, Gietmann, Ästhetik I, 121, 180, de Wulf, Introduction a la philosophie neoscholastique 304, Künzle, Ethik und Ästhetik 16, Frick, Ontologia 214, Egger 260). Und da ist zunächst zu sagen, daß als Erreger nicht eine Erkenntnisbetätigung, welche den ganzen Komplex zum Gegenstande hat, in Frage kommen kann, da die Erkenntnis ja in den seltensten Fällen statthat, so daß die wenigsten Menschen, die sich am Schönen erfreuen, wirklich das Schöne genießen würden. Übrigens wäre eine naturgemäße Erkenntnis des Komplexes, sofern nicht der Komplex selbst ein naturgemäßer wäre, ein lediglich formalistisches Prinzip. *Es ist also notwendig, eine naturgemäße Betätigung der gesamten vom Objekt ausgelösten Erkenntniskräfte, respektive des Erkenntniskomplexes zu statuieren.* Aber immerhin bleibt die Frage offen, ob neben dieser nicht auch noch eine natur-

gemäße Erkenntnis des Komplexes statthaben kann; und dies ist mit dem Hinweis zu bejahen, daß das Sichselbsterkennen jedenfalls eine wünschenswerte und höhere Form des Erkennens und daher zuläßig und lustbringend und -steigernd ist.

Übrigens hängt die Frage, ob die geforderte Erkenntnisbetätigung eine den ganzen Komplex von Gefühlen, Wollungen, Erkenntnissen zum Gegenstand habende Erkenntnis sei oder ob die geforderte Erkenntnisbetätigung mit den im Komplex vorkommenden Erkenntnisbetätigungen identisch sei — und für das letztere haben wir uns entschieden — aufs innigste mit zwei anderen zusammen: 1. ob nämlich nur die sinnlichen oder nur die geistigen oder beide Erkenntniskräfte in ihrer Betätigung den ästhetischen Genuß verursachen, oder objektiv ausgedrückt: ob die Schönheit eine sensible oder intellegible Eigenschaft der Dinge sei, und 2. ob das Gefallen selbst ein sinnliches oder ein geistiges oder beides zugleich sei. Ich sage, diese beiden Fragen hängen mit der eben entschiedenen, ob die in Rede stehende naturgemäße Erkenntnisbetätigung einfach die vom Objekte ausgelösten sind oder eine den Komplex betrachtende Betätigung ist, innig zusammen. Denn es ist ja klar: falls wir uns zum Beispiel für eine den Komplex betrachtende Erkenntnisbetätigung entschieden hätten, könnte diese nur eine rein geistige sein, und ähnlich in den anderen Fällen. Aber anderseits hängen auch die Fragen nach dem sensiblen oder intellegiblen Charakter der Schönheit und dem geistigen oder sinnlichen Charakter des Gefühles des Gefallens zusammen; ja meist werden von den Scholastikern diese Fragen überhaupt nicht getrennt, da sie ein doppeltes Gefallen unterscheiden, ein geistiges und ein sinnliches, und der Meinung sind, daß von einem geistigen Akte immer nur ein geistiges, von einem sinnlichen Akte immer nur ein sinnliches Gefühl ausgelöst werde. Hat man diese psychologische Ansicht, dann fallen allerdings beide Fragen zusammen. Anders ist es, wenn man auf dem Boden der Psychologie Lehmens (Lehrbuch III, 512 f.), Geysers (Psychologie[2] 44, 604 f.), Ehrenfrieds (479, 502 f.) steht, die eine reale Scheidung in geistige und sinnliche Gefühle nicht zulassen, sondern alle Gefühle für Regungen des sinnlichen Begehrungsvermögens halten. Auf diesem Standpunkt verliert die Frage nach dem sinnlichen oder geistigen Charakter der Gefühle ihren Sinn, während sie im anderen Falle eine parallele Beantwortung erfährt, die sich genau nach der Antwort auf die Frage, ob die sinnlichen oder geistigen oder beide Erkenntnisbetätigungen das Gefallen hervorrufen, richtet.

In der Frage nach dem geistigen oder sinnlichen Charakter der naturgemäßen Erkenntnisbetätigung stehen sich nun zwei Gruppen vor allem gegenüber: während Jungmann, Gutberlet und Donat (Ontologia 116) den ästhetischen Genuß für einen rein geistigen halten, verschafft nach Künzle (Ethik und Ästhetik 41) „das menschlich Schöne dem Gefühlsvermögen in der wahrnehmenden Beschäftigung der sinnlich geistigen Kräfte Genuß“ und kann (l. c. 45) „auch der

Sinn an der Proportion und Ordnung Genuß finden" (Bonaventura, Franzelin). Derselben Meinung ist Volkelt (System I, 346), der erklärt: „Die sinnliche Lust aus dem ästhetischen Genießen hinausweisen oder als eine außerästhetische Nebensächlichkeit behandeln wollen: dies hieße, den ästhetischen Gegenstand ins rein Geistige verflüchtigen." Wenn wir uns nun in dieser Frage entscheiden sollen, so ist die Antwort eben infolge des konstatierten Zusammenhanges der Probleme zum Teil schon dort gegeben, wo wir die Meinung abgewiesen haben, daß das ästhetische Gefallen von einem den Komplex des Erlebens zum Gegenstande habenden Denkakt hervorgerufen werde; denn eine geistige Betätigung solcher Art findet nicht statt. Man kann freilich auch meinen, der Genuß reihe sich an den Komplex der sich betätigenden geistigen Erkenntnisse; aber dann käme es zum Beispiel lediglich auf den geistigen Zusammenhang eines Gedichtes an und es wäre unmöglich, Wissenschaft und Kunst voneinander zu trennen. Aus diesen Gründen müssen wir daran festhalten, daß der ästhetische Genuß sich an die naturgemäße Betätigung der geistigen und sinnlichen Erkenntniskräfte anschließt. Und da wir auf Grund unserer Selbstbeobachtung die Meinung Lehmens und Geysers, welche das Gefühl stets für ein sinnliches Phänomen halten und geistige und sinnliche Gefühle nur nach ihrer Veranlassung unterscheiden, für die richtige erklären, so erwächst für uns durch die Forderung der naturgemäßen Betätigung der geistigen und sinnlichen Erkenntniskräfte keinerlei Schwierigkeit.

Fragen wir uns nun, wann eine geistige Erkenntnisbetätigung naturgemäß ist? Offenbar dort, wo die Wahrheit (adaequatio rei cum intellectu) ihr Objekt ist; und wie eine subjektive und objektive Wahrheit, eine subjektive und objektive Evidenz unterschieden wird, so muß auch eine subjektive und objektive Naturgemäßheit unterschieden werden. Vorderhand kommt die subjektive Naturgemäßheit für uns in Betracht. Diese ist dort vorhanden, wo eine Erkenntnis sich ohne Störungen und Hindernissen den potentiell oder wirklich vorhandenen Erkenntnissen organisch einreiht. Und haben wir einen geistigen Komplex vor uns, so muß sich dieser als solcher den zum Teil intuitiven, zum Teil gedächtnismäßig vorhandenen Erkenntnissen einordnen und muß, was ihn selbst betrifft, naturgemäß aufgebaut und geordnet sein.

Und wann ist eine naturgemäß sinnliche Erkenntnistätigkeit vorhanden? Lösen wir die Frage zunächst vom Standpunkt des Sinnenlebens, so ist es den Sinnen naturgemäß, aufzunehmen, so lange ihre Kraft reicht, und zwar mit möglichster Sinnenökonomie aufzunehmen. Was sie erkennen und wahrnehmen, ist ihnen als solchen gleichgültig.

Nun liegt aber die Sache so, daß beim normalen Menschen ein Sinnesleben ohne Einmengung des Verstandeslebens nicht möglich ist und andrerseits das geistige Leben sich nur mit Hilfe der Sinne aufbauen kann. Es ist daher nicht möglich, über die Naturgemäßheit

einer sinnlichen Betätigung nur in Hinblick auf den Sinnesstandpunkt abzuhandeln, und ebenso ist es nicht möglich, über die Naturgemäßheit eines Erkenntnisaktes ohne jede Rücksichtnahme auf den Sinn etwas auszumachen; denn völlig naturgemäß — da eben die Natur des Menschen eine Union von Geistesleben und Sinnesleben darstellt — ist auch ein Verstandesakt erst dort, wo er keine Ermüdung hervorruft, was durch den Sinn bedingt ist; anderseits ist auch ein sinnlicher Erkenntnisakt erst naturgemäß, wenn er mit den Forderungen des Geistes in Einklang steht. Wir müssen daher sagen: der geistig sinnliche Erkenntniskomplex ist dann und insoweit naturgemäß, wenn er sich und insoweit er sich der aus Geistes- und Sinnesleben unierten Natur des Menschen einordnet, oder negativ ausgedrückt, wenn sich diese Einordnung nicht als unmöglich herausstellt.

Daraus ergeben sich einige Folgerungen:

1. Da der Sinn dem Geist dienstbar ist, muß auch in dem ästhetischen Erkenntnisprozeß dieses Dienstverhältnis gewahrt bleiben, weil nur dann eine naturgemäße Einordnung möglich ist. Es wird daher im ästhetischen Komplex vor allem auch den Verstandesforderungen genügt werden müssen.

2. Der ästhetische Genuß knüpft weder an die Verstandestätigkeit allein noch an die Sinnestätigkeit allein an, sondern an die vereinigte geistig-sinnliche Erkenntnistätigkeit. Das dürfte auch der Sinn jener Meinung Gietmanns (Ästhetik I, 123 ff.) sein, derzufolge der Sinn, der an und für sich nur den niederen Begehrungen dienstbar sein könne, im Dienste des Geistes zu einer gewissen, freilich nicht bewußten Beurteilung und Würdigung der Schönheitsformen erhoben werde.

3. Die wichtigste Folgerung ist die dritte. Wenn der ästhetische Genuß vor allem an die vereinigte geistig-sinnliche Erkenntnistätigkeit knüpft, dann ist offenbar, wenn von der Schönheit Ganzheit und Vollkommenheit verlangt wird, die vollkommenste Vereinigung gefordert, und wenn auf die Naturgemäßheit des geistig-sinnlichen Erkennens alles ankommt, und wenn es sich vor allem darum handelt, gerade das Zusammenwirken von Geist- und Sinnesleben vollendet, gleichsam klassisch zu gestalten, so unterscheidet sich das ästhetische Erkennen durch die ganz besonders vollkommene Ausgestaltung des naturgemäßen Zusammenwirkens von Sinn und Geist von jedem anderen Erkennen, mag es im Leben oder in der Wissenschaft begegnen. Das ist ja von vornherein klar; sollen sich Kunst und Wissenschaft, Schönheit und Wahrheit unterscheiden, so muß sich auch ihre subjektive Entsprechung, in unserem Falle die jeweils statthabende Erkenntnis unterscheiden. Und da ist kein anderer Unterschied zu finden als der, daß das ästhetische Erkennen dem unionistischen Wesen der menschlichen Erkenntnisbetätigung am vollkommensten entspricht, während bei dem sonst stattfindenden Erkennen infolge des Prinzipes der Arbeitsteilung entweder der Sinn oder der Verstand nicht die höchste Stufe der ihm in der unionistischen Vereinigung möglichen Betätigung erreicht. Entweder kommt es bei der praktischen oder theoretischen Erkenntnis auf die

sinnliche Schärfe an- oder auf die Klarheit des geistigen Zusammenhanges. Sinn und Geist in ihrem vollkommensten harmonischen Zusammenwirken darzustellen, ist Aufgabe des ästhetischen Erkennens.

Nehmen wir einen formal und materiell richtigen Schluß her, so wird durch einen solchen jedenfalls große geistige Klarheit erreicht nnd den Forderungen des Geistes sicher voll Genüge geleistet. Und auch der Sinn wirkt bei dieser Erkenntnis wie bei jeder anderen mit. Aber alle die in ihm liegenden Kräfte kann der Sinn hier nicht entfalten; ich meine, der Sinn konnte in dieser Verbindung nicht den Grad seiner Eigentümlichkeit und seines Wesens entfalten, den er auch unter Herrschaft des Geistes entfalten kann. Man sieht: es kommt hier vor allem auf das an, was man Form zu nennen gewohnt ist. Die sogenanten formalen Bestandteile des Schönen sind ja nicht etwas, das sich etwa im außerästhetischen Verhalten überhaupt nicht fände; der Unterschied liegt nur darin, daß sie im ästhetischen Verhalten ihre Eigentümlichkeit mehr geltend machen. So herrscht zum Beispiel der Rhythmus auch in den Worten eines Schlusses. Aber der Rhythmus ist im Schlusse derartig untergeordnet, daß er völlig übersehen wird; der Rhythmus im Schlusse ist einer viel stärkeren Entfaltung fähig und dasselbe hat bei den anderen formalen Elementen statt. Und finden nun alle diese formalen Elemente eine gesteigerte Auswirkung, wird aber anderseits dafür Sorge getragen, daß den Forderungen des Verstandes Genüge geleistet wird, was zusammen nichts anderes heißt als: findet die bei Beobachtung der Forderungen des Geistes größte, vollkommenste Entfaltung der Wesenseigentümlichkeiten des Sinnes statt, dann haben wir eine ästhetische Erkenntnis vor uns. Und diese ästhetische Erkenntnis unterscheidet sich von einer anderen Erkenntnis nicht durch die Erkenntnismittel, welche stets die selben sind, sondern nur durch die Art des Zusammenwirkens dieser Eekenntnismittel, des Sinnes und Verstandes, welche hier in der vollkommensten Weise sich vollzieht und daher der ganzen Natur des Menschen am angemessensten ist. Dieser Vorgang ist der, den man *schauen* nennen kann. Je mehr die Eigentümlichkeit des Sinnes und des Verstandes, und zwar in der Union zur Geltung kommt, um so mehr vollzieht sich das Wesen ihres Zusammenarbeitens, ihrer Union. Auf diese Weise entsteht ein festes Gefüge der einzelnen Erkenntnisbestandteile untereinander und so wird eine Geschlossenheit erreicht, derzufolge einzelne untergeordnete Bestandteile sich aus dem seelischem Komplexe nicht loslösen, um etwa ein selbständiges Dasein weiterzuführen oder Kraftzentra zu bilden, um die sich neue nicht vom Kunstwerk ausgelöste Vorstellungen gruppieren (Ablenkung), sondern die einzelnen Erkenntnisbestandteile bleiben und wirken als lebensvolle Glieder des Ganzen. Besteht aber diese Festigkeit des Gefüges, die durch die sogenannte „Enge des Bewußtseins“ aufs kräftigste unterstützt wird, so ergibt sich infolge des festen Gefüges eine Abgrenzung und Abhebung des ästhetischen Komplexes von etwa anderen auftauchenden Seelenregungen, die solange währt, als die Aufmersamkeit und die Geschlossenheit des Erkenntniskomplexes.

Damit stimmt eine Theorie von Lipps (Kultur der Gegenwart I, 6. Bd. 367, Ästhetik II) und Hamann (Ästhetik) überein. Darnach handelt es sich im ästhetischen Verhalten vor allem um eine Loslösung des Erlebniskomplexes aus den Zusammenhängen des außerästhetischen Lebens. Dieser Theorie zufolge findet also nicht nur eine Loslösung des Erkenntniskomplexes statt. Für uns aber kann es sich nur um diese handeln, da wir bereits die Meinung abgewiesen haben, daß sich das ästhetische Gefallen an den ganzen Komplex der seelischen Erlebnisse anschließe. Übrigens führte diese Theorie (Lipps hat bekanntlich außer dieser These noch die der ästhetischen Sympathie, wird daher hiedurch nicht getroffen) notwendig zum Formalismus. Auch bei uns ist eine Loslösung vorhanden, aber nicht als oberstes Prinzip, sondern (wie ähnlich bei Lipps) als Folgeerscheinung eines ästhetischen Erkenntnisganzen. Hieher gehört auch die Theorie des „interesselosens Gefallens" (Kant). Genau insoweit von einer Interesselosigkeit überhaupt die Rede sein kann, ist sie die Folge unseres ästhetischen Erkenntniskomplexes; denn sobald eben die Interessen des täglichen Lebens sich in der Seele breitmachen, ist die Vollkommenheit des ästhetischen Erkenntniskomplexes zerrissen.

Wie verhält sich nun unsere Theorie zu den scholastischen Definitonen der Schönheit, insbesondere zu den Definitionen der Schönheit als „strahlende Vollkommenheit" oder „strahlende Wahrheit"? Da möchte ich zunächst den Ausdruck „strahlende Vollkommenheit" ablehnen Was ist denn das Vollkommene, das bei der Schönheit in Betracht kommt? Da müssen wir vom induktiven Standpunkt aus sagen, vollkommen ist zunächst der ästhetische Erkenntniskomplex, insoferne in ihm Sinn und Verstand zusammenwirken, daß jeder von beiden den bei einem Zusammenwirken überhaupt möglichen hohen Grad seiner Wesenentfaltung erreicht. Vollkommen ist also zunächst dieser Erkenntniskomplex. In zweiter Linie ist dann vollkommen das Objekt, das eine solche naturgemäße geistig sinnliche Erkenntnisbetätigung hervorruft. Aber diese in Rede stehende Vollkommenheit, welche der claritas pulchri entspricht, ist eine ganz andere als die ontologische Vollkommenheit, wie de Wulf (a. a. O. 307) mit Recht bemerkt: „Denn" — sagt er — „eine große Zahl von Elementen kann zur objektiven Vollkommenheit notwendig sein, die in dem Kunstwerk schädlich ist, sobald sie nämlich eine Ermüdung der wahrnehmenden Tätigkeit hervorruft Die objektive Vollständigkeit verlangt vom vollkommenen Ding die psychische Gegenwart aller seiner Elemente. Demgegenüber genügt zur ästhetischen Vollständigkeit, daß das erkennende Subjekt den Eindruck der Vollständigkeit hat und ein beabsichtigtes Weglassen oder einfaches Andeuten gewisser Partien ist ein wohlbekanntes Verfahren der Künstler." Da nun dem Ausdruck „strahlende Vollkommenheit" nicht zu entnehmen ist, welche Vollkommenheit gemeint ist, lehne ich den Ausdruck ab.

Bleibt also der Ausdruck „strahlende Wahrheit" (Gietmann, Künzle). Dieser zerlegt sich in den Begriff der „Wahrheit" und in

den des „Strahlens“. Betrachten wir zunächst den Begriff der Wahrheit, so beinhaltet dieser eine notwendige Beziehung auf ein wahrnehmendes Subjekt. Denn Wahrheit ist vom Objekt aus gesehen eine adaequatio rei cum intellectu; vom Subjekt aus gesehen: eine adaequatio intellectus cum re, das heißt die Wahrheit ist die Übereinstimmung eines Denkinhaltes mit dem Sachverhalt. Wie die Wahrheit, so ist also auch die Schönheit nur insoweit vorhanden oder möglich, soweit eine solche Übereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt vorhanden oder möglich ist. Und da weiterhin die Scholastik von einer objektiven und einer subjektiven Wahrheit spricht, so muß auch von einer objektiven und einer subjektiven Schönheit gesprochen werden können. So ergibt sich eine zweifache Relativität des Schönen durch die Beziehung zu einem Subjekt und durch die Beziehung zu einem Individuum. Mit anderen Worten: 1. Es kann von Schönheit nur insoferne die Rede sein, als von einer Übereinstimmung mit einem erkennenden Subjekt die Rede ist; gäbe es daher gar kein erkennendes Subjekt, gäbe es auch gar keine Schönheit; es muß von verschiedener Schönheit gesprochen werden, insoferne verschiedene Erkenntnisarten möglich sind. 2. Es gibt eine objektive Schönheit in demselben Sinn wie es eine objektive Wahrheit gibt, das heißt es gibt nur e i n e richtige Einstellung richtiger Erkenntnisbetätigung gegenüber einem Objekt, aber tatsächlich ist infolge der Verschiedenheit der Menschen nicht immer die richtige Einstellung erreicht, und insofern ist für den einen schön, was für den anderen nicht schön ist. Dieser Sachverhalt liegt dem Satze zu Grunde: De gustibus non disputandum.

Dieselben Thesen können auch aus unserem Prinzip des Naturgemäßen der Erkenntnisbetätigung (das auch Lotze, Lipps, Jungmann und Gutberlet teilen) abgeleitet werden. Denn mit Änderung der Natur ändert sich natürlich auch die Naturgemäßheit, woraus sich, wie Gutberlet (Metaphysik 199) richtig sagt, ergibt, daß das, was uns schön erscheint, einem anders gearteten Geist ganz gleichgültig sein könnte. Und insoferne nun die Welt nach Gattungen verschieden ist (Engel, Menschen) oder nach Individuen (Peter, Paul), ergibt sich sofort die weitere Differenzierung.

Betrachten wir nun den Begriff des „Strahlens“, der „s t r a h l e n d e n“ Wahrheit. Zunächst ist klar, daß wir hier ein Bild vor uns haben; denn niemand wird behaupten wollen, daß die Wahrheit ebenso Licht ausstrahle, also Wellenschwingungen errege, wie eine Kerze oder ein Zündhölzchen. Es heißt also dieses Bild erklären und an Stelle des Bildes den wirklichen Vorgang setzen. Man kann sich aber wieder unter „strahlender Wahrheit“ ein zweifaches denken; 1. daß die Übereinstimmung zwischen Ding und Denkinhalt strahle, weil diese Übereinstimmung Freude bereite, es ergibt sich also wieder eine Beziehung zu einem Subjekt; 2. ist es denkbar, daß das Strahlen als ganz besondere Art der Erkenntnis angesprochen wird. In der Tat werden in der Scholastik diese beiden Thesen vertreten; die einen definieren die Schönheit als Wahrheit, insoferne sie gefällt

(Frick, Egger), die anderen zahlreicheren sehen im Strahlen, in der „claritas" eine Beziehung zum Erkennen ausgesprochen. Wenn aber der Begriff des Strahlens eine Beziehung zum Erkennen ausdrücken soll, dann muß dieser Begriff etwas sagen, was über den Begriff der Wahrheit hinausgeht, denn sonst wäre es unnötig, ihn hinzuzusetzen. Es liegt darum nahe, durch den Begriff des Strahlens das besonders vollkommene Zusammenwirken von Sinn und Verstand ausgedrückt zu sehen, so daß also Schönheit die Übereinstimmung zwischen dem Ding und einer in unserem Sinne besonders vollkommenen naturgemäßen, sinnlichgeistigen Erkenntnisbetätigung wäre.

Die geforderte Übereinstimmung kann aber ontologischen Begriffen zufolge tatsächlich vorhanden oder nur möglich sein. Und so muß zwischen einer existenziellen und essentiellen Schönheit unterschieden werden. Die existenzielle Schönheit ist nur dort vorhanden, wo die Übereinstimmung zwischen Ding und Subjekt realisiert ist. Die essentielle Schönheit ist insoferne vorhanden, als die Übereinstimmung möglich ist. In diesem Sinne ist die Schönheit jene Eigenschaft der Dinge, welche geeignet ist, einen wesentlichen Erkenntnisprozeß der geschilderten Art hervorzurufen, — an den sich dann als naturgemäßen Prozeß die Freude anschließt.

Man kann fragen, was denn der Grund für die Essenz des Menschlich-Schönen sei. Darauf gibt es keine Antwort; wir können nur sagen: es ist so. Dagegen können wir für die Existenz des Schönen einen Grund nennen: das Gefallen. Es ist unserer Theorie zufolge nicht der Grund für die Essenz des Schönen; es kann überhaupt nicht zum Wesen des Schönen gerechnet werden. Aber wir haben doch gesehen, daß beim Menschen die Freude als notwendige Folge des Vorhandenseins, der Existenz des Schönen auftritt. Und diese notwendige Folge der Existenz des Schönen ist auch der Zweckgrund für die Existenz des Schönen. Das ergibt eine teleologische Betrachtung. Das Schöne ist nicht seiner selbst willen da (oder wenigstens nicht darum allein da), sondern auch um zu gefallen. Und dieses Gefallen hat für den Menschen die höchste biologische Bedeutung. Dadurch, daß der Mensch an einem ihm naturgemäßen Komplex Gefallen findet, wird er angeregt, sich in dieser Richtung des Naturgemäßen zu bewegen, und so zielt das scheinbar Zwecklose darauf hin, den Menschen in der Richtung des Naturgemäßen zu fördern.

Eigentlich ergibt sich schon durch die Möglichkeit, das Wesen des Menschlich-Schönen vom Erkennen aus zu erklären, daß Kleutgen, Jungmann, Donat und Willems unrecht haben, wenn sie unter Berufung auf die Eigentümlichkeit des Schönen, Gefallen zu erregen, das Schöne als Formalobjekt[1]) des Begehrungsvermögens auffassen. Aber hätten

[1]) Künzle (a. a. O. 32) will jene Scholastiker, die mit Frick (Ontologia 24) das Schöne als Formalobjekt der Begehrungs- und Erkenntniskraft betrachten, durch den Hinweis widerlegen, daß „jede Kraft nur ein Formalobjekt habe" oder besser, daß ein Gegenstand nur Formalobjekt einer Kraft sein könne. Demgegenüber bin ich der Meinung, daß das menschlich Schöne, sobald es

sie auch recht, so könnten sie die Richtigkeit ihrer Theorie nur auf eine doppelte Art beweisen. Entweder müßte es ein ganz spezifisches ästhetisches Gefühl des Gefallens geben, das nur im ästhetischen Verhalten vorkäme (aber, wie schon eingangs gesagt, man hat keinen Anlaß, ein solches Gefühl zu konstatieren, solange man mit den sonst bekannten Gefühlen auskommt), oder sie müßten zeigen können, daß die Anordnung der Erkenntnis und Wahrnehmungsbestandteile nicht erkenntnismäßiger Gründe halber, sondern des Gefallen halber stattfände, wie zum Beispiel Volkelt beweisen will. Diesem werden wir im Verlaufe der nun folgenden Ausführungen entgegnen; durch Zurückweisung beider Fälle ergibt sich die Unmöglichkeit, vom Gefallen aus, das heißt in Rücksicht auf das Gefallen und Begehrungsvermögen, das Schöne zu bestimmen.

Die erste Probe, welche unsere Theorie aushalten muß, kommt von den Gefühlen her. Es wirft sich die dringende Frage auf, welche Stellung die Gefühle, welche außer dem des Gefallens im ästhetischen Erlebnis vorkommen und von welchen Volkelt und Künzle das ästhetische Erleben erfüllt nennen, einnehmen. Darauf ist die Antwort bald gegeben. Da unserer Theorie zufolge die verschiedenen Gefühle als Beantwortung verschiedener Erkenntnisvorgänge oder Willensregungen entstehen, ist mit einer naturgemäßen Betätigung der Erkenntniskräfte zugleich auch eine naturgemäße Betätigung des Gefühlslebens gegeben; denn hängen die Gefühle von Erkenntnis- oder Willensvorgängen als Folge ab, so ist mit der Naturgemäßheit der Vorstellungen auch die Naturgemäßheit der Gefühlsreihen vorhanden und die Gefühle werden sich zueinander ebenso wie ihre Erreger zueinander verhalten. Und da unserer bereits geäußerten Ansicht zufolge die Erkenntnis dadurch, daß sie sich selbst erkennt, sich erhöht, so ist ebensowenig wie gegen eine Betrachtung der Erkenntnisvorgänge gegen eine Betrachtung der Gefühlsvorgänge etwas einzuwenden, und so sind denn diese Gefühle nicht nur Folgen von ästhetischen Erkenntnisvorgängen, sondern zugleich Objekt einer neuen naturgemäßen Erkenntnis.

Es gibt aber doch eine Reihe von Gefühlen, welche eine ganz andere Rolle als die bisher behandelten zu spielen scheinen. Wenn der Lyriker sagt: „Mir ist so weh", so ist das Wort „weh" ein Zeichen für das Gefühl „weh" und dieses will der Dichter in uns erwecken. Wir bewegen uns mit diesem Problem auf dem Boden der „Einfühlung", an deren Schwelle sich sofort die zentrale Frage der

als geistig-sinnlich definiert wird, auch Formalobjekt zweier Kräfte, nämlich des geistigen und sinnlichen Vermögens ist, da diese (Stöckl, Grundlinien[1], 19) real von einander verschieden sind. Nun sagt man aber: die Vereinigung beider ergibt gleichsam eine neue Kraft und dieser entspricht dann ein neues Formalobjekt. Aber die Sache liegt doch so, daß jede der beiden Kräfte von Haus aus ihr Formalobjekt besitzt; daß dann weiter durch das Zusammenwirken beider Kräfte das Wesen der einzelnen Kraft nicht geändert wird; daß daher jede Kraft in der Vereinigung ihr Formalobjekt behält. Und es kann nur in bildlicher Sprache („gleichsam") von e i n e r neuen Kraft und daher auch nur bildlich von e i n e m neuen Formalobjekt gesprochen werden.

Psychologie erhebt, ob beim Hören des Wortes „weh" die Vorstellung eines Gefühles statthat (also etwas Erkenntnismäßiges) oder ob das reale Gefühl selbst sich einstellt. Zunächst liegt es nahe, an Vorstellungen von Gefühlen (Gefühlsvorstellungen) zu denken, und daß es solche gebe, nehmen z. B. Jodl (Psychologie[3], I, 186), Prandtl (48 f.) oder Donat (Psychologie 66) an. Nun leugnen aber viele Psychologen, daß es Vorstellungen von Gefühlen gebe, und behaupten, was man Vorstellungen von Gefühlen nenne, seien Gefühle, wenn auch vielleicht abgeschwächte oder verblaßte. Die Ästhetik wird daher am besten beide Lösungen ins Auge fassen; zum Teil haben sich ja besonnene Psychologen (zum Beispiel Gutberlet, Psychologie 110) sehr zurückhaltend in der Frage geäußert. Löst nun das Wort „weh" Gefühlsvorstellungen aus, dann ist die Frage für uns sehr leicht gelöst, denn dann ist es eben wieder etwas Erkenntnismäßiges und dann gibt es eigentlich doch nur die eine Stellung der Gefühle im ästhetischen Verhalten, die wir als die der Folge bezeichnet und charakterisiert haben. Aber nehmen wir an, das Wort „weh" löse nicht Vorstellungen von Gefühlen, sondern das Gefühl „weh" selbst aus, so bleibt es für uns ganz gleichgültig, ob sich dieses Gefühl an das Wort als solches anschließt oder ob an eine Zwischenstufe, die kinästhetischen Bewegungen, wie viele Psychologen wollen. Denn in beiden Fällen entwickelt sich das „Gefühl" als Folge eines Lautkomplexes. Wichtiger ist ein anderer Differenzpunkt der Einfühlungstheoretiker; während Lipps früher mit der Assoziation alles abgetan hielt, neigt er sich jetzt der Ansicht Volkelts zu, der eine intuitive Einheit von Anschauung und Gefühl annimmt; das heißt, es findet kein bloßes Aneinander und Nebeneinander von Wort und assoziiertem Gefühl statt, wenn das Wort „weh" das Gefühl „weh" hervorruft, sondern es findet ein Ineinander von Gefühl und Lautkomplex statt. Volkelt denkt sich das mystisch nach Art der Romantiker. Wir glauben aber, diese Einheit beruhe auf dem, was Geyser die Relation nennt, das heißt auf der Erkenntnis der Zusammengehörigkeit und der Beziehung zwischen Gefühl und Lautkomplex. Der Lautkomplex „weh" ruft das Schmerzgefühl „weh" auf assoziativem Wege hervor: aber das ist nicht das einzige, was sich im Bewußtsein vorfindet, sondern zu gleicher Zeit ist die (freilich nicht formulierte) Erkenntnis da, daß dieses Gefühl und dieser Lautkomplex nicht willkürlich zusammengekommen sind oder ohne Bezug nebeneinanderstehen; dadurch ist es ermöglicht, daß mit diesem „Lautkomplex Gefühl" überhaupt irgendwie gedanklich und begrifflich operiert werden kann. Hier ist also das Gefühl zunächst eine assoziative Folge eines Lautkomplexes. Dann aber wächst es mit diesem durch ein gedankliches Element zusammen und fungiert wie ein Begriff. Darum hat Künzle Recht, wenn er davon spricht, daß einer Reihe von Gefühlen im ästhetischen Verhalten in gewissem Sinne eine formale Stellung zukommt.

Nun fragt aber Volkelt (I 378 ff.): Wenn die noetischen Vorgänge für das Gefühlsleben maßgebend sind, warum legen dann die

Dichter auf ein gefühlserfülltes Vorstellungsleben das Hauptgewicht? Der Dichter meide zum Beispiel gefühlsleere Worte und streng logische Verknüpfungen und die Bedeutungsvorstellung erfülle er derart mit Gefühlsgehalt, daß dieser für das Bewußtsein der Genießenden ausschlaggebend sei. Die Vorstellungen würden derart gefühlsverbunden, daß sie für das Bewußtsein nicht als solche hervortreten, sondern von den Gefühlen gleichsam verdeckt werden. Volkelt läßt eben auch hier wieder das ästhetische Gefallen sich an das Gefühl anreihen und nicht an noetische Kräfte. Geben wir gleich zu, daß das Gefühl für die Eigenart des Wertes Bedeutung besitzt; aber damit ist noch nicht bewiesen, daß die gefühlserfüllte Vorstellung Selbstzweck ist, respektive des Gefühls halber überhaupt nur existiert; denn es kann sehr gut sein, daß das Gefühl entweder Vorbereitung oder Folgeerscheinung von noetischen Vorgängen ist. Und so verhält es sich auch. Es kehren hier die früher gegebenen zwei Fälle wieder. Die Gefühlsfülle ist in erster Linie eine Folge von Vorstellungen und Sinngruppen, zum anderen Teil kommt den Gefühlen selbst eine formale Stellung zu, das heißt sie haben für den Sinn des Wortes Bedeutung. So drückt zum Beispiel das Wort „bemogeln" oder „beschummeln" nicht allein den Inhalt des Begriffes „beschwindeln" aus, sondern enthält überdies noch eine ethische Beurteilung und einen Gefühlswert: es faßt den Diebstahl von der heiteren Seite auf. Zunächst ist nur eine Assoziation von Lautkomplex und Vorstellung und Gefühl da, aber dann kommt eine gedankliche Relation hinzu, welche die einzelnen Momente zu einem Begriff umbildet, dessen Grundlage oder Teile sie fortan sind.

Volkelt tritt (I, 357, 587) auch schroff gegen jene auf, welche die ästhetische Lust als eine einfache betrachten, während sie in Wirklichkeit zu den zusammengesetztesten Arten der Lust gehöre. Wenn man unter „einfach" versteht, die Lust sei etwas an und für sich Gleichartiges, insoferne Lust immer Lust sei, dann ist Volkelt nicht weniger als wir schuldig. Meint man aber, die Lust habe nicht eine, sondern die verschiedensten Quellen, so muß man unterscheiden: an eine Quelle schließt sich die Freude unserer Theorie zufolge nicht an; sondern so oft ein ganzes Noetisches da ist, schließt sich Lust an. Aber wenn auch nicht an eine Quelle, so schließt sich die Freude doch an eine Art von Quellen an, nämlich an noetische Kräfte, und dies ist der Punkt, der uns von Volkelt unterscheidet. Wenn nun aber unsere Theorie richtig ist, so wird sie die von Volkelt angegebenen Lustarten (insoweit sie vorhanden sind) in sich aufnehmen müssen können und es muß sich zeigen lassen, daß die verschiedenen Lustquellen Volkelts sich entweder durch die Art der Erkenntnisbetätigung oder durch den Inhalt derselben unterscheiden und erklären lassen. Also: daß aus dem sinnlichen Wahrnehmen Gefallen entspringen kann (347), hat Volkelt mit uns gemein, die Funktionslust des ästhetischen Wahrnehmens zuzugeben (348), hindert uns nichts, die Lust des vorstellungsmäßigen Verknüpfens ist in unsere Theorie eingeschlossen. Auf die Lust am Bedeutungsvollen aber trifft es zu, daß das Bedeutendsein

sich erst durch eine Erkenntnistätigkeit ergibt. Wenn Volkelt (350) sagt, auch die Gefühle seien der Forderung der Menschlich-Bedeutungsvollen unterworfen, so sagen wir: ja, aber die Größe der Gefühle richtet sich in diesem Falle nach dem Erkenntnisinhalt. Die Lust an assoziativen Vorstellungen ist wieder eine Lust an Erkenntnismäßigen. Die Lust der Gefühlslebendigkeit (352) ist nur möglich, wenn wir das Lebendigsein der Gefühle erkannt haben, und Ähnliches gilt von der Lust der Entlastung (354). Die Lust an Einheit und Gliederung ist eine Freude an einer noetischen Betätigung, die Lust an hoher Phantasie ist offenbar identisch mit der Lust an einem Phantasieakte (355). So bleibt nur mehr die Lust an der Einfühlung und an der Illusion übrig. Was die Einfühlung betrifft, so haben wir bereits gesehen, daß sie als solche mit unserer Theorie in Einklang steht. Volkelt meint aber, die Einfühlung als intuitive Verschmelzung zwischen Anschauung und Gefühl (295) eigne nicht nur dem ästhetischen Verhalten, sondern werde erst dadurch zu einem ästhetischen Vorgang, daß sie sich im ästhetischen Verhalten einer intensiven Steigerung und Alleinherrschaft erfreut (217). Nun, das steht am allerschönsten mit uns in Einklang. Hatten wir gegen die Einfühlung als solche nichts einzuwenden, so schon gar nichts gegen eine Steigerung und Alleinherrschaft derselben. Denn, ist ein Komplex von noetischen Vorgängen da, der sich durch seine Vollkommenheit und Geschlossenheit auszeichnet, so ist die Steigerung und Alleinherrschaft damit gegeben.

„Illusion“ ist bei Volkelt nicht einheitlicher Begriff. Er spricht zunächst von Illusion als Beseeltheit der Glieder oder der stimmungssymbolischen Illusion. Diese führt er selbst (I, 307) auf die Einfühlung zurück. Es gibt aber nach Volkelt auch eine andere „uneingeschränkt gültige ästhetische Illusion“, und zwar die „Illusion der Wirklichkeit“ (309), die Illusion „der Einheit von Form und Gehalt“ und der „organischen Einheit“ (311). Allen diesen Illusionsarten sei ein Widerstreit zweier nach entgegengesetzten Richtungen hin gehender Gewißheitsgefühle gemeinsam (313), insoferne sich eine kritische auf Vereinigung und Auflösung gerichtete Gewißheit und eine naive Wirklichkeitsgewißheit in einem widerstreitenden Spiele befänden (311): „Einmal besteht die Gewißheit des Inhalts, daß irgend eine Erscheinung, welche den Eindruck der Wirklichkeit macht, tatsächlich nur Schein ist, sodann aber hält sich dagegen doch die unmittelbare Gewißheit aufrecht, daß jene Erscheinung doch etwas mehr als Schein ist.“

Die Illusionstheorie Konrad Langes unterscheidet sich von der Volkelts vor allem dadurch, daß Lange nicht zwei Gewißheitsgefühle miteinander streiten läßt, sondern zwei Vorstellungsreihen, und daß er die Illusion als bewußte Selbsttäuschung als alleinige Ursache des Gefallens an der Kunst bezeichnet. Von dem Naturschönen sieht Lange ja ganz ab, aber seine Theorie erklärt nicht einmal die ganze Kunst. In der Musik oder Architektur ist zum Beispiel der Genuß ohne jeden Gedanken an eine Tätigkeit eines Künstlers möglich. Überhaupt aber gegen Lange wie Volkelt ist mit Meumann einzuwenden, daß gerade

dann der Genuß am höchsten ist, wenn wir uns in die Täuschung am meisten vertiefen; nach Lange müßte aber der Genuß am höchsten und reinsten dort sein, wo das Widerstreiten, das Pendeln der Vorstellungsreihen am stärksten ist. Meines Erachtens ist an der Theorie vor allem das richtig, daß wir uns im ästhetischen Verhalten von dem des alltäglichen Lebens unterscheiden, und zwar dadurch, daß eben ein selten vollkommener, klarer und geschlossener Erkenntnisprozeß sich vollzieht. Von einem Streit oder einem Pendeln weiß das Bewußtsein gerade im besten Zustande des ästhetischen Verhaltens nichts; wohl aber dann, wenn das geschlossene Verhalten zerstört und zerrissen wird.

Wir übergehen die Proben für die Richtigkeit der ausgeführten Theorie, die sich bei Erörterung des Erhabenen und Komischen oder des Verhältnisses von Natur und Kunst bieten, und wenden uns sofort zur Erörterung des Theologisch-Schönen. Nun kommt die Generalprobe: es handelt sich darum, ob das, was wir vom Menschlich-Schönen gesagt haben, sich auch auf höhere Geister und auf Gott anwenden läßt. Wir werden uns nun fragen müssen, inwieweit die Subjektivität des Schönen mit dem Gottesbegriff in Einklang gebracht werden kann, wie die besondere Vollkommenheit des Erkennens. Und wir gruppieren alle die sich ergebenden Fragen um diese zwei: 1. Inwiefern ist Gott ein die Schönheit aperzipierender und 2. inwiefern kommt Gott die Schönheit als metaphysisches Prädikat zu?

Die erste Frage ist leicht beantwortet. Die Ästhetik muß induktiv vorgehen wie die Philosophie überhaupt. Infolgedessen muß sie zunächst vom Menschen ausgehen und kann erst langsam höher steigen. Sie muß also zunächst eine Erkenntnistätigkeit verlangen, welche der geistig-sinnlichen Natur entspricht, also eine geistig-sinnliche Erkenntnis. In dem Momente aber, als sich ergibt (nicht durch Ästhetik, sondern durch andere philosophische Disziplinen), daß höher stehende Wesen existieren, und in dem Momente, wo sich die Notwendigkeit herausstellt, die höchsten Begriffe, die auf den Menschen angewendet werden, in übertragener analoger Weise auf höhere Wesen anzuwenden, in diesem Momente muß auch der Schönheitsbegriff eine sinnentsprechende Anwendung ertragen, es muß die entsprechende Änderung an ihm vorgenommen werden, welche eben der höheren Stufe derselben Spirale entspricht. Es muß also der Charakter des Schönen insoferne beibehalten werden, als das Schöne Formalobjekt einer naturgemäßen Erkenntnis ist; nicht notwendig ist es aber mit dem Schönheitsbegriff verbunden, daß er die Beziehung auf den sinnlich-geistigen Charakter der Erkenntnis festhält, da diese eben auf höherer Stufe durch eine vollkommenere, höhere Erkenntnis ersetzt wird. Ebensowenig ist es notwendig die besondere Vollkommenheit und Geschlossenheit der Erkenntnis zu betonen; vermutlich verdanken wir die jetzt beim Menschen eingetretene Disharmonie von Sinnes- und Verstandesleben und daher die Scheidung zwischen Wissen und Schauen überhaupt erst dem Sündenfalle; jetzt ist das „Schauen" ein Ausnahmezustand, im Paradies wäre er es nicht gewesen. Bei Gott ist natürlich kein

Ausnahmezustand denkbar, da sein Erkennen stets das naturgemäßeste ist. Wenn wir aber der Schönheit als strahlender Wahrheit wesentlich eine Relation zwischen einem Objekt und einer subjektiven Tätigkeit zusprechen, so steht dies mit der Erkenntnis Gottes durchaus in Einklang, insofern eben für Gott die Schönheit überall dort vorhanden ist, aus dessen Anlaß (das Wort ohne Beziehung auf eine Zeit gebraucht) in ihm eine naturgemäße Erkenntnis statthat. In diesem Sinne heißt es zum Beispiel in der Bibel von der Welt, daß Gott an ihr sein Wohlgefallen habe. Die absolute Schönheit nun wird überall dort zu finden sein, woran Gott sein Wohlgefallen hat. Und das richtige Gefallen an dem Menschlich-Schönen stellt sich dort ein, wo sich das Gefallen des Menschen in derselben Richtung wie das Gefallen Gottes bewegt. Während aber der Mensch die Schönheit des Weltalles eigentlich nicht genießen kann, da er das Weltall nicht ganz erfaßt, besteht dieser Genuß für Gott, insoweit eben die Begriffe Genuß, Freude, Glück, überhaupt auf Gott angewendet werden können. Wenn nun aber der freie Gott die Welt nicht geschaffen hätte und vielleicht auch keine andere Welt, in welchem Betracht könnte dann überhaupt von Schönheit gesprochen werden?

Diese Frage führt zur zweiten oben aufgeworfenen: inwiefern kommt Gott metaphysisch die Schönheit als Prädikat zu? Insoferne sie ihm in übertragener Bedeutung zukommt, ist bald gesagt. Die Schönheit Gottes als solche zu aperzipieren, ist dem Menschen nicht möglich, da er nicht das ganze Wesen Gottes kennt. Aber darum handelt es sich jetzt nicht, sondern darum, inwieferne wir Gott schön nennen können, so wie wir ihn mächtig oder gütig nennen. Wenn wir nun Gott in diesem Sinne schön nennen, so haben wir eigentlich die Schönheit nicht aperzipiert, sondern einfach den Begriff schön wie die Begriffe gut oder mächtig auf Gott analog angewendet. Das, was wir eigentlich wissen wollen, ist noch etwas ganz anderes, nämlich inwiefern die Schönheit Gott ohne alle Rücksicht auf den Menschen oder irgend ein aperzipierendes Geschöpf zukommt. Wenn nämlich ein Subjekt erfordert wird, das mit einem Objekt übereinstimmt, wer ist dann das Subjekt, wenn außer dem Objekt Gott nichts existierte? Wir wissen, er selbst und diese Wahrheit scheint auch aus dem dreipersönlichen Gottesbegriff deduziert werden zu können. Ähnlich wie die Welt das Abbild des dreipersönlichen Gottes, ist die zweite Person das Abbild des Vaters und zwischen Vater und Sohn besteht ein ähnliches Verhältnis wie zwischen ästhetischem Objekt und ästhetischem Subjekt, nämlich eines der Übereinstimmung. Wie der Vater, indem er sich erkennt, den Sohn erzeugt, so erzeugt in gewissem Sinne das ästhetisch erkennende Subjekt das Objekt, die Schönheit, wie denn auch die Kirchenväter, besonders Thomas von Aquin, dem Sohne die Schönheit zugeschrieben haben; anders gesagt heißt das: Schönheit ist auch in Gott nicht etwas, was ohne Rücksicht auf ein erkennendes Subjekt bestehen könnte, sondern nur durch ein Verhältnis eines Objektes zu einem Subjekt besteht. Und wie der Sohn existieren muß, weil seine Existenz

Religionswissenschaftliche Studien.

Erlösungsidee.

Von **Dr. Fr. Neklapil.**

Theismus und Animismus sind zwei grundlegende Vorstellungen des religiösen Lebens der Menschheit. Nicht alle Kultgebräuche können jedoch restlos von ihnen allein abgeleitet werden. Es gibt noch einen dritten Gedankenkreis, der unbedingt berücksichtigt werden muß, wenn das religiöse Leben der Völker vollständig und lückenlos dargestellt werden soll. Preuß hat gegenüber der Tylorschen Annahme des animistischen Ursprungs der Religion eine nach seiner Meinung noch ältere, präanimistische Stufe nachzuweisen versucht, den Zauberglauben[1]). Vierkandt sieht in der Annahme dieser präanimistischen Stufe bereits eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache[2]). Die Annahme, daß der Zauberglaube präanimistisch sei, ist von keinem der beiden Autoren erwiesen worden. „Dreiste Eliminationen" aus aprioristischen Annahmen vermögen naturgemäß eine exakte Beweisführung nicht zu ersetzen. Auch der Maßstab, den Vierkandt anwendet, nämlich das Maß dessen, was man an gedanklichen Leistungen dem primitiven Menschen der Vergangenheit zumuten dürfe und was nicht, ist zu subjektiv, als daß er von der wissenschaftlichen Forschung ernst genommen werden könnte. Der Verfasser selbst wagt es nicht, alle Kultformen aus dem Zauberglauben zu erklären[3]); der Zauberglaube könnte aber nur dann die letzte Wurzel der Religion sein, wenn sich das ganze religiöse Leben aus dem Zauberglauben restlos ableiten ließe. Preuß und Vierkandt halten ferner dafür, daß der älteste Zauberglaube gar keinen Gedanken an eine übersinnliche Macht zum Inhalte habe. Diese Annahme muß den ernstesten Bedenken begegnen. Beide Autoren stellen fest, daß bei Zauberhandlungen Mittel angewendet werden, die natürlicherweise in gar keiner Beziehung zu der beabsichtigten Wirkung stehen. Liegt eine irrige Auffassung des Naturmenschen vor, der fälschlich Ursache und Wirkung verkettet, etwa nach dem berühmten Muster: post hoc, ergo propter hoc, dann ist nicht erklärlich, wieso bei fortschreitender Naturerkenntnis und Zivilisation dieser „Zauber"glaube zur Annahme einer

---

[1]) Ursprung der Religion und Kunst. Globus 86 (1904) und 87 (1905).

[2]) Die Stetigkeit im Kulturwandel (Leipzig, 1908), S. 38 ff.

[3]) Ebd., S. 39: „Hier haben wir vor allem die Entdeckung zu verzeichnen, daß die Erscheinungen des Kultus sich mindestens zu einem großen Teile aus solchen der Zauberei entwickelt haben."

Geisterwelt hätte die Nötigung bieten können. Dann hätte mit zunehmender Kultur eine Abnahme dieses Zauberglaubens eintreten müssen; gerade das Gegenteil bezeugt die Religionsgeschichte. Auch dürften solche Handlungen, die aus irriger Annahme eines natürlichen ursächlichen Zusammenhanges gesetzt werden, ebensowenig den Namen „Zauber"-handlungen verdienen, wie etwa die Ordination eines modernen Arztes, der eine Arznei in der Hoffnung auf günstige Wirkung verschreibt, während eine spätere Generation die volle Wirkungslosigkeit dieser Arznei erkennt. Nur solche Handlungen können wirklich „Zauber"-handlungen genannt werden, bei denen der Handelnde deutlich empfindet, daß sie dem Naturverlaufe nach die beabsichtigte Wirkung nicht hervorbringen können. Wenn er sie trotzdem unternimmt, muß er dabei an eine über der Natur stehende Macht denken, da sonst sein Handeln nicht den mindesten Sinn hätte. Vierkandt erklärt selbst, bei derartigen Handlungen vor einem Rätsel zu stehen. So will denn die Rechnung nirgends recht stimmen. Es ist ein undankbares Geschäft, aprioristischen Hypothesen zuliebe die Welt des wirklichen Lebens zurechtrichten zu wollen. Können wir also auch die Hypothese dieser Forscher nicht zu der unsrigen machen, so sind wir dennoch überzeugt, daß den Bemühungen dieser Forscher ein richtiges Ahnen zugrundeliegt; es gibt eben Kulthandlungen, zu deren voller Erklärung Theismus und Animismus allein nicht genügen, ein neuer Beleg dafür, daß natürlich auch die rein animistische Theorie Tylors zur Erklärung des religiösen Lebens völlig unzureichend ist.

Dieser dritte Gedankenkreis, der zur vollständigen Erfassung der religiösen Gebräuche notwendig herangezogen werden muß, ist die Anschauung von dem feindlichen, unheimlich düsteren Charakter des Weltenlaufes, der den Religionen der Natur- und heidnischen Kulturvölker einen ungemein harten Zug verleiht. Diese düstere Weltanschauung ergibt sich keineswegs mit innerer Notwendigkeit aus der Gedankenwelt des Theismus und Animismus, ja sie führt im Gegenteil manchesmal zu einer eigentümlichen Schwächung des ersteren, die dem modernen Unglauben ungemein nahe steht. Es ist mit anderen Worten das Problem des Übels in der Welt, welches eine ganze Reihe von Kulthandlungen auslöst, die sonst unerklärbar wären. Doch lassen wir einige Tatzeugen zu Worte kommen.

Ein hervorragender Kenner afrikanischen Völkerlebens entwirft bezüglich der uns interessierenden Erscheinungen folgendes Bild: „Der Mangel an physikalischer Naturbetrachtung erklärt nicht die lähmende Angst, welche den L ö w e n a n t e i l an der Welt- und Menschenregierung ü b e l w o l l e n d e n Geistern zuschreibt. D i e s e r s p i r i t i s t i s c h e P e s s i m i s m u s e n t s p r i n g t e i n e m v e r s c h ä r f t e n G e f ü h l e v o n B e f a n g e n h e i t u n d R a t l o s i g k e i t d e n N a t u r ü b e l n g e g e n ü b e r." „D i e G u n s t d e r G e i s t e r o d e r F e t i s c h e z u g e w i n n e n, i h r e s c h l i m m e n L a u n e n z u b e s c h w i c h t i g e n, i s t e i n e H a u p t s o r g e d e s N e g e r s." „Die Geisterverehrung und namentlich der Totendienst in Nordguinea fordert bis zur Stunde

ungezählte Menschenopfer.... In schlimmen Bedrängnissen werden die Opfer auf eine ungewöhnliche, besonders schmerzhafte Todesart, durch Pfählung, Lebendigbegrabenwerden in die andere Welt befördert, um desto sicherer die Aufmerksamkeit der höheren Mächte zu erringen."[1]) Neben den schon erwähnten, bis zu Menschenopfern gesteigerten Anstrengungen, der Übel Herr zu werden, versucht es der Neger mit Amuletten, den mannigfaltigsten Zauberhandlungen, die umso zahlreicher werden, je geängstigter seine Phantasie ist. Man glaubt sich des Schutzes der Geister, beziehungsweise ihrer Beschwichtigung nie recht sicher; man versucht durch die verschiedensten Mittel, den Schleier der Zukunft zu heben und geht, von innerer Unsicherheit getrieben, so weit, den Geist, den Fetisch zwingen zu wollen, seinen Beistand zu leihen. „Ein geweihter, in der Regel zuvor glühend gemachter Nagel wird in das hölzerne Bildnis getrieben, auf daß der eingekörperte Geist durch den Schmerz recht fühlbar an seine Pflichten gemahnt werde."[2]) Dasselbe Bild bieten uns Völker anderer Weltteile. Von den Australiern wird erzählt: „Die Mannigfaltigkeit böser Geister ist groß; sie war es selbst in Tasmanien. . . . Daher setzt sich ein großer Teil des Tuns der Australier aus Maßregeln zusammen, den Kampf mit den Geschöpfen ihrer geängstigten Phantasie zu bestehen; und die Hauptaufgabe der Priester liegt darin, zu versöhnen oder zu bekämpfen."[3]) Bei den Malayen werden nach der Volksmeinung die Seelen der Verstorbenen gute Geister, „die der Unbegrabenen, der in der Ferne oder eines gewaltsamen Todes Gestorbenen werden zu bösen Geistern. Ihnen gelten die größten Opfer; selbst der Erntedank dient der Sühnung böser Geister. Sie sind viel schärfer individualisiert als die guten.... Ein großer Teil der malayischen Feste hat die Versöhnung böser Geister zum Zwecke. . . . Das Leben in der Furcht zeigen die unzähligen Todeszeichen. . . . Die Götterlehre ist weder so reich noch so deutlich gegliedert wie die Geister- und Gespensterlehre. Die drei Obergötter existieren für die Masse nur in der Theorie; die Battak zum Beispiel haben es in der Praxis überhaupt nur noch mit den Geistern zu tun."[4]) Amulett- und Zauberglaube sind naturgemäß die Begleiterscheinungen dieser Geisterverehrung. Dasselbe Bild bietet die Religionskunde der mongolischen und amerikanischen Völker. Ratzel erklärt geradezu „die Angst vor den Phantomen der Einbildungskraft für einen der bezeichnendsten Züge des Naturmenschen, der mehr als gut sein Tun und Treiben beherrscht."[5])

---

[1]) Dr. W. Schneider, Die Religion der afrikanischen Naturvölker. Münster 1871, S. 103 ff.
[2]) A. a. O., S. 180.
[3]) Ratzel, Völkerkunde. 1, 355.
[4]) Ebd., 1, 433 ff.
[5]) Ebd., 1, 39.

Nichts berechtigt uns aber, mit unseren Wahrnehmungen vor den Kulturvölkern Halt zu machen. Die altchinesische Staatsreligion erscheint uns bei Abwesenheit jeder polytheistischen Mythologie so einfach und nüchtern wie der äußere Schein der chinesischen Volksseele überhaupt. Nichtsdestoweniger tritt auch hier deutlich ein schweres Ringen mit dem Leidensproblem vor Augen. So scharf wie nicht leicht bei einem anderen Volke wird im Li Ki als Zweck des Opfers auch die Abwendung des Unglücks bezeichnet. In katastrophalen Zeiten haben diese Opfer sogar deutlichen Sühncharakter. Daß aber das Übel dem Chinesen durchaus nicht als nur gelegentlich seltenes Ereignis im Weltenlaufe erscheint, erhellt daraus, daß schon im Schu- und Schi-king die ganze Welt voll von Schutzgeistern erscheint, deren Gunst durch Gebet und Opfer gewonnen werden mußte. Ebendasselbe lehrt die Geschichte des Ji-king, der nichts anderes ist als ein Handbuch der Wahrsage- und Zauberkunst. Kong-tse hatte ihn den heiligen Büchern zugezählt, die Tsins, die gegen die übrigen klassischen Bücher mit Vernichtungsbefehlen vorgingen, vergriffen sich am Ji-king nicht. Die Magie war Gegenstand eines Hofamtes. Trotz zunehmender hoher Kultur erscheint der Zustand des Unbefriedigtseins in der Philosophie. Lao-tse kann im Tao-te-king den Zustand der halbmythischen, patriarchalischen Urzeit gegenüber der Kultur seiner Mitwelt geradezu für ein Ideal erklären, im Volke gewinnen die Tao-sse immer mehr Anhang — förmlich eine Reaktion der konkret denkenden Volksseele gegenüber der kühlen Denkart der konfuzianischen Staatslehre — und werden immer mehr eine Wahrsage- und Zaubersekte, bis schließlich Gebildete und Ungebildete einer von außen eingedrungenen Erlösungslehre zum Opfer fallen, dem Buddhismus, der für China den Umweg von der einfachen, alten Reichsreligion bis zum Fetischdienste bedeutete. Der Angriffspunkt der zwei letzten Richtungen war eben das Erlösungsbedürfnis, das in Kong-tsés rationalisierender Lehre wenig Befriedigung fand. Ein dem Chinesen an Alter der Kultur vielleicht ebenbürtiges Volk sind die babylonischen Sumerier. Ihre ältesten Texte sind berühmt durch die tiefe Empfindung des menschlichen Elends, für welches sie die eigentliche Ursache in der Sünde suchen. Man hat ihre warm empfundenen Reuelieder geradezu Bußpsalmen genannt. Sie glauben aber auch durch Handlungen bestimmter Art neben der ethischen Sühne das Übel bekämpfen zu können und bilden ein verwickeltes System der Wahrsage- und Zauberkunst aus, das geradezu zum Vorbild für das ganze Altertum geworden ist, — ein Beweis, wie düster man auch bei diesem Volke auf den Lebenslauf blickte und welch verständiges Mitfühlen man bei den antiken Kulturvölkern traf. Die Ägypter gaben in dieser Beziehung den Sumeriern nichts nach. Schon das alte Reich kannte die Cher-heb, eine Priestergenossenschaft, deren Aufgabe die Zauberei war. Königssöhne bekleideten nicht selten die höchsten Stellen darin.[1])

[1]) A. Erman, Die ägyptische Religion, 178 ff.

Der magische Papyrus Harris im Britischen Museum kennt eine ägyptische Hochschule der Zauberkunst (6, 10), das „Lebenshaus" genannt, der Papyrus Amherst systematische Werke der Magie (1, 3), die in der königlichen Bibliothek einen Ehrenplatz fanden. Noch Klemens von Alexandrien nennt als Mitglied eines von ihm beschriebenen Priesterkollegiums den Horoskopos, den Vertreter der Astrologie.[1]) Daher ist es leicht begreiflich, daß wir augenblicklich bereits eine ziemliche Zahl magischer Texte kennen. Maspero entdeckte solche in den Pyramiden von Sakkarah;[2]) London, Paris, Leyden, Turin besitzen in ihren Sammlungen zahlreiche magische Papyri mit vielen Beschwörungsformeln gegen Krankheiten und Dämonen. Auch die Totenbücher haben einen ähnlichen Zweck bezüglich der Seele des Verstorbenen. In den Königsgräbern der 19. und 20. Dynastie fand sich folgender, recht beachtenswerter Mythus: Ra regierte lange vor den menschlichen Königen in Heliopolis; da vernahm er von seinen menschlichen Untertanen lästerliche, aufrührerische Worte. Die darauf berufene Götterversammlung rät ihm, die Menschen zu vertilgen. Allein die Göttin Hattor, die dies durchführen sollte, vermag nicht alle zu töten, da sie sich am Menschenblute berauscht, bevor sie alle Menschen getötet hat. Ra will auch über den Rest nicht mehr herrschen, sondern zieht sich in den Himmel zurück. Beim Scheiden ruft er den Menschen zu, die ihn an seinen Feinden rächen wollen: „Eure Sünden sind hinter euch, Totschlag hebt Totschlag auf; von daher kommen die Opfer."[3]) Dieses Gefühl der Entfernung der Gottheit von den Menschen erklärt den eigentümlich fatalistischen Zug der ägyptischen Religion, der in manchen Texten auffällt; man sucht den verschlechterten Weltlauf durch magische Mittel den Menschen günstig zu gestalten, die sich an die Geisterwelt richten. In diesem Zusammenhange wird es auch begreiflich, welchen Sinn die Menschenopfer des ägyptischen Kultus gehabt. „Die Opfersiegel der ältesten Zeit weisen das Bild eines gefesselten Mannes mit dem Schwerte an der Kehle auf."[4]) Griechische Nachrichten melden übrigens auch in der Spätzeit von Menschenopfern. Daß diese verdüsterte Weltauffassung ohne ausdrückliche Erlösungsaussicht leicht auch vollständigen Pessimismus auslösen konnte, läßt sich leicht vermuten. Ein interessanter, leider unvollständiger Berliner Papyrus weist übrigens auch diese Stimmung in der ägyptischen Volksseele nach.[5]) Mit besonderer Deutlichkeit tritt das Ringen nach Erlösung bei den Indern hervor. Schon in den Veden finden sich ganz ähnlich wie bei den Sumeriern die rührendsten Bitten um Vergebung der Sünden und der sich hieraus ergebenden unangenehmen Folgen. „Wie eine Kette löse von mir die Sünde," heißt es in einem Gebete an Varuna, „die Verschuldungen, die ich

---

[1]) Stromata, 6, 4.

[2]) Les inscriptions des pyramides de Saqquarah, 1894.

[3]) Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte, ² 15, 4.

[4]) Ebd., S. 179.

[5]) A. Erman, Gespräche eines Lebensmüden mit seiner Seele, 1896.

mir zugezogen, sende weithin; nicht möge ich büßen, was ein anderer getan." „Vergib, was unsere Väter einst gefrevelt; vergib, was wir selber getan; nimm meine eigenen Missetaten von mir und laß mich nicht, o Herr, für Fremde büßen."[1]) „Die Adityas", heißt es in den Veden, „erhalten, was geht und steht; sie sind die himmlischen Beschirmer der ganzen Welt; weithin schauend strafen die Heiligen jeden Frevel."[2]) Sehr oft wird geschildert, wie leicht der Mensch fällt, wie schwach seine Natur ist und wie düster und mannigfach die Folgen dieser Fehler sind. Aus dieser Stimmung heraus erklärt sich sehr leicht die ungeheure Bedeutung, die dem Opfer in den Veden zukommt. „Das Opfer", heißt es in den Veden, „ist der Nabel der Welt."[3]) Das Opferritual zeigt deutlich das krampfhafte Bemühen, die Gunst und damit den Schutz der Götter zu erwerben. „Wenn ich, o Indra", ruft ein Opferer aus, „so mächtig wäre wie du, da wollte ich, o Gabenreicher, meinem Lobsänger reichlich bescheren; nicht wollte ich ihn dem Elend überlassen; ich wollte dem zu Hilfe kommen, der mich von Tag zu Tag erhöht."[4]) Unzähligemale wird mit tiefem Ernst der Sühncharakter des Opfers betont. Daher die strenge Vorbereitung des Opfernden auf das Opfer (dîkshâ). „Sie bestand wenigstens in Baden, Fasten, ehelicher Enthaltsamkeit, was schon den Tag vorher begann; Bart- und Haarscheren gehörte ebenfalls dazu. Bei den größeren Opfern war diese Weihe ein sehr kompliziertes und langwieriges Verfahren, das mit der äußersten Strenge gehandhabt wurde, „bis der Opfernde mager ist"; „bis ihm das Schwarze in den Augen vergeht", „bis seine Knochen nur noch in der Haut hängen". Ein ganzes Jahr konnte eine solche Dikšha dauern. Indien ist das Land des Soma-, des Unsterblichkeitstrankes; im Rigveda ist dem Soma ein ganzes Buch gewidmet. So ernst nahm der Inder den Kampf mit dem Übel auf. Je mehr jedoch seine ursprünglich so widerstandsfähige Natur im üppigen Indien entnervt wird, desto nervöser und aufgeregter wird dieser Kampf. Der Atharva-Veda, jünger als der Rigveda, gibt darüber einen recht interessanten Aufschluß. „Die bunte Zauberwelt des Atharva hinterläßt uns den Eindruck eines Aberglaubens und eines Dämonenkultes, deren zahllose heimliche Bräuche wie ein Netz über das ganze Leben gezogen sind und sich auch in den anerkannten Kultus hineinweben."[5]) Die Gottheit tritt zurück, die Geisterwelt tritt in den Vordergrund. Immer düsterer wird die seelische Stimmung der immer weichlicher werdenden Volksseele; sie wendet sich schließlich von dem Gottesbegriff, wenigstens in gewissen Intelligenzschichten, ganz ab und verfällt einer immer mehr pessimistischen Philosophie, die im Nirvana der Buddhisten einen nihilistischen Charakter erreicht. — Die den Indern so nahe

[1]) Ludwig, Der Rigveda, I, 100 ff.
[2]) Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte, II, 17.
[3]) Ebd., II, 33.
[4]) Rigveda, VII, 32, bei Chantepie, II, 34.
[5]) Chantepie, II, 40.

verwandten Iranier haben den Kampf von Gut und Böse geradezu in die Götterwelt projiziert und dem Menschen durch die pflichtgemäße Sorge um die so schwer zu bewahrende sittliche und rituelle Reinheit, durch den Opferdienst und den Kampf gegen die zahllosen bösen Geister einen Löwenanteil an diesem ungeheuren Weltkampf gesichert.

Das nächste arische Kulturvolk, dem in dieser Skizze Erwähnung gebührt, ist das der Griechen. Die Religionsgeschichte dieses Volkes liegt allerdings noch sehr im argen; allein sie ist doch so weit gediehen, daß sie für unseren Zweck eine ganz brauchbare Ausbeute liefert. Der Grieche kennt und nennt ein Laster, das ihm als die Quelle aller übrigen erscheint, die bewußte Auflehnung gegen die göttliche Weltregierung, die Frivolität, die er Hybris nennt. Unnachsichtig wird sie von den Göttern gestraft. Die Titanen, Giganten, Aloiden, Prometheus, die Erzählung von Deukalion und Pyrrha berichten von der Hybris der Vergangenheit, die die freundlichen Beziehungen zwischen Göttern und Menschen zerriß, und es ist allgemein bekannt, daß Herodot die ruhmvollen Siege über die Perser der Fügung der Götter zuschreibt, die die Hybris der Perser brechen mußten. Ein nicht immer ganz deutliches Bewußtsein der Sündhaftigkeit, die in der menschlichen Natur liegt, ist auf diesem Untergrunde gewiß nicht unverständlich. Aus diesem Bewußtsein heraus hielt man es für nötig, zum Beispiel an den Thargelien in Athen das ganze Volk zu sühnen. Die Vererbung der Schuld von Geschlecht zu Geschlecht ist ein den Griechen durchaus geläufiger Gedanke. Daher die große Bedeutung der Reinigungs- und Sühnungsriten für das griechische Volk. In schwierigen Fällen scheute man selbst vor Menschenopfern nicht zurück. „Stärker tritt das ethische Moment bei den eigentlichen Sühnopfern hervor, wobei man dachte, daß das Opfertier wirklich mehr oder weniger die Schuld anderer, für die diese den Tod verdient hätten, auf sich nahm .... Ein sehr geeignetes Sühnopfer war das Menschenopfer ... Bei den ... Thargelien wurden zwei Männer als Sühnopfer aus der Stadt hinausgeführt und darauf — wenigstens war dies die ursprüngliche Sitte — gesteinigt."[1]) Das Opfer war überhaupt die wichtigste Handlung im griechischen Ritual. „Man meinte, die Götter durch die Größe der Opfer bewegen zu können ... Bei öffentlichen Festen scheuten die Staaten keinen Kostenaufwand. Wir hören bisweilen von Hekatomben, Hundertopfern ..... Auch in geschichtlicher Zeit kommt das Menschenopfer vor. Es geschah bisweilen in großen Drangsalen, daß das Volk darnach schrie."[2]) Die Erinnyen des griechischen Götterglaubens beweisen wie kaum eine andere Vorstellung das tiefe Empfinden der Schuld im Griechenvolke; in Athen hatte der Areopag die von den Erinnyen vertretene Ordnung aufrechtzuerhalten.[3]) Ein ganzes Land konnte unter der Schuld eines Geschlechtes leiden, wie dies die Geschichte der Alkmäoniden beweist. Doch auch der griechische Geist vermochte die Beziehung der Gottheit zum Übel nicht völlig

[1]) Ebd., II, 342. [2]) Ebd., II, 336. [3]) Ebd., II, 277.

klarzustellen. Sehr rasch bevölkert er die Natur mit einem Heere unsichtbarer Geister[1]), die den Menschen nur allzuhäufig nachstellen und zu schaden bestrebt sind. Vom 4. Jahrhundert an wird ihre Bedeutung immer größer. „Seit Pythagoras hatten für das tiefere Geistesleben der edelsten Gemüter die Dämonen die höchste Bedeutung."[2]) Unter diesen Umständen mußten Mantik, Magie die größte Rolle spielen. Plato zählt Beschwörung und Zauberei unter die üblichen Kulthandlungen.[3]) Kein Wunder, daß sich bald pessimistische Untertöne in der Literatur der Griechen finden. Die Götter haben das Leben der Menschen zur Strafe für die Hybris des Prometheus leidvoll gestaltet, erklärt schon Hesiod; das Leben seiner Gegenwart erscheint dem Dichter eine Qual. Die griechische Lyrik ist nur allzusehr auf düstre Schwermut gestimmt, beinahe auf Weltschmerz, der hart an Leugnung einer göttlichen Weltregierung streift. Das griechische tragische Drama verteidigt noch bei Äschylos und Sophokles eine göttliche Gerechtigkeit, bei Euripides ist der Zweifel bereits da; die Philosophie ringt mit demselben Problem, um in der Sophistik beim platten Subjektivismus zu landen und alles Ojektive, nicht nur in der Weltregierung, zu leugnen. Die Mysterien sprechen noch mit aller Energie von Erlösung; sie versuchen, dem Teilnehmer die Gewißheit der Erlösung zu verschaffen. Umsonst! „Kein Volk des Altertums hat sich in ethischer Hinsicht so hohe Ziele gesteckt und hat seine Mängel so tief gefühlt. Die Griechen haben die Eudaimonia (Glück) in einem harmonischen Dasein erstrebt, wie sie sich ihre Götter als Selige dachten. Die Bedingungen dieses Glücks haben sie aber nicht gefunden und die Hindernisse nicht erklärt." [4]) Das ist das tragische Geschick eines Volkes, das, hochbegabt, die glücklichsten Bedingungen einer natürlichen Lösung dieser Frage in sich zu vereinigen schien. Die parallele Entwicklung der römischen Religion, die so bald von griechischem Denken beeinflußt wurde, enthebt uns der Notwendigkeit, an dieser Stelle eine ausführlichere Darstellung einzuflechten. Nur bezüglich des germanischen vorchristlichen Glaubens seien einige Daten hiehergesetzt. Deutlich hebt sich schon in germanischer Vorzeit das Bewußtsein einer den Göttern und Menschen feindlichen Strömung ab, als deren Vertreter später das Volk der Riesen erscheint. Riesenbauten der Urzeit werden ihnen mit besonderer Vorliebe zugeschrieben. Es ist deutlich eine prometheische Natur, die der Volksglaube, das Märchen, zerstreute Bemerkungen ihnen zuschreiben. Loki erscheint den Riesen verwandt. Die unerbittlichen Lenkerinnen des menschlichen Geschickes, besonders des Todes, die Nornen, werden in der Edda bezeichnenderweise zu Töchtern von Riesen. Ein anderes, den Menschen nur zu oft feindliches Geschlecht sind Elfen und Zwerge. „Die elfischen Geister empfangen fleißig Opfer und Gaben, sogar blutige, um Krankheit abzuwehren und

---

[1]) Hesiod spricht in seinem Werke „Werke und Tage" (250) von 30.000.
[2]) Chantepie, II, 320. [3]) Symposion, 202 E. [4]) Chantepie, II, 399.

Segnungen zu erwerben. Im Glauben und Kultus sind sie nicht weniger wichtig wie im Märchen. Gegen ihren Zorn oder ihre Tücke sind viele Zaubersprüche wirksam."[1]) Sie sind bezeichnenderweise dem germanischen Bewußtsein auch nach der Christianisierung Germaniens tiefer eingeprägt geblieben als die großen Götter germanischen Heidentums. Die zwei charakteristischesten Merkmale des germanischen Kultus sind der Opferdienst sowie Mantik und Magie. In Volksnöten werden große Sühnopfer gebracht. „Als Olaf Tryggvason den Widerstand gegen das Christentum brechen wollte, drohte er den heidnischen Jarlen, wenn man zum alten Glauben zurückkehre, müßten den beleidigten Göttern gerade die vornehmsten Häupter zum Opfer fallen[2]). Von der Wahrsagekunst als Hauptttätigkeit der Priester spricht Tacitus; die vielen Zaubersprüche der altgermanischen Literatur bezeugen das Ansehen der Zauberkunst bei den Germanen. „Daß die Stimmung den Göttern gegenüber hauptsächlich Furcht gewesen ist, die schnell für Verachtung Platz machte, wo ihre Ohnmacht zutage getreten war, blickt überall durch ... In den Stürmen der Völkerwanderung und in der Vikingerzeit mag eine fatalistische Stimmung geherrscht haben.[3]) So kraftverheißend der Eintritt der germanischen Völker in die Weltgeschichte war, so unterwühlt war diese entwicklungsfähige Kraft infolge ihrer Ratlosigkeit gegenüber dem Übel. Die Havamal der Edda reden eine deutliche Sprache. „Besser geht es dem Lebendigen," heißt es darin, „als es dem Toten geht, immer noch erlangt der Lebende eine Kuh; das Feuer sah ich emporlodern bei dem reichen Manne, aber draußen lag er tot vor der Türe."[4]) „Es liegt", meint Rosenberg, „eine schwermütige, ja fast wilde Grundstimmung hinter der scheinbar ruhigen Rede. Die Welt ist nun einmal, wie sie ist: voll von Unfrieden, Trug und Gewalt, ein Kampf aller gegen alle. Man muß sie nehmen, wie sie ist, mit den Wölfen heulen, unter denen man lebt, und sich selbst schützen, so gut man kann. .. Es gibt nur einen Rat für den Menschen, daß er soviel wie möglich sich bemüht, sein eigener Herr zu sein, den Kopf oben zu halten, die Augen offen und die Hand bereit zum Schlag, — daß er dann auch nicht allzusehr am Leben hänge, sondern sich damit tröste, daß es ein Ding gibt, das mehr wert ist als das Leben und darüber hinaus währt — der Nachruhm nach dem Tode."[5])

So bietet sich uns bei den Völkern der Erde auch auf diesem Gebiete ein ziemlich gleichartiges Bild. Überall herrscht die Empfindung vor: das Übel in der Welt ist groß. Gebete, Reinigungen, Opfer, Mantik, Magie sind die Mittel, die zur Erlösung führen sollen. Die Völker suchen also die Erlösung in der jenseits des Natürlichen liegenden Hilfe der Gottheit. Es tritt aber mit einer gewissen Regelmäßigkeit das Gefühl des Unbefriedigtseins ein. Der selige Zustand, den der Animismus von einem Leben nach dem Tode

---

[1]) Ebd., II, 564. [2]) Ebd., II, 568. [3]) Ebd., II, 570.
[4]) Str. 11 nach Ranisch, Eddalieder. [5]) Ranisch, S. 47.

erwartet, wird immer leidenschaftlicher vom Diesseits begehrt, und da dieses Begehren erfahrungsgemäß nicht befriedigt wird, tritt ein Schwanken bezüglich des Gottesbegriffes ein. Dämonen treten oft statt der Gottheit ein, ein polytheistischer Dualismus, den die Parsen, die Gnosis in besonders scharfer Form ausgeprägt haben. Dadurch wird aber der Kult nur um so drückender; wie ein undurchdringliches Netz umgeben zahllose abergläubische Gebräuche das menschliche Leben und werden zu jener furchtbaren Last, die wir an so vielen Völkern beobachten konnten. Nicht gar so selten tritt völlige Verzweiflung an einem weisen Weltregiment ein und erzeugt einen gottlosen Pessimismus, der mit Vorliebe, jedoch durchaus nicht ausschließlich ein Produkt hoher Kulturen ist. Die Auffassung von der Größe des Weltübels ergibt sich jedoch, wie schon eingangs erwähnt worden ist, keineswegs mit innerer Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit aus dem Gottes- und Seelenbegriffe. Bereitet sie ja, wie wir gesehen haben, beiden eine gewisse Schwierigkeit; sie stellt eben ein drittes Gebiet des religiösen Lebens der Menschheit dar. Erst mit dieser Erkenntnis sind die Grundlagen geschaffen, die zum lückenlosen Verständnisse aller religiösen Erscheinungen im Völkerleben notwendig, aber auch ausreichend sind. Zwei Leitsätze ergeben sich also mit voller Klarheit aus unseren bisherigen Studien: Die Grundlagen des religiösen Lebens der Menschheit sind trotz individueller Konkretisierung überall dieselben; — und: Diese Grundlagen sind folgende drei: Theismus, Animismus, Erlösungsidee.

□

Wachau.

Von Ella Graf.

Die kahlen Wälder glänzen
Lichtrot im Abendschein,
Zartjunge Lärchen mischen
Ihr duftig Grün darein.
Manch stolzer Bau blickt nieder
Vom hohen Felsendom,
Es gleitet sacht vorüber
Das Schiff auf breitem Strom.
Und wie dahin sie schwinden,
Die Burgen kühn und frei,
Da däucht es mich, als zöge
Frau Sage still vorbei.

Harrachs Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien in den Jahren 1673—1676.

Mitgeteilt von Regierungsrat **Ferd. Menčík.**

V.[1])

— 1. April. Heindt frue ist der Don Ruy Gomes de Silva zu mir kommen. Haben unterschidliche Sachen von der Weltlauf und hiesigen Governo discurirt. Die Gräfin ist vormittag zu der Königin gangen, weilen sie neun Tag jezt die Visiten wegen ihrer Kindelbett empfangen wird. Ich habe wollen eine Audienz von J. M. haben, so gehen Sie aber à la Vittoria wegen des morigen Fest des h. Francisco de Paula. Herr Condestable hat mirs auch abgeschlagen, dahero habe ich allein den Grafen von Pötting besuecht, bei deme ich den H. Nuntio gefunden. Haben ein Weil discurirt und bin alsbald heim gefahren.

— 2. April. Graf von Pötting hat mich heint frue in sein tribuna a la Incarnacion geladen, alwo die Predig des P. Ant. de Herrera zu hören und dem Gottsdienst beizuwohnen. Nach dem Evangelio ist die Predig gewest, so gar schön war, und nach selber der andere Teil des Ambts. Dieses Kloster hat die Königin Marguerita fundirt, aber nit erlebet, daß sie es gebauet und vollendet gesehen. Hat 40000 ducados de Renta, ihren capellan mayor neben andern 30 Priestern und ihr eigne Music, neben großer Menge Silber. Nachmittag bin ich in die Comedi al coral de la Cruz und meinen Sohn Karl mitgenommen.

— 3. April. — Ich habe heundt frue zu dem Duque de Albuquerque wollen, so hat er aber verlangt, ich solle seiner zu Haus warten. Unterdessen ist der M. de Mondejar zu mir kommen und von allerlei discurirt. Umb 12 Uhr ist der Duque kommen und mir zwei Papeles ablesen lassen, die er mir aber erst schicken werde. Ich entgegen zwei andere gezeigt, so ich der Königin geben werde. Ich habe schon drei Tag zu der Audienz wollen, so seind aber J. M. alzeit aus, als am Sunntag a la Vittoria, Montag nach Atocha und heundt zu denen Carmelitern. Ich bin nachmittag zu dem Conde de Peña-

[1]) Vgl. **Die Kultur**, 1911, XII, 4. Heft, S. 413—437 und 1912, XIII, 1. Heft, S. 67—89; 2. Heft, S. 221—237; 3. Heft, S. 349—365.

randa und habe ihme J. Kai. M. Interesse recommendirt, von dannen, weilen der Abend schön war, à San Bernardino, und wieder nacher Haus.

— 4. April. Heundt frue habe ich den Cav. Solaro besuecht. Nachmittag bin ich zu dem M. Castel Rodigro in die Florida und habe mich also verschwazt, daß wir fast fünf Stund bei einander gesessen, und erst nach 9 Uhr heim kommen. Er hat mich in ein anderes Zimmer von der Sonn weg gegen den Garten geführet. J. M. die Königin seind in dem Pardo, die Gräfin ist vormittag zu Hof gewesen.

— 5. April. Ich bin heundt frue zu Caramancel gewest, aldorten fünf poledri gesehen, so erst aus Andalusia kommen, seind wol hingangen, aber alle sehr theuer gewest, zu 100 und 200 Doblen eines. Habe auch ein Haus und Garten gesehen, welches der Condessa de casa Rubia zugehört und sie viel darvon redet, ist aber ganz nichts daran. Fallet alles ein und der Garten schlecht, doch Summers Zeit lustig wegen eines kleinen Waldl von hohen Wasseralben und ein kleines Pachel, 2 Schuech breit, so vorbei laufet. Ich habe vermeint, heunt bei J. M. der Königin Audienz zu haben, und die Stund umb halbe Sechs mir gegeben, so hat man mir aber durch einen Trabanten wieder absagen lassen wegen einer Axaquexa[1]), so der Königin kommen.

— 6. April. J. M. die Königin haben mich heindt zu der Audienz ruefen lassen, weilen Sie mir selbe gestert nit geben künnen. Bin umb halbe Sechs darzue hinein. Zuvor ist der Cav. Castiglione zu mir kommen. Ich habe J. M. drei Papeles gegeben, eines Ihnen in Kais. M. Namen Dank gesagt umb die remittirten und von mir erhaltenen vier Mesadas von 200000 pesos[2]) und zu so vielen unumbganglichen Kriegsnotturften und andern Ausgaben ein extraordinari subsidio von 100000 Pesos, gleich die Hollander gegeben, begehrt. Das andere ware mit zwei Brief, so von J. K. M. an den Card. Pio wegen der Fridensmediation geschriben, und er Ihnen geantwordt, hac occasione auch motivirt, daß weilen der Pabst die Fridensmediation an allen Höfen offeriren laßt, eventualiter hier zu resolviren, ob Sie es annehmen wollen oder nit, auf daß nit das odium recusatae pacis auf diese Seiten falle. Das dritte war, daß der Conde Monterey in Niederland so schwere Contributiones und Excessen in dem Stift Lüttich und Land von Jülich verüben lasse. J. M. wollen befehlen, daß sie eingestellt werden. Mündlichen habe ich Ihnen vorgetragen, daß J. M. der Kaiser mir befohlen, daß ich dem Don Cristoval Angelati de Crazenbach die Administration de las rentas dotales nach Abzug des D. Tob. Koch überantworten solle, wann J. M. es anderst approbiren. Auf welches Sie mir geantwordt von Ja, Sie hätten kein Bedenken, er Don Cristoval wäre gar ein gueter Mann. Ich habe Ihr zwei Memorialien recommendirt, eines von D. Manuel de Castro, der den Titl als cavallerizo de la Reyna

[1]) Kopfweh, Migrän.
[2]) Silbermünze = 8 Silberrealen.

verlangt, und das andere von der teutschen guardiá, welche verlangt wieder verstarkt und besser bezahlt zu werden.

— 7. April. — Heundt frue ist unverhoft die teutsche Post kommen, wenig Neues gebracht, als daß man fürchtet, die Königin aus Polen bekomme die Blattern. Auf den Abend bin ich nacher Atocha, alwo wegen des schönen Wetter sehr viel Leut waren.

— 8. April. Ich bin den ganzen Tag zu Haus geblieben und Niemand zu mir kommen. Habe also mit Lesung und Beantwortung meiner Brief mich beschäftigt. J. M. die Königin haben sich resolvirt, den 18. dits nacher Aranjuéz[1]) zu gehen und gegen drei Wochen aldar zu verbleiben.

— 9. April. Ich bin heindt vormittag zu dem Duque de Albuquerque und ihme etliche Noticien von Teutschland gegeben, auch mich befragt, wessen man sich auf meine eingegebne Papeles resolvire, der mir allein zu sagen gewußt, daß sie in geheimen Rath allein in der Materi der Operationen in Niderland der Königin consultirt, die niederlandische und hollandische Armee solle in Niederland der Zeit defensive bleiben, bis man sehe, was der Franzosen Intention seie, die Kaiserliche solle Trier recuperiren und in die drei Bistümer, Metz, Verdun und Touls gehen, in selben und Champagne nach Belieben operiren, Herzog von Lottringen solle mit seinen 18000 Mann, so er zu halten versprochen, in Lottringen und Burgund operiren. Steht zu erwarten, was sich die Königin resolviren werde.

— 10. April. Ich habe den ganzen Vor- und Nachmittag mit Schreiben zuegebracht. Nachmittag ist das Regiment von 800 Mann, so aus dem Leibregiment genommen und nacher Catalogne geschickt wird, durch Madrid und vor mein Haus vorbei marchirt, und sich auf dem Burgplatz in Esquadron gestellet. Ist gar ein schönes Regiment, sowohl von Ober- als Unterofficiren als gemeinen Knechten. Etlich Musquetirer seint jung, sonst alle feine Leut und wol bekleidt.

— 11. April. Umb Mittag hat mir der Duque de Albuquerque zwei Papeles geschickt. Ein war die Antwort auf meines wegen der Operationen in Niederland, so aber anderst ware, als der Duque de Albuquerque mir praesupponirt, indeme man den Conde de Monterey anbefohlen, sich mit unseren Generalen zu unterreden, wie sie die Operationes diese Campagne vornehmen wollen und daß mit ehesten die Armade und exercito de Cataluna in Campagna werden selber Orten zu operieren.

— 12. April. Ich habe frue gearbeit, meine Papeles, so ich wegen der lezt gekommenen Negocien der Königin eingeben mueß, zu machen. Nachmittag bin ich mit dem Carl in die Comedi, alwo sie eine repraesentiert, dar un reyno por otro, so nit absonderlich guet noch schön war. Von dannen bin ich des Obispo Mascareñas

[1]) Aranjuéz, kön. Residenzschloß (Sitio Reál) in der Niederung des Tajo und des Jarama. Dabei die Stadt gleichen Namens.

Bibliothek zu sehen, welche stuckweis verkauft wird. Habe 20 Stuck umb $3\frac{1}{2}$ dobla gekauft.

— 13. April. Ich habe wollen heindt frue den D. Ruy Gomes de Silva besuechen, so hat er mich aber nit admittirt, sondern ist selbst kommen. Ich habe nachmittag den D. Diego Zapata, Kön. Kammerpraesidenten und sein Gemahlin, die Marchesa Gonzaga, besuechen (wollen), die sich aber beede entschuldigt. Ist darvor zu mir kommen der Marques de Florencia und auf den Abend der M. Castel Rodrigo, so bis gegen 9 Uhr bei mir geblieben. Die Gräfin kommt jetzt nie vor halben Zehen oder Zehen nach Haus, weilen sie alle Tag zu der Königin gehet und so lang mit ihr schwatzet.

— 14. April. Ich bin heindt frue zu Unser Frau Atocha gefahren, und alda Meß gehört. Nachmittag ist der engellandische Potschafter bei mir gewest und mir die Visita restituirt.

— 15. April. Ich bin nachmittag umb 5 Uhr zu der Königin zur Audienz und habe Ihr M. drei Papeles gegeben. Eines war wegen Burgund, bittendt, das weilen wegen des Einfall der Franzosen in selbe Grafschaft die Umbständ Dero geschaften Resolution sich verandert, und ich vernehme, das J. M. dem Conde de Monterey gewisse Ordre desselben zuegeschickt, Sie Ihnen belieben lassen wollen, mir selbe zu participiren, auf daß auch J. Kais. M. darnach sich richten und seine Resolution wegen Tirol nehmen möge. Das andere war wegen der Lottringischen Nation, daß selbe nit J. M. Resolution gemäß como vasallos de Principe amigo, sondern arger als die Franzosen selbst tractirt werden, indeme man ihnen ihre Effecten alle gesperrt und die Kaufmansbuecher abgenommen habe: bitte also, J. M. wolten Dero erst gefasten Resolution inhaeriren und sie von diesen Repressalien entheben. Das dritte war in Recommendation des Graf Carl Breuner[1]) zu dem Tuson. Mündlich habe ich J. M. vorgetragen, wie daß ich vernehme, der geheime Rath habe J. M. wegen der extraordinari Subsidien per 100000 pesos vaforabiliter consultirt, weilen also die Sach allein bei J. M. stehe, hoffe ich, Sie werden J. Kais. M. hierinnen willfahren wollen. Ingleichen habe ich J. M. wollen ein nachmaliges Papel wegen der Allianz mit Dannemark, Brandeburg und Haus Braunschweig eingeben, weilen ich aber vernehme, daß auch dieses von geh. Rath J. M. eingerathen, hoffe ich, Sie werden sich J. K. M. Meinung und Verlangen nach auch darzue resolviren. J. M. haben mir gesagt, daß Sie diese Wochen nacher Aranjuez gehen, wann mir unterdessen was vorfalle, solle ich Ihnen schreiben, aber auf teutsch. Auf welches ich geantwort, J. K. M. hatten mir befohlen, allzeit bei Dero königlichen Fueßen zu sein, als werde ich erwarten, was Sie mir befehlen und auf Aranjuez auch gehen, wann was vorfallet. Auf welches Sie vermeldet, wann es ein Materi wäre, das sich nit wol schreiben ließe oder abzureden wäre, solte ich selbst kommen, sonsten ware genueg, Ihnen zu schreiben.

---

[1]) Statthalter von Niederösterreich.

Nach der Audienz habe ich die Freille Donna Francisca Manriquez und Donna Maria Luissa Gonzalos, des Conde de Paredes Dochter, in der Camerera Mayor kleinen Quarto besuecht. Auf den Abend ist der Marques de Liche zu mir kommen, vermeint ehestens nacher Rom zu seiner embaxada zu gehen.

— 16. April. Weilen ich die Visita zweimal dem Venedischen Potschafter abgeschlagen, bin ich heindt zu ihme; ehe ich ausgefahren, hat der Cav. Castiglione zu mir kommen wollen. Nachmittag bin ich in die Comedi, alwo sie eine von D. Pedro Calderon: Agredeer y no amar gar wol repraesentirt haben. Von dannen habe ich vermeint, in des Obispo Masquereñas Bibliothek zu gehen, so hat sich aber der Buchführer, so die Incumbenz daruber hat, nit finden lassen. Der hollandische Potschafter hat wegen des geschlossenen Friden drei Tag luminarias zu halten heundt angefangen, laßt Wein rinnen und etlich Schläg von Feuerwerk schießen. Hat meine Edlleut dazue eingeladen, deren ich vier geschickt.

— 17. April. Nachmittag habe ich mit dem D. Christoval Angelati ein Weil geredet. Unterdessen ist die walsche Post kommen, also den Abend mit Lesung der Brief uud Zeitung zugebracht. Der hollandische Potschafter hat heunt seine Freudenfest continuirt, bei denen Handel entstanden und einer seiner Edlleut, so Frid machen wollen, verletzt worden.

— 18. April. Heindt frue ist der Duque de Albuquerque zu mir kommen und mir Nachricht gegeben, daß J. M. die Königin auf mein Anhalten J. M. dem Kaiser 50000 Taller zu einem extraordinari Subsidio zu schicken sich bereden lassen, ingleichen auch die Allianz, so Dannemark, Brandeburg und Braunschweig mit dem Kaiser und Holland tractiret, einzutreten. Der hollandische Potschafter hat heundt seine Freudenfest geendet und des engellandischen und meinen Edlleuten gar ein Nachtmal gegeben.

— 19. April. Ich habe heindt frue dem Praesidente de Castilla ein Zettel geschrieben wegen meines Edelman D. Antonio de Prado, welchen die Alguasiles bei einer Weibsperson betreten und aus Befehl des Alcalde in ihr Haus gefangen genommen, und um 150 ducados abstrafen wollen, begehrend, er solle remediren und diese Vermessenheit einstellen. Das Wetter hat sich etwas gebessert, dahero bin ich nachmittag mit meinem Carl in die Mascarenische Bibliothek, alwo ich wieder unterschidliche Bücher gekauft.

— 20. April. Vormittag ist ein Buechführer zu mir kommen, der mir unterschidliche Buecher zu sehen gebracht, von denen ich etliche gekauft. Nachmittag habe ich den Dannemarkischen Potschafter besuecht und ihme parte gegeben, daß J. M. die Königin mit seinem König in die Allianz zu treten sich resolvirt hat, welches er nit wisse. Heint nachmittag hat mein Secretari Gronosek mir vorgetragen, daß man allen teutschen Bedienten in Haus eine halbe Jahresbesoldung gegeben, außer dem Steffan Steyrer nicht, und weilen er selben in meine Dienste gebracht und von ihme geredet, als thue er es auch anjetzo. . . Ich

antwortete ihm, es seie mir leid, wann er es anderswo besser wüsse, künne er sein Glück weiter suechen, wo er wolle.

— 21. April. Heundt frue bin ich umb 8 Uhr nach Atocha gefahren. J. K. M. seind sambt dem König umb 9 Uhr nacher Aranjuez gefahren, und zu Mittag zu Val de Moro geessen. Mein Gemahlin ist noch nacher Hof gangen J. M. vor Dero Abreis die Händ zu küssen, von dannen ist sie zu der Gräfin von Pötting, alwo der Graf gleich erst aufgestanden war, sie aber liesse sich entschuldigen, sie schlafe noch, und sperrte man ihr die Thür vor der Nasen zue. . . . Nachmittag habe ich mich von der Gräfin von Pötting und ihme beurlaubt. Sie hat mir gezeigt den Geschmuck, so J. M. die Königin der regierenden Kaiserin schicken. Ist ein von großen Smaragden, so absonderlich hoch und schön an der Farb sein, mit Rautendiamant dick versetzt und sehr viel große, die meisten carat sein. Der Geschmuck bestehet in einem großen Kleinodt, wie man vornen zu tragen pflegte. Dieses hat fünf absonderlich schöne Smaragd und viel schöne Rautendiamant, ein Sträußel oder Federl, zwei Ohrgehäng, ein Halsgehäng, zwei Ring und ein banda von etlichen und zwanzig Schlüssen. Man sagt die Königin habe es von dem Don Pedro de Arragon gekauft um 12000 doppien, und er zehn Jahr die Stein alle zusammengesuecht. Dann hat sie mir auch sehen lassen einen Geschmuk, so die Königin der Erzherzogin Marianna schicket von kleinen diamant, Rubinl und Smaragd. Ihr der Gräfin bekommenes Praesent ist ein Adler, so mit Diamantl dick versetzt und schwer von Gold ist, sonst aber nit gar viel werth. Des Grafen sein Pazl ist von diamant und hat in der Mitten gar einen schönen Ringstein. Es ist zwar wol auf 12000 Thaler geschatzt worden, meinem Bedunken nach wird es zu Wien nit auf 5000 gehalten werden. Die Königin hat ihme auch mit einer Pension von 4000 Taler auf die teutsche Potschaft situirt begnadet, wird aber schwarlich darvon die 350 Reichstaler wieder erheben, so er zur Auslosung des despacho geben mueffen.

J. M. die Königin schicken noch mehr Praesent hinaus, welche ich zwar nit gesehen, bestehen aber in nachfolgenden Stucken: Erstlich J. M. die Königin ein filagranenes zimblich großes Trüchel, ganz voll mit Weiswar ausgefüllt und oben auf ein Kettl mit kleinen Smaragdlen, ein Kleinodt daran, und den Toson, alles mit Smaragdt versetzt. J. M. der König dem Kaiser ein silber verguldtes Giesbeck und Kandl von getribner Arbeit mit allerlei ausgeschnittenen Steinen versetzt und kleinen Diamantl, Rubinen und Smaragdlen carmisirt, in Niderland gemacht. Die Königin der verwibten Kaiserin ein Rosenkranz von Calanbuco,[1]) die Untermarktl und Kreuzl mit Diamantl versetzt. J. M. die Königin schicken Ihren Enkel der Erzherzogin Maria Antonia ein Kleinod von großen Smaragden mit Rauten gefaßt und vier Schlüß darzue. Der König ein Bredlspiel von Cristall in Gold gefaßt. J. M. die Königin der Erzherzogin

[1]) Kalambukbaum, edles Paradiesholz.

Anna ein Indianische Trugen mit filagrana beschlagen, darin ein recado[1]) zu chiocolate, als 12 cocos,[2]) 12 Taczen, 12 Löffel, 12 Tüchel, alles von filagrana mit Gold gearbeit, sambt einer Truchen Chocolate. Der Aya ein Rosenkranz von Calambuco mit diamanten Untermarkel und ein Truhen Chocolate.

— 22. April. Nachmittag ist der H. Nuntio zu mir kommen und bei zwei Stunden geblieben. Mein P. Beichtvater und Don Cristoval Angelati haben unternommen, den Gronoseg zu disponiren, daß er wieder sich demuetige und in Diensten bleibe.

— 23. April. Graf von Pötting schiebet sein Reis täglich auf. Hat heindt weg wollen, man sagt aber, es werde schwerlich vor End der Wochen sein.

— 24. April. Ich habe heundt frue den D. Juseph de la Cruz, meinen Camerero, nacher Aranjuez geschickt und J. M. die Königin mich informirend, wie sich beede J. Kön. M. befinden.

Der Duque de Albuquerque hat mir zwei Papeles geschickt. Eines betrefend, daß J. M. die Königin sich entschlossen, auf mein Remonstriren in die Liga mit Dannemark zu treten, das andere, daß Sie dem Conde de Monterey anbefohlen, das Land Jülich und Stift Lüttich mit Contributionen nit zu belegen. Den ganzen Tag habe ich mit Schreiben zuegebracht und mein Relation in die Ziffer zu setzen dem Albrecht[3]) gegeben, die spanischen Papeles dem St. Jago.[4])

— 25. April. Ich habe den ganzen Tag mit Schreiben zuegebracht. Der D. Joseph ist auf den Abend wieder zurückkommen, mir von der Camerera Mayor und Marq. Castel Rodrigo Brief gebracht. Diese sagt mir, J. M. die Königin hätten nit geantwort, weilen Sie spat und mueder aus dem Garten kommen.

Der Albuquerque hat mir umb Mittag vier Papel geschickt. Das erste wäre wegen der 50000 Taler extraordinari subsidio, das andere, daß J. Kais. M. den Conde Vitaliano Borromeo oder einen andern Vasallen dieser Monarquia zu commissario del Imperio machen, welcher nit so weit wie der Duca de Massa entlegen seie und in allen Fall die Kais. Autoritet und die Königl. Convenienz wegen Mailand bestens beobachten möge. Das dritte ware, daß J. M. die Königin gern vernommen hätten, was dem Grafen von Sternberg in Schweden geantwort und von J. Kais. M. weiters zu repliciren anbefohlen worden. Das vierte, daß J. Kön. M. gern vernommen haben die Participation der schwedischen Liga und Chur-Brandeburg.

— 26. April. Ich bin heindt um halbe 7 Uhr aufgestanden und die Post ganz verfertigt. . . . Auf den Abend habe ich die Relacion übersehen, wie es der Albrecht in die Ziffer gesetzt und wegen seiner üblen Schrift der Schreiber abgeschrieben und befunden, daß er es zimblich guet gemacht und sie zu Wien es wol verstehen werden.

[1]) Erfordernis, Geräte.
[2]) Kokosnußschale.
[3]) Gräfl. deutscher Sekretär und Kammerdiener Franz Albrecht.
[4]) Offizieller spanischer Sekretär Antonio de S. Yago.

— 27. April. — Heundt frue hat entlich der P. Sutterman den Gronoseg dahin beredt, daß er wieder zurückzukommen und in Diensten zu bleiben sich erboten. ... Weilen der Graf von Pötting umb 2 Uhr wegreisen wollen, bin ich umb selbe Stund hingefahren, weilen aber nit alles in der Ordnung, bis nach Fünf warten muessen, indem wir unterdessen geschwäzt. Nach 5 Uhr ist der Graf aus seinem Haus weg. Ich habe ihne mit 3 Wagen begleitet, in meinem Leibwagen ist die Gräfin obenan und wir zwei zuruck gesessen und in Schlag mein Karl. Alsdann ist sein Wagen mit 6 Eselen gangen, dann meine zwei Wagen und leztlich der Capillan Mayor de la Incarnacion mit seinen Wagen mit 6 Eselen. Ich habe aber nur 4 Roß und 4 Esel in jeden Wagen spannen lassen. Er hatte 2 Pages auf Eselen und etlich andere, so ihme das Geleidt gegeben, voran aber blaseten durch ganz Madrid zwei Trompeter, welche er entlehnet mit ihme bis nacher Aranjuez oder gar Cartagena zu gehen. Als wir auf die Plaçuela de la Cebada kommen, wolte die Gräfin noch von meiner Gemahlin Urlaub nehmen, hat sich aber nit lang aufgehalten. Die Gräfin war angelegt mit einem brocatenen Rock, ein Montera auf mit unterschidlichen Farben, Federn und Bandter, ein Mantilla umb von pfersichbluefarben Bluesch mit silber- und goldenen Spitzen, so ihr alles die Fräule Velasco geschenkt; er aber ein braun tüchenes Kleid mit Mantel und golilla.[1]) Ich habe sie durch die Puerta di Toledo und Rio also begleitet und wie wir mehr in die Höh kommen, mein Urlaub genommen. Mit mir ist der P. Isnardi zurückgefahren.

— 28. April. Ich bin heindt frue nacher Atocha gefahren, aldorten zwei Messen gehört, nach deme den Conte de Charny besuecht. Nachmittag habe ich wollen in die Florida fahren, so ist aber die Marquesa de la Ganez vor kommen, welche auch den Garten und Haus sehen wollen. Bin darvor in die Zarzuela[2]) gefahren und ein Rohr mitgenommen, Königl oder Vögl zu schießen. ... Der Garten ist zimblich schlecht.

— 29. April. — Ich bin heindt vormittag zu dem Duque de Albuquerque und ihme unterschidliche Noticias von Teutschland gegeben und er mir von hier. Von ihme bin ich in das Haus, so ich beziehen solle, aber in wenig Zimmer künnen, weilen der Graf von Pötting den Haubtschlüssel mit sich genommen, dann er selben auf sein Unkosten machen habe lassen.

— 30. April. — Vormittag bin ich nit aus dem Haus kommen und nachmittag mit der Gräfin und dem Carl in die Comedi gangen, alwo sie ein guete repraesentirt „Amparar al enemigo" von Don Antonio de Solis. Nach selber bin ich an ein Orth gefahren, gwisse Gemahl zu sehen, unter denen von Carracha, Rubens, Mario de Flores und dergleichen waren, so ich aber nit kaufen wollen, weilen sie teuer und ich nit versichert war, daß es Originalien seien. Morgen

---

[1]) Spanischer Halskragen.
[2]) Landhaus.

will der Fray Simon zum Bischof von Thuy consacrirt werden, hat mich zum Padrino gebeten und verlangt, daß ich einlade den Duque Medina Celi, Marques de Montejar, Guevara, Aguilar, Conde de Luna und Don Beltran de Guevara.

— 1. Mai. — Ich bin heindt frue umb 9 Uhr a San Francisco gefahren, es hat aber die Funktion der Consecration erst nach Zehn angefangen. H. Inquisidor General[1]) hat sie verricht und 2 Bischof. Die ganze Ceremonie hat bis nach 1 Uhr gewehrt. Nachmittag bin ich mit der Gräfin, Josepha und Carl in die Comedi, alwo sie represenirt haben das Leben der heil. Rosolea, intitulirt: la mejor flor de Sicilia von Don Franc. de Salazar, criado del Duque de Albuquerque.

— 2. Mai. — Frue ist der M. de Mondejar zu mir kommen und ein Weil discurirt, nach ihme Don Cristoval Angelati. Nachmittag bin ich wegen des schlimmen Wetter nit aus dem Haus kommen, denn ich ninderst hin gewust, indeme in beeden coralen die vorigen Comedien gespilt wurden.

— 3. Mai. — Nachmittag ist der Bischof von Thuy bei mir gewest und einen Wagen begehrt, nacher Aranjuez zu gehen. Nach ihme ist der M. de Aguilar zu mir kommen, mich zu besuchen. Ich bin nach Hof gangen, die königliche Zimmer zu sehen. Haben mich durch die Capellen geführt, in welcher ein gar schöne Tapezerei von denen Apocalipsen[2]) meinem Erachten nach aufgemacht ware, als dann führte man mich in ein Zimmer, in welchem etliche Spiegel und Schreibtisch waren, von dannen in großen Saal, in deme die schöne Tapezerei die empresa des afrikanischen Kriegs, wie Carlos V. die Goleta und Tunisis einnahme, represenirendt aufgemacht ist. Von da kamen wir in unterschiedliche Zimmer voll mit schönen Gemahlen von denen vornembsten Mahlern in der Meng, von Statuen ist gar wenig, und die da, sein allein Copien von denen walschen. Unter welchen ich beobacht den Flues Nilo, welches ein gar liegend Statue, auf welcher viel Knaben herumkriechen, die die unterschidlichen Armen selben Fluß bedeuten; ein halber Leeb an einer Mauer mehr als Löwengröße, dann den Hercules und Flora, wie sie in dem Farnesischen Palazo zu Rom sein, in Riesengröß; die Statue, wo ein Knab ihme den Dorn aus dem Fues ziehet. Von Gemahlen ist eine solche Menge, absonderlich aber von Titiano, daß nit alles zu beobachten oder zu merken möglich gewest. Habe dar ein Invention gesehen, welche sie sagen, seie von dem verstorbenen König gewest. Da, wo die Correspondenz eines Gemahl gegen den anderen wegen Mangel des Orts nit hat sein künnen, hat er ein guetes Gemahl halben Theil copiren und die Ram auch halben Theil sezen lassen bis an die Mauer und damit zu verstehen geben wollen, der andere halbe Theil seie hinter der Mauer. Das Apartement von König ist in drei Garn oder Stöck

[1]) Diego Sarmiento y Valladaces, Bischof von Plasencia und Oviedo, seit 1669 Großinquisitor.

[2]) Ein Gobelin Apokalypsis und Eroberung von Tunis befindet sich auch im Besitze des kais. Hofes. S. Jahrbuch der Sammlungen des allerh. Kaiserhauses. Bd. I.

abgetheilet. El quarto alto, wo er in Winter wohnet, so schlecht, schlimmen Eingang und lauter kleine Zimmerl hat, das andere, el quarto bajo, wo er in Sommer schlafet und esset, bis die große Hitz kommet, dieses denen Patios oder Hof des Palast gleich. Das dritte sind die bobedas[1]), welche alle gegwölbt und wegen der großen Gemauer sehr kühl und frisch seind, doch klein, eng und außer der Kuele was unangenehm. Diese haben zu ebenen Fues den Garten, und kann der König aus allen und jedem Zimmer hineingehen. So viel habe ich vor diesmal darvon beobachtet, der kön. Kammermahler Careña hat mir alles gezeigt und herumb geführt.

Von dannen habe ich den Herren Nuntio besuecht, und als ich nach Haus kommen, J. M. der Königin ein Brief geschrieben und wegen der Formation des Haus, sowohl als des Königs Heurath Meldung gethan.

— 4. Mai. Vormittag bin ich zu Haus geblieben, nachmittag in die Florida gefahren. Man hat mich anfangs in die untern Zimmer geführt, welche den sito nach so gelegen, daß sie gegen den Rio eines gar hoch seind, gegen den Garten aber gleich, daß man mit ebnen Fueß in selben gehen kann, und machet jetzt ein Einfahrt, daß er von Wagen in die Zimmer ohne Steigung einiger Stiegen gehen mag. Diese erste Zimmer seind bis zu der Schlafkammer mit niederlendischen mittelmäßigen Tapizereien behänget, ein Zimmer hat er mit niderlendischen potiren von seinem Wappen und ein großes Stuck von eben solcher Arbeit mit seinem Stammenbaum, welches gar wohl stehet, die übrigen Zimmer seind alle mit Bildern gezihrt, welche mir aber nit sonderlich gefallen, und obwolen sie mir eines von Van Deick und andere von Rubens gewisen, so hab ich doch daran gezweiflet. Die obrigen Zimmer seind gar lustig, absonderlich wo er das Bett hingesetzt hat, kann er in Garten, auf den Rio und die Capellen sehen, ohne daß er aus dem Bett gehet. Diese Zimmer seind nit so guet als die untrigen mobilirt, aber auch der halbe Theil von Bildern und der andere von schlechten damascanen Tapezereien. Der Garten ist bis dato noch in 2 Theil abgetheilet. Der an Haus ist ein parterre in Viereck mit lauter unterschidlichen Bluemen, umb welche ein kleine Spalier vor lauter kleinen Birnbaumen arbres nains, so gar guete Frucht tragen; hat viel unterschidliche Pomeranzbaumer, so wirklich voller Pomeranzen seind. Zu End dieses Parterre ist ein Grotte, so gar wol gemacht und inwendig den Monte Parnasso repraesentirt, die gar hübsch mit falleten Wasser und allerlei Spritzwerk gemacht ist. An dieser Mauer herumb und auf zwei Stiegen, wo man in den andern Garten gehet, seind gar feine marmelsteinene Statuen, wie sie zu Massa neben Genua gemacht werden. Dieser Garten ist gleichfalls vierecket und hat anstatt der Bluemen allerlei Kräuterwerk. Es ist noch ein großer Plaz des Berg sein, an welchem er ein Grotta de roqualle richten laßt und hat in Willens gueten Theil von sein Berg abzutragen.

[1]) Bobeda, Gewölb.

— 5. Mai. Auf den Abend bin ich nacher Atocha gefahren und als ich nach Haus kommen, der Königin Ihre Brief unter der Coperta der Camerera Mayor geschickt, welche mir geschrieben, daß J. M. die Königin einen Schmerz in der Seiten gehabt und desthalben zur Ader gelassen, sich auch schon wieder wol befindet.

— 6. Mai. Vor zwei Tagen ist der Don Carlos de Arragon, der Duquesa de Terra Nova Geschwisterkind, in der Nacht mit 14 tottlichen Dolchstichen auf die Brust ermordet worden. Die Thäter haben ihne umb Mitternacht in einen Wagen vor des Maestre Phelipe Haus geführt, aldorten niedergelegt und wieder davon gefahren.

— 7. Mai. Der Duque de Albuquerque hat mir gegen Mittag drei papeles geschickt. Eines wegen des Carl Breuner Tuson, dene man auf die Geduld gewiesen; das andere ist ein Antwort auf meines wegen des Card. Pio vermeinten angetragenen Friedensmediation, und wene man zu solcher Mediation annehmen wolle, auf welches J. M. sich erklären, daß Sie gar gern alle Fridensmediation von J. Pabst Ht. anhören wollen, wenn anderst die Conditionen also seind, daß ein standhaftiger gueter Frid darvon zu hoffen seie. Das dritte war, daß der Duque de Ossuna einen Brief von denen Schweizerischen Cantonen geschickt und wegen der von ihnen angetragenen Neutralität und Stillstand der Waffen meldet, daß weilen aber mit den Schweizern ein Tractat wegen Burgund gemacht, kraft welchen sie schuldig sein, zu Defendirung dessen weniger nit dann 4000 und nit mehr dann 13000 zu verschaffen, destwegen dann sie schon große Pensionen empfangen, als solle er sehen, daß sie ihr Versprechen effectuiren oder in widrigen die Neutralitet zu erlangen sich bemühen, auch zu sehen, wie er diese Provinz auf eheste und beste succurire. Ich habe dem D. Pedro Fernandez del Campo zwei Papeles an J. M. die Königin überschicket, eines mit denen Tractaten und zwei heimlichen Articulen, so mit Dannemark, Braunschwig und Brandeburg geschlossen werden, das andere, den Herzog von Lottringen betreffend, daß J. M. dem Conde de Monterey befehlen wollen, ihme die versprochne Mannschaft und Subsidien zu geben.

— 8. Mai. Nachmittag ist der Don Philip de Aguirre bei mir gewest und wegen des M. de los Balbaces geheimer Rathspraetension geredet.

— 9. Mai. Heundt frue hat mir der Duque de Albuquerque zwei papeles geschickt. Das eine war, daß der Conde de Monterey von Duque de Bournonville zwei Regimenter auf solang begehrt habe, bis sein neue Werbung und Recrouten kommen, und das J. M. verlangt, daß J. Kais. M. in dieses verwilligen und demjenigen, so das Commando der Armee antrete, befohlen werde, daß er ein gleichmassiges thue. Das andere ware, daß obwohlen der Pabst die geistlichen Decimen von ganz Italien zu dem polnischen Krieg wider die Türken verwilliget, gleichwolen diese, so unter diese Monarchia in Walschland gehören, von J. Kais. M. reservirt seind.

— 10. Mai. Vormittag ist der Bischof von Thuy zu mir kommen und Urlaub genommen, gehet in sein Bistum. Nach seiner ist der

Cav. Castiglione kommen. Ich bin nachmittag in die Comedi, alwo sie eine representirt haben, genandt „la Carbonera de Sevilla" von dem König Don Petro el Cruel. Ist nichts Absonderliches gewesen. Von dannen bin ich in ein Almoneda von einem verstorbenen consejero de Indias, alwo gar guete Sachen waren. Auf den Abend ist der Baron Inzaghi zu mir kommen und mir parte gegeben, daß er wieder nacher Teutschland verreisen wolle.

11. Mai. Ich bin heunt frue in das andere Haus gefahren und sehen wollen, wie ich mich logiren werde. Darnach bin ich in des Duque de Montalto[1]) sein Almoneda, aber nichts als etliche Buecher gekauft.

— 12. Mai. Heunt frue bin ich zu Atocha gewest und zwei Messen gehört. Als ich nach Haus kommen, habe ich den Don Christoval und Don Carlos Ridolfi gefunden. Nachmittag bin ich in das Collegio Imperial, alda der Litanei, welche man bei Unser Frau del buen consejo gesungen, beigewohnet. Von dar bin ich mit dem Carl hinausgefahren, den fortin, so die Soldaten von hiesigen Leibregiment aufwerfen, zu sehen. Ist ein Pentagon, meinem Gedanken nach, mit gar zu kurzen Cortinen, obwolen es nur ist, dem König zu zeigen, wie man die Fortificationes machet, attaquiret und deffendiret. Ich bin um das Waldl de la casa del Campo zu Fues herumbgangen und alsdann nacher Haus gefahren.

— 13. Mai. Weilen heundt der Pfingstsunntag, hab ich frue gebeicht und communicirt. Gegen Mittag ist der Don Christoval zu mir kommen, nach ihme der Conde de Baños, der vor diesem Vice-Rè in Peru gewesen. Nachmittag bin ich mit dem Carl a San Bernardino gefahren, welches ein Franciscaner Klosterl, in der Kirchen was gebetet und in ihrem Garten spazieren gangen, alsdann über den Prado Nuevo und Rio nacher Haus gefahren.

— 14. Mai. Auf den Abend bin ich umb die casa del Campo spazieren gefahren und sehr viel Wagen angetrofen. Ich habe vermeint, heunt des M. de Liche Garten und des Almirante seinen zu sehen.

— 15. Mai. Heunt ist das Fest des h. Isidori,[2]) Patron dieser Villa. Nachmittag ist ihme zu Ehren ein Procession von unterschidlichen Ordenspersonen, Herumbtragung der Risen und denen Kerzeren gehalten worden, welche vor unserem Plaz vorbei gangen und wir wie alle anderen Tapezereien herausgehängt. Auf dem Plaz haben sie einen Baum mit Strümpf, Huet, Bandl, Daczen und Dolch aufgericht, auf welchen die sportojeros gestiegen, es zu gewinnen. Auf den Abend haben sie Pechpfannen ausgesteckt und vor der Kirchen de N. S. de Gracia die chirimias geblasen, in deme das ganze Fest bestanden. Ich bin um 7 Uhr al Prado viejo gefahren.

[1]) Luis Guilermo de Moncada, Herzog von Montalto, Kardinal.

[2]) Die Pilgerfahrt „Romeria de San Isidro del Campo" dauert vierzehn Tage.

Grönlandreise.

Von E. H—s.

II.

Freitag, den 1. Juli.

In der Frühe manche unsanfte Püffe von Eisschollen und größerer Lärm. Wir erfahren später, daß wir wieder ganz nahe mit der „Skotia" zusammengetroffen seien und daß der Kapitän seinen Freund besucht habe. Die „Skotia" hat am selben Tage, an dem ich meinen Eisbären schoß, auch einen erbeutet, der auf sie zugeschwommen kam. — Heute wieder ein Prachttag, kein Wölkchen am Himmel, eine heißstrahlende Sonne, das Meer spiegelglatt und rings die schneeweißen Schollen mit den azurblauen und grünen Spalten und Rissen. Wir lassen den Kapitän einen Blueback schießen, den er auch, mit dem Boote anfahrend, mit zwei Schüssen bekommt.

Wir dampfen gegen Süden—Südost—Ost, — ja wieder Nordost, um stärker gepacktes Eis zu umgehen, drehen dann aber wieder gegen Südost. Oyen ist auf der Suche nach großen Eisfeldern, auf denen sich die Bären aufhalten sollen. Diese kleineren Schollen passen ihnen nicht. Doch sehen wir heute drei- oder viermal Bärenfährten, die über Schollen führen. Wir sitzen am Vorderdeck in unseren Deckstühlen, lassen uns von der Sonne bescheinen und beobachten bald schwimmende Ringelrobben, bald kleine Krabbentaucher oder eine schneeweiße Elfenbeinmöve oder Seeschwalbe und lassen unsere Blicke über die weißblaue, glitzernde Landschaft gleiten.

Der ganze sonnige Nachmittag war wieder den Klappmützen gewidmet, in deren Revier wir gekommen zu sein scheinen. Im ganzen wurden heute 11 erbeutet, darunter zwei ältere Exemplare, eines von mir und das andere von Lorenz. Diese beiden wurden im Boote angepürscht, während die anderen alle vom Vorderdeck aus geschossen wurden. Einen eigenen Reiz hat das Anfahren im Boote. Man kniet ganz vorn im Bug schußbereit, während die zwei oder drei Ruderer das Boot zuerst in schneller Fahrt, dann, wenn man sich der Robbe nähert, immer langsamer fortbewegen. Zuletzt gleitet das Fahrzeug, womöglich durch eine größere Eisscholle gedeckt, fast lautlos auf der spiegelglatten Wasserfläche dahin. Die Stille wird nur durch das in langen Absätzen hörbare Atmen des Meeres, wie es gegen die Schollen rauscht, oder durch ein von der Sonne Strahl losgelöstes, ins

Wasser fallendes Stück Eis unterbrochen. Jetzt biegen wir um die letzte Ecke und die Robbe hebt unmutig den Kopf. Der Moment zum Schusse ist da! Der Schuß muß absolut tötlich in Kopf oder Nacken treffen, sonst gelingt es dem Tiere, das fast immer ganz vorn an der Eiskante liegt, in die schützende Flut hineinzurutschen, wo es in den meisten Fällen untergeht und verloren ist. Nur hie und da gelingt es dem rasch hinfahrenden Harpunier, es mit der Harpune festzumachen.

Meist aber werden die Klappmützen vom Vorderdeck der „Laura" aus geschossen. Der Reihe nach hat immer ein anderer von uns den ersten Schuß. Einmal, als Karli den ersten Schuß hatte, mit dem er seine Klappmütze erlegte, gelang es mir, mit zwei weiteren Schüssen die auf zirka 120 Schritte auf der andern Seite der Scholle liegenden zwei Robben mit Nackenschüssen zu strecken.

Das Schießen dieser harmlosen Tiere tut mir leid, aber da die Mannschaft unseres Schiffes hauptsächlich auf den Erlös aus dem Fette und den Häuten angewiesen ist und wir sie in guter Laune erhalten müssen, da ja der Erfolg der Expedition von ihnen abhängt, bleibt nichts anderes übrig.

Um 7 Uhr abends fällt Nebel ein und wir legen uns mittelst Eisanker an einer Scholle fest.

Samstag, den 2. Juli.

Es herrschte den ganzen Tag Nebel, so daß wir an Eisschollen verankert blieben. Wir wechselten vier bis fünfmal unseren Platz und suchten neue Schollen auf, wenn das vom immer mehr auffrischenden Südwestwind herandriftende Eis uns zu bedrohen schien. Wenn auch die Schraube gestoppt wird und das Schiff scheinbar langsam auf die Scholle losgleitet, so gibt es beim Anfahren doch immer einen tüchtigen Stoß, denn diese Schollen mit ihrer 10 bis 15 Meter betragenden Mächtigkeit repräsentieren eine ganz ungeheure Masse soliden Eises. Ein oder zwei Mann, die am Bugspriet vorangeklettert sind, springen aufs Eis und hacken so schnell als möglich ein Loch hinein, um den Eisanker festzumachen. Einmal riß das Ankertau, und während die „Laura" sich weiter entfernte, blieb ein Mann auf der Scholle zurück, wurde aber bald wieder an Bord gehißt.

Der Tag verging eintönig bis auf ein kleines Intermezzo: wir hatten schon seit einiger Zeit wüsten Gesang in die Kajüte heraufgehört und entdeckten bald im Maschinenraum unseren Koch, den Mannschaftskoch und den Steward Alfred vor drei Gläsern Kognak beim Zechgelage, besonders den Koch schon im Zustande vollster Trunkenheit. Die Folge war, daß letzterer seinen Rausch ausschlafen und der auch nicht mehr ganz nüchterne Steward unsern Lunch und unser Diner bereiten mußte. Wir erteilten ihnen eine tüchtige Strafpredigt und nahmen die Schlüssel der Vorratskammer zu uns.

Der Wind wurde abends immer stärker und blies bis auf Mark und Bein, so daß der Aufenthalt auf Deck höchst ungemütlich war. Mein Thermometer zeigte zwar bloß zwei Grad R. über Null, aber die Feuchtigkeit der Luft erzeugte das Kältegefühl.

Sonntag, den 3. Juli.

Wir wurden durch einen ganzen Hagel von Eisgeschossen, die immerfort auf das Dach der Kajüten und das Deck prasselten, aufgeweckt. Das ganze Takelwerk ist mit Rauhreif überzogen, der jetzt in großen Stücken herabfällt.

Der Wind weht vom Westen her. Endlich günstig, da er das Eis zerteilt. Wir halten den Kurs Nordwest gegen Nord, wieder zurück in das große, offene Wasser, wo wir die „Skotia" begegnet haben.

Ein grauer, etwas nebliger, kalter Tag, an dem es in der Kajüte angenehmer ist als auf Deck. — Wir kommen in etwas schwereres Eis, doch gegen Abend flaut der Westwind ab und der Nebel wird immer dichter, so daß wir an einer größeren Scholle anlegen und diese Gelegenheit dazu benützen, die schon halbleeren Wassertanks mit gutem Trinkwasser zu füllen; denn es ist eine in ihren Ursachen noch nicht ganz aufgeklärte Tatsache, daß die auf den Meereisschollen sich bildenden Teiche das beste Süßwasser enthalten.

Montag, den 4. Juli.

Seit 5 Uhr früh sind wir in nordwestlicher Richtung unter Dampf, da der Nebel gewichen und ein sonnenheller Morgen herangebrochen ist. Wir kommen durch schweres Eis — mit vielen „bums", — dann an großen Feldern entlang, die fast wie Festland aussehen. Doch keine Bären werden gesichtet. Dagegen werden ziemlich viele Ringelrobben im Innern großer Schollen auf ebenen Flächen gesehen, wo sie neben ihren Löchern liegen. Der Kapitän teilt uns mit: „It looks very bad; no bears! And you can't get in between the big floes!" (Es sieht sehr schlimm aus; keine Bären! Und Sie können nicht hinein zwischen die dicken Schollen!) Er ist schon etwas verzagt und gibt uns nur dann Hoffnung, das Land zu erreichen, wenn durch drei bis vier Tage ein starker Westwind wehen würde. Eine kleine Hoffnung knüpft er auch an die Springflut, welche um den Neumond (6. Juli) herum das Meer in größere Bewegung bringt und dadurch das Eis auseinandertreibt. Er hat von der Tonne aus das Kap Hold with hope zirka 60 Seemeilen entfernt gesichtet.

Zu Mittag wird es wieder neblig und wir stoppen in einem größeren See, zuerst an einer, später an einer anderen Scholle.

Dienstag, den 5. Juli.

Auch heute liegen wir an einem ungeheuren Eisfelde an zwei verschiedenen Stellen fest, da Nebel herrscht, den die oben hell scheinende Sonne nicht durchdringen kann. Wir machten vormittags einen kleinen Rekognoszierungsspaziergang und nachmittags versuchte ich, eine Bartrobbe anzupürschen, doch umsonst. Das Gehen auf

den Schollen ist sehr schwer, man sinkt oft bis zum halben Schenkel ein. Karli schießt abends eine nahe vom Schiff herausguckende Ringelrobbe.

Mittwoch, den 6. Juli.

Früh wieder das Herabprasseln des Rauhreifes auf Deck und Kajütendach. Wir sind in Bewegung, da die Sonne den Nebel zerteilt hat. Während des Frühlichts wird ein Bär auf einem großen Eisfelde gesehen; als wir auf die Kommandobrücke gelaufen waren, konnten wir ihn deutlich mit dem Glase ausnehmen, wie er — hie und da von emporstehenden Eisschollen verdeckt — dahinspazierte. Er fing oft Wind und wir entdeckten, daß er in der Pirsch auf eine Ringelrobbe begriffen war. Indessen war das Boot mit zwei Leuten an das Eis gefahren und diese begannen nun den Bären zu umgehen. Er war immer näher an die Robbe herangeschlichen, zuletzt machte er einige Sprünge — zu spät! Seine Beute war blitzschnell ins Loch geflüchtet. Enttäuscht blieb er stehen. Da kamen auch schon die Matrosen heran. Der Bär wurde in schwerem Galopp vor ihnen flüchtig, gerade aufs Wasser zu. Die „Laura" war schon ein Stück längs des Eisfeldes gefahren und jetzt sahen wir den Bären im Wasser. Bald waren wir in seiner Nähe, Karli gab ihm vom Bug aus einen Schuß in den Nacken, und da das Tier noch weiter rannte, einen zweiten, worauf der Bär den Kopf ins Wasser fallen ließ und dahintrieb. An Bord gehißt, erwies er sich als junge Bärin. — Diese Art, Eisbären bequem vom Dampfer aus zu schießen, erscheint uns als ein recht zahmes Vergnügen und nicht sportmäßig, — aber auf andere Weise wäre das Tier nicht zu bekommen gewesen.

Bald darauf wurde wieder ein einzelner Bär entdeckt, aber weit drinnen, mitten auf einem Eisfelde, und der Kapitän sagte, dieser müsse angepirscht werden. Karli war wieder am Schusse (da sein Eisbär ein Weibchen gewesen) und ich beschloß, ihn zu begleiten. Leider wurden uns auch noch vier Matrosen mitgegeben, die, wie ich gleich befürchtet hatte, die Pirsch verdarben. Wir sahen den Bären zirka 800 bis 1000 Schritte entfernt auf einem großen Eishügel stehen und beobachteten ihn lange im Schnee zusammengekauert. Er schien uns schon wahrgenommen zu haben, da er meist in unsere Richtung äugte. Sein schwarzer Windfang war wie das Schwarze auf einer gelben Scheibe anzusehen. Karli versuchte eine Umgehung nach links, während zwei der Leute nach rechts schlichen. Diese scheint der Bär wahrgenommen zu haben, denn er ging zwar im Schritt, aber ohne sich aufzuhalten, davon. Wir konnten ihn noch einige Male sehen, aber da er jetzt in den schlechten Wind kam, war er verloren. Die beiden Leute hätten ganz gut auf ihn schießen können; der Kapitän war über sie sehr aufgebracht und machte sie bei unserer Rückkehr ordentlich herunter. Aber die Pirsch war doch ganz spannend und der forcierte Spaziergang in heißer Sonne eine gute Bewegung gewesen, die uns recht warm gemacht hatte.

Nun fiel wieder Nebel ein, und obgleich oben die Sonne strahlte, war uns doch die nächste Aussicht genommen, so daß wir an einer Eisscholle anlegten.

Lorenz schoß wieder einen Sturmvogel zum Präparieren und machte vergebliche Schüsse auf Ringelrobben. — Wir wechseln noch einmal Scholle und liegen dann fest. Es ist ein stiller Abend mit herrlichen, gelblich fahlen Lichteffekten.

Donnerstag, den 7. Juli.

Heute ist wieder echter, warmer Sonnentag und wir kreuzen in südöstlicher Richtung. Außer „Skotia" werden noch zwei weitere Schiffe von der Tonne aus gesichtet und zeitig in der Früh Wollaston-Vorland, wie der Steuermann sagt, oder Kap Hold with hope, wie der Kapitän meint. Nachmittags kommen wir der „Skotia" und ihrem Begleitschiff immer näher, während das kleine Segelschiff in der Ferne zu sehen ist. Wir fürchten schon einen dritten Besuch unserer Bemannung auf der „Skotia", doch wir fahren zwischen beiden Schiffen durch. Auf einer Scholle mit viel glattem Jungeis sehen wir gegen hundert Ringelrobben auf dem Eise. — Der Nebel scheint heranzukommen, und zwar sehr schnell; ich sehe eben noch einen der beiden Walfischfahrer und will ihn gerade durchs Perspektive anschauen, als er auch schon spurlos im Grau verschwunden ist. Wir fahren noch ein Stück und legen dann an einer Scholle an. Da ich abends sehe, daß der Bootsmann den Kapitän mit einer Medizin besucht, frage ich bei ihm nach und erfahre, daß er nach seiner Beschreibung starkes Sodbrennen habe; hoffentlich ist's nichts Ärgeres.

Freitag, den 8. Juli.

Kalter Südwestwind, kein Nebel, aber bedeckter Himmel. Wir halten auf das kleine Segelschiff zu und kommen ihm endlich so nahe, daß der Kapitän hinüberrufen kann, ob das Schiff bald nach Norwegen (denn als Norweger hatten sie es erkannt) zurückkehre. Als wir erfahren hatten, daß es Mitte Juli heimwärts segle, baten wir den Kapitän, zu uns an Bord zu kommen, um Briefe von uns in die Heimat mitzunehmen. Der Kapitän und einer seiner Leute ruderten in ihrem kleinen Boote herüber und wurden an Bord der „Laura" empfangen. Es war Kapitän Johann B. Brandal von Brandal i Sündmör, der mit dem Kutter „Fryd" von Alesund seit dem 8. April hier im Eismeer auf der Seehundsjagd begriffen war. Die beiden sympathischen Norweger, von denen der eine voriges Jahr in Grönland überwintert hatte, wurden mit Zigarren und Whisky bewirtet und versprachen unsere Briefe aufzugeben, sobald sie Ende Juli nach Norwegen zurückgekehrt seien. Leider konnten wir uns nicht mit ihnen verständigen und erfuhren nur durch unsern Kapitän, daß sie schlechte Jagd gehabt und bloß 300 Robben und einen Eisbären erbeutet hatten. Nachdem sie und ihr kleines Schiff noch photographiert worden waren, fuhren sie wieder auf ihre schwimmende

Heimat zurück, auf der sie nun schon drei Monate im Eismeere gekreuzt hatten.

Nachdem wir — vergeblich nach Bären ausspähend — noch einem langgestreckten Eisfelde entlang gefahren waren, setzten wir die Segel auf und richteten unseren Kurs wieder hinauf nach Nordosten. Wegen Nebel legten wir bald an einer Eisscholle an. Und nun geschah etwas, das beinahe den Untergang des Schiffes herbeigeführt hätte. Ich war eben bei der Tür unseres Kajütenganges, als das Schiff heftig wie auf hoher See zu schaukeln begann und gleich darauf lautes Rufen und Laufschritte hörbar wurden. Ich stürzte auf das Vorderdeck und hatte dort einen unvergeßlichen Anblick, verlebte aber auch einige ängstliche Minuten. Die hochaufgetürmte Scholle schien, in mehrere hausgroße Stücke zerteilt, auf uns zu stürzen, während die See wild aufwogte. Es war, als wenn das Meer hier plötzlich von außen durchgebrochen wäre und uns in seiner hohen Brandung, die große Eisstücke vor sich herwälzte, wegspülen wollte. Der Kapitän hatte schnell den Befehl erteilt, das Ankertau, mit welchem der Eisanker auf der Scholle befestigt war, zu kappen und im selben Moment Konterdampf zu geben, so daß wir, während immer neue Eisstücke ins schäumende Meer stürzten und sich langsam drehend umwälzten, uns von diesem Orte des Schreckens entfernten. Lange noch wogte die See und war jetzt dort, wo früher freies Wasser gewesen, mit größeren und kleineren Schollen bedeckt. Der Kapitän erklärte mir nun die Ursache des unerwarteten Ereignisses: ein riesiges Stück des tief unter Wasser reichenden Eisfußes war durch den heute wehenden starken Südwestwind, der die ganze Scholle gelockert hatte, losgebrochen worden und stieg unweit der „Laura" 5 bis 6 Meter hoch aus der Tiefe empor. Dadurch war dem ganzen Aufbau der locker übereinandergetürmten Schollen und Eisblöcke der Boden entzogen und sie stürzten ins Meer, das wie im Sturme aufwogte und kochte. Wenn dieses Stück Eisfuß von der Größe eines Schiffes, welches nun umgekehrt wie ein großer, grüner Walfisch schwamm, beim Herausfahren aus der Tiefe die „Laura" getroffen hätte, wäre, wie der Kapitän sagte, ein großes Leck unausbleiblich gewesen. Nachdem sich die See beruhigt hatte, ruderten einige Mann mit dem Boote wieder hin, um den gekappten Eisanker zu holen, und wir dampften ein Stück weiter, um uns an einer besseren Scholle zu verankern.

Lorenz schoß eine Teiste oder Grillumme — einen reizenden kleinen, metallisch grün gefärbten Taucher mit weißgeränderten Flügeln und hochroten Ständern.

Samstag, den 9. Juli.

Grauer, bedeckter Himmel, aber wenig Nebel. Wir richten den Kurs endlich wieder gegen Nordost, kommen aber bald in sehr dichte Schollen, wo es nicht ohne ordentliche Püffe abgeht, bis wir wieder in offenes Wasser kommen. Für jemand, der mit der Navigation im

Eise nicht vertraut ist, erscheint es als Unmöglichkeit, durch solches Eis zu fahren. Doch hier wird eine Scholle durch Anfahren langsam nach links gedreht, dort eine andere nach rechts. Bald fährt man nach rückwärts, um den gefährdeten Propeller aus der Nähe eines Eisfußes zu bringen, bald wird eine kleinere Scholle einfach gerammt und in zwei Teile gespalten; die dumpfen Stöße, das Scheuern des Kieles und der Schiffswand am felsenharten blauen Eise sowie das Gurgeln, Zischen und Rauschen des Wassers und des Eises wollen kein Ende nehmen. — Endlich waren wir wieder in offenes Wasser gekommen und konnten uns beruhigt zum längst gemeldeten Lunch setzen.

„Björn!" rief der Kapitän, als er die Wanten herabkletterte, und das Boot mit dem Steuermann und dem Harpunier Richard wurde ausgesetzt; sie sollten den Bären ins Wasser treiben, indem sie ihn mit dem Winde angingen. Wir konnten den Bären nur hie und da entdecken, da große, bergige Schollen ihn unsern Blicken entzogen. Da kam er wieder zum Vorschein, sicherte, lief eine Strecke im Galopp, setzte sich dann auf die Hinterpranken und sicherte wieder, sich hochaufrichtend; endlich stürzte er sich ins Wasser, das hoch aufspritzte. Er nahm aber die Richtung nicht hinaus zu, gegen das offene Wasser, sondern übersetzte eine größere Bucht; wir waren mit der „Laura" noch über 200 Schritte von ihm entfernt, als er, zuerst unter eine kleinere Scholle tauchend, aufs Eis herausstieg. Er schien für Karli, der am Schusse war, verloren, doch als er nach einigen Sprüngen noch einmal sichernd stehen blieb, erreichte ihn die Kugel etwas rückwärts und er verschwand nach einem guten Schußzeichen hinter aufgetürmten Schollen.

Alles war mit dem Bären beschäftigt gewesen, so daß die „Laura", zwar langsam, aber schnurgerade auf ein hohes Eisvorgebirge losfuhr. Der Bugspriet, der krachend in die schneebedeckten Schollen fuhr, schien verloren. Schon bog er sich deutlich, als der Bug des Schiffes auf den Eisfuß aufrannte, wodurch dieses stehen blieb.

Die im Boot schnell an die Scholle rudernden Leute zogen bald den verendeten Bären ins Boot und brachten ihn an Bord. Es war wieder eine Bärin, wenn auch eine etwas größere als die letzte, obwohl wir alle geglaubt hatten, einen Bären zu erkennen. Es ist schwer, die Stärke eines Bären richtig zu beurteilen, da man in dieser Eiswüste keinen Maßstab hat. — Das war ein Tellschuß gewesen: wohl 200 Schritt, und dazu das Zittern des Schiffes, das in voller Fahrt war!

Gegen Abend wieder der obligate Nebel, der uns zwang, an einer Scholle festzulegen. — Gerade bevor wir uns schlafen legten, setzten uns zwei Narwale, die mit einem merkwürdigen Grunzen wie Delphine hie und da aus den spiegelglattem Wasser auftauchten, in Aufregung. Doch sie entfernten sich immer weiter vom Schiff, so daß ein halbwegs sicherer Schuß nicht möglich war.

Sonntag, den 10. Juli.

Karli und ich waren sehr erstaunt zu hören, daß wir im Laufe der Nacht wieder ein gutes Stück weitergefahren waren. Wir hatten so gut geschlafen, daß wir nichts davon gemerkt hatten. Es herrschte Nebel, aber die Sonne schien von oben so kräftig darauf, daß wir auf baldiges Aufklären hoffen konnten. Karli und Lorenz benutzten den Vormittag, um eine Pirsch über das Eis auf Ringelrobben zu machen, doch die Tiere salvierten sich vorzeitig in ihr Loch. Sie liegen nämlich, wenn sie sich weiter weg vom Rande des Eises aufhalten, immer unweit eines von ihnen selbst stets offengehaltenen Loches, das oft mehrere Meter tief durch das Eis führt. Es war sehr unterhaltend, die beiden Jäger vom Schiffe aus zu beobachten, wie sie oft tief gebückt dahinschlichen und sich dann wieder über die einzuschlagende Richtung berieten. — Nachmittags waren wir wieder auf der Fahrt nach Norden begriffen. Es war herrlich warm und sonnig, das Meer glatt wie ein Spiegel und ein wahrer Sonntagsfriede schien über der arktischen Landschaft zu liegen. Wir sahen auf einer größeren Scholle viele Ringelrobben und häufig auch Klappmützen, einige ganz nahe vom Schiffe. Doch wurden diese harmlosen Geschöpfe heute zu meiner größten Genugtuung in Frieden gelassen. Bloß eine Bürgermeistermöve und ein kleiner Krabbentaucher wurden von Lorenz, wenn auch vergeblich, beschossen. Die „Skotia", ihr Schwesterschiff und die kleine „Fred" werden von der Tonne aus wieder einmal gesichtet.

Der Abend war von einer wunderbaren Klarheit und die Beleuchtung spottete aller Beschreibung. Das Meer war in nächster Nähe tief dunkelblau, fast schwarz, während es in der Ferne durch den Wiederschein des Himmels lichtgrün-safrangelb und goldig schimmerte. Das Eis der Schollen leuchtete in azurblau und flaschengrün und der sie bedeckende Schnee war zartviolett und rosa gefärbt. Es war einzig schön! Dazu diese Stille, nur unterbrochen durch das Abbröckeln des Eises oder den Plumser eines tauchenden Seehundes, der seine Neugier befriedigt hatte. Die „Skotia", auf welche wir im spitzen Winkel zugesegelt waren und die auch den Kurs gegen Nordosten einzuschlagen schien, war allmählich immer näher gekommen und zuletzt segelten wir nur wenige hundert Schritt voneinander entfernt weiter. Auch das zweite Schiff kam von Süden schnell herauf. Wenn nur keine zu große Annäherung mit darauffolgendem Bacchanale entsteht!

Die „Skotia" drehte endlich bei und schien das Wettsegeln mit uns aufgeben zu wollen (beide Schiffe waren zuletzt unter fast allen Segeln gefahren) und wir hatten bald einen guten Vorsprung. — Später sahen wir noch 4 bis 5 Narwale, die, mehrmals aus dem Wasser schießend und dann auf immer verschwindend, auf der Wanderung begriffen schienen.

Der letzte Trost.

Ballade von **Richard Seyß-Inquart.**

Das Blachfeld dampft von Blut und Brand
Und heiliger Landsknechtnot,
Da liegen an Hundert auf schwäbischem Sand
Und ringen mit Leben und Tod.

Jörg Reutenbach, der trotz'ge Gesell,
Stöhnt auf in dumpfer Qual,
Ihm schlug aus der Brust den rieselnden Quell
Ein zornwilder Bauernstahl.

Jörg wirft sich schauernd her und hin,
Er findet nicht Ruh' noch Rast.
Die Wunde brennt, doch im Herzen drin
Brennt heißer der Sünde Last.

„He, Troßbub!" seufzt er sterbensbang,
„Den Feldscher brauch ich nicht!
Mir hilft kein Kraut und kein Fiebertrank,
Mein elendes Leben zerbricht.

Und bricht mein Leben, was liegt daran,
Wenn die Seele gen Himmel fährt?
Den Mönch hol' mir, den Feldkaplan,
Daß er Trost meiner Seele gewährt!"

Der Troßbub eilt in gähem Lauf,
Er hastet von Zelt zu Zelt.
Es sinkt die Nacht, da flackert auf
Ein Lichtlein auf weitem Feld.

Ein Licht, von Glockensang umkost,
So mild wie ein zitternder Stern,
Ein Priester bringt zu letztem Trost
Den heiligsten Leib des Herrn.

Nun hält das Licht. — Jörg schrickt empor, —
Welch goldiger Himmelsschein?
„Freund!“ mahnt es leise an sein Ohr,
„Herr Christ kehrt bei euch ein!“

„Herr — Christ — kehrt ein . .“ Jörg sagt es nach
Voll glaubenstiefer Glut.
Da wird sein brechendes Leben wach,
Sein schlummernder Landknechtsmut.

„Habt Dank,“ ruft er, „daß ihr mir bringt
Den Heiland zu tröstlicher Zehr!
Das Lied verklingt. Mein Leichnam ringt
Nach Odem wund und schwer.

Das Sterben schafft mir harte Pein
Und höllenbange Frohn.
Kaplan, ihr mögt mein Fürsprech sein
An Gottes ewigem Thron.

Drum hört mein Wort in Gnad' und Huld!
Mich schrecken der Sünden viel,
Ich beichte schlimme Soldatenschuld:
Zorn, Gart und Würfelspiel.

Doch Eines macht mein Herz verzagt
Und weckt mir arge Reu',
Vor Gott und vor euch sei es laut geklagt:
Ich brach dem Freunde die Treu!“

Jörg Reutenpach schöpft Atem tief,
Dann fährt er flüsternd fort.
Als ob eine Totenglocke rief,
So traurig strömt sein Wort:

„Es war zu Wien am Donaustrand,
Dort wohnte die Schultheiß Lies.
Ihr Auge glitzte wie Feuerbrand,
Das Haar wie goldenes Vlies.

Ihr Buhle war der Bogner Veit,
Dem Gott der Herr genad!
Er war mir in sonniger Kinderzeit
Ein artlicher Kamerad.

Und später, als wir für Kaiser und Reich
Erhoben das blinkende Schwert,
Da hat er manch pfeifenden Klingenstreich
Von meiner Stirne gewehrt.

Doch als wir stritten auf welschem Grund,
Ein Flamberg ins Knie mir schlug.
Sie schleppten mich heimwärts sterbenswund,
Das war ein trauriger Zug!

Ich lag zu Wien manch wehen Tag,
Manch fieberschwüle Nacht.
Die Liese, die meiner Wunden pflag,
Hat sorglich um mich gewacht.

Und als ich wieder zu Kräften kam, —
Ich weiß nicht, wie es geschah,
Daß ich die Lies in die Arme nahm
Und ihr in die Augen sah.

Da ward uns so selig, wir faßten es kaum,
Rings knospender Frühlingsflor!
Aus Leidensnacht und Fiebertraum
Stieg uns das Glück empor.

Es war ein singender, klingender Mai,
Ein Lieben, leuchtend und groß!
Kaplan, — daß Gott mir die Sünde verzeih! —
Ich kam von dem Mädel nicht los. — —

Der Lerman scholl zu Kampf und Strauß,
Die Trommeln riefen zum Streit,
Siegjubelnd stürmten die Fähnlein hinaus
Im funkelnden Waffengeschmeid.

Mein Bein war heil. Ich nahm mein Schwert
Und griff nach Wams und Spieß.
Gen Flandern ging's! — Als Treugefährt
Zog mitten im Troß die Lies.

Sie zog durch Fahrnis und Ungefäll,
Der Krieg tat ihr nicht bang:
Sie scherzte und herzte und lachte so hell
Trotz Sturm und Kartaunensang.

Da hat sich uns im rheinischen Land
Gesellt ein böser Genoß,
Es griff die Ruhr mit grausamer Hand
Hinein in den wogenden Troß.

Das Siechtum lief mein Mädel an,
Der ward zum Sterben weh,
Sie hat die Augen zugetan,
Ihr Wangen ward weiß wie Schnee.

Die Lies, die mir im Arme lag,
Erlosch wie das Abendrot.
Kaplan, das war mein schlimmster Tag:
Mein lachendes Mädel — tot — —!

Auf fremder Scholle — ein einsam Grab,
Dort schläft das arme Ding.
Das letzte, was sie mir sterbend gab,
War dieser schimmernde Ring.

Was soll der Ring im Erdenschoß,
Wo mein Leib zu Staub zerrinnt?
Drum macht mir den Reif vom Finger los
Und nehmt ihn als Angebind . ."

Jörgs Finger sind von Narben steif,
Er reicht sie dem Priester dar,
Der löst mit bebender Hand den Reif
Und birgt ihn im weiten Talar.

Rings Stille. — Die Sterne sind aufgewacht
Und kreisen mit flimmerndem Schein,
Jörg Reutenpachs Klage fließt in die Nacht
Mit reuwundem Klang hinein.

„Und kaum mir die Liese genommen war,
Da fuhr ich aus minnigem Wahn
Und sah mit einemmale klar,
Wie weh ich dem Veit getan.

An seine Treue dacht' ich zurück
Und fühlte mit brennender Qual,
Daß ich dem Schwertgenossen das Glück,
Sein Glück aus dem Leben stahl.

Und wieder und wieder dacht' ich an Veit,
Ein Angstruf durchs Herz mir schrie:
‚Jörg, wenn dir jener nicht verzeiht,
Vergibt auch Gott dir nie!'

Das Banner wallte landauf, landab,
Wir zogen kreuz und quer,
Doch wie ich nach Veit auch gefahndet hab,
Ich fand seine Spur nicht mehr.

Mein ganzes Sein war vergiftet, verflucht,
Mein Träumen ein wirrer Tanz,
Vergebens hab' ich Frieden gesucht
Bei Psalter und Rosenkranz!

Ein einzigmal ein sonniger Ton
In meine Tage schlug,
Es war zu Köln, als die Prozession
Den Leichnam Christi trug.

Sie angen ein Auferstehungslied
Von Ihm, der besiegt den Tod,
Da fiel ich zur Erde leidensmüd
Und sah nach dem Engelsbrot.

Und flehte mit inbrunstheißem Sinn:
‚O Gott in Brotsgestalt,
Schau an, wie arm und elend ich bin,
Mich zwingt der Sünde Gewalt.

Wohl will ich büßen, wie sich's frommt,
Doch übe Barmherzigkeit,
Und wenn mein letztes Stündlein kommt,
Dann gib mir ein friedlich Geleit!'

Und als ich so den Heiland bat,
Da ward meine Seele voll Licht
Und es rief eine Stimme: ‚Erlösergnad
Verläßt einen Büßenden nicht!'"

Jörg spricht es fest. Und geisterhaft
Irrt sein Blick zu den Sternen hinauf,
Mit letzter schwindender Heldenkraft
Hebt er sich mühsam auf

Und tastet nach dem Mönchsgewand
Mit Fingern, starr wie Erz.
Da zittert des Priesters blasse Hand
Und stürmisch hämmert sein Herz,

Er faßt Jörg Reutenpach am Arm,
„Jörg!" ruft er, „Gott verzeiht . ."
Da schreit der Wunde: „Daß Christ erbarm, —
Ist's möglich, — du — Bogner Veit!" . .

„Ich bin es, Freund!" — im Nachtwind weht
Das Wort so trostverklärt,
„Jörg, was du vom Sakrament erfleht,
Nun ist dir's reich gewährt!

Der Herr, zu dem meine Seele ging
In Bangnis und Erdenpein,
Der hat uns gelehrt, als am Kreuz er hing:
Vergeben und verzeih'n!"

Der Mönch küßt Jörg auf Stirn und Mund
Und spricht ihn von Sünden frei,
Da blüht dem Landsknecht im Herzensgrund
Ein jubelnder Gnadenmai.

„Dank!" haucht er, „Dank — aus tiefster Brust —"
Dann nimmt er die tröstliche Zehr
Und lächelt in seliger Himmelslust
Und sagt keine Silbe mehr . . . .

Der Priester betet zur selbigen Frist,
Sein Auge voll Tränen brennt:
„Gelobt seist Du, Herr Jesus Christ
Im heiligsten Sakrament!"

Wien-Lainz, im Herz-Jesu-Monat 1912.

Umschau.

Aus Zeitschriften. — Über eine wichtige Frage, die in der jetzt so aktuellen Bewegung gegen die „Schmutz- und Schundliteratur" von besonderer Bedeutung ist, handelt C. Walterbach (Mitglied des bayrischen Landtages) in dem Artikel „Buchhandel und Kolportage" in der Freiburger Sozialen Revue, XII. Jahrgang 1912, Heft 3. „Alle materielle Volkswohlfahrt", sagt Walterbach einleitend, „hat schließlich wenig Wert, wenn es uns nicht gelingt, unser Volk auch geistig zu heben, wenn wir die Massen des Proletariats nicht nur teilnehmen lassen an den Gütern des Wirtschaftslebens, sondern auch an denen des Geisteslebens." Der Verfasser, der schon vor Jahren zum erstenmal eine katholische Kolportage zu Nürnberg ins Leben rief und in vielfachen Artikeln zu der Frage Stellung genommen hat, führt in dem besagten Aufsatze aus: „Die Notwendigkeit einer katholischen, oder sagen wir allgemein einer positiven Kolportage wird von gar niemand bestritten. Auch die Vertreter der Sortimentsbuchhändler (die öfters die Kolportage als störenden Eingriff in ihren Geschäftsbetrieb empfanden) haben zugegeben, daß gegenüber der Flut schlechter Schmutzliteratur ein Gegenstrom guter Volkslektüre in unser Volk geleitet werden müsse." Der Verfasser verweist nun auf die am 17. März d. J. im Münchner Künstlerhause eröffnete Ausstellung zur Bekämpfung der Schundliteratur. „Es ist allerdings auch höchste Zeit, daß auf diesem Gebiete etwas geschieht. In Deutschland werden jährlich zirka 50 Millionen Mark nur für Literaturschundware ausgegeben. In Deutschland und Österreich treiben 45.000 Schauerroman-Kolporteure ihr Unwesen. Für eines dieser Schundwerke, den ‚Scharfrichter von Berlin', der in 130 Lieferungen à 10 Pfg. erschien, wurden drei Millionen Mark eingenommen und über eine Million verdient. Aber schlimmer noch als der finanzielle Schaden ist die geistige und sittliche Brunnenvergiftung durch diese Schandwerke. Die Ausstellung führt uns diese Schundliteratur in ihren ‚hervorragendsten Erzeugnissen' vor. Die Hauptsache bei den Schmutzwerken ist ein zugkräftiger, sensationeller Titel und ein möglichst auffallendes Umschlagbild, das eine besonders verfängliche Szene aus den Inhalte darstellt. Dieser Inhalt ist natürlich lauter einfältiges Zeug und darauf berechnet, die Phantasie des Lesers zu erhitzen und dem Verleger ein einträgliches Geschäft zu ermöglichen. Die Ausstellung führt uns aber auch die Gegenmittel gegen diese volksverhetzende Schundware vor. Nämlich gute und billige Bücher. Hier ist alles vertreten, von Goethe und Schiller angefangen bis zu billigen Zehnpfennigbüchern. Man hat sogar die

Lockmittel der Nick-Carter-Romane, das bunte Bild, den sensationellen Titel im guten Sinne nachgeahmt und damit in den ‚Bunten Büchern‘ ein wirkungsvolles Kampfmittel gegen Schundliteratur geschaffen. Und während zum Beispiel so ein Schundroman komplett manchmal seine 15 Mark kostet, liefert der Insel-Verlag eine schön gebundene Goethe-Ausgabe schon um 6 Mark. So bietet diese Ausstellung eine gar herrliche Illustration zu dem Kapitel der Kolportage in Deutschland, indem sie in drastischen Exemplaren vor Augen führt, was in negativem Sinne zur Vergiftung des Volkes geschieht und wie Abhilfe geschaffen werden könnte, wenn es gelänge, Positives, das wir ebenfalls besitzen, ins Volk zu bringen. Da liegt jedem Besucher die Frage nahe: Wo ist denn die erforderliche Gegen-Kolportage? Was auf katholischer Seite zur Verbreitung guter Literatur geschieht, das hat Hölscher im Buchhändler-Börsenblatt (1912, Nr. 2—10) zusammengestellt. An erster Stelle steht hier der von August Reichensperger angeregte, im März 1844 zu Bonn gegründete Borromäusverein. Die Verbreitung guter Schriften und Bücher hat derselbe sich zur ausschließlichen Vereinsaufgabe gestellt. Er erzielte dies auf eine dreifache Art, dadurch, daß er die katholische Literatur in halbjährig erscheinenden Katalogen bekannt gibt und dabei sich bemüht, seinen Mitgliedern möglichst ermäßigte Preise zu bieten. Sodann dadurch, daß er jedem Mitgliede je nach seinem Jahresbeitrag ein Buch als Vereinsgabe widmet, und ferner, daß er bei Errichtung von Bibliotheken an die Hand geht oder selbst solche errichtet. Durch die erstere Art und Weise ist er mit dem Sortimentsbuchhändler in Konflikt geraten, so daß er schließlich dieselben fallen lassen mußte. Hölscher berichtet darüber also: ‚Wie eben bemerkt wurde, betrachtet der Verein es als eine seiner Aufgaben, den Beteiligten Bücher zu möglichst niedrigen Preisen zugänglich zu machen. Er bezog zu diesem Zwecke zumeist ältere Werke von den Verlegern in größerer Anzahl mit großem Rabatt, den er größtenteils den Beteiligten zugute kommen ließ. Hierdurch zog er selbstverständlich eine Masse Bücherkäufer an sich, die sich diese Vorteile zunutze machen wollten. Daß dadurch vielfach der katholische Buchhandel, besonders das Sortiment, sich geschädigt fühlte, ist begreiflich, und ebenso verständlich war es, daß aus diesen Kreisen dem Verein eine Gegnerschaft erwuchs, die auch öffentlich vertreten wurde. Eine kurz vorher gegründete ‚Vereinigung der Vertreter des katholischen Buchhandels‘ richtete im Juni 1906 an den Vorstand des Borromäusvereines eine Eingabe, in welcher mitgeteilt wurde, daß der Börsenverein der deutschen Buchhändler zu Leipzig wegen ihrer Lieferung an den Borromäusverein an die Verleger herangetreten sei. Den Satzungen des Börsenvereines entsprechend vertrete dieser die Auffassung, daß der Katalog des Borromäusvereines ein öffentliches Angebot von Rabatt und eine Mißachtung der Ladenpreise darstelle, ‚für deren Anerkennung der Börsenverein im Interesse eines gesunden, existenzfähigen Sortimentsbuchhandels seit Jahren mit aller Energie kämpfe‘. Er sehe ‚in dem Abgehen von den Ladenpreisen eine fortgesetzte schwere Schädigung namentlich des katholischen Sortimentsbuchhandels‘. Die Kataloge, die den Mitgliedern zur Auswahl der Bücher zur Verfügung gestellt wurden, enthielten damals schon 10.000 Titel. Die katholischen Verleger gaben der Hoffnung Ausdruck, daß der Borromäusverein seine bezüglichen Bestimmungen in der Weise ändere, daß Bücher, deren Ladenpreis nicht allgemein aufgehoben worden

sei, nicht mehr unter diesem Ladenpreis abgegeben würden. Dieser Änderung stimmte der Vorstand des Borromäusvereines zu und stellte den Verkauf von Büchern zu herabgesetzten Preisen mit dem 31. Dezember 1906 ein, behielt sich aber vor, ‚seinen Mitgliedern und Vereinsbibliotheken die Anschaffung von guten Büchern zum Ladenpreis oder zum herabgesetzten Ladenpreis zu ermöglichen'. — Die zweite größere Vertriebsstelle ist die St. Josefs-Bücherbruderschaft zu Klagenfurt in Kärnten, die zu Rosenheim in Bayern eine deutsche Filiale besitzt. Dieselbe ist auf einer ganz anderen Grundlage aufgebaut als der Borromäusverein. Während dieser sich bemüht, Literaturerzeugnisse jeglicher Art, soweit sie katholisch sind oder doch dem katholischen Grundsatze nicht widersprechen, zu verbreiten, gibt jene dem Mitgliede nur Bücher des eigenen Verlags, und zwar nicht nach freier Wahl und einem bestimmt festgesetzten Buchhändlerpreise. Wer Mitglied der Bruderschaft ist, zahlt jährlich 2 Mark und bekommt dafür fünf von der Vorstandschaft zu diesem Zwecke herausgegebene Bücher, die sich jedes Jahr ändern. Daß darin eine große Konkurrenz gegen den katholischen Buchhandel, und zwar sowohl gegen Sortiment und Verlag wie gegen die Kolportage besteht, kann wohl nicht bestritten werden. Wenn gesagt wird, die Bücherbruderschaft bringe ihre Literatur in Kreise, die dem Buchhandel fernstehen, so mag dies bis zu einem gewissen Prozentsatze ganz gewiß wahr sein, aber falsch ist, wenn sie behauptet, sie leite diese ihre Leser zum Kaufe weiterer Literatur an. Im Gegenteil, sie verzieht dieselben durch die abnorm billigen Preise, zu denen kein Verleger ein Buch herstellen, kein Sortimenter verkaufen kann. Die Bücherbruderschaft kann es, da sie mit einem ganz bestimmten Absatze und folglich mit einer bestimmten Riesenauflage rechnen kann und für den Betrieb, der um Gotteslohn geschieht, nichts aufzurechnen braucht. Gegen diese Form der katholischen Kolportage habe ich mich deshalb immer gewendet, ebenso wie gegen die Kalender- und Zeitschriftenkolportage, die von manchen Missionsgesellschaften betrieben wird. Die Klagen, die darüber aus allen Pfarrhöfen Deutschlands kommen, sind zu allgemein, als daß sie hier eigens erwähnt werden müßten. Ich wiederhole nur das eine: entweder übernehme man die Kolportage das ganze Jahr hindurch oder lasse es ganz sein, denn durch die Teilkolportage schadet man nicht allein dem Sortiment, sondern macht auch eine regelmäßige Kolportage unmöglich. Ich kann letzteres auf Grund reicher Erfahrung nur immer wiederholen. Ob es aber für einen Ordensbruder möglich ist, das ganze Jahr in der Kolportage auf der Wanderschaft zu sein, will ich hier nicht erörtern. Das ist Sache der Ordensobern und der kirchlichen Oberbehörden. Man verweise auch nicht auf die Notwendigkeit, den Missionsanstalten finanzielle Mittel zuzuführen. Ich bin der letzte, der diese Mittel streitig machen wollte; aber ich meine, sie müßten auf einem anderen Wege aufgebracht werden, und ein Weg, der uns das Mittel verschließt, unserem eigenen Volke die geistige Nahrung zu bieten, deren es bei der großen Volksvergiftung eindringlicher denn je bedarf, könne und dürfe auf die Dauer nicht eingeschlagen werden. Hölscher erwähnt dann die Bibliotheksarbeit der Preßvereine, insbesondere desjenigen in Bayern. Es kann nicht bestritten werden, daß gerade diese ‚Bibliotheksbewegung' einen großen Erfolg aufzuweisen hat und daß auf diesem Wege ungemein viel Literatur in unser Volk getragen wird. Der General-

sekretär des katholischen Preßvereins für Bayern, Dr. Ludwig Müller, hat den Nachweis erbracht, daß die Freimaurerei auf diesem Gebiete eine außerordentliche Tätigkeit entfaltet und eifrig bemüht ist, ‚ihre' Literatur in das Volk zu tragen. Daß wir speziell in Bayern hier nicht ins Hintertreffen geraten sind, bleibt ein dauerndes Verdienst unseres katholischen Preßvereines. In 200 Bibliotheken stellt er zusammen 460.000 Bücher dem lesebedürftigen Publikum zur Verfügung. Auch dagegen hat sich anfangs der katholische Buchhandel, insbesondere Waibel, gewendet. Gerade hier aber hat er, wie ich ihm schon damals erklärte, Unrecht behalten. Gerade das Gegenteil hat die Erfahrung vollauf bestätigt. Das Lesebedürfnis und damit das Abonnement auf Zeitschriften und der Kauf von Büchern ist gewachsen. Verlag und Sortiment hatten hiervon namhafte Vorteile. Die Kolportage der Standesvereine und der Volksvereine sind heute in den meisten Fällen die einzige katholische Kolportage. Dieselben sind zu bekannt, als daß man sie eigens hervorheben müßte. Hölscher berichtet auch von dem eigenartigen Verfahren, das wir im Verbande süddeutscher katholischer Arbeitervereine seit einigen Jahren besitzen unter dem Namen ‚Broschürenvertrieb mit Prämienverteilung'. Es ist eine Art Verlosung, bei der jeder Abnehmer für seinen ‚Prämienzettel' eine Broschüre erhält, gleichzeitig aber noch teilnimmt an einer Verteilung von Prämien, die am Schlusse des Vertriebes an diejenigen Vereine erfolgt, welche am meisten Zettel abgesetzt haben. Diese Prämien bestehen nicht allein aus Büchern, sondern auch aus andern Wertgegenständen, wie Fahrrad, Nähmaschine und dergleichen. Man mag über diese Art und Weise des Büchervertriebes vielleicht den Kopf schütteln, aber man muß sagen, daß sie bis jetzt Erfolg hatte und in einem Jahre mehr denn 20.000 Broschüren und Bücher mit einem Schlage unter die katholische Arbeiterbevölkerung brachte. Ja, heute muß man leider sogar sagen, daß sie neben der Kolportage des Volksvereins die einzige katholische Kolportage ist, die wir in Deutschland besitzen. Die St.-Josephs-Bücherbruderschaft kann man aus den schon dargelegten Gründen für keine eigentliche Kolportage ansehen, ihre Nachahmungen in Deutschland sind nie lebensfähig geworden und die Versuche zur eigentlichen Kolportage sind leider alle wieder zugrunde gegangen. Hölscher berichtet über den ersten Versuch eigentlicher katholischer Kolportage, den ich vor etwa acht Jahren in Nürnberg gemacht habe. Der erste, der auf meine Veranlassung hin den Gedanken einer katholischen Kolportage in größerem Sinne aufgriff, war mein lieber, in Gott ruhender Freund Msgr. Lorenz Huber in München. Er gründete den ‚Münchner Volksschriftenverlag', gab die ‚Münchner Volks- und Jugendschriften' heraus und setzte von den letzteren in den ersten fünf Jahren fast eine halbe Million ab. Er gab auch den ersten ‚christ-katholischen Schundroman' heraus in der Erzählung ‚Im Zeichen der Jakobinermütze'. Leider ist auch hier wahr, was Hölscher schreibt: ‚Auch über dem großen Münchner Unternehmen waltete kein glücklicher Stern'. Ich könnte diesen Stern ganz genau bezeichnen, er steht mit der Kolportage nur in finanziellem Zusammenhange, hat aber sonst gar nichts mit ihr zu tun. Wäre dieser Unglücksstern nicht aufgegangen, besäßen wir heute in dem Münchner Volksschriftenverlage eine katholische Kolportage, um die uns die Gegner beneideten. Auch dem ‚Neunkirchner Kolportageverlag' ist es nach dem Berichte Hölschers trotz guter

Anfänge nicht besser ergangen. Ich weiß aber nicht, ob man diesen Vorgang als typisch auffassen darf; ich habe gleich zu Anfang an das Emporblühen dieses Instituts nicht geglaubt infolge der Eigenart seiner Einrichtung, zum größeren Teile aber infolge der besonderen Verhältnisse, unter denen es entstanden war. Eine katholische Kolportage in Deutschland, die eine bestimmte ‚Richtung' hat, wird sich nie entwickeln können. Die übrigen Versuche in Köln, M.-Gladbach usw. haben keine beachtenswerte Bedeutung erlangt. Und so stehen wir Katholiken trotz der vielfach mühsamen Arbeit genau dort, wo wir vor acht Jahren standen, wir haben in Deutschland keine eigentliche Kolportage, und wenn wir nicht die Kolportage des Volksvereins, der Standesvereine, des Caritasverbandes und ähnliche hätten, besäßen wir überhaupt nichts, um die große Flut der Schmutz- und Schundliteratur abzuwehren." . . . . „Daß die katholische Kolportage ‚die vitalsten Interessen der Kirche' berührt, ist heute mehr denn je eine Tatsache. Schon im Jahre 1902 wurde auf dem Katholikentag zu Mannheim folgender Antrag angenommen: ‚Unter den Veranstaltungen, die die Hebung der Volksbildung erstreben, hat sich auch die Einrichtung einer katholischen Kolportage, wie sie in einzelnen Städten bereits durchgeführt ist, als ein besonders geeignetes Mittel erwiesen. Derselben muß eine um so höhere Bedeutung zuerkannt werden, als die Kolportage glaubensfeindlicher und sittenloser Bücher, Schriften und Zeitungen immer größere Verbreitung gewinnt und bei dem allgemeinen großen Lesebedürfnis auch im katholischen Volke Eingang findet.' Es ist heute nicht anders geworden. Wenn man aber die gemachten Erfahrungen anschaut, so kann wohl mit Recht die Frage aufgeworfen werden: Ist denn eine katholische Kolportage in Deutschland überhaupt möglich? Man kann nur dann diese Frage richtig beantworten, wenn man genau weiß, was unter einer katholischen Kolportage zu verstehen ist. Man wird darunter wohl das verstehen müssen, was man unter Kolportage im allgemeinen versteht, nur auf dem Boden katholischer Grundsätze. Die Kolportage ist der Verschleiß von Literaturerzeugnissen an die einzelnen Käufer, und zwar nicht dadurch, daß man dieselben zu sich in einen Laden kommen läßt, wie es der Sortimenter macht, sondern indem man ihnen dieselben durch Kolporteure zuträgt. Während daher das Sortiment unter die ansässigen Kaufleute zu rechnen ist, muß die Kolportage zu dem Hausierhandel gezählt werden. Im Kampfe gegen den Hausierhandel ist es aber allgemeine Ansicht, daß es unmöglich und ungerecht wäre, denselben überhaupt zu verbieten, sondern daß man denselben mehr als bisher von der Bedürfnisfrage abhängig macht. Die Bedürfnisfrage wird bei der katholischen Kolportage von gar keiner Seite geleugnet. Schon in dieser Begriffserklärung liegt ein Beweis, daß Buchhandel und Kolportage sich nicht gegenseitig ausschließen. Von einer Konkurrenz kann also nach den hauptsächlichen Arbeitsgebieten höchstens in zwei Fällen gesprochen werden: daß nämlich die Kolportage den kleinen Buchhändlern auf dem flachen Lande oder auch den Buchbindern in den einzelnen Ortschaften, die auch Bücher verkaufen, Konkurrenz machen könnte. Das ist aber nicht der Fall, denn eine kluge Kolportagezentrale wird froh sein, wenn sie diese Leute als Kolporteure erhält, und diese werden selbst um einen niedrigeren Prozentsatz des Gewinnes das Risiko an die Kolportagezentrale abtreten. Man kann deshalb auch nicht von ‚Auchbuchhändlern' reden, wenn man nicht diesen kleinen Leuten die Existenzberechtigung absprechen

oder einer Kolportage die Kolporteure versagen will. Auch die Kolportagezentralen können nicht als Konkurrenz der Sortimenter angesehen werden, denn ihre Zahl wird naturgemäß sehr klein sein und ihr entwickeltes Absatzgebiet und die große Arbeit ihres Spezialgeschäftes wird sie daran hindern, dem Sortiment besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Dann aber liegt es doch in der Natur jeglicher Kolportage, daß sie sich an die breiten Massen des Volkes wendet. ‚Die organisierten wie die nichtorganisierten Geistlichen', die ‚Bibliothekare', ‚die gebildeten Katholiken', ‚die katholische Geschäftswelt', ‚das Antiquariatsgeschäft', kurzum alles, was in eine Buchhandlung kommt, weil es aus sich heraus ein Literaturbedürfnis hat, scheidet von vornherein aus. Es wird ja vorkommen, daß ein Kolporteur auch hie und da einmal an solche Leute verkauft, aber es wird niemand behaupten wollen, daß deshalb der katholische Sortimentsbuchhändler gefährdet sei. Die Masse des Volkes aber findet gar nicht oder doch nur selten den Weg in eine Buchhandlung. Das Volk liest gern und viel, aber nur dann, wenn ihm der Lesestoff unter die Augen gehalten und zugetragen wird. Das kann aber das Sortiment nicht, sondern dazu ist die Kolportage notwendig. Auf denjenigen Bücherkonsum, welchen die Kolportage weckt, hat das Sortiment gar keinen Anspruch, weil es denselben gar nicht erreichen kann; es ist deshalb auch falsch, zu glauben, daß die Kolportage ‚die neu geweckten Kreise von den Geschäften abhalte', denn wer meint, man könnte dieselben dem Sortimente zuführen, kennt unser Volk und seine Lebensart nicht. Was in der Kolportage gewonnen wird, muß auch in der Kolportage dauernd befriedigt werden. So kommen Buchhandel und Kolportage von selbst nebeneinander, wie sie auch in nichtkatholischen Kreisen längst nebeneinander bestehen. Wie kann nun eine katholische Kolportage in Deutschland erstehen? Auch zu dieser Frage möchte ich meine gemachten Erfahrungen beifügen. Hölscher hält für das erste Erfordernis einer katholischen Kolportage in Deutschland eine entsprechende Summe Geld. Es ist gewiß wahr, daß man ohne Geld eine Kolportage im großen Stile nicht durchführen kann, wenn ich auch die Begründung Hölschers nicht für durchschlagend ansehen kann. Er meint, „der Kampf gegen die Schundliteratur ist ein regelrechter Krieg', und dazu braucht man Geld. Er will wohl damit sagen, daß die Konkurrenz der gegnerischen und schlechten Kolportage so groß ist, daß man dieselbe nur mit enormen Geldmitteln überwinden kann. Der Anschauung bin ich nicht. Die Konkurrenz ist nicht in allen Stücken so übergroß, wie man annimmt, und auch nicht so stark, daß man sie nicht überwinden könnte. Man darf den Gegner nicht unterschätzen, aber man soll ihn auch nicht überschätzen, weil darin die Gefahr liegt, daß man im eigenen Lager mutlos wird. Dazu aber ist für uns Katholiken gar kein Grund vorhanden. Ich betone dies auch nach den gemachten negativen Erfahrungen und kann dies deshalb so bestimmt tun, weil ich genau die Gründe kenne, welche die katholische Kolportage fehlschlagen ließen. Es war bei keinem Falle in erster Linie der Geldmangel. Nicht die Konkurrenz hat unsere katholische Kolportage nicht aufkommen lassen, sondern die Gründe dafür lagen auf einem ganz anderen Gebiete; man wird sie bald finden, ohne daß ich sie nenne, wenn man meine folgenden Ausführungen aufmerksam liest. Ich betone diesen Umstand hauptsächlich deshalb, weil hie und da die Meinung aufgetaucht ist es sei die katholische Kolportage eine finanziell verlorene, durchaus unrentable

Sache. Das ist falsch. Die Kolportage fordert im Anfang Geld, und zwar größere Summen, denn man muß große Posten auf einmal von demselben Buche oder derselben Broschüre kaufen und möglichst bar bezahlen, um einen möglichst hohen Rabatt zu erzielen; jeder Kolporteur muß doch wenigens für einige Mark Bücher im Vorrat haben, und das macht bei der großen Zahl der Kolporteure viel aus; es geht auch im Betrieb manches verloren, es kommt nicht alles Geld herein, und wenn man, wie ich nachher darlege, noch einen Verlag beifügen muß, dann kostet das alles viel Geld, aber das Geld ist nich verloren, es wird sich im Gegenteil bald recht gut verzinsen. Weit wichtiger als das Geld, vielleicht sogar die wichtigste Forderung einer erfolgreichen katholischen Kolportage, nennt Hölscher an zweiter Stelle, nämlich ‚eine hervorragende organisatorische Kraft'. Wenn irgend etwas, so ist ein solches Unternehmen ganz auf die Tüchtigkeit seines Leiters angewiesen. Darin ruht auch der Grund, weshalb ich zu der Überzeugung gekommen bin, daß der Buchhandel die katholische Kolportage nie auf die Beine bringen wird. Ich kenne viele Buchhändler, Männer, die in ihrem Fache außerordentlich tüchtig sind, die auch im Rahmen des Sortiments die schönsten agitatorischen Erfolge erzielen, die aber nie und nimmer eine katholische Kolportage zustande brächten. Wie unsere katholischen Vereine, wenigstens soweit sie die Massen des Volkes erfassen, alle den Mangel einer richtigen katholischen Kolportage bitter empfinden, ebenso wird eine katholische Kolportage nur in Anlehnung an alle katholischen Organisationen wirklich emporblühen können. Ich sage nicht, daß sie sich mit denselben identifizieren soll, das wäre ebenso falsch; sie muß vielmehr unabhängig dastehen, selbständig arbeiten, aber hinwiederum den verschiedenen Vereinsorganisationen so nahe stehen, daß sie alle dieselbe als ihre Sache betrachten. Sie muß allen dienen, aller Bedürfnisse befriedigen, nach Möglichkeit aller Wünsche berücksichtigen, aber sie darf nicht, wie es leider auch geschieht, einem dritten, wenn auch noch so guten Zwecke dienstbar gemacht werden. Die Verbreitung guter Literatur ist ein so großer Zweck, daß er sich selbst vollauf genügt und daß alle Mittel, die zu ihm führen sollen, auch ihm allein dienen müssen. Man kann wohl Überschüsse einem dritten Zweck zuführen aber auch das halte ich nicht für gut, sondern auch diese sollten wieder der Volksliteratur und ihrer Verbreitung zufließen. Den Aufbau einer solchen Kolportage denke ich mir ganz einfach. Das erste, was man haben müßte, wäre eine Kolportagezentrale, an deren Spitze diese ‚hervorragende organisatorische Kraft' steht. Die Einrichtung selber müßte selbstredend dem ‚regulären Buchhandel' genau entsprechen; das verlangen ja schon die Bestimmungen des Börsenvereines. Man wird auch gewiß einige Buchhändler haben müssen, die den regelmäßigen Geschäftsgang erledigen, aber damit in diesem ‚Geschäftsgang' nicht alles erstickt, müßte eben über dem Ganzen der leitende Organisator stehen. Dazu das von Herrn Lensing seinerzeit verlangte Netz nicht von Kolportagen, sondern von Kolporteuren. Darin liegt auch eine große Schwierigkeit. Im Jahre 1901 schrieb in den Borromäusblättern der inzwischen verstorbene bekannte Pfarrer Dr. Rody: ‚Die Kolporteure sind ein schwieriges vielfach unzuverlässiges Völkchen. Allein, wenn der Klerus ins Interesse hereingezogen wird, kann es nicht allzu schwerfallen, eine Anzahl brauchbarer Männer für dieses Werk zu gewinnen.' Das gilt auch heute noch. Man kann

eben nicht jeden für dieses nicht gerade leichte Geschäft gebrauchen; er muß beredt sein, muß Mut und Ausdauer haben, darf sich gar nichts und muß sich doch wieder alles gefallen lassen und muß vor allen Dingen ehrlich sein. Daß man bei der letzten Eigenschaft hie und da gründlich hereinfällt, darf die Kolportagezentrale nicht abschrecken, es immer wieder von neuem zu versuchen. Ein entsprechendes Verlustkonto muß in den Jahresvoranschlag von vornherein eingesetzt werden. Daß sich aber in der Tat geeignete Kolporteure finden lassen, haben wir in der Praxis erfahren. Der ‚Münchner Volksschriftenverlag‘ hatte bereits eine ganz stattliche Schar solcher Kolporteure beisammen. Gerade hier zeigt sich aber auch, wie notwendig die Verbindung mit den katholischen Vereinen ist. In ihnen hat man das beste Werbungsgebiet, um geeignete Leute zu finden, die durch die Vereinsarbeit auch die Käufer kennen. Man darf auch nicht glauben, daß man in den ersten Wochen des Bestehens schon ein ‚Netz von Kolporteuren‘ haben könnte und müßte. Man muß die Organisation langsam aber stetig sich entwickeln lassen; in der Stadt, in der die Zentrale sich befindet, anfangen und von dort aus immer größere Netze ziehen. Nicht vergessen sollte man dabei auch die Jahrmärkte. Wieviel Schund wird gerade hier feilgeboten! Hier ließe sich aber auch leicht gute Lektüre, besonders unter das Landvolk absetzen. Ob die Schaffung einer solchen Kolportage, wie Hölscher meint, von katholischer und protestantischer Seite gemeinsam in die Hand genommmen werden kann, möchte ich ernst bezweifeln. Ich stehe sonst auch auf dem Standpunkte, daß wir, wo es eben geht, mit den gläubigen Protestanten zusammengehen sollen, um den gemeinsamen Feind, den Unglauben, abzuwehren. Aber ich glaube, daß es eben auf dem Gebiete der Kolportage nicht geht. Es spielt in den Kolportagebetrieb die Religion bedeutsam herein, nicht nur mit den rein religiösen Schriften, die naturgemäß nach den Konfessionen verschieden sein müssen, sondern auch bei der Unterhaltungsliteratur, die nach dem religiösen Bekenntnisse doch eine bestimmte Färbung erhält. Das schließt aber nicht aus, daß man manche Verlagswerke gegenseitig austauschen und mit in den Verschleiß nehmen könnte. Ich glaube auch, daß die Protestanten eine solche Gemeinsamkeit gar nicht wünschen und erstreben, zumal sie schon eine ziemlich gut arbeitende caritative Kolportage besitzen. Ich darf vielleicht hier einen Gedanken einfügen. So oft ich an einem Sonntagmorgen nach Stuttgart auf den Bahnhof komme und wie alle andern Reisenden von dem dort postierten Kolporteur ein Traktätchen, oder besser gesagt eine kleine gedruckte Sonntagspredigt bekomme, welche die innere Mission dort regelmäßig verteilen läßt, kommt mir der Gedanke, ob es für uns Katholiken in der modernen Zeit nicht angezeigt wäre, das gleiche zu tun. Wenn der hl. Franziskus und der hl. Dominikus sich auf die öffentlichen Straßen und Plätze stellten und das Wort Gottes verkündeten, warum sollten wir es nicht gedruckt in den Bahnhöfen als Reiselektüre verteilen? Ein Haupterfordernis für eine katholische Kolportage aber ist, ‚daß man, wie Hölscher sagt, genügend wirklich Gutes zu verbreiten hat. Und daran hapert es auf katholischer Seite noch‘. Auch das ist sehr richtig. Wir haben eine schöne, religiöse, apologetische, soziale und allgemein volkswirtschaftliche Volksliteratur. Auch die Unterhaltungslektüre für die höheren Stände hat sich im katholischen Deutschland in den letzten zehn Jahren bedeutsam gehoben. Aber in der eigentlichen Volksliteratur, in der

Volkserzählung sind wir arm geblieben, ja ärmer geworden, als wir früher waren. Ich kenne den deutschen Feuilletonmarkt ziemlich genau; ich muß sagen, er ist reich besetzt, oft so reich, daß man nicht weiß, wie man die Wahl treffen soll, aber an wirklich guter Volkslektüre sind wir arm. Man vergleiche nur einmal die Bilderbuchliteratur und man wird finden, wie riesengroß diese angewachsen ist und wie armselig die gute Unterhaltungslektüre unseres Volkes ist. Das gilt allgemein, gilt aber auch von der katholischen Literatur insbesondere. Wir haben eben zu wenig wirklich gute Volksschriftsteller. Und doch glaube ich, daß in unserem Volke, nicht zuletzt im Klerus, manches wertvolle Talent schlummert. Wenn man es nur zu wecken müßte! Solange man aber keine neuen Sachen bieten kann, ist es immer sehr wertvoll und verdienstlich, das alte Gute in neuen Formen herauszugeben. Msgr. Huber ist auch hier vorbildlich vorausgegangen durch die Herausgabe der ‚Münchner Volks- und Jugendschriften'. Die Notwendigkeit zwang ihn dazu und ich habe bei all diesen Erfahrungen die Überzeugung gewonnen, daß man ohne einen Kolportageverlag einen Kolportagebetrieb auf die Dauer nicht führen kann. Beide gehören zusammen, sie müssen sich aus dem Bedürfnisse heraus und im Hinblick auf den finanziellen Erfolg gegenseitig ergänzen. Und ein Drittes gehört noch dazu. Hölscher berichtet von dem Verleger Werner Grosse, der zu seiner Kolportage die Zeitschriften ‚Illustriertes Panorama' und ‚Die Neuzeit' fügte. Das muß man haben, schon um den Kolporteuren einen festen Stock ständiger Abnehmer zu sichern. Auch Msgr. Huber hatte sich das erworben in dem ‚Sonntagsblatt für die kath. Familie', das einen gewissen Grundstock des Volksschriftenverlages bildete. Die Betriebsstellen desselben konnten und sollten zugleich die Kolportagefilialen sein und werden. — Das sind meine Erfahrungen und Anschauungen über die katholische Kolportage in Deutschland. Wenn ich dieselben kurz zusammenfassen soll, so muß ich auf die Frage, die ich als Überschrift gewählt habe, zunächst die Antwort geben, daß ich neben dem Sortimentsbuchhandel eine katholische Kolportage für notwendig erachte. Ich bin nicht der Anschauung, die Falkenberg in seinem Buche ausspricht: ‚Kann er (der Berufsbuchhandel) den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprechen, so mag er abtreten und die Arbeit den katholischen Büchervereinen und der Kolportage überlassen.' Ich meine, wenn auch hie und da das Sortiment in der Kolportage einen Konkurrenten erblicken muß, so ist derselbe durchaus nicht so groß, daß es deshalb in seiner Existenz erschüttert würde. Das Sortiment selbst ist zur Kolportage nicht geeignet und wird dieselbe auch nicht machen. Sortiment und Kolportage sind eben, trotzdem sie dieselbe Materie behandeln, doch wesentlich verschieden. Erheben wir deshalb nicht die Parole: Buchhandel oder Kolportage, sondern Buchhandel und Kolportage. Möge sich aber zur Schaffung der letzteren im katholischen Deutschland endlich das notwendige Geld und vor allem die tüchtige organisatorische Kraft finden! Es gilt etwas Großes zu schaffen, dessen wir in der Gegenwart gar vordringlich bedürfen. Das Wort, das ich vor zehn Jahren am Schlusse meines damaligen Artikels schrieb, möchte ich auch hier wiederholen, denn es gilt heute in noch viel verschärfterer Form: Parvuli petierunt panem et non erat qui frangeret eis ‚Unser Volk hungert nach geistiger Nahrung und keiner ist da, der seinen Hunger stillen wollte.'"

* * *

Über den im gegenwärtigen italienisch-türkischen Kriege oft genannten religiös-politischen Orden der Senussi, der in den unzugänglichsten Teilen der großen afrikanischen Wüste seine Macht entfaltet, gibt in den Historisch-politischen Blättern (Band 150, Heft 4) P. Amussen interessante Aufschlüsse. Der Stifter des Ordens ist Sidi Mohammed ben Ali es Senussi. Er wurde, den zuverlässigsten Berichten nach, im Jahre 1813 zu Tlemcen in Algier geboren. Früh wandte er sich dem Studium der Jurisprudenz zu, das nach mohammedanischem Wesen ein genaues Bekanntsein mit den Lehren des Koran voraussetzt. In Marokko schloß er sich dem damals mächtigen Orden Muley Thayils an. Die Eroberung Algiers durch die Franzosen machte in seinen Augen sein Vaterland zu einem unreinen Lande und der allgemeine Niedergang des Islam fraß an seinem Herzen. Da er aber mehr ein Mann des flammenden Wortes als ein Mann des Schwertes war, verließ er die Heimat und wandte sich nach Mekka. Hier fand er in der Schule des Chadelijah eine Richtung, die den Anschauungen ähnlich war, mit denen er ankam. In manchen Sätzen berührte sich diese Schule mit den Wahabiten und der ausgesprochene Christenhaß zog ihn besonders an. In kurzem war er ausgesprochener Leiter dieser Schule. So sehen wir ihn bald Yemen durchwandern, um neue Schüler zu werben, bald unter den Pilgern in Mekka seine Lehren verkünden. Aus den Schriften Senussis erfahren wir, daß neben Allah bloß lebende Heilige verehrt werden dürfen und daß kein Verstorbener eine besondere Verehrung zu beanspruchen hat, nicht einmal Mohammed. Nur mohammedanischen Herrschern ist Senussi Gehorsam schuldig und auch diesen nur, wenn sie den rechten Glauben haben, d. h. doch wohl, wenn sie dem Orden angehören. Dieser Satz wendet sich offensichtlich gegen das Türkenregiment, das auch sonst manchem Mohammedaner als verkapptes Christenregiment gilt. Des Mannes Kleidung soll alles überflüssigen Schmuckes bar sein, nur die Waffen dürfen mit Edelmetallen geziert sein. Frauen ist es erlaubt, Geschmeide zu tragen. Neben den Spirituosen sind auch Kaffee und Tabak verboten, nur mäßiger Theegenuß ist erlaubt. Zu einem Christen kann ein Senussi in keinem Abhängigkeitsverhältnis stehen. Auch der Handel mit Andersgläubigen ist verboten und man vermeidet am liebsten, mit solchen auch nur zu reden. Was außerdem an Geheimlehren, ohne die es nun ein richtiger mohammedanischer Orden nicht tut, vorhanden ist, entzieht sich natürlich jeglicher Kenntnis. Mit solcher Lehre, die der Stifter des Ordens selber als den Weg Mohammeds, seine Anhänger aber bald als den Weg des Senussi bezeichneten, war in Mekka kein Anhang zu erwerben. Sollte kein Verstorbener besondere Verehrung erfahren, so waren auch die Pilgerzüge verboten und die heiligen Städte kamen um eine gute Einnahmequelle. Senussi verlegte darum bald den Schauplatz seiner Wirksamkeit nach Djar-Abub auf der ägyptischen Oase Siwah, die vorzeiten das Heiligtum des Jupiter Ammon getragen hatte. Hier war er der großen Welt wenigstens so fern gerückt, daß man seine und seiner Anhänger Tätigkeit nicht unmittelbar zu beobachten vermochte, und war doch wieder nahe dabei, wenn sein Orden gebraucht werden sollte. Seinem Sohne Mohammed gab er den Beinamen el Mahdi. Damit knüpfte er an die in mohammedanischen Kreisen verbreitete Meinung an, daß nach unserer Zeitrechnung im Jahre 1883 der letzte Prophet auftreten sollte, der Mohammeds

Werk vollenden und die Welt dem Islam unterwerfen sollte. Ja es gewinnt den Anschein, daß der Stifter des Ordens seinem Sohne die Rolle dieses Propheten, des Mahdi, von vornherein zuwenden wollte. Damit steht nun freilich in grellem Widerspruch, daß der prädestinierte Mahdi sich nicht rührte, als England sich in Ägypten festsetzte und als der Mahdi des Sudan der englisch-ägyptischen Wirtschaft im östlichen Sudan ein vorläufiges Ende setzte und die ganze Welt des Islam erregte, und doch saß der Orden damals schon über 20 Jahre in der Oase Siwah. Und man sprach schon damals davon, daß dem Mahdi der Senussi sämtliche Stämme der östlichen Sahara und die Sultane im freien Sudan bis zum Tsadsee ergeben seien, daß selbst aus dem westlichen Sudan Pilgerkarawanen nach der Oase Siwah kamen, ohne den Weg nach Mekka fortzusetzen, daß vereinzelt auch Ordenshäuser in Asien und Europa zu finden seien und daß der Mahdi mit Leichtigkeit 150.000 Mann ins Feld stellen könne. Bald darauf wurde der Hauptsitz des Ordens südwestwärts in die Kufra-Oasen verlegt. Was dafür bestimmend war, entzieht sich unserer Kenntnis ebenso als was ihn bewog, diesen Hauptsitz für einige Zeit in Ain Galakka aufzuschlagen und dann wieder nach Boema in den Kufra-Oasen zurückzuverlegen. Offenbar ist es der Ordensleitung darum zu tun, in ihrer Tätigkeit weder von den neugierigen Engländern und Ägyptern, noch von den mißtrauischen Franzosen beobachtet zu werden. Das Hauptgebiet des Ordens sind jetzt Tibesti und Borku in der östlichen Sahara und das südlich daran angrenzende Wadai, also eben die Gebiete, in denen die Franzosen ihr Kolonialreich zu befestigen trachten. Der Sultan Duamurah von Wadai, den die Franzosen 1909 aus seiner Hauptstadt Abeschr vertrieben, war ein eifriger Anhänger der Senussi. Flüchtend, aber immer noch von einer Anzahl von Getreuen umgeben, kam Duamura zu Taiaschadie, dem Sultan von Massalit, der auch mit seinem Volke für den Weg des Senussi gewonnen wurde, wenn er ihm nicht schon vorher anhing. Die Sultane haben dann im Bunde miteinander die Kolonne Fiegenschuh vernichtet und den Tod des Oberstkommandierenden Moll bei Dridschele verschuldet. Da nun die Senussibewegung bestimmt auch Kanem und Kuti ergriffen und damit die Ufer des Tsadsees erreicht hat, und da die Herrscher dieser Gebiete sich gern mit dem Ehrenbeinamen es Senussi schmücken, so kann die Senussibewegung den Europäern noch allerlei zu raten aufgeben.

* * *

Als wichtigste Quelle für die Beurteilung Rousseaus wurden die längste Zeit die Memoiren seiner Geliebten, der Madame v. Epinay angesehen. Da ihr Wohlwollen für Jean Jaques feststand, mußten ungünstige Urteile um so vernichtender wirken. Nun hat die Engländerin Frederica Macdonald in einem umfangreichen Werke den Beweis geführt, daß die genannten Memoiren in allen ihren Urteilen über Rousseau systematisch zu dessen Ungunsten gefälscht worden sind. Und zwar sollen die Fälscher keine geringeren als die beiden Enzyklopädisten Grimm und Diderot sein. Ein Artikel „Rousseau in neuem Lichte“ von Karl Müller-Homberg im Juniheft des „Türmer“ bietet u. a. folgende Einzelheiten über diese seltsame Tatsache, durch die die Beurteilung des Menschen Rousseau vielfach eine neue Grundlage erhält. „Die erste Nieder-

schrift der ‚Memoiren' der Frau v. Epinay, also das Originalmanuskript, wurde im Jahre 1883 aufgefunden. Bedauerlicherweise ist das Manuskript keiner näheren Prüfung unterzogen worden. Die Wahrheit über Rousseau wäre dann zwanzig Jahre früher ans Tageslicht gekommen. Das Original besteht aus 185 Heftchen, denen der Umschlag fehlt. Zierliche Bändchen halten die Blätter jedes Heftchens zusammen. Von dem Manuskript befinden sich 140 Hefte auf der Bibliothèque des Archives, der Rest ist Eigentum der Bibliothèque de l'Arsenal. In diesem Manuskript gibt Frau v. Epinay ihre Lebenserinnerungen wieder. Ausführlich schildert sie ihre Beziehungen zu ihren Freunden, und sie verfehlt nicht, eine scharf gezeichnete Charakteristik ihrer Person einzuflechten. Frau v. Epinay verwendet fingierte Namen. Sie selbst tritt auf als Madame de Montbrillant, Rousseau als René, Grimm als Volx, Diderot als Garnier usw. Eine flüchtige Untersuchung der Blätter zeigt uns, wie neben der zierlich-nervösen Handschrift der Verfasserin die Züge einer Männerhand auftauchen. Ihre Tätigkeit erstreckt sich auf den Teil des Manuskriptes, der sich vornehmlich mit den Beziehungen der Frau v. Epinay zu Rousseau beschäftigt. Dieser Teil umfaßt ungefähr die letzten 50 Heftchen. Der ‚Verbesserer' des Manuskriptes hat ganze Seiten aus demselben herausgeschnitten, neue Blätter eingeklebt und beschrieben. Zuweilen gibt die fremde Handschrift bloß in großen Zügen den Umriß für die von einem Dritten vorzunehmende ‚Umarbeitung' des Urteils der Frau v. Epinay. So heißt eine Generalanweisung: ‚Es ist René (d. h. Rosseau) von vorn zu beginnen. Er muß geschildert werden, wie er auf Spaziergängen und bei Unterhaltungen verrückte Sätze verteidigt. Dann muß man seine Liebe und Hingabe für Frauen merken, die alles hinter sich läßt, und man muß seine freche Hofmacherei zeigen.' Die Anweisung deutet sogar an, wie eine Unterhaltung Rousseaus mit Frau v. Epinay aus den Fingern zu saugen ist. Wo das Herausschneiden von Blättern nicht notwendig war, hat man weniger radikal mit dem Manuskript verfahren. Durch Randberichte ist der Text ‚ergänzt' worden. Diese ‚Ergänzungen' sind teilweise umfangreich. An andern Stellen hat man die zierliche Handschrift der Verfasserin durchstrichen und dann über und unter die Zeile geschrieben. So derb die ursprüngliche Schrift auch mit Federstrichen bedacht worden ist: hin und wieder ist doch zu entziffern, wie günstig das Urteil über Rousseau lautete. Diese Urteile zu beseitigen, war das Bestreben der Eindringlinge. Sie tauchten die raffiniert gebrauchte Feder förmlich in Gift und Galle, und zwar überall da, wo Madame de Montbrillant eine gute Meinung über ihren Freund René äußerte und die Fehler desselben auf das Konto des Menschlichen, des Allzumenschlichen setzte. Madame de Montbrillant muß von einer aus großen Gesichtspunkten gebildeten Weltanschauung heraus geurteilt haben. — Die brennende Frage ist: ‚Wer waren die Eindringlinge?' Niemand anders als Grimm und Diderot! Eine mit peinlicher Gewissenhaftigkeit vorgenommene Handschriftenvergleichung schreitet vom Verdacht und von der Vermutung zu der felsenfesten Gewißheit, daß nur Grimm und Diderot in Frage kommen! Wir sind nicht etwa gezwungen, diese literarische Ungeheuerlichkeit von der Frau Macdonald auf Treue und Glauben entgegenzunehmen — nein: der Leser ist in der Lage, die scharfen Schlußfolgerungen der Verfasserin an der Hand zahlreicher Faksimiles nachzuprüfen, wie überhaupt das Werk auf streng wissenschaftlicher Basis

vorgeht. — Die indirekten Beweismittel des Werkes einer Prüfung zu unterziehen, führt hier zu weit. Ich bemerke nur, daß sie die Fesseln um Grimm und Diderot nur noch fester schlingen. Das Buch hat beide als literarische Fälscher an den Schandpfahl gebunden. Manchem mag dieses Urteil zu hart dünken. Hat man aber Frau Macdonalds Werk hinter sich, so überkommt einen das Gefühl des Abscheus und der Verachtung vor solchen lichtscheuen Taten. Es handelt sich hier nicht etwa bloß um die Abgabe eines Urteils der beiden über Rousseau, das durch persönliche Voreingenommenheit, ja zehrenden Haß in seiner Sachlichkeit mehr als getrübt wurde! Derartige Handlungen, so verwerflich sie sind, rechtfertigen nicht den Vorwurf direkter Fälschung. Der springende Punkt ist der, daß Grimm und Diderot einig waren in dem Plan der Manuskriptunterschiebung! Das Original sollte verschwinden. Daß es nicht geschah, war durch die bewegten Zeitumstände bedingt; daß es aber geschehen sollte, zeigen die unverblümt gegebenen Anweisungen, wie die Fälschungen vorzunehmen seien. Wir haben uns, um dieses Gebaren zu beleuchten, mit der Wiedergabe einer Probe begnügt. Nun sind gerade diese Direktiven geeignet, Grimm und Diderot auf das schlimmste zu kompromittieren. An der Beseitigung des Originals mußten beide das größte Interesse haben. Einfach kann die Ausführung des Planes nicht gewesen sein, da es erwiesen ist, daß verschiedene Mitwisser um die Frau v. Epinayschen Memoiren gewußt haben. Sie mußten, bevor man zu Werke gehen konnte, das Zeitliche segnen. Dieser Umstand wirft ein helles Licht auf die sonst nur ungenügend zu erklärende Ursache des auffallend späten Erscheinungstermins der Memoiren. Rousseau starb 1778, Frau v. Epinay 1783, die letzte intime Freundin des Rousseauschen Kreises im Jahre 1813. Recht prompt tauchten dann 1814 die ersten Nachrichten über die Memoiren der Frau v. Epinay auf, und im Jahre 1818 erschienen sie im Druck. Es war Grimm und Diderot nicht vergönnt, das gefährliche Urmanuskript zu beseitigen, nachdem von der ‚revidierten' Handschrift Abschriften genommen waren."

* * *

In demselben Hefte des „Türmer" finden sich einige treffliche Bemerkungen von Paul Dahn über Auto-Auswüchse. Die Eisenbahn war nicht nur ein technischer nnd wirtschaftlicher, sondern auch ein sozialer Fortschritt, da sie das Reisen demokratisierte. Mit Post und Wagen konnten nur wohlhabende Leute reisen. Heute reist sozusagen jedermann. In Deutschland entfallen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 540 Kilometer Eisenbahnfahrten mit einer Ausgabe von rund 12 Mark. Anders das Automobil. In der Schnelligkeit hat es keinen Fortschritt gebracht und noch weniger die Beförderung verbilligt. Vielmehr ist es im wesentlichen ein Verkehrsmittel der Wohlhabenden und Reichen geworden und wirkt sozial rückschrittlich. Diese Wirkung wird noch verschärft durch die ihm eigenen Unanehmlichkeiten, Schäden und Gefahren. Stinkwagen wird es genannt, weil es die Luft verpestet. Schädlich sind die Staubwolken, die es aufwirbelt. Gemeingefährlich ist die Schnelligkeit, die es entwickeln kann und vielfach auf offenen Straßen zeigt — bis zu 100 Kilometern stündlich trotz aller polizeilichen Vorschriften. In den Straßen Berlins durfte bis 1848 nicht geraucht werden! Heute werden sie verpestet durch die Automobile. Es ist den Kraftwagenführern in Berlin streng verboten,

die schädlichen Gase auspuffen zu lassen. Dieses Verbot wird unter den Augen der Schutzleute fortgesetzt übertreten, oft derart, daß die Benzindämpfe die ganze Straße bedecken. Nach einem von Abgeordneten Strosser im preußischen Abgeordnetenhause gemachten Vorschlag sollten in Berlin die Benzindroschken ganz verboten und nur elektrische Droschken zugelassen werden. Nicht minder schädlich für Stadt und Land ist die lästigste Begleiterscheinung des Automobilverkehrs, das Aufwirbeln endloser Staubwolken. Auch dagegen geschieht fast nichts, obwohl sich die Gegenwart ihrer vorgeschrittenen und erfolgreichen Gesundheitspflege rühmt. Vielleicht ist einmal Abhilfe zu hoffen, wenn die Landwirte sich erheben und gegen die Verstaubung ihrer Feldfrüchte Verwahrung einlegen, wenn die Hausbesitzer in den Hauptstraßen der Städte, in den Vororten oder in schönen Gegenden aufstehen und die Entwertung ihrer Häuser feststellen, nachdem sich die zahlungsfähigen Mieter, die auf ungestörte Ruhe und reine Luft sehen, vollends zurückgezogen haben. Noch bedenklicher sind die unmittelbaren Gefahren der Automobile für Leib und Leben. Auf sämtlichen vollspurigen deutschen Eisenbahnen mit einem Verkehr von 33.700 Millionen Personenkilometern wurden im Jahre 1909 mehr oder minder erheblich verletzt 3301 Personen. Dagegen nach der amtlichen Stastistik für 1911 von den 40.000 Automobilen und 20.000 Kraftfahrrädern nicht weniger als 4262 Menschen. Unter den von der Eisenbahn Verletzten befanden sich 704 Reisende, 1926 Bahnbeamte und 671 andere Personen; unter den von Automobilen Verletzten dagegen 702 Insassen, 311 Führer und 3249 unbeteiligte Personen. Den Tod erlitten durch die Eisenbahn 124 Reisende, 535 Bahnbeamte und 350 andere Personen; durch Automobile 49 Insassen, 24 Fahrer und 270 unbeteiligte Personen. Sämtliche vollspurigen Eisenbahnen Deutschlands vernichteten 1909 nach der amtlichen Statistik 1009, die Automobile 1911 dagegen 343 Menschenleben. Vergleicht man den riesigen Verkehr der Eisenbahnen, ihre 27.000 Lokomotiven und 56.000 Personenwagen, mit dem Verkehr der 60.000 Automobile, so ergibt sich, daß die Eisenbahnen für Reisende und Unbeteiligte nahezu gefahrlos sind, dagegen unvergleichlich gefährlicher die 40.000 Automobile (die 20.000 Kraftfahrräder haben sich fast ganz unschädlich gezeigt). Diese 40.000 Automobile führten zu 8431 Unfällen. Von je 100 Automobilen richteten demnach je 14 Unheil und Schaden an und zwar ganz überwiegend gegen unbeteiligte Personen. Von den schuldigen Führern entwischten 668 durch rasche Flucht, nur 151 wurden nachträglich ermittelt. Die noch immer hohe Zahl der Führer, die schuldbewußt davonsausten und sich der Verantwortung entzogen, zeigt den Automobilunfug in einem sehr häßlichen Licht. Zuweilen mögen dabei „schwarze“ Fahrten in Frage kommen, das heißt Fahrten, die von den Führern zu eigenem Vergnügen ohne Erlaubnis der Besitzer unternommen werden. In 2338 Fällen erfolgte die Einleitung des gerichtlichen Strafverfahrens. Mit welchem Erfolge? Welche Strafen wurden verhängt? In wieviel Fällen kam es zur Entschädigung der Verletzten? Darüber gibt die Statistik keine Auskunft. In vielen Fällen kam es nur zu Verwarnungen oder geringen Polizeistrafen. Das Automobilgesetz vom 3. Mai 1909 gestattet die Entziehung der Fahrerlaubnis. Davon soll bisher nur ganz vereinzelt Gebrauch gemacht worden sein. Schon Bismarck wunderte sich über die gerechte Schärfe der Verurteilungen in Eigentumsfragen neben der außerordentlichen

Nachsicht gegen Körperverletzungen. Was würde er wohl zu der milden Beurteilung der Automobilausschreitungen gesagt haben? In Berlin machte ein Automobil durch das übliche rücksichtslose Fahren die Straßen während der Nachtzeit unsicher, eines unter vielen. Man ergab sich in das anscheinend Unvermeidliche. Als sich aber herausstellte, daß das Automobil gestohlen war und von einer Einbrecherbande zu nächtlichen Raubzügen benützt wurde, als nicht nur die Gefährdung von Menschenleben, sondern auch die Verletzung des Eigentums in Frage kam, da erhöhte sich die Wachsamkeit der zuständigen Stellen. Das Automobil wurde mit seinen Inhabern ermittelt und unschädlich gemacht. Auch am Rhein sind Räubereien mit Hilfe von Automobilen begangen worden. Frankreich marschiert an der Spitze dieser Zivilisation. Wochen hindurch wurde die Pariser Bevölkerung durch eine Bande in Schrecken versetzt, die Raub und Mord mit Automobilen neuester Gattung betrieb, bis es endlich der Polizei gelang, sie unschädlich zu machen. Auch in Belgien und New-York sind Raubzüge von Verbrechern in Automobilen begangen worden. Voraussichtlich wird das moderne Verbrechertum in Zukunft das Automobil als geeignetes Mittel für seine Zwecke noch stärker heranziehen, und dann ist vielleicht zu hoffen, da das Eigentum in Betracht kommt, daß die Behörden strengere Maßregeln ergreifen gegenüber einem technischen Verkehrsfortschritt, dessen Auswüchse in volksgesundheitlicher, sozialer und sittlicher Hinsicht ungleich größer sind als seine auf sehr enge Kreise begrenzten Vorteile. In seiner bereits erwähnten Rede hat der Abgeordnete Strosser im preußischen Abgeordnetenhause einige der ärgsten Auswüchse des Automobilverkehrs, die Unzulänglichkeit der Gesetzgebung und die mangelhafte Durchführung der bestehenden Bestimmungen gekennzeichnet. Er erachtete die erlaubte Geschwindigkeit von 25 Kilometern stündlich für Berlin und andere Städte zu groß, verlangte die Einführung von Geschwindigkeitsmessern und beklagte nachdrücklich die lässige Haltung der Polizeiorgane, auch die Zaghaftigkeit der zuständigen Ministerien. Das Automobilwesen erfreut sich hoher Gönnerschaft, und deshalb scheuen sich die verantwortlichen Kreise, wirksame Maßregeln gegen seine Auswüchse zu ergreifen. Zunächst sollten dem Automobilverkehr nicht ohne weiteres alle Straßen und Wege offenstehen, sondern nur bestimmte Straßen gestattet werden. Erscheint diese Beschränkung zu weitgehend, so sind Verbote des Automobilverkehrs für schmale oder belebte Straßen in Betracht zu ziehen, nötigenfalls nach dem Vorgange Österreichs und der Schweiz für ganze Bezirke, ferner in der Nähe großer Städte oder Sommerfrischen, wo weitere Bevölkerungskreise von dem Staub und Gestank belästigt werden, für Sonn- und Feiertage. Die Fahrer müssen eine Prüfung abgelegt haben und mindestens dreißig Jahre alt sein. Alle Automobilbesitzer haben besonderen Kassen beizutreten, aus denen die angerichteten Schäden gedeckt werden, insbesondere solcher Automobilführer, die sich nach Unfällen der Untersuchung durch rasche Flucht entziehen. Auswärtige Automobilbesitzer haben bei ihrem Eintritt in Deutschland eine angemessene Bürgschaft zu hinterlegen und einen Jahresbeitrag zu der Haftpflichtkasse zu leisten. Diese Bestimmungen müssen für das ganze Reich in Kraft treten, damit neue häßliche Erscheinungen, wie der Verruf der Automobilisten gegen das Herzogtum Gotha infolge der Einführung von Straßenabgaben, verhindert werden.

* * *

Über einen **nordindischen Katholikentag** berichtet P. Jos. Abs in den „Katholischen Missionen" (Sept. 1912): „Die deutschen Katholikentage sind vorbildlich geworden für die ganze Welt. ‚Our Katholikentag', so betitelte der ‚Herald' in Kalkutta die Versammlung der Katholiken Vorderindiens vom November v. J. Schon lange ging der Ruf durch Indien nach einem festen Verbande aller indischen Katholiken. Vor acht Jahren war der Zusammenschluß auf dem Generalkongreß des Dritten Ordens zu Allahabad angeregt worden, aber es verblieb bei einigen kleinen Organisationen. Im verflossenen Jahre nun erschien eine Broschüre: Awake and unite — ‚Wacht auf und verbindet euch', die zündete. Wenigstens Nordindien war gewillt, eine geschlossene Organisation der Katholiken zur Förderung ihrer Interessen auf religiösem, sozialem und staatsrechtlichem Gebiete zu schaffen. Ein allgemeiner Katholikentag sollte die Einleitung dazu bilden. Am 15. November wurde er zu Kalkutta eröffnet. Den Vorsitz führte der Erzbischof dieser Stadt, Msgr. Meuleman S. J. Die Zahl der Teilnehmer belief sich auf etwa 10.000. Wie P. Abs mitteilt, entwickelte der Erzbischof klar und scharf die Pläne, die die Katholiken mit Energie zu verfolgen hätten. Ein wahrhaft religiöser Mann, sagte er, wird in die Kirche gehen und seine religiösen Pflichten erfüllen. Aber er wird noch mehr tun, er wird die Grundsätze seiner Religion im häuslichen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben zur Geltung bringen. Was vom Einzelnen in seinen persönlichen Handlungen wahr ist, ist auch wahr von der Gesamtheit. Die katholische Gemeinschaft als geschlossenes Ganze kann sich nicht gleichgültig verhalten zu Fragen wie Ehegesetze und Ehescheidung, Erziehung, Kinderschutz, öffentliche Moral, Armenpflege usw. Zur Lösung dieser und ähnlicher Fragen bringt das Christentum Licht und Anregungen, die sich weit von dem entfernen, was ökonomische oder sogenannte philanthropische Erwägungen und Beweggründe ersinnen können. Die katholische Gemeinschaft hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die richtige Lösung solcher Probleme zu erstreben, zu erreichen, nicht nur als Sache des Selbstschutzes, sondern auch als positiven Beitrag zur Wohlfahrt der Gesellschaft, von der sie ein Teil ist. — Die praktische Folge des ersten Katholikentages war die Gründung des ‚Katholischen Verbandes von Bengalen zur Förderung der katholischen Interessen'. Er umfaßt die eigentliche Provinz Bengalen mit einer Katholikenzahl von 200.000 Seelen.

* * *

Druckfehler-Berichtigung. In dem Aufsatze „Zeit und Ewigkeit" von Hofrat Dr. O. Willmann (Heft 3 dieses Jahrganges der „Kultur") sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 259, Z. 22 v. o.: von (st. vor) Gott; S. 262, Z. 15 v. u.: Kijun, Kochab, Dagon; S. 264, Z. 3 v. o.: Verlangsamung (st. — keit) u. S. 264, Z. 11 v. o.: Raumes (st. Raumen).

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Inhalt des dreizehnten Jahrganges.

Gedichte.

Umschau.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.